This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 44J7 I

3054

110

יהוה

Niedner 3684

Die

Religion

der

Griechen und Römer,

der alten Aegypter, Indier, Perser und Semiten.

Von

Dr. Moritz Wilhelm Heffter,

Königl. Professor und Prorector am Gymnasium zu Brandenburg, Mitglied des Vereins für märkische Geschichte in Berlin und der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig.

Zweite

sehr vermehrte und vervollständigte Ausgabe.

Brandenburg.

1848.

Druck und Verlag von Adolph Müller.

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Die erste Ausgabe meiner Schrift: „die Religion der Griechen und Römer," ist in folgenden Zeitschriften einer öffentlichen Würdigung unterworfen worden: in der Literar. Zeitung 1845. No. 70., in den Münchner gel. Anzeigen 1845. No. 229—31., in Gersdorf's Repertorium 1846. 13. H., in Mager's Revue 1846. XII. Bd. 5. H, in d. Mittelschule 1846. 2. H., in der Jen. Liter. Zeit. 1846. No. 25., in der Zeitschr. f. Alterthumsw. 1847. No. 41. u. 42.

Das Urtheil ist im Allgemeinen durchaus günstig ausgefallen, günstiger fast, als ich es erwarten mochte bei der großen Menge von Schwierigkeiten, die ich bei der Abfassung zu überwinden gehabt. Denn ich hatte ja ein fast ganz neues Feld anzubauen, einen neuen Weg anzubahnen, wenn auch hin und wieder Vorarbeiten geschehen waren. Um nun diese Gunst des Publikums zu lohnen und demselben mein Werk noch makelloser zu geben, noch brauchbarer zu machen, habe ich mich entschlossen und meinen Herrn Verleger, der dazu gern die Hand bot, vermocht, ein Heft Nachträge und Ergänzungen zu liefern, um das zu verbessern und nachzuholen, was mangelhaft befunden worden ist, nicht in dürftiger, magerer Abgebrochenheit, sondern in möglichst zusammenhängenden, verarbeiteten Artikeln. Auch ist man in der neuesten Zeit auf diesem Gebiete des antiken Forschens so

thätig gewesen, daß seit dem Erscheinen meines Buches schon wieder eine Menge Aufklärungen zu Tage gefördert sind. Demnach überkommen die Besitzer meines Werkes, ohne eine neue Auflage abwarten zu müssen, schon jetzt die Möglichkeit, mit dem gegenwärtigen Höhenpuncte der betreffenden Wissenschaft bekannt zu werden und, theils zu eigener Belehrung theils zum etwanigen Behufe von Lehrvorträgen, den erforderlichen Vorrath an Stoff ohne Mühe vor- und zusammenzufinden. Insbesondere aber ist mir darum zu thun gewesen, die mit der griechischen und römischen durch Synkretisirung gewisser Gottheiten verwandt gewordenen Religionen näher in's Licht zu setzen, damit das eigentliche Sach-Verhältniß noch klarer vor Augen trete. Die Geschichte dieser Religionen, hier zum ersten Male, wenigstens im Grundrisse, gegeben, wird hoffentlich als etwas ganz Neues Manchem willkommen sein. Ganz vornehmlich indessen glaube ich hervorheben zu müssen, daß ich noch einen Schritt weiter zurückgegangen bin in der griechischen Alterthumskunde und das Verhältniß des hellenischen Volkes in religiöser Beziehung auch zum indogermanischen Urstamme versucht habe ins Licht zu setzen. Auf diesem Felde war ich allein nicht tüchtig genug; ich habe mich daher an einen Gelehrten gewendet, der der Sache kundig und freundlichst-aufopfernd genug war, um mir mit Rath und Belehrung beizustehen. Die Freunde meines Werkes werden mir solches hoffentlich Dank wissen: mein Buch hat dadurch unbezweifelt an Vollständigkeit und Belehrung gewonnen.

Im Einzelnen hätte ich wohl auch noch manche Zusätze zu machen; ich verspare sie auf eine passendere Gelegenheit.

Brandenburg, den 3. Mai 1848.

Dr. Hefftter.

Inhaltsverzeichniſs.

Erſter Theil.

Die Religion der alten Griechen.

Einleitung (S. 1—20.).

I. Abſchnitt: Das Intereſſe der Religion der alten Griechen: für jetzt noch, und für immer (S. 1—15.).

II. Abſchnitt: Die Grundſätze, nach welchen der Gegenſtand abgehandelt ſein will, und in dem gegenwärtigen Werke abgehandelt werden ſoll (S. 16—20.).

Erſte Abtheilung: Die Geſchichte dieſer Religion (S. 21—112.).

Zweite Abtheilung: Die griechiſche Religion an ſich (S. 113—432.).

Einleitung (S. 113—116.).

I. Die Gottheiten des lichten Oberreiches (S. 117—370.).

A) Die Weſen des Himmels und des Aethers (S. 117—170.).

1. Uranus. 2. Zeus. 3. Dione. 4. Helios. 5. Die Mondgöttin Selene, Mene und Jo. 6. Eos und Hemera. 7. Perſe und Pandroſos. 8. Die Winde. 9. Iris. 10. Die Horen.

B) Die Gottheiten menſchlicher Zuſtände und Verhältniſſe (S. 171—370.).

a) Der Kreis der erotiſchen und Ehe-Gottheiten (S. 171—221.).

1. Aphrodite. 2. Eros. 3. Anteros. 4. u. 5. Himeros und Pothos. 6. Peitho. 7. Hymen oder Hymenäus. 8. Hera. 9. Eileithyia.

b) Haus und Staat (S. 222—230.).

1. Hiſtia oder Heſtia. 2. Themis.

c) Der Kreis der Gottheiten der Güter des Glückes und des Geschickes und der Strafe (S. 230—248.).

1. Die Moiren. 2. Tyche. 3. Nemesis. 4. Ate. 5. Die Erinnyen oder Eumeniden.

d) Der Kreis der Götter menschlicher Fertigkeiten und Beschäftigungen (S. 249—328.).

1. Pallas, Pallas Athene, Athena. 2. Hermes. 3. Die Musen. 4. Prometheus. 5. Hephästos. 6. Die Chariten. 7. Herakles. 8. Die Dioscuren: Castor und Pollux (Polydeukes). 9. Ares. 10. Enyo. 11. Enyalios. 12. Pan.

e) Die Götter der Erfolge menschlicher Thätigkeiten (S. 329—339.).

1. Kronos. 2. Aristäus. 3. Die Göttinnen des Segens beim Mahlen des Getreides. 4. Rhea. 5. Nike.

f) Die Götter körperlicher Zustände (S. 339—369.).

1. Hypnos. 2. Hebe. 3. Hygieia. 4. Asklepios. 5. Artemis und Hekate. 6. Thanatos. 7. Die Ker und die Keren. 8. Apollo.

g) Die Götter moralischer Eigenschaften (S. 370.).

II. Die Gottheiten der Unterwelt (S. 371—412.).

1. Nyx. 2. Leto. 3. Ge oder Gäa. 4. Hades oder Aïdoneus. 5. Demeter. 6. Persephone (und Kora). 7. Damia und Auxesia. 8. Dionysos (Bacchus). 9. Cabiren. 10. Hyacinthus.

III. Die Gottheiten des Wasserelementes (S. 413—431.).

A) Die Nymphen (S. 413—417.).

1. Die Hyaden. 2. Die Plejaden.

B) Flußgötter (S. 418 f.).

Achelous.

C) Meergottheiten (S. 419—431.).

1. Palämon. 2. Ino. 3. Leucothea. 4. Thetis. 5. Poseidon

Schluß (S. 432.).

Zweiter Theil.

Die Religion der alten Römer.

Einleitung (S. 433—445.).

I. Abschnitt: Das Wesen dieser Religion.

II. Abschnitt: Das Interesse dieser Religion für jetzt, und für immer.

III. Abschnitt: Die Grundsätze, nach welchen das Ganze behandelt sein will und hier behandelt werden soll.

Erste Abtheilung: Die Geschichte dieser Religion (S. 446—480.).

Zweite Abtheilung: Die Religion der alten Römer an sich oder die einzelnen Culte (S. 481—580).

Einleitung (S. 481 f.).

I. Die Gottheiten des lichten Oberreiches (S. 483—575.).

A) Die Gottheiten physischer Gegenstände und Kräfte (S. 483—499.).

1. Jupiter. 2. Juno. 3. Sol. 4. Luna. 5. Mater Matuta. 6. Wind- und Sturmgötter. 7. Vulcanus. 8. Wassergottheiten: α) Fontus, β) Quellgöttinnen, γ) Flußgötter, δ) Meergottheiten: Neptunus, Portunus, Salacia, Neverita, Tranquillitas, Venilia.

B) Die Gottheiten menschlicher Verhältnisse und Zustände (S. 499—575.).

a) Des Hauses und der Familie (S. 499—509.).

1. Vesta. 2. Penaten. 3. Laren und Larvä.

b) Des physischen Lebens und physischer Zustände (S. 510—516.).

1. Genius. 2. Die Gottheiten der Zustände nach der Geburt. 3. Juventus. 4. Pollentia. 5. Fessonia. 6. Strenua. 7. Salus. 8. Averruncus. 9. Febris. 10. Aesculapius. 11. Apollo.

c) Geistiger Zustände (S. 517—528.).

α) Intellectueller Eigenschaften (S. 517—519.).

1. Minerva. 2. Mens.

β) Moralischer Eigenschaften (S. 520—524.).

1. Pudicitia. 2. Pietas. 3. Fides. 4. Concordia. 5. Virtus.

γ) Affecte (S. 524—528.).

1. Spes. 2. Pallor und Pavor. 3. Venus. 4. Amor und Cupido. 5. Voluptas und Volupia. 6. Volumnus, Volumna und Peta.

d) Des ehelichen Verhältnisses und der Geburten (S. 528—531.).

1. Die Camelia Virgines. 2. Talassio. 3. Diana.

e) Die Gottheiten menschlicher Beschäftigungen (S. 531—565.).

α) Oeconomisches (Landbau und Viehzucht) (S. 531—556.).

1. Terra oder Tellus. 2. Saturnus. 3. Ops. 4. Mars. 5. Silvanus. 6. Faunus. 7. Terminus. 8. Ceres. 9. Liber und Libera. 10. Die Göttin Dia (Dia Dea). 11. Die gute Göttin (Bona Dea). 12. Die große Mutter (Magna Mater). 13. Robigus und Robigo. 14. Flora. 15. Vertumnus. 16. Pomona. 17. Annona. 18. Der oder die Pales.

β) Handel (S. 556 u. 557.).

Mercurius.

γ) Krieg (S. 557—565.).

1. Bellona. 2. Quirinus. 3. Prästana. 4. Hercules. 5. Die Dioscuren oder Castoren. 6. Vica oder Vice Pota und Victoria oder Dea Vincia.

f) Die Gottheiten der Weissagung, des menschlichen Geschickes und Glückes (S. 565—575.).

1. Fatum und Fata Scribunda. 2. Parcen. 3. Janus. 4. Anna Perenna. 5. Camena und Carmenta. 6. Fortuna. 7. Felicitas oder Faustitas. 8. Libertas. 9. Pax. 10. Vacuna. 11. Honor. 12. Nemesis.

II. Die Gottheiten der Unterwelt (S. 576—579.).

1. Manen. 2. Terra oder Tellus. 3. Dis und Proserpina.

Schluß (S. 580.).

Die Religion der alten Griechen.

Einleitung.

I. Abschnitt.

Das Interesse der Religion der alten Griechen: für jetzt noch, und für immer.

Die Religion der alten Griechen ist diejenige bestimmt begrenzte, specielle Aeußerung der allgemeinen Anlage im Menschen für Gottesglauben und für Gottesdienst, wie sich solche gerade unter diesem Volke ausgebildet und gestaltet hat.

Trotz dem, daß dieselbe bereits seit anderthalb tausend Jahren nicht mehr geübt wird, einer bessern hat weichen müssen, ist sie darum doch nicht alles Interesses baar und ledig geworden. Im Gegentheil bietet sie so viele merkwürdige und glänzende Seiten dar, daß ihre Kunde nicht nur jetzt nicht überflüssig und unnöthig geworden ist, sondern nie wird entbehrt werden können.

Zuerst ist sie ja überhaupt als Religion, die zum Gegenstande hat die Erkenntniß des höchsten Gegenstandes menschlicher Erkenntniß, von allgemeinem Interesse. Sie ist ein Zeugniß, daß auch den Griechen der Gottesglaube nicht fremd war, und weil wir nirgends woher erfahren, daß sie denselben erst von einem andern Volke überkommen hätten, eine Bestätigung mehr des Satzes, daß kein Mensch, kein Volk ohne Religion sei, daß Gott sich selbst und sein Dasein uns von Hause aus offenbart, den Glauben an ihn uns ins Herz gelegt und gleichsam als Mitgift für die Wanderung durchs irdische Leben gewährt habe, damit wir doch wüßten, uns mit unsern Gedanken in dieser Welt zurecht zu finden, uns selbst und das All zu begreifen, und darnach zu handeln mit weisem Maaße. Sehr schön sagte neuerdings Ullmann: »Eine Pflanze kann nur gedeihen in der mütterlichen Erde, unter der Einwirkung der Sonne und der Luft, des Thaues und des Regens; aber keine Sonne und keine Luft, keine Feuchtigkeit

und keine Wärme sind je im Stande, aus einem Kiesel oder Sandkorn eine Pflanze hervorzulocken; ein Keim muß da sein, und in diesem ein Lebenstrieb, sonst entsteht keine Pflanze. Gleicher Weise muß auch im Menschen ein Keim sein, eine Anlage und Vorbildung von dem, was sich aus ihm entwickeln soll; denn es kann aus ihm nichts herausgebildet werden, was nicht der Potenz nach schon in ihm ist.« Auch die griechische Religion hätte nicht eine Religion werden können, wenn nicht im Griechen selbst — Religion lag.

Sie ist aber auch eine bestimmte, eigenthümlich ausgeprägte, individuelle Form der Aeußerung jener rein geistigen Idee und jenes mächtigen Naturdranges im Menschen, das Walten eines höchsten Wesens in der Welt anzuerkennen und diese Anerkennung an den Tag zu legen, eine Form, die unter gewissen obwaltenden Verhältnissen entstand und sich gerade so bilden mußte, als sie sich gestaltet hat, weil eben diese Ursachen, diese Umstände obwalteten. Sie ist eine Phase, die das Menschengeschlecht hinsichtlich seines religiösen Bewußtseins und seines Gottesdienstes durchlaufen hat, um zu einer würdigen, um zur rechten Form zu gelangen. Nur wollen wir nicht, mit einer der neuesten Philosophien, annehmen, daß diese Phase eine unbedingt nothwendige, eine von Anfang an in dem Reiche der Dinge unabänderlich angeordnete gewesen sei: eine Annahme, die der Freiheit des menschlichen Denkens und Handels und dem menschlichen Bewußtsein widerspricht und den menschlichen Productionen und den historischen Thatsachen allen Reiz und alle Farbe raubt. Unter den unendlich vielen und mannigfaltigen Formen, welche dem Menschen bei seiner Freiheit zu denken, Gedachtes zu verknüpfen, zu handeln, zu Gebote stehen, hat der Grieche, hinsichtlich der Gottesverehrung, nun gerade die seinige gewählt, sei es mit, sei es ohne klares Bewußtsein: darauf kommt es nicht an; war doch das Gefühl, das Gemüth, der Geist des Menschen überhaupt dabei thätig.

Die griechische Religion ist also auch eine Hervorbringung des menschlichen Geistes, und insofern nicht minder von Werthe wie jede solche Schöpfung; sie ist ferner eine der früheſten, eine der ältesten Religionen, die wir kennen; sie rührt von einer Nation her, die wir unbedenklich die geistreichste, die merkwürdigste des Alterthums nennen können, die zu erfassen und nach allen Seiten hin zu würdigen für unsere schönste und erhebendste Aufgabe gelten muß. Die Religion ist weiter bei jedem Volke eine der beachtungswerthesten, oder vielmehr die beachtungswertheste Erscheinung, nach der solches insonderheit beurtheilt werden muß. »Um ein Volk zu würdigen,« sagt so schön als wahr ein geistreicher Alterthumsforscher unserer Tage, »dazu gehört vor Allem Berücksichtigung seiner Vorstellungen von seinem Verhältniß zum Ueberirdischen und seinem Verhalten zu demselben; die Betrachtung seiner religiösen Ansichten, Meinungen, Gewohnheiten, Einrichtungen, das ist der Kern seines geistigen Lebens. Von diesem Centrum aus erkennt man alle seine Gestaltungen. Da muß man wissen, was ihm die Götter waren, welchen Einfluß der Glaube an sie auf sein Herz und seinen Geist ausgeübt, und wie sich dem-

selben gemäß sein häusliches wie sein öffentliches Leben gestaltet habe.« Dessen war auch ein Mann, wie Otfried Müller, wohl bewußt: darum widmete er bei seinem umfassenden Studium des griechischen Alterthums vor allen diesem Gegenstande sein Augenmerk, und was er, namentlich dadurch, geleistet, wem wäre dieß unbekannt?

Die Religion pflegt bei jedem Volke eine der früheſten geistigen Regungen und Aeußerungen zu sein: nächst dem Denken und Sprechen wohl die früheste. So entsteht sie denn in Zeiten, wo das Familienleben sich erst entwickelt, wo Staat und Recht noch embryonisch in seinen Keimen liegt. »Die Religion,« sagen wir mit Preller, »ist der Anfang jeder nationellen Entwickelung, das Religiöse die allgemeine Richtung jeder ältesten Epoche eines Volkes.« Das ist sie auch bei den Griechen gewesen. Die griechische Religion muß darum für eine der ältesten Urkunden zur Erforschung des geistigen Lebens dieses Volkes gelten, für eine der ersten Quellen seiner Culturgeschichte. Ihr Studium führt zu den ersten Anfängen seiner Seelenthätigkeit zurück und hilft mithin die Basis begründen zur Kunde seiner geistigen Entwickelung.

Das religiöse Gefühl ist eines der mächtigsten, der kraftvollsten, der hervortretendsten. Zu jeder Stunde fast, bei jeder Gelegenheit regt es sich und verschwistert es sich mit den Vorstellungen oder Gemüthsstimmungen oder Handlungen des Menschen. Wie Gott die Welt durchdringt, so durchdringt der religiöse Glaube unser ganzes Wesen; er ist die Seele fast aller Thätigkeiten. Das war er auch bei den Griechen. Der Grieche war durch und durch religiös: er that *nichts* ohne seine Götter. So verschmolz denn seine Religion mit *allen* seinen Anordnungen und Einrichtungen, mit allen seinen Gewohnheiten und Sitten. Sie griff ein in sein tägliches Thun, in sein häusliches, in sein Familien-, in sein bürgerliches, in sein Staatsleben; sie leitete dasselbe, sie modelte, sie heiligte es im Ganzen wie im Einzelnen. Was Ranke sagt, trifft hier ganz, bei den Hellenen: »Wie es überhaupt *keine* menschliche Thätigkeit von wahrhaft geistiger Bedeutung geben wird, die nicht in einer tiefern, mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen ihren Ursprung hätte: so läßt sich eine *große*, ihres Namens *würdige* Nation gar nicht denken, deren politisches Leben nicht unaufhörlich von religiösen Ideen gehoben und geleitet würde.« Kann unter diesen Verhältnissen jemals der Alterthumsforscher hoffen das griechische Volk nach den verschiedenen Seiten seines Lebens gründlich zu erfassen, wofern er nicht dessen Religion genau beachtet und kennen gelernt? Und welcher Geschichtschreiber möchte sich getrauen die Geschichte der Griechen zu begreifen, ohne die Kunde ihrer Religion?

Aber diese Religion gewährt auch durch ihr Wesen, durch ihre Eigenthümlichkeit ein ganz besonderes Interesse. Der Hellene erkannte das Göttliche in unendlich vielen Beziehungen, oft in mehr als mancher gläubige Christ in unseren Tagen, erkannte es darin mit vollem Rechte. In Allem, was ihn umgab, was ihn anging, was ihn betraf, was ihm groß, wichtig, nützlich oder schädlich, herrlich, schön,

mächtig, energisch erschien, erblickte er Heiliges. Hervorstechende Eigenschaften des menschlichen Körpers und Geistes: Kräfte, Geschicklichkeiten, Talente, Künste, Gefühle, Triebe, Zustände rührten ihm von einer Gottheit her. Bedeutungsvolle Wechselpunkte im Privat- und öffentlichen Leben, im Hause und auf dem Felde, in der Familie und bei den Heerden, außerordentliche Erscheinungen in der Natur, wie der Blitz und Donner, der Sturm auf dem Meere, ein Erdbeben, das Mächtige und Erhabene, das Unverhoffte und Plötzliche, das Heilbringende und Verderbliche, das Absichtsvolle und Weise, das Gütige und Milde, das Gesetzliche und Stetige im Wechsel und bei scheinbarer Regellosigkeit, in der Natur und im Menschenleben, das energische Schalten und Walten der Menschen mit der Natur und umgekehrt, die oftmalige Ohnmacht der erstern gegen die ungeheuern Kraftäußerungen der letztern — alles das ist bei ihm Gegenstand der religiösen Anerkennung und der Vergötterung geworden. Und was die Griechen so als göttlich erkannt, war mehrfach das Resultat der feinsten Beobachtung, der zartesten Reflexion und der witzvollsten Combination. Das Keimen und Wachsen in der Natur, das Erzeugen und Erzeugtwerden; die natürlichen und sittlichen Triebe, wie die Liebe, die Streitsucht, die Reue, die Gewissensangst; die edelsten Tugenden, wie die Treue, die Freundschaft, die Gastlichkeit; die Tugend selbst; dann wieder die höchsten geistigen Genüsse, wie die Poesie, die Musik, der Tanz, das Spiel, die Bildnerei, die Beredsamkeit waren ihnen göttliche Dinge. »Alles wies den eingeweihten Blicken, Alles eines Gottes Spur.« Und — man merke wohl auf diesen Unterschied! — der Hellene vergötterte eigentlich nicht die Sache selbst, sondern er erkannte in ihr ein Göttliches ihrem Ursprunge nach. Der Donner und Blitz, der Aether, das Tagesgestirn, die Finsterniß, die Nacht, der Mond, die Morgenröthe, der Regen, die Jahreszeiten, das Anmuthsvolle des Lenzes, ein Strom, ein Bach, eine Quelle u. s. w. waren ihm nicht die Götter selbst, sondern nur Werke, Hervorbringungen von gewissen Göttern. Eben so war bei ihm das Verehren körperlicher und geistiger (intellectueller, moralischer, ästhetischer) Eigenschaften und Kräfte nicht bloße matte Allegorie wie bei dem kalten Römer, sondern eine Fortsetzung jener Naturanschauung, die wirkliche Wesen sich denkt als Schöpfer und Spender jener Talente und Fertigkeiten. Eine besondere Gottheit verlieh hiernach dem Redner die Rednergabe, Gerechtigkeit dem Richter, dem Streitenden Muth, dem Helden Sieg. Andere Götter brachten den Menschen ins Leben, ließen ihn aufwachsen, entzündeten in ihm die Sehnsucht nach dem andern Geschlechte, vereinten Mann und Weib zum ehelichen Bunde, tödteten die Menschen, geleiteten sie in die Unterwelt, herrschten dort über sie. Einer besondern Gottheit glaubte man die Einführung des Ackerbaues, das gesellige Zusammenleben in Staaten, die Anlegung von Städten und Burgen, das Halten und Weiden der Heerden, den Erwerb im Handel und Wandel zu verdanken. Und hatte der Grieche Unrecht, daß er in allem Solchem Göttliches erkannte? Ein neuer Philosoph sagt: »Das Allgemeine ist das wahr-

haft Göttliche: z. B. die Institution des Ackerbaues selbst, der Staat, die Ehe, gesetzliche Einrichtungen, Kunst, Wissenschaften sind echt menschliche Institute und eben darum auch göttliche.« Wer will dem widersprechen? Der Grieche fehlte nur darin, daß er jene bunte Mannigfaltigkeit nicht auf eine Einheit zurückzuführen verstand oder wagte: er nahm alle jene einzelnen Erscheinungen und Hervorbringungen für Hervorbringungen einzelner concreter Wesen. Er erhob sich nicht zur Lehre von Einem Gotte, als dem Urheber des Ganzen.

Aber indem er sich auf diese Weise viele Götter dachte, sie sich vor- und sie darstellte, zeigte er doch wieder eine edlere Natur. Denn nicht als Thiere, nicht als ungeschlachte Wesen der mannigfaltigsten, unharmonischten Compositionen veranschaulichte er sie sich, sondern als Wesen mit seiner, mit menschlicher Gestalt, also auch mit menschlichen Empfindungen, mit menschlicher Handlungsweise, und selbst da zumeist in verklärtem, erhöhtem Maaße. Das hatte den wesentlichsten Einfluß auf seine ganze Denkweise und Weltanschauung; sie ward durchweg poetisch. Der Grieche sahe in all dem Göttlichen, was er als solches erkannt hatte, sich selbst wieder, sahe sein, ein menschliches Walten darin. Das Werdende und Gewordene ward überall zu einem Bewirkten und Geschaffenen, bewirkt und geschaffen mit Bewußtsein, mit Vorsatz, mit Zwecken, aus Absicht, aus Vorstellungen, Anregungen, Neigungen u. s. w. Wo also unsere gewöhnliche kalte Verstandesweisheit nur das Wirken blinder Naturkräfte sieht: ein Entstehen und Untergehen, Bewegung und Stillstand, Anziehung und Abstoßung todter Körper, da sahe der Hellene ein Zeugen und Tödten, ein Fahren und Halten, ein Hassen und Lieben. Wir erklären uns den Wechsel der Jahreszeiten, das Kommen und Verschwinden der Vegetation aus Naturgesetzen; der Grieche fand in dem Allen ein Wirken und Leiden, ein Kommen und Gehen, ein Handeln und passives Verhalten. Da that ja aber der Grieche, was heut zu Tage noch jeder Dichter thut! Und so »wand sich damals überall der Dichtung zauberische Hülle lieblich um die Wirklichkeit. Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle, und was nie empfinden wird, empfand.« Und indem das Leblose lebendig, das Gefühllose fühlend ward und so eine heitere Ansicht gewann, nahm selbst das Furchtbare überhaupt, das Ernste, das Traurige, das Widrige, das Thränenvolle eine ansprechende, gefällige Form an. »Schöne lichte Bilder scherzten auch um die Nothwendigkeit, und das ernste Schicksal blickte milder durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.« »Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte, heiliger der Herzen ew'ges Band. Selbst des Lebens zarter Fäden schlüpfte weicher durch der Parzen Hand.« »Damals trat kein gräßliches Gerippe vor das Bett des Sterbenden: ein Kuß nahm das letzte Leben von der Lippe; seine Fackel senkt' ein Genius.« Und »seine Freuden traf der frohe Schatten in Elysiums Hainen wieder an; treue Liebe fand den treuen Gatten, und der Wagenlenker seine Bahn.« Ueberall fand der Grieche in seiner Götterwelt sich selbst mit seinem eigenen Lichten und Trach-

ten, mit seinem eigenen Empfinden und Fühlen wieder. Ja sogar kleinliche Gewohnheiten, Einrichtungen, Erfindungen, Werkzeuge, Thätigkeiten u. s. w. trug er mit aller Naivetät auf die Himmlischen über, nie jedoch ohne Wahl, ohne Geschmack, ohne sinnvolle Bedeutung, ohne zarte Lieblichkeit. Das Silberhorn Selene's, der Bogen des Eros, die Scheere und der Spinnrocken der Parzen, das Gehörn eines mächtigen Stromes und unzählig Anderes zeugen hiervon. »Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen goldnen Wagen Helios in stiller Majestät. Aus den Urnen lieblicher Najaden sprang der Ströme Silberschaum.« So lebte der Grieche in einer vergötterten Natur- und Menschenwelt. »An der Liebe Busen sie zu drücken gab man höhern Adel der Natur.« Alles Natürliche, Gewöhnliche ward vermenschlicht, ja über das Gewöhnlich-Menschliche emporgehoben, idealisirt, die Religion der Griechen mithin durch und durch poetisch.

Aber durch solches liebliche Gaukelspiel der Phantasie wurde dem Griechen andrerseits die Götterwelt auch näher gerückt: er zog den Glanz der himmlischen Wesen zu sich hernieder, bekleidete sie mit irdischer, mit menschlicher Natur und Eigenthümlichkeit. So standen sie ihm denn eben so nahe, wie die Natur selbst, und die Götter-, Menschen- und Naturwelt bei ihm im schönsten Bunde: alle drei waren Eins, führten ein gleiches, schön-menschliches Leben. „Zu Deukalions Geschlechte stiegen damals noch die Himmlischen herab; — — zwischen Menschen, Göttern und Heroen knüpfte Amor einen schönen Bund.« »Alles hing,« sagt Herder, »an der kühnen Idee der Griechen, daß Götter mit ihnen verwandte höhere Menschen, und Helden wieder Götter seien.« So standen also dem Hellenen seine Götter nicht eben fern: sie glichen ihm hinsichtlich seines Seins, seines Denkens, seines Empfindens, seines Verhaltens, seines Handelns, seines ganzen Lebens. Darum fand zugleich zwischen ihm und seinen Gottheiten jene Vertraulichkeit statt, die wir durchweg in seinen Dichterwerken finden, die ans Naive grenzt, die bisweilen sogar ins Spaßhafte, ins Burleske übergeht: ein Verhältniß, das Otfr. Müller, zwar etwas keck, aber nicht ohne Wahrheit, »den schönsten Zug des alten Götterglaubens« nennt.

Wenn nun aber die griechische Religion so durchaus den Charakter des Poetischen an sich trägt: so ist es kein Wunder, wenn sie für jeden, der sich ihr nahet und ihr poetisches Element recht inne wird, den lieblichsten Reiz hat, den unwiderstehlichsten Zauber äußert. Daraus läßt sich die Erscheinung erklären, warum selbst das heutige, christliche Leben sie nicht entbehren mag, selbst der crasseste Fanatismus sie nicht hat verdrängen wollen oder können; warum ihr einer unser gefeiertsten Dichter in einem seiner vollendetsten Producte ein ewiges Denkmal gesetzt hat. Mit Recht bemerkt in dieser Beziehung Hoffmeister: »Für die religiös ästhetische Weltansicht giebt es auch Götter und Halbgötter, wenn auch die Wahrheit nur Einen Gott anerkennen kann; denn das ästhetische Gefühl will ja diesen Gott in den tausendfältigen Erscheinungen der Natur und Geschichte, will das Ueberirdische im Irdischen

ſchauen und feſthalten. So iſt es denn natürlich, daß ein Dichter, welchem ſeine Kirche nicht einmal Heilige und nur ein ſehr beſchränktes Feld der Sage lieferte, ſich zu den alten Göttern wandte und durch ſie das Göttliche in der Natur und Geſchichte ſymboliſirte.« »Darum mußte auch Göthe, wollte er ſich zum unſterblichen Dichter heraufbilden, zu den Heiden, d. h. den Griechen und Römern, gehen, die beides, Kunſt und Natur, wie ſich gebührt, verehrend, jene zu ihrem höchſten Gipfel erhoben, die andere als große Mutter aller Dinge mit Geiſt und Gemüth, mit Forſcherblick und Methode, durchaus aber mit wahrer Pietät zu behandeln wußten.« So iſt unſere moderne Poeſie auf das innigſte mit der altgriechiſchen Götterlehre verwachſen; welcher Gebildete könnte daher derſelben ſich entſchlagen? Damit ſei nicht behauptet — um der chriſtlichen Zeloten willen wollen wir dieß geſagt haben — daß wir den Verluſt jener Anſichten der Heiden beklagten! »Der Verluſt jener Religion,« ſprechen wir mit Hegel, »iſt nicht zu beklagen, als ob damit die Einheit mit der Natur, ſchöner Glaube, unſchuldige Reinheit und Kindlichkeit des Geiſtes verloren gegangen wäre. Unſchuldig und kindlich (und darum poetiſch) mag ſie wohl ſein; aber die Vernunft iſt eben das Herausgehen aus ſolcher Unſchuld und Einheit mit der Natur.« Nicht der innere Gehalt, ſondern die Form iſt's, was uns anſpricht bei jenem Heidenthum: das Schöne, das Naive, das Heitere, das Liebliche, das Gefällige, das Aecht-Menſchliche der Einkleidung. Wir billigen nicht die Hauptlehren und Grundſätze der griechiſchen Religion — wir kennen etwas Höheres und Tieferes — aber wir billigen das Streben der Hellenen, das, was an ſich ſo niedrig gedacht war, ihre Vorſtellungen von dem Göttlichen, doch ſo ſchön, ſo äſthetiſch darzuſtellen.

Bei ſo bewandten Umſtänden iſt's leicht erklärlich, wenn die griechiſche Religion, ſelbſt ſchon Poeſie und Kunſt, der Kunſt die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, ſie nicht bloß geweckt, ſondern auch gefördert hat. Insbeſondere mußte ſie vor allen der Poeſie Vorſchub thun, und zwar zunächſt der Mythendichtung. Dieſe, ihrem Urſprung nach bloß erzählende Volkspoeſie, ward von der Religion aufgenommen und herangebildet. Wenn in der letztern eine Dunkelheit aufzuklären, etwas Räthſelhaftes zu enthüllen war, dann trat jene Volkpoeſie hinzu, und mit Hülfe dieſer oder jener Gottheit wußte ſie ein erdichtetes Factum zu erzählen, wodurch die Sache Licht und Erklärung gewann. Später fand dann auch wohl der umgekehrte Fall ſtatt. Als die Götterlehre bereits ausgebildet war, nahm die Volkspoeſie, wo ſie auf etwas Räthſelvolles ſtieß, ſelbige zu ihrer Hülfe. Dieſe konnte ihr ja in Menge ſolche Weſen zu handelnden Perſonen leihen, die vermöge ihrer Kraft und Macht und höhern Einſicht dieß oder jenes konnten vollbracht haben. Es iſt außerordentlich, was die Griechen für einen Reichthum an ſolchen Schöpfungen beſaßen! Und wie tragen die meiſten derſelben einen ächt poetiſchen Geiſt an ſich! Beiſpielsweiſe mag nur an die Verwandlungen (Metamorphoſen) erinnert werden, durch welche immer ſoll dargethan oder erklärt werden, wie und warum und wodurch irgend eine Pflanze, ein Thier, ein Berg

u. ſ. w. das oder ſo geworden ſei, was oder wie er iſt. »Wie viel Schönes, Liebliches, Tiefempfundenes oder auch Treffendes, Komiſch-Beluſtigendes,« um mit einem der ſinnigſten Alterthumskundigen der neueſten Zeit zu ſprechen,« haben die Alten gerade in dieſe Dichtungen zu legen gewußt! Durch dieſe Mythen treten mehrere Naturdinge in eine höhere Ordnung: ſie ſelbſt, in ihrer natürlichen Reinheit aufgefaßt, ohne die Verputzung der Neuern, die den ſpielenden Witz des Ovidius noch überboten, gewähren das anmuthigſte Spiel von Ideen und Phantaſien. In dieſem Lorbeer ſtarrt das fliehende Mädchen; aus jenem Rohre weht das Geliſpel der keuſchen Syrinx; aus dem Echo ruft die geſchwätzige Nymphe. Noch blühet der ſchöne Narciſſus in der goldgelben Koralle unſerer Anemone, und in der plauderhaften Elſter hören wir noch das fade Geſchwätz der vorlauten Pieriden; Arachne verbreitet in Spinnengeſtalt ihr kunſtreiches Gewebe; das mißtönende Gequak der Fröſche erinnert uns an die unvergeßliche Härte lyriſcher Bauern; das Delphinium und die purpurblaue Iris bewahrt noch das Andenken des unglücklichen Hyacinthus, und in der Saphranſtaude und Winde lebt noch des Krokus und der Smilax treue Liebe.« Und in allen dieſen Erzählungen ſpielen die griechiſchen Götter die Hauptrolle: ſie haben jene Verwandlungen bewirkt, ſei es aus Mitleiden oder aus Haß, aus Liebe oder aus Rache u. ſ. w. Wer alſo will jene Dichtungen verſtehen und richtig auffaſſen ohne Kenntniß der griechiſchen Religion?

Wenn ſich nun, wie doch nicht zu läugnen, aus der erzählenden Volkspoeſie das Epos bei den Griechen entwickelt hat, ſo kann es nach dem Vorherbemerkten gar nicht Wunder nehmen, wenn in den griechiſchen Epopöen das religiöſe Element das vorherrſchende, das Alles durchdringende und belebende Element iſt, wenn die Götterwelt darin die Hauptrolle ſpielt, wenn das gerade ein Hauptcharakter des heroiſchen Gedichtes geworden. Derſelbe iſt auch in allen folgenden Epopöen beibehalten; er zieht ſich ſelbſt durch unſere modernen hindurch. Nicht minder ging jene Benutzung der Götter als agirender Perſonen in die äſopiſche Fabel, in das Drama über. Welche große Effecte haben die Tragödiendichter hierdurch bisweilen hervorgebracht! Allein wer kann andrerſeits heutiges Tages alle jene Dichterwerke verſtehen, wenn ihm die Kunde der helleniſchen Religion mangelt? Daß unter dieſen Verhältniſſen auch die Sprache der Hellenen vielfältig bereichert worden iſt, gewonnen hat vornehmlich an bildlichen Ausdrücken, an lieblichen Wendungen, an Namen, abgeleitet von Göttern, läßt ſich ohne Weiteres annehmen und beſtätigt ſich dem, welcher ſich das Studium der helleniſchen Sprache in ihrer Totalität erkoren, bei jeder Gelegenheit.

Noch mehr! Da ſich von Anfang an, insbeſondere durch Hülfe der von der Religion getragenen Poeſie, der Sinn der Griechen überhaupt verklärt, veredelt, gehoben hatte, vielleicht auch weil nach den Anſichten berühmter Philoſophen das Göttliche eng mit dem Schönen verknüpft iſt: ſo trat ſpäter dieſer Schönheitsſinn in Allem hervor, was der Grieche that, vornehmlich in Bezug auf ſeine Religion

und auf seine Götter. Welcher Geist thut sich kund in der Verschiedenheit der Vorstellungen von den Gottheiten, in Hinsicht auf Haltung, Charakter, Wesen ꝛc.; wie treffend sind die Attribute oder Symbole derselben gewählt; wie tief und schön selbst ihre Genealogien erdacht! Man nehme nur Aphrodite und Eros, Demeter und Persephone, Hebe und Hera, die Eris (Streit) und die Nacht; Eos, Helios und Selene, und unzähliges Andere der Art! Welcher hohe Sinn zeigt sich in den mannigfaltigen harmonischen Beziehungen der Götter zu einander, in ihren Zusammenstellungen! Aber alle diese sinnigen und ideellen Vorstellungen mußten auf Alles übergehen, was der Grieche in Bezug auf seine Götter that, handelte, erschuf: der Cultus, die Tempel, die Verzierungen derselben, die Bildsäulen der Götter, alles das nahm die Eigenschaft des Sinnvollen, des Schönen, des Erhabenen an. Bedeutungsvoll waren die Feste: ihre Zeiten, ihre Feier. »Schön geschlungne, seelenvolle Tänze kreisten um den prangenden Altar,« der, in schöner Form, meistentheils mit solchen plastischen Darstellungen, die sich auf den betreffenden Gott und dessen Geschichte bezogen, geschmückt zu sein pflegte. »Himmlisch und unsterblich war das Feuer, das in Pindars stolzen Hymnen floß, niederströmte in Arions Leier, in den Stein des Phidias sich goß.« »Eure Tempel lachten gleich Palästen, euch verherrlichte das Heldenspiel an des Isthmus kronenreichen Festen, und die Wagen donnerten zum Ziel.« Das Hehr-Gedachte nahm überall und in Allem eine schöne, äußere Form an. So ward eben Großes, Herrliches in den Künsten geleistet: zuvörderst in der Plastik. Jedes Götterbild war eine vergeistigte, idealisirte Gestalt; ein Compler von höchsten Eigenschaften zog einen menschlichen Leib an, in schönster Form, und erschien gleich im ersten Anschauen hehr und anbetungswürdig. Aehnliches that der Maler bei seinen Schöpfungen. »Die Religion der Griechen,« sagt einer unserer feinsten Kritiker, »war Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens; aber dieser Dienst, der bei andern Völkern die Phantasie mit scheußlichen Bildern verdüstert, — — gestaltet sich hier groß, würdig und milde. Der Aberglaube, sonst der Tyrann der menschlichen Anlagen, schien zu der freiesten Entwickelung die Hand bieten zu wollen: er hegte die Kunst, die ihn schmückte, und aus Götzen wurden Ideale.« Und der Stifter der neuesten Philosophie sagt eben so wahr als schön: »Was den Griechen vor den übrigen Heiden auszeichnete, ist, daß er mit der ihm angebornen lebendigen Phantasie und Kunstliebe hinzutrat. Er wollte Alles, was er in Bezug auf die Götter und für die Götter that, schön haben; er strebte nach Kunstdarstellungen. Und, getragen von der lebendigen Phantasie, mit welcher er von Natur begabt war, umkleidete er seine an sich ungenügende, tiefstehende Religion mit Schönheit und gab ihr den Charakter der Anmuth, Freundlichkeit, Heiterkeit, Lieblichkeit. Dieß zeigte sich nicht bloß in den Gebäuden, die man den Göttern machte, sondern auch in deren Verzierungen, in den Statuen, unter welchen man diese Götter darstellte, in den Gesängen, die man ihnen weihte, in den Tänzen, in den Aufführun-

gen von Schauspielen, überhaupt in Allem, wozu die Verehrung der Götter Veranlassung gab, in Mythen u. s. w. Und hierin besteht eben das große Verdienst, das die griechische Religion hat: sie hat eben die Kunst genährt und gehoben und veredelt, wie keine andere eines andern Volkes: seine Religion ist die Religion der Schönheit.« Verbinden wir damit, wie ein anderer Kritiker über diesen Punct sich äußert: »Die Griechen,« sagt er, »fanden in der sichtbaren Natur, in der Pflanzen- und Thierwelt, in den meteorologischen und kosmogonischen Erscheinungen Symbole des unsichtbaren Schaffenden und Geistigen in der Natur; aber nach ihrer eigenthümlichen Denkweise, welche aus Rohem, Ungemessenem, Unförmlichem oder Thierischem immer nach rein menschlicher Form und Gestaltung strebte, haben sie ihre religiösen Ideen bald zu schönen und erhabenen menschenähnlichen Individuen herausgebildet oder wirkliche Persönlichkeiten, die aus der dunkeln Geschichte hervorgehen, mit ihnen in überraschend schöne Verbindung gebracht. — — Wir haben da eine reiche, bunte Welt von Phantasiegestalten, wo selbst Kleinliches und Scheinbar-Unbedeutendes, z. B. Attribute, sinnvolle Bedeutung hat. — — Die griechische Religion hat dieß mit der wahren Dichtung gemein, daß sie, gleich einer herrlichen Pflanze, als aus Nothwendigem und Zufälligem zugleich hervorgegangen, als ein in sich Vollendetes erscheint, was wir schon um seiner selbst willen lieb gewinnen. Daher der große Reiz dieser Religion, daher bleibt sie eine ewige und unerschöpfliche Fundgrube für Dichter, Maler und Bildhauer.« Und Herder meinte: »Die griechische Religion erforderte Bilder und Tempel, — — machte ihnen mancherlei Werke der Kunst nöthig. Der Genius des Schönen gab ihnen — — diese Werke an und half sie einzig in der Menschengeschichte vollenden. Denn da die größesten Wunder dieser Art längst zerstört sind, bewundern und lieben wir noch **ihre Trümmer und Scherben.**«

So ist die Sache an sich schon, und historisch von größtem Interesse. Aber die Kenntniß der griechischen Religion hat in jener Beziehung auch einen höchst wichtigen praktischen Nutzen. Um jene Trümmer und Scherben und die Gebilde auf denselben zu erklären und zu verstehen, dazu ist sie fast der alleinige Schlüssel. Wie kann sie also der Kunstmythолog oder der Forscher der Geschichte der Kunst jemals entbehren? »Es gehört ja zu den charakteristischen Zügen des hellenischen Alterthums, daß das Individuum vor der Religion in den Hintergrund tritt; daher denn auch die Kunst, zur Verherrlichung der religiösen Sage fast ausschließend in Anspruch genommen, den Bedürfnissen der Persönlichkeit erst spät ihre Dienste anbietet.«

Aber auch der Philolog im engern Sinne, oder der sich mit der Erklärung der literarischen Denkmäler der alten Griechen abgibt, kann diese Kunde nicht missen. Denn wie die Religion die poetischen Producte der Hellenen durchdrungen, haben wir schon eben gesehen. Aber die Literatur überhaupt ist so voll davon, daß man keinen Schritt

thun kann, ohne auf etwas zu ſtoßen, was ſich auf die Götter und Göttliches bezöge.

Endlich glauben wir, um das Bild von der Weltſtellung der griechiſchen Religion für jetzt und für immer, zu vervollſtändigen, auf die weite Verbreitung derſelben im Alterthum aufmerkſam machen zu müſſen und auf ihr langes Beſtehen. So wie ſie nehmlich ſelbſt nicht wenig dazu beigetragen hat, das Volk durch Colonien, nach allen Himmelsgegenden hin, zu zerſtreuen, ſo iſt ſie auch überall treu mit hingewandert, wo ſich Griechen niedergelaſſen. Das Erſte, was da gebauet und angelegt ward, waren Tempel, Altäre; die erſten Einrichtungen religiöſe Culte. Kaum iſt daher eine Religion des Alterthums ſo weit verbreitet geweſen, als die griechiſche, da ja Hellenen ſich faſt an allen Küſten des Mittelmeeres fanden. Seit Alexanders des Großen Zügen hat ſie ſelbſt nicht wenige ihrer Schweſtern in Vorderaſien und in Aegypten verdrängt oder beſchränkt. Dabei iſt nun beſonders zu bemerken, daß verwandte Ortsgemeinden immer dieſelben Culte zu haben pflegen: ein Umſtand, durch welchen für die politiſche Geſchichte bereits eine Menge der wichtigſten Aufklärungen zu Tage gefördert worden. Solche Forſcher, wie Otfr. Müller, haben dieſe Quelle über alles Erwarten reich auszubeuten verſtanden.

Noch mehr Raum gewann dieſe Religion, nachdem die Römer als eroberndes Volk auftraten und über die engen Grenzen Latiums ſich ergoſſen. Wohin ſie ihre Waffen trugen, dort ſtießen ſie faſt überall auf griechiſche Culte, und verwandt wie ſie von Hauſe aus waren mit den Griechen, und wie ſie namentlich in ihrer eigenen Religion ſchon mit der griechiſchen verwandte Elemente hatten (z. B. Jupiter = Ζεὺς πατήρ, Juno = Διώνη, Diana = Δίκαια, Vesta = Ἑστία), ſo wurde nun bei dem geſteigerten Verkehre die Vermiſchung der Religionen vollkommen: die römiſche ward faſt total zu einer Tochter der griechiſchen. Aber in dieſer Eigenſchaft, vermengt mit vielen griechiſchen Culten, drang ſie fort nach Gallien, Spanien, Britannien. Selbſt in den ſüdlichen und weſtlichen Theilen unſeres deutſchen Vaterlandes finden ſich noch gegenwärtig manche Spuren dieſer griechiſch-römiſchen Religion. Und wie lange iſt das Beſtehen derſelben geweſen? Bis das Chriſtenthum nach langem, hartnäckigem Kampfe die Oberhand gewann und ſich faſt Schritt vor Schritt erſt Bahn brechen mußte. Und wann hatte das griechiſche Heidenthum begonnen? Sein Urſprung verliert ſich in die dunkelſten Anfänge der allgemeinen Geſchichte. Seine Dauer können wir daher ohne Uebertreibung auf zwei Jahrtauſende berechnen. Aber »alle Verhältniſſe und Zuſtände, die einſt in der Weltgeſchichte dauernd hervortraten,« ſagen wir mit von Raumer, »haben eine innere Begründung und weſentlichen Werth.«

Außerdem wollen wir nicht unerwähnt laſſen, daß ſelbſt die Geſchichte dieſer Religion nicht ohne erhebliches Intereſſe iſt. Sie geht aus von Monotheismus und kehrt bei mehreren tiefdenkenden Individuen, bei Socrates, Plato u. A. wieder dahin zurück. Auf dieſem

Zirkelwege durchläuft sie mancherlei Phasen: erst freie Bildung des Cultus bei beschränkter intellectueller Bildung des Volkes, dann bei der Einrichtung der Staaten Feststellung desselben; Erstarrung der Religion unter staatlicher Autorität; sie wird conventionell, stirbt ab, verliert ihr inneres Leben, ihr Verständniß, wird bloße Formalität. Da sucht die Volkspoesie, der Mythos, und die Dichtkunst sie wieder lebendig zu machen und zu erhalten, sogar oft auf anstößige Weise; indessen gelingt es ihnen in mehrfacher Beziehung und an mehreren Stellen. Endlich erwacht der Verstand und die Vernunft, und damit die Kritik, oder die Philosophie, und stellt sich prüfend auch der Religion gegenüber. Bedenken, Zweifeln, Rütteln an dem Bestehenden. Flacher Rationalismus, der den Cultus und die Mythen und die Dichtungen über die Götter einseitig und äußerlich nimmt und beurtheilt, nicht historisch, psychologisch und philosophisch durchdringt und nicht trennt das Wesen und die Form, die gemüthvolle innerliche Grundlage und das Aeußere, nicht unterscheidet, was Poesie und nackte Wahrheit, was Sache des subjectiven Gefühles und was Sache der intellectuellen Auffassung ist. Dagegen starres Festhalten von Seiten des Staates und des altgläubigen Volksthumes am Bestehenden und Traditionellen; Verfolgung der Neuerer selbst bis zum Tode. Hiergegen Versuch der Orphiker und der Pythagoreer, auf mystischem Wege dem abgestorbenen und unverstandenen Cultus Leben und Verständniß wieder zu geben — was dem vorhandenen System nicht weniger gefährlich wird. Die Angriffe von Seiten der Philosophen, Exegeten, Historiker auf die alte Religion werden immer kecker und heftiger, die Lauheit dagegen immer größer. Wiederholte Versuche von Seiten der Philosophen das Alte zu stützen durch Vergeistigung, Deutelung u. s. w. Der Wirrwarr, die Zerspaltung wird immer größer und bahnt dem Christenthume den Weg zum Siege. — Welche Erfahrungen, welche Lehren liegen in diesem Allem auch für uns*).

Wir haben uns über diesen Punkt: über das Interesse und über die Weltstellung der griechischen Religion, ausführlicher ausgesprochen, ihn um so mehr hervorheben und ans Licht stellen zu müssen geglaubt, als die Meisten unter uns noch immer nicht frei genug sind von jenem Vorurtheile, als sei im griechischen Heidenthume nichts Gesundes, nichts Vernünftiges, nichts Interesse-Gewährendes zu suchen; als sie nicht abzusehen vermögen von unsern jetzigen kirchlichen und socialen Verhältnissen und Gewohnheiten. Aber kann man, nach dem Obigen zu urtheilen, der phantasiereichen Jugend etwas Schöneres darbieten, als jene phantasiereichen Gebilde der Griechen? Man muß sie freilich zu deuten verstehen, und das ist eben der Punct, wo die Lehrer der Jugend es noch fehlen lassen. Kann man

*) Dieses war niedergeschrieben, als dem Verfasser das Leben Hegels von Rosenkranz zu Gesichte kam. Hier lese man, wie sich der große Philosoph so vortrefflich über den Punct ausgesprochen, was man aus der Geschichte des Irrthumes in einer Religion für sein eignes religiöses Leben lernen könne.

dem angehenden Künstler etwas Edleres zu seiner Ausbildung vorhalten, als jene ideellen Kunstproducte der Hellenen? — Den Griechen ist von der Vorsehung die große und hohe Aufgabe geworden — sie haben sie nehmlich erfüllt! — den übrigen heidnischen Nationen gegenüber das religiöse Bewußtsein in den edelsten idealischen Formen hervortreten zu lassen, der übrigen Welt zu zeigen, daß man um der Religion willen, aus wahrer Andacht und Frömmigkeit, auch das Aeußere bei der Gottesverehrung nicht vernachlässigen, sondern bis zur höchsten Vollendung gestalten müsse. So sollte denn doch endlich »der Fluch, nur Carricatur der Religion zu sein, von dem Heidenthume genommen und seine welthistorische Bedeutsamkeit und Nothwendigkeit erkannt und anerkannt werden!«

Wir wollen damit nicht geläugnet haben, daß demselben andrerseits manche Mängel ankleben. Es ist zuvörderst ein großer Mangel, daß diese Religion der Annahme einer zahllosen, unbestimmten Menge von Göttern huldigte; daß sie diese Wesen doch auch wieder tief stellte, sie unter der Gestalt von Menschen mit menschlichen Eigenschaften, Charakteren, Schwächen und Untugenden denken lehrte, verehren lehrte durch Gebräuche, welche diesen niedrigen Vorstellungen analog, und darum schwerlich im Stande waren, den Vollziehenden die ganze Befriedigung des Herzens, die rechte Andacht zu gewähren. Ja! sie hat in ihren Kreis manches Anstößige, manches Lächerliche, manches Ungeziemende gezogen, nicht in Allem über sittliche Reinheit und über Keuschheit und Zucht ihrer Bekenner gewacht. Aber möchten wir darum ihre Kunde gänzlich verwerfen? Auch die Geschichte des menschlichen Irrthums ist belehrend. Die Fehler einer Sache mit dem Verstande zu begreifen, als Fehler, führt zur richtigen Auffassung der Sache selbst, dient zum Fortschreiten in derselben, ist zu einer Würdigung und bessern Anerkennung des Gegensatzes nicht wenig förderlich: im vorliegenden Falle zur Anerkennung und richtigen Abschätzung unsrer Religion, des Christenthums. Die dunkle Farbe hebt die helle neben ihr. Bei Vielen unter uns in unsern Tagen ist das nicht überflüssig *).

Und dann läßt sich ja auch Mancherlei zur Entschuldigung anführen und zur Milderung des Uebles. Zuerst ist zu berücksichtigen, daß wir im Ganzen nur eine unvollkommene Kenntniß der Sache besitzen. Es existirt weder jetzt, noch hat jemals ein vollständiges, umfassendes Werk von einem Griechen über seine Religion existirt. Aber nur ein Grieche konnte, von seinem Standpuncte aus, uns ein treues Bild davon geben. Ueberdem war die Religion, zur Zeit der literarischen Thätigkeit der Hellenen, bereits etwas Abgestorbenes und meist Unverstandenes. Der Hellene selbst konnte zu der Zeit gar nicht mehr richtig darüber urtheilen; denn hierzu gehört, daß der Ursprung jeder Einzelheit ermittelt, und Gründe und Veran-

*) Vergl. in dieser Beziehung die oben angeführte Stelle in Hegels Lebensbeschreibung von Rosenkranz.

lassungen nachgewiesen werden. Und die Alten überhaupt, auch die Griechen sind, namentlich über das Religiöse ihrer Nation, schlechte Forscher gewesen: sie haben gar nicht verstanden, eine solche Sache historisch-kritisch und philosophisch zu fassen und zu zersetzen. Es liegt ja aber auch das Meiste hiervon über alle historische Kenntniß hinaus! Ueberdem ist das griechische Heidenthum eine der ältesten der bekannten Religionen des Alterthums und der Menschheit überhaupt. Mag es da befremden, wenn sie in so mancher Hinsicht das Bild der Unvollkommenheit an sich trägt? Der Mensch vermag ja nur allmählich zu höherer Bildung, d. h. im vorliegenden Falle: zum vollen Bewußtsein seines innerlichen Gottesglaubens und zur würdigen Aeußerung desselben auf sinnlicher Oberfläche, zu gelangen. Weiter: das griechische Heidenthum ist nicht, wie viele andere Religionen, von einem einzigen erleuchteten Individuum ausgegangen, sondern allmählich in und aus dem Volke heraufgewachsen, gleich einer wilden Pflanze, die den Einwirkungen vieler äußerer unfreier Verhältnisse unterliegt, manchen Verbildungen und Verkrümmungen ausgesetzt ist. Der Fehler — nicht der Religion, sondern jener Staatsmänner und Gesetzgeber, welche die Religion und den Cultus in das Staatsleben mit hineingezogen und an feste unabänderliche Formen banden, die mit der Zeit ganz todt und hohl wurden — war nur der, daß sie sich nicht fortbilden konnte; daß sie auf derjenigen unvollkommenen Stufe bleiben mußte, wo die erste hellenische Welt sie geschaffen hatte. Was hätte sie werden können unter den Händen großer Weisen, an denen Griechenland doch so reich gewesen, wenn man diesen hätte freie Hand gelassen, oder sie hinzugezogen zur Verbesserung des Cultus! Hat nicht ein gelehrter Philolog in neuester Zeit vermocht, um die ungebührlichen Angriffe zelotischer Theologen zurückzuschlagen, fast für jede Lehre des Christenthums eine Beweisstelle aus einem classischen Autor der Griechen nachzuweisen? Und einer der aufgeklärtesten Theologen unserer Tage (von Ammon) hat den merkwürdigen, aber vollkommen begründeten Ausspruch gethan: »Mit Ausnahme des Messiasreiches und seiner Mysterien findet sich in der eigentlichen Religionslehre Jesu fast kein Gebot und keine Pflicht, die der Kenner des Alterthums nicht bei den griechischen Philosophen, namentlich bei den Platonikern und Stoikern, nachweisen könnte.« Warum hätte sich denn auch, bei den Griechen gerade, die menschliche Natur verläugnen sollen?

Aber wie steht es mit der Moral? Das war doch wohl ein wunder Fleck? — Hier bedenke man, daß es bei den Griechen gar keine schriftlichen Bestimmungen und Belehrungen über die Religion gab, daß das Ganze also nur conventionell und traditionell, bloßes Formelwesen war, das als solches keinen großen Einfluß auf das lebendige Leben üben konnte. Auch war die Moral von der Religion damals viel mehr getrennt als bei uns. Ferner war ja das Heidenthum der Griechen ganz und gar nicht so entblößt von allen ethischen Elementen! »Jene heiligen Rechte der Gastfreiheit und des Schutzes flehender Unglücklichen,« sagt der ächt humane Herder, »ihre

Sicherheit an heiligen Oertern, der Glaube an Furien und Strafen, die auch den unvorsätzlichen Mörder, Geschlechter hinab, verfolgten und mit dem ungerächten Blute über ein ganzes Land den Fluch brachten, die Gebräuche der Entsündigung und Götterversöhnung, die Stimme der Orakel, die Heiligkeit des Eides, des Heerdes, der Tempel, Gräber u. s. w. waren in Gang gebrachte Meinungen und Anstalten, die ein rohes Volk bändigen und halbwilde Menschen allmählich zur Humanität bilden sollten; daß sie ihr Geschäft glücklich bewirket, sehen wir, wenn wir die Griechen mit andern Nationen vergleichen.« Glaubt mancher christliche Zelot in der That, daß der Glaube der Griechen an ein Ζεὺς ξένιος oder ὅρκιος oder ξένιος Keinen jemals abgehalten habe, gegen Treue und Gastfreundschaft zu sündigen und einen Meineid zu begehen? Sollten wirklich die Erinnyen in ihrer furchtbaren Attitüde Keinen je abgeschreckt haben, Blut zu vergießen? Solcher sittlicher Elemente aber lassen sich in der griechischen Religion gar viele nachweisen. Und woher ist es denn gekommen, daß die Geschichte unter den Hellenen so viele ausgezeichnete Muster von Menschen und von menschlichen Handlungen aufstellt? — Endlich hat man zu bedenken: Dichter waren es zumeist, welche durch ihre dichterischen Producte den Volksglauben bei den Griechen begründet oder bestimmt haben. Unter deren Händen aber konnten die griechischen Götter keine sittlichen Ideale werden. Denn diese, auch dem Schönen und der Belustigung nachstrebend, halten nicht immer das sittliche Moment fest; sie lassen ihren Genius bisweilen ungebunden walten, wie z. B. Homer. Das gesunde Gefühl im Volke weiß aber beides gar wohl zu trennen: das bloß Gedichtete, das Schöne, und das Wahre, das Sittliche. Auch ist psychologisch ganz richtig, was einer unserer geschätztesten Alterthumsforscher in dieser Beziehung erinnert: »Man verkennt das Wesen der heidnischen Religionen, wenn man die Erzählung lächerlicher Geschichten von den Göttern für ein Zeichen von Geringschätzung hält: oft war es nur ein momentaner Kitzel des Erzählers. Und — es ist längst unter uns gesagt worden, daß wir erst dann recht innig lieben, wenn wir auch über den Gegenstand unserer Liebe lachen können.« Damit stimmt überein, was Otfr. Müller sagt: »Ein gewisser Scherz mit dem Heiligen, wie er sich bei recht gläubigen Völkern öfter findet, war auch den alten Griechen keineswegs fremd; es scheint dabei oft, als wenn der Mensch im dunkeln Bewußtsein, daß alle diese Götterwelt ja doch nur seine Einbildung ist, zuletzt sein eignes Werk belachte. Die griechische Mythologie ist voll von Scherz über Götter und Heroen. — — Die Summe dieser Bemerkungen ist, daß die beklagte Unsittlichkeit des Olymps keineswegs aus dem ersten Aufkeimen religiösen Denkens, vielmehr aus dem höchst combinirten, verwickelten, ja verworrenen Zustande der griechischen Religion hervorgegangen ist.« Die sittliche Natur des Menschen ist so unverwüstlich, daß sie sich nicht durch etliche falsche Ansichten oder Lehren oder Gewohnheiten oder Scherze unterdrücken oder irren läßt: sie taucht dafür auf andern Puncten desto kräftiger empor. Auch

ist unser christlicher Standpunct für eine richtige Würdigung der Sache ein durchaus einseitiger: die griechische Religion darf nicht bloß und allein von der Höhe herab beurtheilt werden; sie ist auch aus der Tiefe zu betrachten, d. h. diejenige Stufe zu ermessen, welche sie unter den übrigen Religionen des heidnischen Alterthums einnimmt. Und da ist sie nicht die schlechteste; da steht sie nicht zu unterst. Es ist wahr, die griechischen Götter sind nicht der rechte Ausdruck für das Göttliche; aber ein Göttliches oder Göttliches überhaupt thun sie doch immer kund.

II. Abschnitt.

Die Grundsätze, nach welchen der Gegenstand abgehandelt sein will und in dem gegenwärtigen Werke abgehandelt werden soll.

Der oberste Grundsatz, den wir an die Spitze stellen, von dem wir ausgehen, ist: die griechische Religion ist eine Hervorbringung des griechischen Volkes selbst. Wollen wir sie also erfassen, begreifen, erklären, richtig würdigen, so müssen wir uns vornehmlich an das Hellenenthum selbst halten, d. h. zunächst aus der Sprache, dem Charakter, den Eigenthümlichkeiten, Sitten, dem Genius dieses Volkes den Gegenstand aufzuklären suchen. Wir thun das gegenüber den Männern, welche die Völker, die Sprachen, die Religionen Kleinasiens, Phöniciens, Syriens, Aegyptens, Indiens, Persiens, sogar des Hyperboreerlandes herbei geholt haben, um die Religion der Griechen im Einzelnen wie im Ganzen aufzuhellen und auf ihren Ursprung zurückzuführen: ein Bemühen, das im vorliegenden Falle nur insofern lohnt, als es die Wahrheit begründet, daß zwischen den religiösen Ansichten der Völker bei der ursprünglichen Gleichheit der menschlichen Natur und unter gleichen äußern Verhältnissen eine Uebereinstimmung statt finden kann, die in manchen Fällen zur gesuchten Aufklärung führen mag. Denn im Uebrigen ist der Grieche viel zu sehr Grieche gewesen, hat viel zu schroff den übrigen Völkern, als Barbaren, gegenübergestanden, als daß er Alles von außen angenommen habe. Im Gegentheil: hat er etwas von daher überkommen, so ist es erst, ehe es ins Leben trat, in seinem Geiste verarbeitet, und auch so etwas Hellenisches geworden. Diese Wahrheit bestätigt sich bei näherer Behandlung des Gegenstandes.

Damit ist aber nicht behauptet, daß nicht später bei gesteigertem Verkehre der Griechen mit auswärtigen barbarischen Völkern manche Vermischung der einheimischen Culte mit den fremden, selbst manche

Aufnahme der letztern erfolgt sei. Dieß ist insonderheit dann geschehen, wenn der fremde Cultus einem heimischen ähnelte, wie z. B. die phrygische Cybele oder die Isis der Aegyptier, der Demeter. In solchen Fällen wird es unsere Pflicht und unser Bemühen sein, immer das Ausländische von dem Einheimischen zu scheiden, damit man eben das letztere recht erkenne. Die alten Griechen hatten einen besondern Hang, in den ausländischen Gottheiten die ihrigen zu erkennen, und jene mit griechischen Namen zu belegen. Es ist wahr: man kann durch jene bisweilen auf die richtige Erfassung des hellenischen Gottes geführt werden; allein nur die größte Vorsicht kann hier nützen. Trennung und ein möglichst scharfes Auseinanderhalten frommt weit mehr.

Die Gewinnung des Stoffes im Einzelnen ist höchst schwierig und mühevoll, da, wie wir schon vorhin bemerkten, kein besonderes Werk von einem Griechen selbst, darüber vorliegt. Zwei Arten von Quellen gibt es: die literarischen und die Kunstwerke der Griechen und Römer. Warum auch die der letztern, wird sich aus der Geschichte der römischen Religion ergeben. Jene beiden Quellen ergänzen und bestätigen sich einander, können nicht wohl getrennt werden, sind aber beide mit der höchsten Behutsamkeit zu gebrauchen. Man muß bei ihnen unterscheiden die Zeiten, die Landschaften und Oerter, die Völkerschaften und Stände und Classen, die einzelnen Personen, von welchen oder aus welchen sie herrühren; man muß untersuchen, ob sie ächt oder unächt seien, Specielles und Persönliches oder Allgemeines geben. Selbst auf Kritik einzelner Lesarten muß man sich einlassen. Und soll z. B. »eines Gottes Ursprung und Bedeutung, soll ein öffentlicher Religionsgebrauch oder ein geheimer Dienst in Mysterien enthüllt werden, die Frage muß sein: Wann zuerst und wo? wird des Gottes, des Gebrauches, des Geheimdienstes erwähnt? Wie waren die Zeitverhältnisse, die Sitten, die Erfahrungen, die Begriffe von Welt und göttlicher Natur? Hatte das Wort der alten Sprache den Sinn der spätern? Und mögen wir heutigen Europäer bei dem Ausdruck unserer Sprache genau das denken, was der alte Grieche oder der spätere gedacht? Verstehen wir den Zeugen recht? Was konnt' er wissen? Was wollte und durfte er mittheilen? War er leichtgläubig und märchenhaft? bei herrschendem Glauben achtlos? bei geheiligtem behutsam? Ist sein Ernst Schonung? Wink zum Bessern? verhaltener Spott? War, was er meldet, Glaube der alten Zeit ohne Zusatz? War es ursprünglicher Gebrauch, oder ins Alterthum hinaufgefabelte Neuerung? So muß sich der Redliche hindurchzweifeln — — zur Wahrheit. Ein mühseliger Gang auf stolperiger Bahn, wo auch die gespannteste Wachsamkeit gegen täuschenden Schein, gegen fremdes und eigenes Vorurtheil, gegen Selbstliebe, gegen Gunst oder Abgunst, gegen Vertrauen oder Mißtrauen kaum vor Fehltritten und Verirrungen bewahrt.« So insbesondere bei den literarischen Quellen. Nicht anders bei den künstlerischen. Hier fragt sichs wieder: hat der Verfertiger sich nach dem Volksglauben gerichtet, oder ist er selbstständig bei Anferti-

gung des Kunstwerkes zu Werke gegangen? Wo hat das Götterbild gestanden? in welcher Gegend Griechenlands? in welcher Stadt? an welchem Platze? allein oder mit welchen Figuren zusammen? wie ist die Attitüde, die Stellung? die Haltung gewesen? hat man von dem Kunstwerke bloß ältere Beschreibungen? oder existirt es noch? und welches sind die Ansichten der Kunstmythologen darüber? u. s. w.

Hat man endlich so den Stoff äußerlich gewonnen, dann bedarf es nicht selten wieder einer neuen Kritik, einer höhern Deutung. Nicht immer liegt das Gesuchte offen da: vielfältig ist es erst in Anderem involvirt, muß aus demselben herausgeschält, herausgezogen werden. Dieß ist namentlich bei den Mythen der Fall, über deren Verhältniß zur eigentlichen Religion hier Einiges bemerkt werden muß, weil man darüber noch immer nicht klarer An- und Einsicht und von denselben selbst in unsern Tagen von den berühmtesten Alterthumsforschern, Historikern, Philologen und Philosophen ein ganz verkehrter, oft überschwänglicher Gebrauch gemacht worden ist. Die Mythen sind meistentheils nicht selbst die allgemeine Religion — sie sind meistens lokaler, individueller Natur — sondern sie *enthalten* nur Religion, Theile derselben, oft nur sehr geringe Andeutungen und Belehrungen darüber. Weil sie, der erzählenden Poesie angehörend, zu handelnden Personen die Götter und Heroen machen, durch diese das vollbringen oder herbeiführen lassen, was eben factisch da ist, allein in seinem Wesen, nach seinem Ursprunge, nach seinem Wirken, nach seiner Entstehung vieles Dunkle, Geheimnißvolle, Unbegreifliche für den kindlichen Verstand der alten Zeit hat, so verwebten sie vielfach das Religiöse in sich. Ja! *gewöhnlich* ist dieß *Factische* etwas Religiöses: ein Cultus, der Name eines Gottes, eines Gebrauches, einer heiligen Stätte u. s. w., eben weil die Himmlischen darin immer die Rolle spielen. So sind denn die Mythen eine sehr reiche Quelle der Vorstellungen der Griechen über ihren Götterglauben. Aber der Mythol*o*g muß verstehen durch Kritik, durch Abstraction, Combinationen u. s. f. Jegliches zu sichten. Er muß gleichsam den Mythos wieder vor sich im Geiste entstehen lassen, um darnach zu prüfen, was ist Factisches, was ist Hinzugedichtetes? Wie ist das Wesen des handelnden Gottes gehalten? *Warum* ist *er* gerade zur handelnden Person gewählt? u. dergl. m. Daß hier die *größte* Vorsicht und Umsicht, ein Sondiren des Terrains Schritt vor Schritt, ein Gefangennehmen der Phantasie und des Hypothesirens äußerst nothwendig ist, fällt in die Augen. Aber höchst selten ist man bis daher so zu Werke gegangen.

Ja! und gesetzt wir wären nun so weit gekommen, daß wir auch diese Quelle benutzt und ein reichliches Materiale gesammelt hätten — ein Musivstück — so wären wir doch noch immer nicht auf dem Puncte, von wo aus und herab wir das Ganze überschauen und mit gerechter Wage abwägen möchten. Dazu gehört nun noch jene philosophische Höhe, vermöge welcher man sich überzeugt hat, was Religion eigentlich sei, von wo herab man mit Sicherheit jegliches Getreibe der Menschen in religiöser Beziehung zu erkennen und beur-

theilen vermag; zweitens jene Schärfe des Verstandes, vermittelst welcher man jede solche Aeußerung erfassen, zergliedern, ihre Bedeutung entwickeln und rechtfertigen kann; drittens endlich jener humane Sinn, der selbst in derartigen unvollkommenen Darstellungen das Religiöse nicht verkennt, sondern das energische Walten des innern Glaubens und Gottesbewußtseins anerkennt.

So muß denn, wer die Religion der Griechen erforschen und darstellen will, nicht bloß Philolog, Kritiker, historischer Forscher, er muß auch Philosoph, Denker und Mensch sein in dem edlen Sinne des Wortes; er muß in und bei sich das ganze religiöse Leben derselben gleichsam reproduciren, es noch einmal durchmachen, ohne darüber den höhern subjectiven Standpunct aufzugeben. Das ist seine Aufgabe. Wer verkennt die Schwierigkeiten derselben?

Und dennoch, wofern er auch alle jene Eigenschaften besitzt, wird und kann es ihm doch nur in beschränktem Maaße gelingen, jene Aufgabe zu lösen. Denn einmal beginnt unsre Kenntniß der griechischen Religion erst in verhältnißmäßig sehr später Zeit, erst zu der Zeit, wo sie schon zumeist ein abgestorbener, vielfältig hohl gewordener Baum war, wo die Griechen selbst sie in mehrfachen Theilen nicht mehr verstanden. Zweitens sind ja die Nachrichten darüber so höchst fragmentarisch und lückenhaft. Da sollen aus so abgerissenen Notizen, aus Mythen, Schilderungen von Culten die eigentlichen, ursprünglichen Vorstellungen entwickelt werden, welche die alten Griechen mit dem Namen ihrer Götter und mit deren Culten verbunden haben, und welche die spätern Griechen selbst nicht mehr zu enträthseln vermocht! Da mögen wir über Manches zu keiner genügenden Kunde gelangen. Und drittens: gesetzt, das ist möglich in dieser oder in jener Beziehung: so haben wir zuletzt doch an alle dem nur äußere, d. h. unvollkommene Andeutungen des innern religiösen Lebens der Griechen vor uns. Der Gottesglaube ist nehmlich ja eine geistige Thätigkeit, jede geistige Thätigkeit aber spiegelt sich nur unvollständig auf der Oberfläche des Menschen ab. Das Gefühl kann nur mangelhaft durch äußere Handlungen, durch Kunstdenkmäler u. s. w. ausgedrückt werden. Darum, und zugleich weil sie die Religion und das Religiöse meistens nur als Künstler, jeder nach seinem individuellen Zweck, behandeln, lassen sich im Allgemeinen nicht genau aus Schriftstellern, aus Dichtern durchaus richtige Begriffe von dem Zustande und dem Wesen einer Volksreligion schöpfen. Ja! was hilft uns selbst die Kenntniß der Begriffe? Die Religion ist ihrem Ursprunge nach Sache des Gemüthes, des unmittelbaren Geisteslebens, des praktischen Selbstbewußtseins, das, sogar vom Verstande, nur unvollkommen aufgefaßt und in Begriffe umgesetzt werden kann. Da haben selbst Vorstellungen nur secundäre Bedeutung.

Das religiöse Gefühl des Gottesbewußtseins hat nun auch bei den Griechen diesen Weg nehmen müssen, um an die sinnlich-wahrnehmbare Außenfläche zu treten, namentlich den beschwerten Weg durch die Materie. Die Materie aber läßt sich insonderheit nur unvollkommen ihrer trägen und unbeholfenen Natur nach, vom Geist handhaben nach

seinem Belieben und gestalten: sie widersteht, sie fügt sich nicht. Die innern Regungen kommen nur unvollkommen zu Tage. Daher können sie auch nur unvollkommen erkannt werden. Jene Aeußerlichkeiten sind demnach bloße Anzeichen, Andeutungen. Es findet daher für den, der eine Religion, wie die der Griechen, beurtheilen will, im Allgemeinen, wie im Einzelnen, das seine Anwendung, was jener große Meister gesagt hat: »Den Gehalt findet nur der, der Etwas zum gegebenen Stoff hinzuzuthun hat.« Aber wie viel und wie wenig hinzuzuthun, das in jedem einzelnen Falle zu bestimmen, ist eben so große Kunst, als die Aeußerung des Handelnden selbst es war auf entgegengesetztem Wege. »Was ich hatt' empfunden in der Brust so warm, wie sich's los gerungen, steht es da so arm,« singt so wahr unser trefflicher Rückert. Was gehört nun von Seiten derer, die das, was so arm da vor ihnen liegt, verstehen wollen, dazu, um es auch durch und durch verstehen zu können? Der höchste Anspruch an den Forscher und Darsteller der griechischen Religion ist demnach, will er nicht ungerecht und unbillig sein, daß er selbige als Religion auffasse und beurtheile als ein geistiges Streben der Griechen, die sehr unvollständig nur auf der sinnlich-wahrnehmbaren Oberfläche der Griechen erschienen ist und hat erscheinen können; daß er sich bei jeder Einzelheit im Stande und verpflichtet fühle, das Religiöse darin zu erkennen und anzuerkennen, ohne darüber seine Subjectivität aufzugeben, d. h. ohne das absolute Kriterium, was in ihm als Menschen und als vernünftigem Wesen wohnt, beizubehalten, Lob oder Tadel zu spenden. Freilich ein ganz anderer Standpunct als die gewöhnlichen Fanatiker einzunehmen pflegen, die Alles verdammen, was Heidenthum heißt. Die Principien zur Beurtheilung der griechischen Religion »sind nothwendig auch die Principien der geoffenbarten Religion, schon darum, weil beide — Religionen sind,« sagt ganz richtig der größte Philosoph unserer Zeit.

Wir müssen bei diesem Puncte auf ein Hauptmittel der Beurtheilung aufmerksam machen, das aber bis daher sehr vernachlässigt, nur von wenigen Mythologen, aber mit unverkennbarem Vortheile, angewendet ist, das ist der Cultus überhaupt und bei jeder Gottheit insbesondere. Er ist vornehmlich ins Auge zu fassen, nach allen Seiten hin bis in die feinsten Nuancen zu verfolgen, zum Mittelpuncte zu machen beim Forschen. Er ist noch immer der lebendigste Abdruck des religiösen Gefühls gewesen. Wir müssen daher sorgfältig Alles sammeln und berücksichtigen, was sich auf ihn in jedem speciellen Falle bezieht.

Daß daneben auf den Namen der Götter, auf ihre vermeintlichen Genealogien, auf ihre Zusammenstellungen und Gruppirungen mit andern Göttern, auf ihre Symbole und Embleme u. s. w. die gehörige Rücksicht genommen werden muß, versteht sich von selbst. Denn alle diese Dinge tragen hier mehr, dort weniger zur Aufklärung des Einzelnen wie des Ganzen bei.

Die Religion der Griechen.

Erste Abtheilung.

Die Geschichte der Religion der Griechen.

Einleitung.

Die Religion der Griechen ist nicht urplötzlich hervorgetreten, vielleicht in Folge der Speculation Eines Mannes gleich als ein fertiges System, sondern allmählich geworden. Obwohl sie nun doch ein Ganzes in sich bildet, es mag noch so locker sein, so erscheint es dessenungeachtet nicht geeignet, das Systematische dem Historischen voraufgehen zu lassen; im Gegentheil ist es natürlicher, mit dem Letztern zu beginnen, mit einer allgemeinen Uebersicht der Schicksale der griechischen Religion. Durch dieselbe wird eine historisch gehaltene Darstellung eines jeden Göttercultes im speciellen Theile vorbereitet.

Die griechische Religion bietet also nicht das starre Bild eines in sich abgeschlossenen und abgerundeten Systems, sondern vielmehr das einer fortwährend bewegten Wasserfläche: sie ist entstanden, hat mancherlei Phasen durchgemacht, ist verschwunden wieder aus dem Reiche der Dinge. Sie fällt insofern der Geschichte anheim: Diese hat demnach die Aufgabe, uns zu belehren, wo, wann und wie das griechische Heidenthum sich gebildet, welche Veränderungen es im Laufe der Zeit erlitten, woher und wann gekommen, daß es untergegangen sei. Sie bewegt sich in dem Fortgange der Erzählung durch mehrere hervorstechende Puncte hindurch. Und so theilen wir denn den gegenwärtigen Abschnitt in mehrere Perioden ein, die durch den Gang der Begebenheiten selbst uns angedeutet werden:

1. in die Periode: von der Entstehung und Entwickelung des religiösen Glaubens bei den Griechen bis zur Wanderung der Thessalier nach Thessalien oder bis zum Jahre 1124 v. Chr.;

II. in die Periode: von der Wanderung der Theſſalier nach Theſſalien bis zum Erwachen des kritiſch-philoſophiſchen Geiſtes unter den Griechen oder bis 600 v. Chr.;

III. in die Periode: vom Erwachen des kritiſch-philoſophiſchen Geiſtes bis auf den Heereszug Alexanders des Großen nach Aſien oder bis 334 v. Chr.;

IV. in die Periode: vom Heereszuge Alexanders des Großen bis zum Anfang der Verbreitung des Chriſtenthumes unter den Heiden oder bis 39 n. Chr.;

V. in die Periode: vom Anfang der Verbreitung des Chriſtenthumes bis zur völligen Vernichtung des altgriechiſchen Heidenthumes durch daſſelbe oder bis 532 n. Chr.

Dieſe Perioden ſind, wie der Augenſchein lehrt, nicht alle von der Religion ſelbſt und unmittelbar hergenommen, aber nicht ohne Grund. Denn dieſelbe iſt zwar eine beſondere Sphäre menſchlicher Thätigkeit, die jedoch durch die andern, in denen der menſchliche Geiſt überhaupt ſeinen Inhalt entwickelt, vielfältig bedingt und beſtimmt wird. Indem ſich alle faſt zu gleicher Zeit entwickeln, verwickeln ſie ſich vielfach und verwachſen mit einander.

Erste Periode.

Von der Entstehung und Entwickelung des religiösen Glaubens bei den Griechen bis zur Wanderung der Thessalier nach Thessalien oder bis 1124 v. Chr. Das sogenannte pelasgische Zeitalter.

Wir haben es hier mit einem Zeitabschnitte zu thun, wo der Hintergrund, je weiter wir zurückgehen, immer nebliger und dunkler wird, und aus welchem im Allgemeinen nur einzelne wenige Erscheinungen mehr oder minder hell hervortreten. Besondere, gleichzeitige Quellen sind gar nicht vorhanden. Wir können nur das Allgemeine zur Basis nehmen und Rückschlüsse machen aus dem, was uns die historische Zeit bietet.

Die jedem Menschen von Natur inwohnende, im Innersten seines Geistes verborgen liegende Idee von einem höhern Wesen, als dem Urquell und Herrn des Weltalls, oder von einer Anlage zum Gottesglauben, ist auch der Urquell der griechischen Religion. Diese Anlage ist nicht erst ein Product des menschlichen Geistes: sie ist die unmittelbare Gabe der Gottheit selbst. Der denkende, sich selbst beobachtende Geist findet sie im Geiste vor, und sie thut sich ihm kund durch's Gefühl, als Gefühl. Mit dem Wachwerden des Geistes überhaupt wird auch dieses Gefühl oder diese Anlage wach und treibt den Geist, in dieser, der religiösen Beziehung sich zu regen, aus sich selbst und seiner ursprünglichen Ruhe herauszutreten und thätig zu sein, d. h. Religiöses zu denken, zu wollen, zu thun.

Rein geistige religiöse Regungen genügen schon vollkommen dem religiösen Gemüthe des Philosophisch-Gebildeten; sie befriedigen schon vollkommen den Drang seines Herzens, das sich sehnt mit Gott im Verkehr zu sein. Er betet Gott, als Geist, im Geiste an. Das ist die höchste Stufe der Gottesverehrung, zu welcher uns das Christenthum erhoben hat, und welche die Vernunft als durchaus vernünftig muß anerkennen. Das Aeußere, die Natur und die Geschichte, dienet solchem nur zur Erregung des religiösen Denkens und Fühlens und zur Bestätigung des Gottesglaubens, den er im Herzen trägt, nicht zur wirklichen Erzeugung desselben.

Anders der gewöhnliche, sinnliche, dem Materiellen hingegebene Mensch, der noch nicht gelernt hat, in sich selbst einzukehren, sich selbst in sich selbst zu finden, das geistige Element für das eigentliche Element seines Lebens, für das Centrum, für die Sonne seines ganzen Wesens und Strebens zu erachten. Er findet sich erst dann zufrieden gestellt, wenn er sein inneres Denken und Wollen äußerlich darthun kann, wenn er es durch Worte, Mienen, Geberden,

Handlungen sinnlich erkennbar, zuerst für sich und dann auch für Andere seines Gleichen, offenbart und außer sich anschauet. So mit seinem Gottesglauben und mit seiner Gottesverehrung. Er glaubt in dieser Beziehung erst dann sich ein Genüge gethan zu haben, wenn er das innerlich Empfundene sich und Andern zur sinnlich-wahrnehmbaren Erscheinung kommen läßt. Eben so vermeint er nicht durch die ihn umgebende Welt bloß angeregt zu werden zum religiösen Glauben, sondern denselben daher zu schöpfen. Die Natur ist ihm, wie er glaubt, die Veranlassung dazu, und die Ereignisse im Menschenleben. Ja! indem diese ihm scheinen den Gottesglauben ihm zu geben, hält er diese Dinge selbst für unmittelbar göttlich, für Hervorbringungen von der Gottheit. Und vermag er nicht in der Mannigfaltigkeit die Einheit, in den vielen Besonderheiten das Allgemeine zu finden: so verfällt er hierbei in die Annahme so vieler Götter, als Dinge ihm göttlich erscheinen, oder — ins Heidenthum.

So ist es den Griechen ergangen.

Aber indem sie diesen geistigen Proceß durchmachten und indem sie ihren Gottesglauben zur Erscheinung zu bringen suchten, mußte es geschehen, theils daß der Einzelne im Momente der religiösen Aufregung oder Begeisterung eine Form der Verehrung erdachte oder erfand, die ihm gerade geeignet dünkte. Und weil sie ihm das zu sein dünkte, so meinte er, wäre sie für alle Fälle passend, hielt sie fest, machte sich daraus eine bestimmte Norm — der Ursprung eines individuellen Cultus, der aber auch mit der Zeit, wenn er Nachahmung fand, zu einem allgemeinen werden konnte. Theils konnte ein ganzer Verein von Menschen, eine Familie, eine Gemeinde, ein Volksstamm u. s. w. in einem Augenblicke ihres Zusammenseins von religiöser Begeisterung ergriffen, diese ihre Begeisterung auf eine und dieselbe Weise äußern, und die Weise gefiel, und man beliebte sie als Norm, als Gesetz festzustellen, oder sie ward durch öftere Wiederholung zur Gewohnheit, zur Sitte. Auch konnte es wohl geschehen, daß einer aus dem Vereine etwas Derartiges vorschlug, und die Uebrigen gingen willig darauf ein, oder der Vorstand, der Aelteste der Familie, das Haupt der Gemeinde ordnete es an, und die Andern, gewohnt ihm im Uebrigen zu gehorchen, gehorchten ihm auch darin. So entstanden gemeinsame Culte, feststehende religiöse Gebräuche für ganze Gemeinden, die an einen bestimmten Ort, an eine bestimmte Zeit, an ein gewisses wiederkehrendes Ereigniß geknüpft waren, sich in einem bestimmten Cyclus, nach einer gewissen Norm immer wiederholten. Bei deren Festsetzung wurden die Feststellenden natürlich von dem Gefühle der Nothwendigkeit eines positiven Cultus geleitet für den gewöhnlichen Menschen, nehmlich zur Unterhaltung, Weckung, Mehrung des Gottesbewußtseins, woraus der Cultus überhaupt seinen Ursprung gewonnen hat, wodurch er bedingt ist.

Nun wird ein solcher, individueller oder allgemeiner Cultus, als hervorgegangen aus dem Geiste eines Individuums, eines Stammes oder einer Nation, auch diesen besondern Geist zur Schau tragen. Er wird sich als ein besonderer markiren. Und so ent-

steht aus dem allgemeinen Gottesglauben der Menschen eine besondere Religion.

Eine solche ist auch die griechische gewesen. Erwachsen unter und aus dem griechischen Volke, hat sie dessen Eigenthümlichkeit durch und durch angenommen, hat sie einen gewissen Typus erhalten, durch den sie sich eben als griechische Religion kund gibt, verschieden von den übrigen.

Wir haben uns demnach recht mitten in dieselbe hineinzustellen und in das griechische Volk und in alle seine Verhältnisse, um sie richtig nach ihrer Entstehung aufzufassen und nach ihrer Eigenthümlichkeit, und um sehen zu können, wo sie sich überall hin verbreitet, in wie verschiedene Zweige und Aeste sie sich verlaufen, wo sie überall eingegriffen, wie die Verhältnisse und Dinge um sich und neben sich gemodelt habe. Woraus wir dann wiederum den Schluß werden auf ihr Wesen machen und sie nach Gebühr würdigen können.

Als Basis unserer Darstellung nehmen wir an, wie wir schon in der Einleitung bemerkten: die griechische Religion ist aus dem griechischen Volke selbst hervorgegangen, ist nicht aus vorderasiatischen, ägyptischen, indischen, hyperboreischen und Gott weiß aus welchen Ideen noch, abzuleiten und zu construiren. Nehmlich einmal trägt sie gar nicht den Charakter einer Mischreligion an sich: sie ist durch und durch hellenisch, d. h. den Eigenthümlichkeiten dieses Volkes vollkommen analog. Und zweitens sind die Beweise, die man für jene Annahme vorgebracht, so gesucht oder so unsicher oder so geradezu aus der Luft gegriffen, daß man sie gern aufgibt gegen den obigen Satz, der sich jedem Vorurtheilsfreien bei näherer Untersuchung aufdringt.

Wann die griechische Religion entstanden sei, diesen Zeitpunct auch nur unbestimmt anzugeben, vermögen wir nicht. Es hat die Annahme gerade nichts Unwahrscheinliches, daß die alten Griechen bereits bei ihrer Einwanderung in Griechenland religiöse Vorstellungen gehabt hätten; denn »Religion, so verschieden ihre Hülle sei, — auch unter dem ärmsten, rohesten Volke am Rande der Erde finden sich Spuren.« Aber ihre wahre Entwickelung und Ausbildung hat das griechische Heidenthum ganz unbezweifelt erst in Hellas selbst gefunden, gefunden in vorhistorischer Zeit; wie es scheint: in jener Periode, wo die Griechen noch auf der ersten Stufe geselliger Entwickelung standen, wo sie hauptsächlich noch dem patriarchalischen, dem Familienleben huldigten, wo an feste Wohnsitze noch wenig zu denken war, wo die Gemüthswelt bei ihnen noch vorherrschte, die Intelligenz noch nicht reif genug geworden, die äußere und die innere Menschenwelt gehörig aufzufassen. Nur unter dieser Voraussetzung nehmlich erklären sich viele von den Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten, die bei Erforschung der griechischen Religion uns entgegentreten. Dieser Zeitpunct aber liegt über aller historischen Kenntniß hinaus.

Die Religion der Griechen ist auch, wie wir gleichfalls oben bemerkten, nicht ein sofort fertiges, in sich abgeschlossenes dogma-

tisches System oder Regiement gewesen, sondern allmählich unter und aus dem Volke selbst hervorgegangen. Sie gleicht, wie wir schon oben sagten, einer wild gewachsenen Pflanze. Hängt nun schon bei der Schöpfung einer speculativen Religion so Vieles von der Eigenthümlichkeit des Stifters, seinem Charakter, seinen Anlagen, seinen Kenntnissen, seinen Ansichten, von der Stufe seiner Bildung ab: so natürlich und noch mehr bei der Entstehung einer Religion, wie die griechische ist, von dem Volke und allen Verhältnissen desselben. Bei der Arbeit, die der religiöse Glaube da durchzumachen hat, um zur Erscheinung zu kommen, muß er auf Vieles treffen, was ihn färbt, was seine Lichtstrahlen bricht und ihn von dem geraden Wege abirren macht. Der Charakter des Volkes, die Stufe seiner Cultur, seine Vorstellungen, seine Einrichtungen und Gewohnheiten müssen hier vielfältig einwirken, und um so mehr, als der Gottesglaube bei seiner Zartheit selbst für die zartesten Schattirungen empfänglich ist.

So haben wir denn für allererst hierauf unsere Aufmerksamkeit zu richten und das griechische Volk im Allgemeinen zu charakterisiren, insbesondere in jener frühesten Zeit.

Der Grieche war von feurigem, leicht erregbarem Naturell, hatte ein volles, empfängliches Gemüth, eine überaus lebhafte Phantasie. Sein Verstand, obwohl geweckt und scharf von Natur, konnte das mals noch nicht die rechte Kenntniß von dem Menschen und dessen Kräften, von der Natur und von deren Walten und Eigenschaften haben: dazu fehlte es an Erfahrungen, an Erfindungen, an längeren Studien. Sein Denken war noch beschränkt, roh, kindlich-naiv. Auf das, was er nicht bestimmt erkennen konnte, trug er oft die Vorstellungen von dem über, was er erkannt hatte, und was sein beschränkter Denkkreis ihm in dieser Beziehung darbot, so verschieden beides auch seiner Natur nach sein mochte, wenn es ihm nur gewisse Aehnlichkeiten zu haben schien.

Unter diesen Verhältnissen entwickelte sich sein religiöser Glaube. Der Mangel an psychischen und physischen Kenntnissen stellt sich daher in dem griechischen Heidenthum gar bemerklich heraus, was späterhin in den drei letzten Perioden für dasselbe von dem größten Belang sein wird; denn von dieser Seite werden die heftigsten Angriffe auf ihn geschehen. Solches entwickelte sich aber hauptsächlich in Folge und gemäß der dem Lande der Griechen so eigentlichen Natur und Lage. Nehmlich dieses war besonders geeignet, das Gottesgefühl zu erregen, und zwar, eben seiner Natur gemäß, nach jenen gewissen Seiten hin, die sich gerade in der griechischen Religion kund thun. Durchzogen von einem ziemlich ansehnlichen, aber vielfach zerrissenen und zerklüfteten, stark bewaldeten Gebirge aus Kalkstein von den mannigfaltigsten, oft sonderbarsten Formationen, ist Hellas reich an Abwechselungen von Bergen und Thälern, von Höhen und Tiefländern, ist vielfach von Bächen und Flüssen durchströmt, ist hier furchtbar und dort öde, hier Ackerland und dort Weide, hier lieblich und dort schauerlich. Hier erfreuet es sich eines milden und gesunden

Klima's, dort leidet es wieder durch zu große Hitze und durch pestilalische Dünste. Es ist reichlich ausgestattet mit Producten, selbst des Südens, aber auch ausgesetzt den Schrecknissen der Erdbeben. Auf drei Seiten vom Meere umspült, das den trotzigen Felsen dennoch vielfachen Abbruch gethan, eine Menge Buchten und Häfen bildet, gewährt es einerseits die beste Gelegenheit zu Fischfang und zu Handel und Verkehr, andrerseits nicht selten das furchtbare Schauspiel der sturmbewegten See und die Gefahr der Schiffenden. Ein *solches* Land mit so vielen Gegensätzen und imponirenden Merkwürdigkeiten — welch' einen Eindruck mußte es machen auf den mit lebendigem Gefühle, reger Phantasie, aufgewecktem Geiste begabten Griechen, auf den Griechen, der religiös empfand und dachte! Das Göttliche oder Göttliches trat ihm überall entgegen.

Dessenungeachtet erkannten die Griechen anfangs gewiß nur Einen Gott — oder überhaupt die Gottheit an, und, könnten wir ihre Religion bis zu ihren ersten Anfängen zurückverfolgen, zuverlässig würden wir in Hellas überall dem Monotheismus begegnen an der Spitze des religiösen Glaubens. Allein da der Grieche mit so gläubigem Herzen zur vielgestaltigen Natur hinzutrat, und da ihm in der Natur *seines* Landes Gott auf tausend Pfaden entgegenkam: so war die Verirrung leicht, auch der Götter wären viele, oder der Mangel des Stehenbleibens bei der Vielheit, ohne in dieser die Einheit zu finden. Oder der eine stellte sich seinen Gott so, der Andere wieder anders vor, je nachdem er Gott in diesem oder in jenem Gegenstande erkannte, und bei entstandenem Verkehre tauschten sie einander ihre Götter und Culte ein.

Diese Vermischung mochte besonders entstehen bei den vielfachen Wanderungen und Zügen der griechischen Stämme im höchsten Alterthume. Denn Griechenland, zerschnitten durch seine vielen Bergreihen in eine Menge von Thälern und Flächen, schied anfänglich gewiß auch seine Bewohner in eine Menge von Gemeinden, Stämmen, Familien, deren vielleicht jede ihre eigene, besondere Vorstellungen von der Gottheit hatte, nur *Einen* Gott also anbetete und zwar so lange, als die Insassen dieser abgesonderten Thäler und Landschaften ihren Umgang auf einander beschränkten. Wenn indessen Wanderungen erfolgten, wenn die verschiedenen Bewohner der verschiedenen Bezirke sich vermischten, dann vermischten sich auch gegenseitig die Vorstellungen vom Göttlichen. Und so entwickelte sich auch so wohl der Polytheismus.

Was für diese Annahme der spätern Entwickelung des Polytheismus aus uranfänglichem Monotheismus spricht, ist, daß wir noch in historischer Zeit eine ziemliche Anzahl von Lokalgottheiten in Hellas finden, die in diesem oder jenem Bezirke als die Hauptgötter verehrt worden, und daher auch höchst wahrscheinlich die Urgötter daselbst gewesen sind, als z. B. Zeus in Dodona, Poseidon in Thessalien, Pallas Athene in Attika, Hera in Argolis, Pan in Arkadien.

Erblicken wir so einerseits den religiös gestimmten und walten den Geist der Griechen unfrei, unterthänig der Außenwelt, der er doch

eigentlich Herr sein soll — was wir natürlich für einen Mangel halten müssen, was sich indessen entschuldigen läßt durch das hohe Alterthum, in welchem das statt fand, und durch die geringe Intelligenz und Selbstkenntniß, mit der der Grieche noch behaftet war — so wollen wir andrerseits nicht verkennen, wie derselbe doch in Allem und über Alles so religiös dachte und fühlte. Ueberall ahnete und fühlte er das Göttliche. Der Grieche war fromm; er war religiös. Und das gereicht ihm zur Anerkennung.

Der Grieche stellte sich nun seine Götter gewiß gleich von Anfang an als Menschen vor. Darum konnte er nicht die Dinge in der Natur und im Menschenleben selbst verehren, sondern er nahm bei jedem derselben eine besondere menschenähnliche Naturmacht an, die das bewirkte, was ihm das Gottesbewußtsein erregt hatte. Nicht den Blitz selbst also anerkannte er als Gott, sondern ein Wesen, das den Blitz schleuderte; nicht die Sonne verehrte er, sondern einen Gott der Sonne, nicht den Wind, sondern einen Gott des Windes, nicht die Ehe selbst, sondern eine Göttin der Ehe u. s. w. Mag es sein, daß mitunter die beiden verschiedenen Vorstellungen zusammenfielen: im Ganzen ist der Vorwurf falsch, den man den Griechen macht: sie hätten die Dinge und Kräfte in der Natur selbst verehrt. »So tief ist auch eine Naturreligion nie gesunken, daß man ein Product der Natur oder auch die Natur selbst angebetet hätte.«

Indessen ist damit nicht gesagt, daß der Grieche diesen seinen menschenähnlichen Gottheiten auch sofort eine bestimmte Persönlichkeit verliehen hätte. Es ist vielmehr wohl möglich, was Herodot von den Pelasgern, d. h. den alten Bewohnern Griechenlands, erzählt, wie er solches von den Priestern in Dodona gehört, sie hätten ihren Göttern anfangs keine bestimmte Persönlichkeit gegeben, d. h. keine markirenden Merkmale, wonach man die Gottheit überhaupt, je nachdem man sie in dieser oder jener Beziehung gedacht, in mehrere Personen oder bestimmt begrenzte Individuen geschieden hätte.

Auch nach und durch Namen soll man sie anfänglich nicht vereinzelt haben. Und das läßt sich nach dem eben Bemerkten wohl denken. Ja! diese Nachricht gewinnt an Sicherheit, wenn man bedenkt, daß auch die Pelasger in Italien, historischen Zeugnissen zufolge, die zwölf dii consentes et complices, die sie doch unbezweifelt aus Hellas mitgebracht hatten, nur mit diesem allgemeinen, nicht mit besondern Namen belegt haben. Gewiß waren es nur allgemeine Ausdrücke, deren man sich zu dem Behuf bediente.

Allein bei der Vermehrung der Vorstellungen von den Einzelheiten der Gottheit mußte sich dieß ändern: zur Fixirung und Markirung der verschiedenen Vorstellungen bedurfte es nothwendig verschiedener Namen. Dadurch wird ja erst ein Begriff zur Klarheit und Bestimmtheit erhoben, wenn er durch ein eignes Wort bezeichnet wird. Natürlich werden diese Bezeichnungen — den betreffenden Vorstellungen angepaßt gewesen sein. Und so haben wir denn, wollen wir die Grundbegriffe der griechischen Götter enthüllen, ganz besonders auf die Etymologie der Namen zu achten. Man nahm

sie aus dem damals vorhandenen Sprachschatze her, der nun freilich nicht der spätere der historischen Zeit ist: weshalb manche derselben oder ihre Formen schwer zu deuten sind, wo nicht gar unmöglich. Die wir deuten können, sind sehr allgemeiner Bedeutung, Adjectiv- oder Participialformen: z. B. Dis oder Zeus (Δίς, Ζεύς) der Furchtbare (von δίω), Poseidon (Ποσειδών) der Trunkgebende, Pan (Πάν) der Weidende, Apollo (Ἀπόλλων) der Vernichtende, Aeolus (Αἴολος) der Bewegliche u. s. w., oder die weiblichen Gottheiten Artemis (Ἄρτεμις) die Wohlerhaltende, Muse (Μοῦσα) die Sinnende, Pallas (Παλλάς) die Handhabende u. s. w. Ein längerer Gebrauch dieser Beiwörter gewöhnte nach und nach, selbige als Substantive zu gebrauchen, und damit ward der adjectivische Begriff ein substantiver, ein persönlicher im vorliegenden Falle, und das Wort, ursprünglich von allgemeiner Bedeutung, wurde ein individueller Name für ein concretes Wesen.

Nicht selten ward aber auch ein allgemeiner substantivischer Verbal- oder Thätigkeitsbegriff zum Begriffe einer Gottheit erhoben: so χρόνος von κράω, κραίνω, das Reifen, Vollenden, zum Kronos; so ἥρη von ἄρω, αἴρω, das Nehmen, die Wahl (zur Frau), zur Hera. Zuweilen brauchte nur der allgemeine abstracte Begriff in den concreten persönlichen überzugehen; das Wort blieb dasselbe. So ἥλιος, σελήνη, ἥβη, ἠώς, ἔρως, ἔρις, χάρις, ἑστία u. s. w. Bisweilen wurden auch Epitheten von Gottheiten wieder zu besonderen Götternamen, wenn der Begriff derselben hervorgehoben wurde und zu einem selbstständigen erwuchs. Diese neue Gottheit behielt natürlich das Geschlecht derjenigen, von welchem sie sich losgetrennt. So z. B. Ἀφροδίτη von Ἥρα. Im Uebrigen aber hing das Geschlecht, welches man einer Gottheit beilegte, von verschiedenen Umständen ab: entweder richtete man sich nach der Natur des Gegenstandes oder des Begriffes, der dabei zum Grunde lag (z. B. wenn mit demselben die Vorstellung von Kraftäußerung oder von Hingebung, von männlicher oder weiblicher Beschäftigung verbunden war [vergl. Lyd. de men. IV, 27.]); oder wenn das allgemeine Wort schon dieses oder jenes Geschlecht hatte, so behielt solches auch der Göttername. Man vergl. außer den bereits aufgeführten Beispielen: Ares, Hephästos, Hermes, Nike.

War aber so ein Anstoß gegeben zur Vielgötterei, hatte der Grieche sich erst daran gewöhnt, mehr als Einen Gott zu glauben, so war auch kein Ende da abzusehen. Die ganze Natur mit ihren mannigfachen concreten Erscheinungen, der Mensch mit seinen körperlichen und geistigen Kräften, Leidenschaften, Begierden, Tugenden, Lastern, Zuständen, Verhältnissen, Geschicklichkeiten, Gewerben, Künsten u. s. w. lag vor nach allen Einzelheiten. Da konnte es aber nicht fehlen, daß nicht manche Gottheiten, wie die Dinge selbst, deren Urheber sie sein sollten, in naher Beziehung gedacht wurden, analog den menschlichen Verhältnissen: also z. B. wie Gatte und Gattin, oder Erzeuger und Mutter und Kind, oder wie Geschwister, je nachdem die Dinge sich zu einander als gleich und ähnlich oder

die Ursach und Wirkung verhalten oder den Griechen erschienen. So ward Hades der Gemahl der Persephone (der Todesgöttin), Kronos der der Rhea (des Ueberströmens, des Ueberflusses); Eris die Schwester des Ares, Zeus, der Gott des Aethers und des Regens, der Vater der Persephone (als Göttin der Fruchtbarkeit) durch die Demeter (die Göttin des Ackerbaues). Ja! je reicher hier der Stoff war, desto mehr konnte und mochte der Grieche in solchen genealogischen Zusammenstellungen seinen Geist, seine Phantasie, seinen ästhetischen Sinn beurkunden. Wie schön und sinnig ist's gedacht, wenn Eos, die Göttin der Morgenröthe, genannt wird die Tochter des Hyperion (des Hochwandelnden) und der Theia (der Schauenlassenden oder Lichtgebenden) und die Schwester des Helios und der Selene, die Erinnyen Töchter der Nacht, Iris, die Göttin des Regenbogens, die Tochter des Thaumas (des Staunenerregenden) und der Elektra (der Hellglänzenden) u. s. Unzähliges mehr. Konnte man die Genealogie nicht gut auf ein eheliches Paar zurückführen, so nahm man außereheliche Zeugungen an, auch nicht ohne Sinn und Verstand, wie die Darstellung der einzelnen Gottheiten lehren wird. Hier, bei solchen Spielen der Phantasie, den Griechen Unkeuschheit, unsittliches Denken vorzurücken, ist ganz absurd. Wer dies thut, versteht nicht den Geist der Griechen aufzufassen. Will man da Jemandem Vorwürfe machen, so verdienen es die Dichter, die dergleichen Vorstellungen zu schlüpfrigen Scenen ausgesponnen.

Auch hier gab der erste Anstoß zu manchen Erweiterungen des Götterwesens Gelegenheit. Aus dem Namen eines männlichen Gottes ward eine Göttin, und ein Gott aus dem Namen einer Göttin, z. B. aus Ζεύς (Διὸς) Διώνη (vergl. Jovs, Jus, Juno), Ἀφρόδιτος aus Ἀφροδίτη. Die Fülle des Wesens einer Gottheit scheint sich hier mit einer gewissen Nothwendigkeit in einen Dualismus gespaltet zu haben, gemäß den Erscheinungen in der Natur.

Manche Gottheiten blieben unvermählt, weil man das Gegentheil nicht mit ihren Eigenschaften vereinbar fand, z. B. die Hestia, die Göttin des Feuers auf dem Heerde (wegen der Reinheit, unter welcher das Feuer gedacht wurde).

Hatte nun aber die Phantasie der Griechen auf solche Weise eine reiche Sippschaft von Göttern zusammen bekommen, dann lag wieder es nahe, sie alle sich unter dem Bilde eines gemeinsamen Zusammenlebens, unter gewissen Abstufungen zu denken. Und wie das zu denken, das gab das damalige Leben des Volkes sofort an die Hand. Es muß damals noch, als solches geschah, bei den Griechen das patriarchalische Familienleben vorgeherrscht haben, wo der Eine, der Aelteste, als Haupt galt, und die übrigen Glieder, ohne Gesetz und gesetzliche Vereinigung, sich willig demselben untergaben! In Homers Gedichten springt dieses Verhältniß noch deutlich hervor, obwohl bereits, wie es seine Zeit mit sich brachte, auch vom staatlichen Leben der Götter schon Spuren zu erkennen sind. Homer folgte hier sicherlich seinen Vorgängern in der epischen Poesie; wie diese von jeher das Götterfystem dargestellt, so that auch er es, mit wenigen Abwei-

chungen vielleicht, und darum kann er für uns hier wirklich Quelle sein. Bei ihm bilden wirklich die Götter einen wahren Familienkreis, an dessen Spitze Zeus gestellt ist, weil er, der Repräsentant des furchtbar mächtigen Phänomens, des Donners und Blitzes, thronend örtlich am höchsten, im Aether, darum als höchster und mächtigster Gott gedacht wurde. Auch mochte wohl der allgemeine geistige Drang nach Monotheismus hier mit einwirken. Denn was ist Zeus anders als die Gottheit selbst? Hiervon zeugt insbesondere auch, daß, vielleicht schon in diesem Zeitalter, — bei Homer kommt das Wort bereits so vor — der Name des Zeus (Διος) in den allgemeinen Ausdruck und Begriff θεος (Gott) überging. Noch in Hesiod's Theogonie offenbart sich jenes patriarchalische Göttersystem, in der zweiten Götterherrschaft. Im Uebrigen aber sind die Götter nicht nach einem bestimmten Eintheilungsgrund, sondern meist nur ziemlich willkürlich und zufällig geordnet. Bloß bei manchen stellte sich eine gewisse Nothwendigkeit oder wenigstens eine Veranlassung, ein Grund heraus, warum man sie auf dieser oder jener Stufe sich dachte; es war die Vorstellung von der Sache selbst, der sie vorstanden, und von deren Geltung im Reiche der Dinge. So haben die allegorischen Gottheiten, um der Sache willen, nur eine untergeordnete Bedeutsamkeit; Poseidon, als Gott des Meeres, und Hades, als Gott der Unterwelt, stehen unter Zeus u. s. w.

So ausgedehnt nun das Göttersystem der Griechen auf solche Weise geworden sein mag — dennoch ward damit keine absolute Vollständigkeit der Zahl erreicht. Wie wäre auch das bei der unendlichen Menge der vorhandenen Gegenstände möglich gewesen! Nur das, was gerade dem Griechen das Wichtigere, das Hervorstechende, was ihm, nach seiner dermaligen Eigenthümlichkeit, der religiösen Anerkennung werth erschien, das wählte er sich zum speciellen Gegenstande seines Glaubens und seiner Verehrung. So blieb denn der Götterkreis auf der andern Seite wieder beschränkt. Jeder von den Göttern erhielt auch ein ganz bestimmtes Gebiet von Regiment und von Machtfülle. Es entstand eine Abgeschlossenheit, eine äußere Begränzung des Ganzen.

Nun bildete sich aber das Reich der religiösen Vorstellungen fort; der Geist der Griechen schritt in der Erkenntniß weiter. Was war zu thun, wenn eine neue Erscheinung nicht aus dem Machtgebiete der bekannten Gottheiten zu erklären war? Man ordnete sie den vorhandenen allgemeinern Vorstellungen von den einzelnen Göttern unter, je nachdem sie mit dieser oder jener Aehnlichkeit hatte. So geschah es, daß ein Gott mehrere, ja viele Bereiche für seine Wirksamkeit empfing (zugleich eine reiche Quelle von Epithetis der Götter und Göttinnen). Das Gebiet seiner Wirksamkeit wuchs intensiv, wie das Wort in der Sprache durch vielfache Bedeutungen zu wachsen pflegt. So war denn hier trotz jener Beschränkung doch immer ein Fortschreiten, ein sich Fortbilden, ein Fluß in der Entwickelung der religiösen Erkenntniß. Und so konnte unter Anderm es geschehen, daß Naturgötter zu moralischen Gottheiten wurden,

z. B. der Donnergott Zeus zum Gott der Treue, der Gastfreundschaft, des Eidschwures.

Eine solche immerwährende Fortbildung des religiösen Glaubens war damals bei den Griechen um so eher möglich, als schriftliche Vorschriften nicht existirten und nicht existiren konnten; denn die Buchstabenschrift war noch nicht zu ihnen gekommen. Das Ganze ihrer Götterlehre beruhte also auf bloße Tradition, auf Sitte und Gewohnheit, und wie wandelbar diese ist bei aller Festigkeit, weiß jeder. Auch mußte in Folge von gesteigertem Verkehre zwischen den einzelnen Stämmen, die ihre besonderen Götter hatten, und von Wanderungen und Vermischungen der Bewohner der verschiedenen Districte in Griechenland, endlich in Folge des daraus entstehenden Austausches der religiösen Anschauungen eine mannigfache Aenderung des Glaubens entstehen: Gegensätze mußten vermittelt und ausgeglichen, Widersprüche gehoben werden. So ward z. B. vielleicht die in Attika lokale Hauptgöttin Pallas zur Tochter des Zeus, die in Argolis lokale Hauptgöttin Hera zu dessen Gemahlin.

Wodurch aber die religiösen Ideen der Griechen wieder gefestigt wurden und gefestigt blieben, das war der Cultus, der zugleich mit den religiösen Vorstellungen entstanden. Denn die Götter, die der Mensch glaubt, will er auch sofort verehrt wissen. Zu dem Ende ersah er sich besondere Stätten, besondere Zeiten, wählte er besondere Geberden und Handlungen, natürlich alles in Uebereinstimmung mit seinen Vorstellungen. Weil er sich seine Götter menschlich dachte, so dichtete er ihnen freilich auch seine Schwächen, seine Bedürfnisse, seine Wünsche, seine Forderungen u. s. w. an. Und so entstanden jene Opfer, weil man glaubte, die Götter äßen und tränken und hätten Wohlgefallen daran; es entstanden jene lauten Gebete und Hymnen, weil man vermeinte, die Götter hörten und könnten zu etwas durch Worte und Töne vermocht werden; es entstand der Glaube, die Götter müßten von alle dem abhaben an alle dem Theil nehmen, was die Menschen überhaupt genössen und besäßen an Gaben und Gütern, an Freuden und Festen. Daß hierbei manches Ungehörige vorkam, meist sich aber wohl erst im Laufe der Zeit einschleichen mochte, nachdem die erste Frische der Religiösität abgeschwächt war, und weil mancher Helldenkende vielleicht auch das Unpassende, Abgeschmackte, Menschliche des nun einmal eingeführten Gebrauches einsahe und darum nur glaubte nöthig zu haben ihn oberflächlich mitzumachen, ist leicht zu erklären, z. B. wenn der Opferdienst nicht selten ein Tauschhandel war, wobei der Opfernde für seine geringern Gaben desto größere erwartete, oder wenn dem Gotte die Knochen des Opferthieres in schöne Festhaut eingewickelt dargereicht wurden, während die Opfernden bei der Opfermahlzeit das Fleisch verzehrten.

Anfangs und im Ganzen war der Cultus der Griechen, wie der der Hebräer — dessen tiefere Bedeutung neuerdings auf eine so gründliche und angemessene Weise gezeigt worden ist — durchaus symbolisch, d. h. allen seinen Bestandtheilen lag eine vernünftige

Idee oder Veranlassung zum Grunde, die durch die religiöse Handlung angezeigt oder in Erinnerung gebracht werden sollte. Das muß bei den einzelnen Culten besprochen werden. Hier genüge es, nur im Allgemeinen auf diese Bedeutsamkeit hingewiesen zu haben und zur tiefern Erregung der Sache anzumahnen. So viel mag noch bemerkt werden, daß die Festfeierlichkeiten sich genau an die Vorstellungen anschlossen, welche man von dem Gott hatte, dem sie geweihet waren. Daher sie eine ganz besondere Berücksichtigung verdienen, wenn man die Idee desselben gehörig erforschen will. Daher erklärt sich aber auch die große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Culte, die sich unmöglich in eine rationelle Uebersicht oder in ein bestimmtes System bringen lassen.

Indessen trotz dieser unendlichen Verschiedenheit stellt sich doch bei den vorhandenen Culten der Griechen entschieden ein Dualismus heraus, der uns eine dreifache Eintheilung begründet: die einen nehmlich zeigen eine heitere, fröhliche, die andern eine düstere, wehmüthige Seite. Bei manchen treten beide Seiten neben einander hervor. Die Festlichkeiten und Gebräuche der erstern sind dem Lichte und dem Leben im Lichte, auf der lichten Oberfläche der Erde, zugewendet und huldigen darum der Freude und dem Frohsinn. Die andern sind zugekehrt der Finsterniß, der Nacht, der Erde, als dem Sitze der Dunkelheit, dem Tode und tragen deßhalb den Charakter der Trauer und der Klage. Zu jenen gehört der Dienst des Zeus, der Hera, des Poseidon, des Hephästos, der Aphrodite, des Eros u. s. w.; zu diesen der Cultus des Hades, des Hermes Psychopompos oder Geleiters der Seelen nach der Unterwelt; zu den gemischten der Dienst der sogenannten chthonischen Gottheiten: der Demeter, der Kore, des Bacchus, und ihr Cultus ist gemischt aus ernsten und heitern Gebräuchen. Darum erschien dem Griechen auch die Natur dieser Götter anders. Jene, die ätherischen, die olympischen, welche dem Zeus Olympios, dem Gotte des Aethers, näher stehen, sind dem Menschen verwandter, befreundeter, wohlwollender, geneigter seine Sorgen, Leiden, Bekümmernisse zu theilen und ihnen abzuhelfen und daher ihm lieber und angenehmer. Daher haben sie auch vorzugsweise, bei allmählicher Zurückdrängung der ursprünglichen physischen Beziehungen, ihre Richtung auf das menschliche Leben genommen, wie es auf der Oberwelt hervortritt, sind idealische Darstellungen menschlicher Charaktere und Thätigkeiten geworden. Diejenigen Götter dagegen, welche in der grausigen Tiefe der Erde lebend und webend gedacht wurden, hielten ihre ursprüngliche Beziehung auf das Naturleben fester und beherrschen das menschliche Leben weniger in seinem ruhigen Bestande und in seiner allmählichen Entwickelung als in seinem Entstehen und Vergehen. Sie stellte man sich vor als finstere Wesen, die dem Menschen bei der geringsten Veranlassung leicht übel wollten, die ihn bald könnten und auch wohl möchten dem heitern Lichtreiche entrücken und ihn so mit dem Tode bestrafen; die man also mit der größten Behutsamkeit verehren und immer bei Gutem erhalten müsse. Ihre Opfer waren daher schwarz, zur Erde

gerichtet, sühnend mehr und besänftigend als dankend und fröhlich. Und die Herrschaft dieser Götter war die Schattenwelt. Hier waren sie finstere, strenge Gebieter, denen alle zarten Regungen des Herzens: Mitleid, Erbarmen, selbst Thränen fehlten. Der Cult der dritten, der chthonischen Götter bezog sich zuvörderst auf das Säen oder auf das Verbergen des Samenkorns in die finstere Erde und darum, wegen der Aehnlichkeit, zugleich auch auf das Bestatten der Todten, die man im höhern griechischen Alterthume, wie bei uns, nicht verbrannte, sondern begrub; sodann auf das Gegentheil hiervon: auf das Hervorkeimen der Pflanzen, auf das Kommen derselben ans Lichtreich und endlich auf ein Fortleben der menschlichen Seelen als Schatten nach dem Tode des Körpers. Dieser Cultus hatte also von Hause aus eine Zwitternatur. Einmal trug auch er den Charakter des Finstern, Unerfreulichen, Schauerlichen, Traurigen, und daher seine Trauerfeste mit Fasten, Klagen, Todtengebräuchen im Herbste, zur Zeit der Saat des Wintergetreides, jene schwarzen Opferthiere, jene zur Erde gekehrten Opfer, jene düstern Vorstellungen von den betreffenden Göttern. Allein nachmals verkehrte sich dieses traurige, unfreundliche Wesen in Freude und Heiterkeit, wenn der Lenz erschien, wenn die Saaten keimten, wenn sie an die Oberwelt, an das Lichtreich kamen, was zugleich auf eine Fortdauer der Menschen nach dem Tode und auf die Möglichkeit, alsdann sogar einen seligern Zustand zu gewinnen, hinwies. Da war nun alles Freude, da ward die Freude zu wilder Lust, zur Ausgelassenheit, oft zu unziemenden Scherzen und zu unkeuschen Genüssen. Und der Grieche, je mehr er sich selbst darin gefiel, desto mehr glaubte er durch derlei Handlungen den desfallsigen Göttern zu gefallen, die er sich natürlich nun auch so lustig und heiter dachte.

Weil aber der Mensch in das Keimen und Wachsen der Pflanzenwelt, in das Erzeugtwerden und Entstehen, endlich in den Zustand der Seele nach dem Tode des Menschen nicht vermag mit seinem Verstande einzudringen und zu klaren Vorstellungen darüber zu gelangen, sondern ihm nur Ahnungen und Vermuthungen zustehen, das Ganze also dunkel und geheimnißvoll für ihn ist; so nahm dieser Dienst der chthonischen Götter vorzugsweise einen mysteriösen Charakter an; es entstanden jene geheimen Ceremonien, die man unter dem Namen der Mysterien kennt, bei welchen sich die Ideen von Tod und Leben, von Säen und Keimen wunderbar durchkreuzen. Der Grieche nehmlich trug auf alle seine religiösen Gebräuche die Stimmung über, die er dabei von Hause besaß, in welcher er diese Gebräuche erfunden oder angeordnet hatte.

Der Sitz dieser Culte war vorzugsweise im mittlern Griechenland und Peloponnes, als denjenigen Gegenden, welche sich durch Fruchtbarkeit und durch den Segen des Ackerbaues auszeichneten, und hier war er heimisch schon bei der dorischen Völkerwanderung, und auch hierdurch unterscheiden sie sich von den der olympischen Gottheiten, die offenbar, wenigstens zumeist, im nördlichen Griechenlande entstanden und mit den wandernden Stämmen der Jonier, Achäer,

Dorier, Minyer, Thraker südlich gewandert sind. Doch läßt sich auch ein Vorrücken, z. B. des Demeterculte von Thessalien aus nach dem Süden theilweise nachweisen. Und so möchte dieser Dienst keineswegs so jung sein, wie man ihn in unserer Zeit hat machen wollen. Im Gegentheil können wir kühn die Behauptung wagen: er gehört schon der ältesten Periode der Geschichte der griechischen Religion an. Auch weisen jene damit verbunden gewesenen orgiastischen Gebräuche, eben weil sie so lärmend, so tobend, so sinnlich-roh sind, auf ein hohes, wo nicht auf das höchste Alterthum zurück. Und der Getreidebau gehörte mit zu den ältesten Beschäftigungen der Griechen.

Zur Darbringung der Opfer, so wie zur geregelten Vollziehung der einmal angeordneten Festfeier, waren Personen von Nöthen, Priester oder Priesterinnen, je nachdem es einem Gotte oder einer Göttin galt. War der Dienst Privatstiftung, nun so war auch der Stifter selbst und seine Nachkommenschaft der Priester. Wo aber, und so lange es Haus- oder Familienopfer waren, verrichtete natürlich das jedesmalige Haupt der Familie dieselben, bei öffentlichen, Gemeinde- oder Stammopfern das Haupt der Gemeinde oder des Stammes. Solche Opferdienste waren dann wohl von der Genossenschaft gemeinsam oder vom Haupte der Genossenschaft für dieselbe angeordnet worden. Wo aber nicht diese Fälle statt fanden, da bedurfte es besonderer Angestellter. Hierzu nahm man von jeher solche Personen, die durch makellosen Körper, durch Moralität und Zucht, als Mädchen auch durch Jungfräulichkeit, hervorstachen. Ihr Beruf war aber in Griechenland rein materiell, beschränkte sich auf gewisse mechanische Fertigkeiten und Handleistungen, in Kenntniß bestimmter Gebete und der festgesetzten Gebräuche. An Verkündigung von Glaubenslehren, an Deutung der Ceremonien u. dergl. war bei ihnen nicht zu denken. Daher es denn auch kommen mußte, daß viele Culte in kurzem, der eine mehr, der andere weniger, abstarben zu todter Werkelei. Auch bildeten diese Priester und Priesterinnen keineswegs hier einen besondern Stand, eine Caste: es vereinigte sie kein höherer Zusammenhalt, kein höheres geistiges Ziel. Dagegen ist eine mündliche und praktische Unterweisung der jüngern angehenden Priester durch die ältern keineswegs abzuläugnen. Jeder Gottesdienst hatte ja seine eigenen Gebräuche und Eigenthümlichkeiten, zu deren Besorgung eine gewisse Kenntniß, ein Erlernen nöthig war, die durch Tradition, durch Anlernen vom Vorgänger auf den Nachfolger überging. Auch mögen wohl hin und wieder Männer bestellt gewesen sein, die über die strenge Ausübung der bestimmten gottesdienstlichen Gebräuche wachten, das Positive aufrecht erhielten und jeder willkürlichen Veränderung vorbeugten. Es kann da nicht ohne alle Vorschriften, Angaben, Formulare abgegangen sein. Es waren aber mündliche Anweisungen, meist bloßes praktisches Anlernen. An Theorie, an Speculation über das Religiöse und über Religion ward nicht gedacht. Das Ganze der Götterverehrung war ein Handeln nach dunkeln Gefühlen und nach blinder Gewohnheit. Nicht eine

Fortbildung der Religion geschahe durch die Priester, sondern im Gegentheil unter ihren Händen erstarrte sie zu bloßen Formen und erstarb. Dagegen hatten die Dichter oder das poetische Talent der Nation den entschiedensten Einfluß auf die weitere Gestaltung des religiösen Glaubens. Kaum mochte das religiöse Element im Griechen sich geregt haben, so nahm die dichterische Phantasie es auf ihren Schooß und erzog es. Zuerst war es die Volkspoesie überhaupt, die ihm den größten Vorschub leistete: sie dichtete Mythen, Erzählungen, zu denen sie die vorhandenen Gottheiten als handelnde Wesen erkor. Gewisser Maaßen war diese Mythenpoesie mit jenem Glauben an eine lebendige menschlich-thätige Götterwelt schon gegeben. Denn wie beim Menschen immer die Stimmungen und die Seelenkräfte in Bewegung, in Fluß sind, sich regen und wirken, so und nicht anders konnte der Grieche nun auch den Zustand seiner Götter sich vorstellen. Er konnte sich doch lebendige Wesen nicht als apathisch und als müßig denken, als immerdar verharrend in einem und demselben Zustande und im Nichtsthun. Wenn daher irgend ein Wechsel sich ergab in denjenigen Zuständen und Dingen, welche zum Ressort eines Gottes gehörten, so mußte er denselben hervorgebracht, geschaffen, bewirkt haben, nach menschlicher Weise in Folge gewisser Anlässe, gewisser Stimmungen, Affecten u. s. w. Mit andern Worten: es gesellte sich zum Anthropomorphismus der Anthropopathismus und die Anthropopraxis. Die Götter mußten leiden, mußten wollen, mußten handeln und bewirken, mußten berechnen, überlegen, empfinden, gereizt werden können. Das gab eine ganz andere als die gewöhnliche Naturanschauung: wir nannten sie in der Einleitung die poetisch-naive. Sie läßt den Menschen sich selbst und seine Zustände in der Natur und deren Verhältnissen wiederfinden. Aber weil sie in jener Zeit zugleich von der Religion getragen wurde, fand sie statt Menschliches nur lauter Menschlich-Göttliches, d. h. in den einzelnen Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben lauter Erlebnisse und Thaten von Göttern. Aber solche Facta, auch wenn sie nur vermeintlich waren, fallen der historischen Darstellung anheim; sie nach ihren einzelnen Umständen in gehöriger Folge darstellen heißt erzählen, und eine Erzählung von einer einzelnen That oder einem Erlebniß eines Gottes nach unsern gegenwärtigen Begriffen ist ein Mythos. Und in Erzählungen gefiel sich schon damals der Grieche, wie überhaupt die phantasiereichen Bewohner der südlichen Gegenden: es entstand die fruchtbare Mythenpoesie. Nun war sofort mit jedem Gotte und mit jedem Götterculte, schon von vorn herein gleich, ein Mythos verbunden. Das, was sich im Menschen erst auf dem Wege des Verstandes aus Naturerscheinungen oder aus Vorkommnissen im Menschenleben entwickelt hatte, die Vorstellung von dem Dasein eines Gottes und von der Nothwendigkeit und Pflicht ihn zu verehren, oder mit andern Worten: der Gott selbst ward nun angenommen als das Prius, und jene Naturerscheinungen und menschlichen Zustände erschienen als Hervorbringungen dieses Gottes. So existirte jetzt nicht mehr der Cultus eines Gottes

durch die Menschen, sondern durch den Gott selbst, Helios nicht mehr um der Sonne willen, sondern die Sonne durch Helios, Demeter nicht in Folge des Ackerbaues, sondern der Ackerbau ward eine Erfindung, ein Product dieser Göttin. Die Verehrung der Hera war nicht mehr die Folge der schon längst eingeführten Ehe, sondern diese sollte nun von der Göttin selbst gestiftet sein: sie war mit dem Beispiele vorangegangen; ihr ἱερὸς γάμος war das Vorbild der menschlichen Ehe; Eros, der Gott der Liebe, hatte jedes Mal in jedem liebenden Menschen diese Liebe erst erzeugt. Die abstracte Naturregel, nach unsern Begriffen, ward hiernach immer göttliche Anordnung im Speciellen, ein göttliches Wollen und Walten für einen bestimmten Fall.

Durch diese poetische Auffassung der Natur hatte der Grieche zugleich den Vortheil, sich die Dinge in der Welt zu erklären. Er fand darin Befriedigung seines deßfallsigen innerlichen geistigen Dranges. Die Welt lag nun mit ihren vielfachen Räthseln, mit ihren mannigfachen dunkeln Erscheinungen und Verhältnissen aufgehellt vor seinen Blicken. Und je mehr es deren für ihn bei der Beschränktheit seiner Vorstellungen noch gab, desto geschäftiger war seine Phantasie sie zu lösen auf jenem religiös-poetischen Wege. Die Götterwelt mit ihrem Anthropathismus und ihrer Anthropopraxis gewährte immer und die beste Aushülfe. Wenn Jemanden der Blitz erschlug, so hatte er gegen Zeus gefrevelt; wüthete der Sturm auf dem Meere und zerschellte ein Fahrzeug, also daß Jemand Schiffbruch litt, so grollte ihm Poseidon; starben Jemandem plötzlich die Seinigen, so hatte er gewiß den Apollo oder die Artemis beleidigt; war Jemandes Aerndte gesegnet, — er hatte mit Demeter gebuhlt; war Jemand in der Liebe glücklich, — Aphrodite wollte ihm wohl. Zu allen Ereignissen in der Natur und im Menschenleben wußte der Grieche den Grund und die Ursache in der Seele des betreffenden Gottes zu finden und sich so das Ganze klar zu machen.

Dieß erstreckte sich bald auch auf Menschliches, das den Menschen erst wieder unbekannt geworden war, namentlich in Betreff seiner Religion und seiner Culte. Hier lag es nun so ganz nahe, zu Lösung etwaniger obschwebender Räthsel die Götter herbeizurufen, z. B. die Entstehung oder die Eigenthümlichkeit eines Cultes zu erklären: der betreffende Gott war gewöhnlich im Cultus selbst gegeben. Eine reiche Quelle religiöser Mythen, der wir manches schöne poetische Product verdanken. Aber die Griechen lernten auf solche Weise auch ihre Culte als wahrhaft göttliche Institute, ihre Religion als eine geoffenbarte betrachten, was einen wesentlichen Einfluß auf alle folgende Zeiten gehabt hat.

Aber von solchen kleinen Erzählungen zu größern oder zur epischen Poesie war nur ein Schritt. Und so erklärt sich einerseits, warum diese gerade in diesem Zeitraum so geschäftig und so productiv gewesen, andrerseits, warum in den epischen Gedichten der Griechen das religiöse Element so vorherrschend ist. Die Menschenwelt ist da durch und durch von der Götterwelt durchdrungen.

Allein es ist auch zu bemerken, daß das Epos in dieser und zu Anfang der folgenden Periode den wesentlichsten Einfluß gehabt auf die festere Gestaltung des griechischen Göttersystems und auf dessen Verbreitung über Hellas. Dies geschah auf folgende Weise:

Schon damals war es, nach dem Beispiele eines Thamyris, eines Amphion — der hiernach benannt ist — zu urtheilen, Sitte der Sänger, umherzuziehen und dem Volke ihre Dichtungen öffentlich vorzutragen. Es konnte nicht anders sein: es mußte sich dabei in ihnen und unter ihnen ein fester Typus, auch in Hinsicht der religiösen Vorstellungen, bilden, da sie ja meist werden dieselben Gedichte immer abgesungen und sich wohl auch meist in denselben Sagen- und Mythenkreisen werden bewegt haben. Das mußte aber um so eher der Fall sein, wenn diese Sänger zumeist aus einem Volksstamm hervorgingen.

Und hier kommen wir auf einen Punct, der nicht bloß in der Religionsgeschichte der Griechen von höchster Bedeutsamkeit ist; dessen Aufklärung das ewige Verdienst Heyne's und Otfr. Müller's bleibt. Jener Volksstamm waren die gesangreichen Thraker, ein ächt griechisches Völkchen, ursprünglich hausend am Rande des nachmaligen Griechenlandes, in Pierien, auf der Grenze des spätern Thessaliens und Macedoniens, ausgezeichnet durch poetisches Talent, von der Vorsehung ausersehen, in den Geistern der Griechen jenes schöne dichterische Element zu entwickeln, aus welchem nachmals so Herrliches gekeimt ist. Als Griechen hatten sie natürlich auch die (damals wohl noch ziemlich elementarische) Religion der Griechen. Nun lag im Angesichte derselben der Olymp, ein ziemlich hoher Berg mit jähen steilen Felsgipfeln, die ihn wohl an vielen Stellen unersteiglich machen. Die mangelhafte Kenntniß von ihm mochte in der lebendigen Phantasie der Thraker seine Höhe noch steigern, und Niemand es wagen, jemals dessen Spitze zu erklimmen. Sie hatte also und damit der ganze Berg etwas Geheimnißvolles. Dazu kam wohl, daß er öfter mit Nebel und Dunst umgeben war, und sich häufig Gewitter dort bildeten. Was war daher natürlicher, als daß seine Umwohner ihn zum Sitze des Donnergottes Zeus machten? Ward nun Zeus zum Haupte der ganzen Götterfamilie erhoben, was Wunder, wenn jener Berg überhaupt den gesammten himmlischen Gottheiten zum Aufenthaltsorte, zur Wohnung angewiesen wurde? Erfüllt mit diesen Vorstellungen, wanderten jene Sänger aus Thracien umher und sangen von dem Olymp und seinen Göttern. So konnte es denn nicht fehlen: es mußte das olympische Göttersystem überall vorherrschende Geltung erhalten und die andern, die Lokalculte, bedeutend in Schatten stellen, wofern sie nicht zu jenem Göttersystem gehörten, oder wofern sie darin eine untergeordnete Rolle erhielten. Es mußte eine wesentliche Veränderung in den religiösen Vorstellungen der Griechen hervorgehen. So entstand namentlich zuverlässig jetzt jener Gegensatz einer ältern und jüngern Götterwelt, eines alten Titanenreiches und eines Reiches der olympischen Götter, nach welchem der bejahrte Kronos als entthront vom jugendlich mächtigen olympischen Zeus gedacht oder vielmehr der-

gestellt wurde, während doch noch in späterer Zeit in manchen Gegenden Griechenlandes und seiner Colonien Kronos verehrt und ihm zu Ehren die Kronien gefeiert wurden. Jenes war die allgemeinere, dichterische Sage, dieß nach wie vor fortdauernder lokaler Glaube. Die Ansicht von einer gestürzten Götterwelt mußte um so mehr sich ausbilden und um sich greifen, je mehr sich dem beobachtenden Verstande in der Welt die obwaltende Ordnung und Gesetzmäßigkeit herausstellte, je mehr aus Gährungen und Stürmen und Verwüstungen überall, besonders in dem gegenwärtigen Zeitraume aus den ethnischen Wirrnissen, Ruhe, Milde, Regel und neues Leben und Gedeihen keimte. Denn daran knüpfte sich so leicht der Gedanke, daß es früher wohl auch so geschehen sein möchte, daß die gegenwärtige Weltordnung gleichfalls sich aus Unordnung, Streit und Gewaltherrschaft entwickelt habe, nach und nach hervorgegangen sei aus wüsten, chaotischen Zuständen und Stoffen, und zwar auf Veranstaltung, durch den Willen und die Allmacht der olympischen Götter. Da fingen sich denn nun die religiösen Kosmogonien an zu bilden, die sich größtentheils auf speculative Anschauung der Natur, den Begriffen der damaligen Zeit gemäß, gründeten. Solche Versuche, sich die Entstehung der Welt, vornehmlich der Erde — die Erde war damals den Menschen die Welt — und deren gegenwärtigen Zustand zu erklären, müssen schon in dieser Periode gemacht worden sein; denn das derartige System, was sich in Hesiod vorfindet und worauf Homer nicht selten anspielt, kann nicht von gestern gewesen sein. Zuverlässig existirte schon Manches davon in dem gegenwärtigen Zeitabschnitte, und jene Dichter haben solches offenbar bei ihren Gedichten benutzt, namentlich Hesiod. Auch ist gar nicht zu verkennen, daß gegenwärtig schon, in Folge der durch die thrakischen Sänger verbreiteten lichten olympischen Götter, die Culte der chthonischen verdunkelt werden mußten und auf eine geraume Zeit in den Hintergrund traten, um erst später wieder, aber um so bemerkbarer, ans Licht zu kommen.

Außer der Poesie finden wir in jener Zeit keine Kunst mit der Religion in Griechenland verschwistert, weder Baukunst*), noch Sculptur, noch andere. Dienten sie ihr bereits, so dienten sie ihr als rohe Handwerke. An eigentliche Kunst war noch nicht zu denken. Standbilder hatte man damals noch nicht, wie man mit Bestimmtheit schließen kann aus der zuverlässigen Nachricht, daß die Römer, Abkömmlinge jener Pelasger, die aus Epirus nach Italien wanderten, vielleicht in Folge der thessalischen Wanderung, vor Tarquinius d. Ae. noch keine Götterbilder gekannt haben. Ueber den Gesang und die Musik, die die Hymnen begleiten mochte, steht uns aus Mangel an Nachrichten kein Urtheil zu, was diese der Religion verdankt haben.

Aber zur Potenzirung des Lebens und der Humanität, zur Entwilderung und Sittigung der Griechen, hat unbezweifelt die Religion,

---

*) Roß ist indessen der Meinung, daß schon in vorhomerischer Zeit Tempel aus Stein existirt hätten.

selbst in dieser ihrer rohen Gestalt, beizutragen. Sie band an feste Formen, setzte Maaß den Ausbrüchen der Leidenschaften, vereinigte näher die Glieder einer Familie, eines Stammes u. s. w., heiligte manche Institute. Und einmal zur Gewohnheit, zur Sitte, zur Pflicht, zum Mittel der Gesittung geworden, ging sie bei Bildung von städtischen und bürgerlichen Gemeinden, die zu Ende dieses Zeitraumes zuverlässig erfolgte, auch dahin über und diente hier denselben Zwecken wie früher, nur in noch erweitertem und erhöhtem Maaße. So z. B. leiten ziemlich deutliche Spuren darauf, daß unter ihrer Einwirkung schon damals Amphiktyonien (in Thessalien, um Delphi, in Jonien) sich bildeten, zum Zeugniß, wie groß ihr Einfluß, wie energisch ihre Macht und wie bedeutend ihr Ansehen bereits jetzt unter den Volksstämmen Griechenlandes sein mußte. Dürfen wir aus den homerischen Gedichten — bekanntlich spielen sie in der vordorischen Zeit — einen Schluß machen (und warum sollten wir das nicht? da der Dichter sich doch gewiß in jene Zeit zurückversetzt haben wird, aus welcher und welche er schildert): so waren damals die Verhältnisse in den griechischen Staaten alle wohl geordnet, und an der Begründung dieser Ordnung hatte gewiß im Kleinen wie im Großen keinen geringen Antheil die Religion.

Zweite Periode.

Von der Wanderung der Theſſalier nach Theſſalien bis zum Erwachen des kritiſch-philoſophiſchen Geiſtes unter den Griechen oder von 1124 bis etwa 600 v. Chr. Das Zeitalter der Umwälzung und des geſetzlichen Ordnens.

Mit dem Ende des vorigen Zeitraumes hatten ſich die ethniſch-geographiſchen Verhältniſſen in Griechenland alſo geſtaltet: im Peloponnes war der ausgebreitetſte Stamm der der äoliſchen Achäer. Eingewandert in nicht zu beſtimmender Zeit aus dem nachmaligen Theſſalien herrſchte er über Argolis, Laconien, Meſſenien, Pylos. Das nördliche Elis hatten Epeer inne, ein den Aetoliern verwandter Stamm. Im Innern der Halbinſel hauſten die Arkadier, und am corinthiſchen Meerbuſen längs der Nordküſte die den Attikern verwandten Jonier. Im mittlern Griechenland finden wir zunächſt in Korinth eine beſondere Herrſchaft der Siſyphiden; in Attika und Megeris Jonier, in Böotien in Orchonenus die Minyer, in Theben die Kadmeonen, und ſonſt noch Thraker, hierher eingewandert aus dem nördlichern Pierien. In Acarnanien wohnten Aeolier, in Aetolien die Aetoler, im nachmaligen Theſſalien ebenfalls Aeolier, als z. B. die Böoter, dann ein Theil Achäer, die Hellenen, zu denen auch die Dorer gehörten, Minyer in Jolkus, und oben an der Grenze um den Olymp die Thraker. Epirus beherbergte die Theſſalier und — Pelasger. Die geringen Ueberbleibſel von barbariſchen Völkern: von Lelegern, Kureten, Kaukonen u. ſ. w. kommen nicht in Betracht.

Da brach mit einem Male, vielleicht in Folge der Schwäche und der Wirrniſſe, welche durch den langwierigen trojaniſchen Krieg auch im obern Griechenlande entſtanden waren, 1124 v. Chr. ein, den übrigen Griechen zwar verwandtes, aber dabei wildes, kraftvolles, kriegeriſches Volk aus ſeinen bisherigen Wohnſitzen in Thesprotien in Epirus, die Theſſalier, hervor und nahm das Stück in Nordhellas ein, das ſeitdem nach ihm Theſſalien genannt worden iſt. Dieſer Einbruch, ſo wie er in der politiſchen Geſchichte der Griechen eine der bedeutendſten Wendepuncte iſt, ſo in der Geſchichte ihrer Religion; und darum beginnen wir mit ihm eine neue Periode. Sie iſt die letzte der großen ethniſchen Umwälzungen, welche Griechenland betroffen. Darum verwiſchte ſie, wie die vorhergehenden, die bisherigen Verhältniſſe und damit ſo ziemlich alle ſichere Kunde derſelben; aber von jetzt an treten überall Formen ein, die da bleiben. Und ſo beginnt mit ihr auch für die [illegible] Darſtellung die hiſtoriſche Zeit.

Die Folgen jener Beſitznahme waren überaus mächtig auch für die religiöſen Verhältniſſe der Griechen. Die politiſchen zunächſt wa-

ren: die bisherigen Bewohner Thessaliens wurden theils Leibeigene (Penesten), wie die Achäer, theils wichen sie aus dem Lande. Zu den letztern gehörten namentlich die, dem größern Theile nach, äolischen Böoter um Arne und die Dorier (in der später sogenannten Hestiäotis). Einige Stämme vermochten sich in Verbindung mit den Gebirgsvölkern (Aenianen z. B., Dolopern), aber nur in einem sehr beschränkten Gebiete, ihre Freiheit zu bewahren. Manche, wie z. B. die Thraker in Pierien, die Minyer in Iolkus, sind von da ab gänzlich aus der Geschichte verschwunden.

Die Böoter aber zogen in das nach ihnen fortan nun benannte Böotien im mittlern Hellas. Hier trafen sie mit jenen Kadmeern, Thrakern und Minyern zusammen. Die Dorier dagegen wanderten für's erste nach dem von ihnen benannten Ländchen Doris. Da sie hier indessen viel zu beschränkt wohnten, trachteten sie nach andern Wohnsitzen und fanden solche endlich (seit 1104) im Peloponnes: in Argolis, Laconien, Messenien, Elis, wo sie die bisherigen Bewohner entweder zu Leibeigenen machten oder zum Auswandern nöthigten. Von da aus bemächtigten sie sich noch Sicyon's, Corinth's, Megara's. Die aus ihren Landen vertriebenen Achäer warfen sich auf die Jonier und verdrängten diese wiederum, und selbige zogen für's erste nach dem benachbarten Attika, zu ihren Stammgenossen. So ward die ethnische Physiognomie von Hellas total verändert. Nur die Arcadier verblieben ruhig in ihren Wohnsitzen.

Die religiösen Verhältnisse mußten dadurch einen bedeutenden Wechsel erleiden. Wohin die neuen Völker kamen, brachten sie ihre Götter natürlich mit. Aber sie, so wie die im Lande verbleibenden Insassen, hielten es für Pflicht, auch die bereits bestehenden Culte aufrecht zu erhalten. So entstand eine bunte Mischung der Götterverehrung. Bisweilen mochte auch wohl der Fall eintreten, daß das ältere Volk sein Heiliges den Eindringlingen nicht preis geben wollte, darum im Geheimen als Mysterium fortfeierte, bis sich im Laufe der Zeit wieder Gelegenheit fand, es zu Tage zu fördern. Manche neue Culte, als den Siegern angehörig, verdunkelten die der Besiegten, wohl mit Willen der Sieger. So lag es gewiß im Interesse der Dorier, die alten Culten der Achäer im Peloponnes zu verdrängen. Aus Herodot ist bekannt, daß die Thesmophorien daselbst überall vor der dorischen Wanderung geblühet haben, daß sie aber nur in Arcadien fortgewährt. Auch scheint es, als ob jene nördlichen Ankömmlinge mehr den olympischen Göttern zugethan gewesen wären und daher die chthonischen vernachlässigt oder mißgeachtet hätten. Der Dienst der Io ist damals gänzlich untergegangen.

Aber damit war der Umschwung der Verhältnisse noch nicht abgeschlossen: er verbreitete sich auch weit über die bisherigen Grenzen von Griechenland. Viele der Aeolier in Böotien und die aus dem Peloponnes dahin geflüchteten Achäer fühlten sich zu gepreßt von den Böotern und wanderten nach den Inseln und Küsten des westlichen Kleinasiens. Ihnen schlossen sich Minyer, Thraker, Kadmeer u. A. an. Nicht minder wohnten die Jonier, für ihre Zahl zu beschränkt

in Attika. Auch sie gingen fort, besetzten viele Inseln des griechischen Archipelagus und gleichfalls einen Strich auf der Küste des westlichen Kleinasiens. Und als der Dorier in Megaris, Argolis u. s. w. zu viele werden und sich mit den Urbewohnern nicht vertragen können, zieht gleichfalls eine Schaar derselben nach der Südwestküste von Kleinasien und den dabei liegenden Eilanden. Außerdem geht ein Theil nach Creta, ein anderer nach Thera und von da nach Cyrene in Afrika. Es kommt eine wahre Wanderlust über die Griechen überhaupt. Auch von andern Theilen des Festlandes gehen Ansiedler da- und dorthin, von den Colonien wieder Colonien aus. Und so dauerte es nicht lange, so findet man alle Inseln des griechischen Meeres, die Küsten Macedoniens und Thraciens, einen Theil der westlichen Gestade des Pontus Eurinus, die nördlichen, westlichen, und südlichen Küsten Kleinasiens, Cypern, Cyrene, Sicilien und Unteritalien, die westlichen Ufer und die Inseln des ionischen Meeres mit Griechen besetzt, die fortan nun den Namen Hellenen führen, weil die Dorier, sich von Thessalien her vorzugsweise Hellenen nennend, hauptsächlich den großen Umschwung der Dinge in Griechenland verursacht hatten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der Zeit auch Pelasger von Epirus nach Mittelitalien übergingen und dorthin (nach Latium) die (griechischen) Keime der nachmaligen römischen Religion, einen Jupiter und eine Juno, eine Vesta u. s. w. verbreiteten.

Wohin man zog, dahin nahm man auch seine Götter mit, vor allen das heilige Feuer aus den Prytaneen der Mutterstadt und mit ihm den Hestiacult. Selten wanderte eine einzige Schaar aus *einem* Volksstamme; gewöhnlich hatte sie Zumischungen aus *andern* Stämmen, aus andern Geschlechtern. Da wurden nun freilich die Culte des Hauptstammes die vornehmsten; allein die der übrigen Genossen fügten sich doch auch ein. Eine fruchtbare Quelle von Anhäufungen der Götterdienste in den neuen Städten. Priester schlossen sich gewiß immer den Zügen an und richteten nebst den Obrigkeiten und Anführern der Colonien die Feste, die Opfer u. s. w. ein, gewöhnlich ganz genau so, wie sie im Vaterlande waren. In keiner neuen Ansiedlung durfte das Heilige fehlen: so ganz und gar durchdrungen vom Götterglauben und von Religion war damals schon das griechische Leben. Das griechische Heidenthum verbreitete sich auf diese Art weit hin und wahrlich nicht, wie der Erfolg gelehrt, zum Schaden der Menschheit.

Von weitern Veränderungen erlitt das bisherige Göttersystem durch jene politischen Umwälzungen etwa noch folgende: Manche Culte gelangten in den neuen Ansiedlungen, und dadurch überhaupt, zu höherem Ansehen, als im Mutterlande sie genossen hatten: z. B. der Zeusdienst auf Creta, der Heliosdienst auf Rhodus. Hierzu gab nicht selten die Naturbeschaffenheit der neuen Länder die Veranlassung, z. B. die Fruchtbarkeit Siciliens zum ausgezeichnetern Dienst der Demeter und der Kore, die vulkanische Natur der Insel Thera zum Poseidondienst daselbst. Da es nahmen die Culte je nach der

Beschaffenheit des Landes oder des Volksstammes — die vier Hauptstämme traten jetzt markirter aus einander — eine besondere Färbung an oder wurden fortgebildet in ihren Bedeutungen, nach ihrer Epithetis u. s. f. Zweitens: jene Wanderungen wurden, wo nicht alle, doch vornehmlich die freiwilligen, unternommen auf und nach Befragung der Orakel, ganz besonders des delphischen, großentheils wohl darum, weil es den Befragenden am nächsten lag. Dadurch gewannen diese Institute, vornehmlich aber das delphische, jetzt eine allgemeine Berühmtheit und eine Auctorität, welche bis in die spätern Zeiten gedauert, über die Grenzen von Griechenland gereicht und auch auf die Religion im Allgemeinen sich erstreckt hat. Nicht bloß daß nun Apollo einer der gefeiertsten Götter ward, — auf sein Geheiß wurden viele Heiligthümer gegründet, Opfergebräuche eingeführt, Culte wieder hergestellt. Bemerkenswerth ist, daß er gewöhnlich befahl, die Götter zu ehren nach der herkömmlichen, landesüblichen Sitte (κατὰ τὰ πάτρια), wodurch manch alter Dienst wieder zu Ehren kam. Das Orakel zu Dodona trat erst zu Ende dieser Periode mehr ins Licht, veranlaßte aber auch die Verbreitung mancher localen Culte, z. B. den des Achelous. Drittens: bestanden im Barbarenlande, wohin die Griechen kamen, bereits schon Culte: heilige Plätze, Höhlen, Opfer, Festfeier, so behielt man diese bei, gemäß dem Grundsatze, den das hellenische Volk immer und überall gezeigt, die fremden Heiligthümer sich anzueignen, um dadurch in desto festern Besitz der neuen Länder zu gelangen. Man setzte aber statt der ausheimischen vaterländische ein: so wahrscheinlich auf Creta den Zeus statt der phrygischen Göttin Cybele, so die Artemis in Ephesus anstatt einer uns dem Namen nach unbekannten asiatischen Göttin, die Aphrodite anstatt der phönicischen Göttin Astarte, auf Cythera und Cypern; den Kronos auf Creta und Rhodus statt des phönicischen Baals, später den Hercules auf Thasos anstatt desselben phönicischen Baals. Schon damals stellt sich mithin als Wahrheit heraus, »daß die Alten nichts gewußt von einem Unterschiede wahrer und falscher Götter; nach ihrer Ansicht war jeder Gott ein wahrer Gott und die verschiedenen Religionen nur verschiedene Weisen und Gewohnheiten ihnen zu dienen.« Und so fing schon jetzt in dieser Beziehung das Vermischungssystem des Griechischen und Ausländischen an herrschend zu werden, was nachmals auf die griechische Religion einen so entschiedenen Einfluß geäußert hat und das Studium derselben so sehr erschwert. Viertens: viele Anführer von Ansiedlern oder Stifter von Colonien wurden aus Dankbarkeit theils schon bei ihren Lebzeiten, zumeist aber wohl von dem nachfolgenden Zeitalter zu Gottheiten erhoben, z. B. Autolycus bei den Sinopensern. Oder man schuf aus dem Namen der Stadt, der Gegend sogenannte Ktisten und gab ihnen die neue Colonie unter Schutz, wie z. B. die Insel Tenedos unter den des Tenes, die Stadt der Aeneaten unter einen Aeneas, die Stadt Tarent unter einen Taras u. s. w. Hierbei stellte sich aber doch im gegenwärtigen Zeitalter schon eine merkwürdige Pietät vor den bereits vorhandenen durch ihr Alter um so ehrwürdiger ge-

wordenen Göttern heraus, vermöge welcher man sich scheute, sofort in den Kreis derselben diese neuen übermenschlichen Wesen aufzunehmen. Man dachte sie sich auf einer Zwischenstufe zwischen Gott und Mensch, als Halbgötter, und nannte sie Heroen, d. i. Kraftmänner (verw. mit vir, wie ἥρ = ver?), freilich wohl erst nach Homer; denn in dessen Werken kommt das Wort ἥρως noch nicht von wirklichen Halbgöttern, sondern bloß von ehrenhaften, tüchtigen freien Männern vor; nur eine Stelle (Il. 12, 23) deutet auf den Uebergang hin. Erst später sind manche derselben (z. B. Herakles, der Stammvater der Herakliden, der Herrscherfamilie von Sparta, Argos, Messene ꝛc. durch die dominirende Macht der Dorier im Peloponnes zu wirklichen Göttern erhoben worden — der Anfang jener Vergötterung, die sich später im macedonischen und römischen Zeitalter bis zur ekelhaftesten Ungebür gestaltete. Doch ging dieß Heroisiren bald auch auf allgemeinere Ideen über. So schuf man z. B. bei den Athenienſern, als man zur Einsicht kam, was man dem Ackerbaue, der Gesetzgebung, den geregelten Staatseinrichtungen, welchen edlern Zustand des Lebens verdanke, einen Heros Theseus (von θέω, τίθημι), als der dem attischen Staate die Gemeindeverfassung, den geordneten Rechtszustand u. s. w. sollte gegeben haben, einen Heros Triptolemus, der zuerst das Dreschen (τρίβειν), das Säen, Pflügen gelehrt hätte. Dahin gehörte wohl auch, wenn Chiron (die personificirte Geschicklichkeit der Hand [χείρ] bei Männern) alles erfunden haben sollte, was durch die menschliche Hand bewirkt wird.

Dieß war denn ein bedeutendes Erweitern des bisherigen Götterſystems nach außen hin. Aber bei der Ausdehnung des Gesichts- und Ideenkreises der Griechen in Folge ihrer vielen und oft weiten Wanderungen konnte es nicht fehlen, daß selbiges auch intensiv wuchs. Da der Götterkreis im Ganzen so gut wie geschlossen war, und man doch auf so viele neue Dinge stieß, in denen man Göttliches erkannte, so suchte man diese neuen Vorstellungen den alten, so gut es ging, ein- und beizufügen, oder mit andern Worten: es steigerte sich die Zahl der Epitheten und der Bedeutungen, so zu sagen, der Götter. Welch eine Fläche ist zwischen Poseidon, dem Trunkspender, und Poseidon, dem Meeresbeherrscher und Erderschütterer, zwischen Apollo, dem Vernichter, und Apollo, dem Spieler der Lyra! Es wird die Aufgabe des speciellen Theiles dieses Werkes sein, das, so gut es noch möglich ist, nachzuweisen.

Aber der Geist der Griechen war jetzt überhaupt ein ganz anderer geworden in Folge der vielen Wanderungen, in Folge der vielen und hartnäckigen Kämpfe unter sich, mit den Barbaren, mit den Elementen, nehmlich ein ritterlicher. Und wie der Mensch seine Zustände auf die Götter überzutragen pflegt, so mußten die Vorstellungen des Hellenen von seiner Götterwelt analog dem Zeitalter werden: sie mußte die Farbe des Ritterlichen, des Heroischen annehmen. Und wirklich stellt sie sich so dar in Homers Werken: die meisten Göttergestalten sind dort zu idealisirten Rittern geworden.

Die derartige Fort- und Umbildung der griechischen Religion mußte sich aber noch größer herausstellen, als die Poesie fortfuhr, den so beliebten Stoff fort und fort zum Gegenstande ihrer Productionen zu wählen. Zuvörderst der Mythos! Er fand in den Wanderungen der Griechen und ihrer Götter, in ihren Uebersiedelungen, in den Namen der neuen Wohnsitze, in den neuen Culten u. s. f. eine unendlich reiche Quelle zu Dichtungen seiner Art. Indem selbige aber öfter ins Volk übergingen, wie sie denn ja aus demselben hervorgegangen waren, mußte auch die religiöse Vorstellungsweise vielfach sich modeln, sich ändern.

Mehr that indeß hierin wohl die eigentliche Dichtkunst, die bei der dermaligen Zerfahrenheit des Griechenthumes gewiß die mannigfaltigsten Wege einschlug.

Aber das Zuviel ruft ein Maaß hervor, das Schwanken in der Erkenntniß erheischt Positives. So auch hier. Die Religion der Griechen sollte gerade durch diese Dichtkunst sich fixiren, d. h. der Zusammenhang der Götterwelt, die Lehre von der Abstammung der einzelnen Glieder, die Hierarchie ihrer Weltherrschaft im Ganzen wie im Einzelnen, die Vorstellungen von ihrem Wesen geregelt und für Jahrhunderte festgestellt werden, festgestellt werden an zwei ganz verschiedenen Oertern: einmal in Kleinasien, in Jonien, und sodann auf dem Festlande des eigentlichen Griechenlandes, in Böotien, nicht auf Befehl oder höhere Anordnung, sondern durch die Macht der Poesie und die Auctorität ihrer beiden Vertreter, des Homer und Hesiodus.

Dort, im erstern Lande, trafen mehrere günstige Umständen zusammen, die epische Poesie aufblühen zu machen. Einerseits gab es daselbst, um mit Otfr. Müller zu reden, Jonier aus Athen, mit ihren Ideen von einer edelsinnigen, weisen und umsichtigen Göttin Athene und von ihren tapfern und menschenfreundlichen Heroen, — andrerseits, und zwar gerade in Smyrna, dem wahrscheinlichsten Geburtsorte Homers, auf der Ecke und Grenze Joniens nach Aeolien hin, Achäer, der Hauptstamm unter den Aeoliern Kyme's, mit Fürsten aus Agamemnon's Familie an ihrer Spitze, mit all den Ansprüchen, die sich an den Namen »des Königs der Männer« knüpften, und mit einer großen Masse von Sagen, die sich auf die Thaten der Pelopiden, besonders auf die Eroberung Troja's, bezogen. Verbunden mit ihnen waren noch allerlei kriegerische Schaaren aus Locris, Thessalien und Euböa, vorzüglich aber jene Ansiedler aus Böotien mit ihrem heliconischen Musendienst und ihrer ererbten Liebe zur Poesie. Was Wunder also, wenn sich hier, im schönen Lande, die Dichtkunst entfaltete? und zwar in jener Form, wie sie schon im eigentlichen Hellas immer geübt worden war, als Epos? wenn hier ein Homer entstand? wenn von ihm vor allem der trojanische Sagenkreis behandelt wurde? wenn er in seinen Gedichten dem Glauben an die olympische Götterwelt huldigte? jenem Glauben, der von den gesangreichen Thrakern aus Pierien herstammte?

Diesen fand er also vor, fand ihn bereits ausgebildet vor. Wie

kann diesemnach Herodot in der berühmten Stelle sagen, Homer habe nebst dem Hesiodus den Griechen die Theogonie gemacht! noch obendrein, da die beiden Hauptgesänge desselben eigentlich gar nichts Theogonisches enthalten! In der Iliade, wie in der Odyssee, werden die Götter nicht erst erzeugt und geboren, sondern sie sind bereits da; ihr Dasein wird als Factum genommen, an welchem gar nicht zu zweifeln. Das Urtheil des Historikers ist mithin nicht bloß schief, sondern geradezu unrichtig, was sich nur von seinem Standpuncte aus entschuldigen läßt. Homer hat durch die Vortrefflichkeit seiner Gedichte, und in Folge der allgemeinen Verbreitung und Anerkennung derselben, den Glauben seiner Nation, ohne daß er es selbst beabsichtigte, fixirt. Indem sie im Munde des Volkes lebten, indem sie von den Rhapsoden und andern Sängern sehr häufig öffentlich vorgetragen wurden, indem sie eine so große Geltung genossen, in Griechenland auch keine bestimmten Gesetze, keine positiven Lehren über den Cultus existirten, gaben sie den bisherigen schwankenden Vorstellungen allgemeinen Halt, den zerstreuten Einheit und Zusammenhang und verschafften der speciellen aber ausgeprägten Ansicht der Thraker von einer olympischen Götterwelt das Uebergewicht dergestalt, daß sie jedes bisherige individuelle Meinen und Glauben aufhoben, alle nicht unter jener Götterwelt begriffenen Localculte verdunkelten. Das und nicht mehr sind die Verdienste Homers um die Religion seines Volkes, wenn man anders das ein Verdienst nennen kann, was mehr Folge günstiger Umstände ward. Der Mensch will nun einmal etwas Positives haben, besonders in dem Gottesglauben, um nicht umstät wie ein Rohr immer hin und her zu schwanken. Und da er achtet er es schon für ein Verdienst, wenn man ihm zu etwas der Art verhilft, es mag noch so unvollkommen sein. Hat er denn doch etwas, woran er sich anklammern kann, um seinem innern Drange nach Gottesverehrung zu genügen. Homer ist weder Erfinder der griechischen Religion, noch Dogmatiker; auch kann ihm nicht einmal die Behandlung überlieferter Meinungen nach eigenwilligen, ihr Wesen verändernden Tendenzen zugeschrieben werden. »Die Götterssage ist so wenig, wie die Heldensage, ein Product der epischen Poesie des Homer; sonst hätte sie nicht in dem Volksglauben so feste Wurzel fassen können. Vielmehr beruht der Einfluß der Poesie hier auf ihrem innigen Zusammenhang mit dem Bewußtsein des Volkes, und wenn eines Theils in den Dogmen ein tieferer Kern verborgen zu schlummern, andern Theils die spätere Zeit kein Verständniß derselben mehr zu besitzen scheint: so ist weder das Eine noch das Andere als Wirkung der schaffenden oder umgestaltenden Poesie anzusehen, welche zwar als Lehrerin der spätern Geschlechter auftritt, aber nur deßhalb, weil sie dem gleichsam unmündigen Volksgeiste ihre von göttlicher Begeisterung gelöste Zunge leiht.« Homer hat den Griechen nicht ein Religionssystem geben wollen. Die Götter und ihre Culte sind bei ihm nur Nebensache. Darum berührt er bloß Manches der Art, was ihm beim Dichten, so zu sagen, in den Wurf kam. Doch wollen wir hierbei nicht verkennen, daß sich dem auf-

merksamen Leser neben den meisten in der Vorstellung schon fest gestellten und persönlich ausgebildeten Göttergestalten und Glaubensmeinungen im Homer auch so Manches darbietet, was bei der Darstellung selbst und unter der Hand des Dichters erst als geworden oder sich gestaltend erscheint. Der Grund liegt darin, weil er bei seinen Schöpfungen ja dieses oder jenes anders brauchte, als der Volksglaube es ihm überlieferte. Doch ist das nur Untergeordnetes.

Im Allgemeinen läßt sich der homerische Götterglaube auf folgende Hauptsätze zurückführen: Die Götterwelt ist getheilt in drei Reiche, in das lichte Oberreich oder in die Welt der eigentlichen olympischen Götter, in das Reich der Wasser- und in das Reich der unterirdischen Götter, jedoch mit der Beschränkung, daß Zeus als Herrscher über das lichte Oberreich zugleich auch Herr der beiden andern Reiche ist. Der gewöhnliche Aufenthaltsort, der eigentliche Sitz der oberweltlichen Götter ist der Olymp, der Berg an der Grenze von Hellas bei Thessalien. Hier haben sie eine Art Stadt voll glänzender Paläste und bilden eine Familie oder eine Gemeinde von mehrern Ehrenabstufungen, an deren Spitze Zeus, mehr im patriarchalischen als im eigentlichen Herrscherverhältniß. Das Reich der zweiten Art befindet sich im Meere; zu ihm gehören indessen auch die Flußgötter und die Nymphen der Quellen, die Najaden. Auch die Mitglieder dieses Reiches bilden eine Art Familie oder Gemeinde, in mancherlei Abstufungen. Ihr Haupt Poseidon, ebenfalls mehr in patriarchalischem Verhältnisse denn als wirklicher Herr. Doch können die Fluß- und Meergötter, namentlich Poseidon, auch zu der olympischen Götterversammlung gezogen werden. Das Gebiet der dritten Götterclasse ist die Unterwelt, die Tiefe der Erde. Hier waltet Hades mit der Persephone als wirklicher Herrscher der Schatten. Dieser letzten Gottheiten gedenkt Homer und ihrer Sagenkreise fast gar nicht: aus dem leicht erklärlichen Grunde, weil er als Vertreter der thrakisch-epischen Poesie es zuvörderst mit dem olympischen Götterkreise zu thun hat. Jede der einzelnen Gottheiten hat ihr besonderes Amt, ihren bestimmten Wirkungskreis, wo sie theils aus eigner Machtvollkommenheit, theils, wenn sie eine untergeordnete Stellung hat, auf höhern Befehl handelt. Zu welchem Zwecke sie dann wohl auch ihren gewöhnlichen Wohnsitz verläßt, um an Ort und Stelle das Nöthige zu verfügen oder herzurichten. Ihrem besondern Willen können oder dürfen die Götter aber nicht in Allem folgen: es existirt ein höheres physisches und moralisches Gesetz, das sie nicht ändern mögen, das sie sogar respectiren müssen. Ob solches von ihnen selbst dereinst angeordnet sei oder von einer höhern Macht (dem Schicksale) ausgegangen, erhellt nicht klar aus Homer. In der himmlischen Gewalt stehen besonders Naturkräfte, auf deren Wirksamkeit sie influiren, je nachdem es ihre Gesinnung oder ihre Reflexion oder auch wohl ihre Laune will. Mittelst derselben haben sie denn die Welt geordnet und ordnen noch an die Verhältnisse in der Natur und im Menschenleben. Ob sie das Ganze auch geschaffen haben? Das wird wohl mehr blindhin vorausgesetzt; man war darüber

noch zu keiner bestimmten Ansicht gelangt. Doch hat dieses Ordnen, dieses Gestalten der Welt zur bestehenden Form gar viele Mühe den Göttern verursacht, gar harte Kämpfe mit den rohen ungeschlachten riesigen Mächten, den Titanen, hervorgerufen, bis diese endlich besiegt wurden und nun im Tartarus dafür büßen müssen *).

Die Götter nun sind Wesen höherer Art als der Mensch, an Gestalt wie an Macht, im Uebrigen jedoch ihm ziemlich ähnlich: sie haben mit ihm gleiche Neigungen, Affecte, Handlungsweisen, nur alles in edlerem, kräftigerem Maaße. Sterblichen Augen sind sie zwar meist unsichtbar; manchen Auserkornen indessen erscheinen sie auch sichtbar, verkehren mit ihm durch die Sprache u. s. w. Im Ganzen aber geben sie sich den Menschen meist nur kund durch besonderes Walten nach Maaßgabe derjenigen Verhältnisse und Zustände und Kräfte, denen sie vorstehen, entweder wohlwollend oder übelwollend, indem sie theils die guten Gaben, welche sie spenden können, wirklich spenden, theils Uebel, die sie anzurichten vermögen, in der That eintreten lassen oder abwenden. Sie sind im Stande theils durch eben solche Wirkungen, theils durch besondere Zeichen, theils durch den Mund gottbegeisterter auserwählter Menschen ihren beweglichen Willen und die unabänderlichen Vorausbestimmungen, die sie nur allein wissen, den Sterblichen vorher mitzutheilen und pflegen es auch wohl denen zugewähren, die sie darum ersuchen und ihre deßfallsige Gunst zu gewinnen verstehen. Sie können sich verwandeln: sie können die Gestalten gewisser Menschen, sogar die von Thieren und von Naturkörpern (vom Regen) annehmen, wenn sie dadurch irgend einen besondern Zweck erreichen wollen. Uebrigens repräsentiren sie das Natürliche nicht in der Natur und im Menschenleben, sondern sie administriren es bloß und zwar nur in Bezug auf die Menschen. Der homerische Mensch ist das Centrum seiner Götterwelt. Für ihn ist sie da, wie sie von ihm geschaffen worden.

Die Frage wäre noch zu thun: wie hat der Dichter über diese Religion selbst gedacht? was hat er für eine subjective Meinung darüber gehegt? War er selbst in dem Volksglauben befangen oder hat er sich darüber erhoben? hat er das Ganze verstanden? klar durchschauet das Symbolische? den eigentlichen Sinn gefunden? hat er die einzelnen Lehren mit Bewußtsein gehandhabt oder nur so blind hin? hat er dunkle Partien aufzuklären, und sich und seinen Hörern über dieß und jenes ein Verständniß zu eröffnen gesucht? dieses oder jene Abgestorbene in der Religion wieder belebt? So viel ist gewiß: es blickt theilweise aus den Gedichten ein tieferes Verständniß, eine Behandlung der religiösen Dinge mit Bewußtsein, hindurch. Oder warum läßt er die Hera, die Ehegöttin in Mycenä, gegen die Trojaner sein, deren Prinz Paris gegen das Ehegesetz so gefrevelt hatte? Warum gibt er dem unmündigen Telemach die Pallas Athene, die personifi-

*) Kommt daher das Wort Τιτὰν vielleicht von τείω? Die Quantität des ι spricht ebenfalls dafür.

eirte und vergöttlichte Weisheit und selbstständige Ueberlegung, wie auf die Reise in der Person des Mentor? Ja! er bietet einmal sogar das Beispiel des Etymologisirens, um der Bedeutung einer Göttin auf die Spur zu kommen (Il. 19, 91. vergl. Lersch's Sprachphilos. der Alten III. S. 5.).

Weil Homer einer so frühen Zeit angehört, wo man den reflectirenden Verstand noch nicht so scharf zu Rathe zog und das sittliche Gefühl so zart war; weil er ein Dichter und zwar ein Volksdichter war, der sich frei seiner schöpferischen Phantasie hingab, um das Volk zu belustigen und zu erfreuen, auch durch Späße aus der Mythologie und aus der fabelhaften Götterwelt: so darf man sich nicht wundern, wenn sein Religionssystem nicht ein in allen Theilen vollkommen abgerundetes und abgeschliffenes ist; wenn wir im Gegentheil bei ihm gar manche recht auffallende Gegensätze, Ungehörigkeiten und Schiefheiten antreffen, ja! wenn wir sogar auf anstößige Schwächen und Immoralitäten der Götter stoßen, durch welche die homerischen Gedichte späterhin zu einer Zeit, wo philosophische Kritik und moralische Bildung in Griechenland zu einer hohen Stufe gediehen waren, bei manchen Befangenen in eine Art von Verruf geriethen. Das menschlich-niedere Verkehren der Götter mit den Sterblichen, ihre Parteilichkeit für besondere Individuen, auch wenn solche es nicht verdienten, ihre Aufreizungen zu Streit unter den Menschen, ihr gegenseitiger Hader und Zwist, ihr Neid, ihre Liebeshändel unter sich und mit den Sterblichen, ihr oft lächerlicher Aerger und Kummer, ihre oft kindische Freude und Fröhlichkeit ist bisweilen, wir gestehen es gern, sehr auffällig. Allein Homer hat ja kein kirchlicher Sittenprediger sein wollen. Er war Dichter, Volksdichter, und als solcher hat er *seine*, d. h. dichterische Zwecke vor Augen, und gab meist dem Volke im dichterischen Gewande wieder, was dieses vorher gedacht und gesprochen hatte. Er hielt sich berechtigt, gemäß der damaligen Gewohnheit, die Götter und deren Mythen zu seinen künstlerischen Productionen zu benutzen, auf die Gefahr hin, bei Frommgläubigen anzustoßen, wenn er nur seinen Zweck, den Zweck des Schönen, der Kunst, erreichte. Er nahm sich aus solchen Sagen das Reinmenschliche heraus, um solche Situationen als Motive pathetischer Empfindungen und komischer Scenen zu benutzen. Jene scheinbar so auffallenden Fabeln lebten und webten in einer Zeit, welche sich vermöge ihrer eigenen Beschränktheit die Götter nicht so fern von sich dachte, um sie nicht mit allen den Trieben auszustatten, die sie dem Wesen der menschlich gedachten Natur, in mannigfaltiger Stärke und Richtung fand. Und doch hat diese frühe Poesie sich nie zur Darstellung roher Wollust erniedrigt. Im Gegentheil treten uns in Homer die Götter doch zumeist als herrliche, schöne, edle Gestalten entgegen; im Ganzen bot er seinen Zeitgenossen sowohl, wie seinen Nachkommen, die gefälligsten Vorstellungen davon dar. Seine Götter sind scharf markirt und bestimmt ausgeprägt zu eigenen besondern Persönlichkeiten; sie sind plastische Naturen; sie sind das, was sie sind und sein sollen, ganz und gar und nichts Andres, was

sich etwa noch oder daneben denken ließe. Und so kann Homer mit Recht, wenigstens als der Schöpfer einer höhern religiösen Vorstellungsweise, als der Veredler der griechischen Religion betrachtet werden. Und weil er das war, so ward er auch der Vater der schönen Künste in Griechenland, wie wir weiterhin mit Mehrerem sehen werden. Das wird also hiernach ausgemacht bleiben: ein Geist, wie Homer, ist in der Zeit, wo er lebte, und für die Nation, für die er dichtete, ein hohes Geschenk gewesen, auch in religiöser Beziehung. »Indessen ist's eben so unläugbar, daß, wie jeder große Mann durch eine übertriebene Bewunderung seiner Gaben, Mißbrauch gestiftet, auch der gute Homer davon nicht frei gewesen ist, so daß er sich selbst am meisten wundern würde, wenn er späterhin einmal wieder erschienen und gesehen, was man aus ihm gemacht hätte. Unter den Griechen hielt er die Fabel länger und fester, als sie ohne ihn wahrscheinlich gedauert hätte.« Der hohe Genius dieses dichterischen Geistes, seine bezaubernde Diction, seine bestechende, man möchte sagen blendende Darstellung, die das Erdichtete selbst als baare Wirklichkeit dem Leser erscheinen läßt, dann die verbreitete Kunde dieser Gedichte durch die Homeriden, Rhapsoden, Aöden, endlich, daß dieselben sich sogar als Schulbuch geltend machten, erklärt, warum sie zu einer Norm, zu einer Art von Katechismus der hellenischen Religion geworden sind.

Freilich trat durch ihn, aber ohne seine Schuld, von da ab immer mehr und mehr das Walten und Ringen des subjectiven Gottesbewußtseins nach Thätigkeit und Aeußerung, bei den Griechen in den Hintergrund: ein leidiger Quietismus, der sich an dem Gegebenen, Objectiven begnügte, erfolgte auf Jahrhunderte, wie so oft nach dem Erscheinen eines hohen Genius unter den Menschen, und die Religion ward meistens todtes Gepränge.

Uebrigens ist's vielleicht durch die homerischen Gedichte geschehen, daß Heroen dieser Poesie — so groß war die Macht derselben — zu wirklichen Heroen, ja sogar zu Göttern erwuchsen, z. B. Menelaus (erst als Heros, dann als Gott) zu Therapne in Laconien, Helena in Sparta und auf Rhodus, Agamemnon (als Gott) bei den Clazomeniern und bei den Ephesern, Achilles im Pontus Euxinus.

Auf dem Festlande des europäischen Griechenlandes war mittlerweile in Folge des Völkergewirres auch eine maßlose Verwirrung in den religiösen Vorstellungen eingetreten. Jegliches Element der vielfach zusammengewürfelten städtischen und Volksgemeinden hatte natürlich ihre besondern Vorstellungen, ihre eigenen Gottheiten. Das mußte im höchsten Grade der Fall sein in Böotien, wie wir oben gesehen haben, dem Sammelplatze der verschiedensten ethnischen Elemente. Hier mochte man in der That nicht mehr wissen, was man glauben sollte. Namentlich war hier, so scheint es, der lokale Dienst der Musen und der chthonischen Götter so tief begründet und so hoch angesehen, daß der Cultus der olympischen Götter drohte verdunkelt zu werden. Obendrein mochte sich mancher leichtfertige Dich-

ter*) erlauben, mit manchem Göttlichen ein allzufreies Spiel zu treiben, dem höhern Wesen viele fremdartige Fabeln anzudichten. Dieser Willkür entgegenzutreten, das Mißverhältniß jener Culte auszugleichen und solchem leichtsinnigen, frivolen Verfahren Einhalt zu thun und im Gegensatze hierzu das Eigentliche, das Wahre aufzustellen (vergl. die Anrede an die Musen im Eingange der Theogonie des Hesiod und Otfr. Müller's Geschichte der griech. Literatur 1. B., 8. Kap.), d. h. Einheit in die Wirrniß, Festigkeit in das Lockere, Zusammenhang in das Unzusammenhängende zu bringen, das machte sich der Böoter Hesiodus zur Aufgabe: er verfaßte eine Theogonie, d. h. er suchte von allen Göttern — nicht etwa bloß von den olympischen, sondern auch von den chthonischen, ja! von manchen Lokalgöttern — die Abstammung zu erforschen. So stellte er eine Genealogie sämmtlicher Gottheiten, Götter, wie Halbgötter, her. Und weil solches meist Naturgötter sind: so mußte er, wollte er das Ganze auf Ureltern zurückführen, auch mehrfach Kosmogonisches einweben. Der älteste uns bekannte Versuch in Hellas, die Entstehung der Welt sich zu erklären, und darum von größtem Interesse. Der Verfasser hatte wahrscheinlich — dieß ist wenigstens Göttlings Meinung — den Zweck, daß sein Gedicht an Festtagen öffentlich vorgetragen wurde und so zur allgemeinen Kunde käme. Natürlich hat der Verfasser dabei benutzt, was schon vorher über diesen Punct erdacht worden war. Und so mag das Meiste seinen Landsleuten nicht gerade unbekannt oder neu gewesen sein. Leider ist nur, selbst nach den vielfachsten gründlichen Forschungen in unseren Tagen, auf den gegenwärtigen Text des besagten Werkes — dessen Geschichte sich nicht einmal mit Sicherheit bis auf das alexandrinische Zeitalter verfolgen läßt — gar wenig zu bauen. Man kann nicht immer mit Gewißheit sagen, was hesiodisch, was interpolirt sei. So viel erhellt indessen: man hatte zu den Zeiten des Dichters bereits in Griechenland angefangen, nachzudenken über die Entstehung und Entwickelung der Welt, und hatte eben gelernt, mehrere Göttermonarchien zu statuiren, als: die anfängliche, die des Uranus, dann die des Kronos, endlich die des Zeus. Warum? wird sich im speciellen Theile dieses Werkes ergeben. Hier wollen wir nur noch das erinnern, daß in Hesiod's Götterwelt nun schon mehr das monarchische Princip hervortritt, das ja zu seiner Zeit auch in Hellas obwaltete. Von einer eigentlichen Weltschöpfung aber ist bei Hesiod eben so wenig, wie bei Homer, die Rede: dieser Begriff und diese Forschung tritt erst später in den Ideenkreis der Hellenen ein. Die gegenwärtige Zeit betrachtete die Welt noch wie ein organisches Gewächs, das aus einem innern Lebenstriebe in Folge unbekannter und nicht zu ergründender Ursachen sich entfaltet hatte. Bei Hesiod steht das Chaos (der leere Raum) und die Gäa (die Materie) und Eros an die Spitze, bei Homer Uranus: eine Verschieden-

*) Daß darunter ein Homer oder die Homeriden zu verstehen seien, weist Göttling nach in seiner neuesten Ausgabe des Hesiod praef. pag. XXVI.

heit, die durch die getrennte Lokalität hervorgerufen wurde, die aber ein Zeugniß abgibt, daß man zu gleicher Zeit über die Sache philosophirte an verschiedenen Orten.

Hinsichtlich der Zahl und der Eigenschaften der eigentlichen Götter unterscheidet sich das hesiodeische System nicht wesentlich von dem homerischen, außer daß nun, wenn wir der gegenwärtigen Gestalt des Gedichtes trauen dürfen, der Heroenglaube deutlich hervortritt. Ja! das Gedicht lehrt uns deren einige als schon zu Göttern erhoben kennen, z. B. den Herakles und mehrere Eponyme. Der erstere konnte im eigentlichen Griechenlande wohl bereits in Folge der dorischen Macht im Peloponnes zum Glanze der Vergötterung gelangt sein, und wie viele (Stamm-) Sagen damals bereits im Schwunge waren, lehrt das Gedicht desselben unsers Dichters, Aegimius betitelt, selbst in seinen Bruchstücken.

Dabei hat eben die hesiodeische Götterwelt im Allgemeinen doch einen verschiedenen Charakter von der homerischen. Jene ist bei weitem nicht so heiter, so ächt menschlich-schön, so wohlwollend, so freundlich, so klar und offen. Der hesiodeische Mensch ist wie ein Fremdling unter diesen geheimnißvollen Mächten: man verspürt keine Verwandtschaft, kein wahres Verhältniß zwischen ihm und seinen Göttern. Ein Geist der Gedrücktheit, der Niedergeschlagenheit, eines mürrischen Trübsinnes weht durch die Gesänge des Dichters. Es ist möglich, daß das eine Folge individuellen Charakters, persönlicher Stimmung und Anschauung gewesen; indessen wahrscheinlicher doch eine Wirkung der örtlichen Verhältnisse der Hellenen auf dem Festlande, im Gegensatze zu den heitern Griechen in Kleinasien, unter dem heitern Himmel Joniens.

Wie ist nun der Dichter im Einzelnen, wie im Ganzen, zu Werke gegangen? Umgeben von so verschiedenen alterthümlichen Sagen, Mythen und Ansichten konnte er nicht ohne Kritik verfahren und ohne Wahl. Bei näherer Untersuchung ergibt sich das zur Genüge: bei vorliegender Mannigfaltigkeit hat er immer eine genommen, diejenige, welche ihm am passendsten dünken mußte. Eben so wenig konnte er bloßer Sammler sein: er mußte mit dem Verstande verarbeiten, selbst wenn er das Einzelne bloß nach einem etwanigen System ordnete. In den meisten Genealogien herrscht welch eine Verständigkeit und Sinnigkeit! Wird Hesiodus diese alle so vorgefunden haben? Hat er nichts hinzugesetzt? Aber geordnet hat er sie doch, so geordnet, wie sie da sind. Und wer mit Unbefangenheit das Gedicht liest, dem kann nicht entgehen, daß der Verfasser gewisse Grundideen verfolgt, daß er eine feste, in sich abgerundete allgemeine Vorstellung von den Dingen in der Welt und von deren Entwickelung nach rationellen und Erfahrungsgründen damit verbunden hat. Sehen wir ja doch auch deutlich, daß er den so mannigfaltigen Stoff wirklich in seiner Art bewältigt, mit Kunst und Geschick in eine gewisse bestimmte Form gegossen hat. Was ein solches rationelles Verfahren bestätigt, ist, daß er nicht selten Anlaß genommen, etymologisch zu Werke zu gehen, z. B. den Ursprung von

Götternamen zu erklären, allgemeine Haupt- und Eigenschaftswörter in ihre Grundbestandtheile aufzulösen. Wenn dessenungeachtet mancherlei Lücken, Sprünge in den Gedanken, Sonderbar-Verbundenes in dem Gedichte gefunden werden: so bedenke man, daß er den Stoff nur aus den verschiedenartigsten Quellen hat zusammenfinden und oft nur so und so zusammenkitten können. Daher eben die Form, die in der neuesten Zeit zu so vielen unangemessenen Erklärungs- und Verbesserungsversuchen Anlaß gegeben hat.

Mit diesem ersten Bemühen Hesiod's, den hellenischen Glauben zu fixiren, die Abstammungen und Verwandtschaften der Götter aufzustellen, kamen natürlich nun auch bestimmtere Charakter- oder gar Familienzüge in die Geschichte der einzelnen Gottheiten. So gestaltete sich denn das Ganze zu einer Art von Gesetzbuch für die Griechen in Bezug auf ihre Religion, zu einem poetischen Katechismus des Glaubens, der zwar keine Sanction von Seiten der Staaten erhielt, keine priesterlichen Wächter und Ausleger, aber, weil er aus dem Volksglauben hervorgegangen war, schon dadurch auf den religiösen Zustand des Griechen den größten Einfluß haben mußte, daß das Bedürfniß der Uebereinstimmung des Glaubens sich jedem aufdrängte, und die mannigfachen Vorstellungen, die lokal von den mächtigsten Stämmen bei den berühmtesten Heiligthümern der verschiedenen Landstriche gehegt wurden, von dem Dichter mit Geschick seinem Werke einverleibt worden waren. Die verschiedenartigen Begriffe von den Göttern, ihrem Range und ihren Verwandtschaften in den verschiedenen Landschaften Griechenlandes bekamen nun einen Prüfstein. Was von Mythen mit den hesiodeischen Werken nicht in Einklang stand, sank in das Dunkel der Vergessenheit oder einer bloß lokalen Ueberlieferung zurück. Hiernach lernt man denn nun auch verstehen, was damit gesagt sei, wenn Herodot auch vom Hesiodus sagt wie von Homer, derselbe hätte den Griechen die Theogonie gemacht und den Göttern ihre Benennungen, Würden und Beschäftigungen gegeben und die Gestalt derselben bestimmt.

Was den Glauben an ein Leben nach dem Tode anbetrifft, so stellt sich bei Hesiod eine höhere, hoffnungsreichere Ansicht heraus, als bei Homer. In dem Gedichte »die Tagewerke« sind wenigstens schon sämmtliche Heroen vom Zeus nach den seligen Inseln im westlichen Ocean versammelt. Ja! nach einem, freilich zweifelhaften Verse hat auch schon Kronos die Herrschaft über sie erhalten. Aus welchen Andeutungen man zugleich abnehmen kann, wie immer fort und fort die Mythendichtung waltete und ihre Gewebe weiter spann, damit natürlich vielfach auch die Religion selbst.

Die sogenannten cyclischen Dichter sind, wie in Behandlung der (troischen) Sagen, so in Hinsicht des religiösen Glaubens dem Homer gefolgt. Bisweilen nur mögen sie etwas abgewichen sein, wo es der etwanige Zweck ihrer Poesie erheischte. Auf das Ganze haben sie gewiß keinen erheblichen Einfluß geäußert: was schon daraus hervorgeht, daß Homer in dieser Zeit eben die Norm des Glaubens für die Griechen geworden ist.

Von weit größerer Bedeutung sind für uns dagegen die sogenannten homerischen Hymnen, von den Alten richtiger Prosmien (Vorspiele, Eingänge) genannt; denn mit denselben pflegten die Rhapsoden ihre Vorträge der homerischen Gesänge einzuleiten. Es waren Anrufungen von Göttern und Göttinnen. In denselben nahm man oft den ganzen Cyclus der Sagen und der Beiwörter der betreffenden Gottheit durch, gab also gewisser Maaßen einen Abriß ihrer Kunde. Manche längere Gedichte der Art können so angesehen werden, daß sie, als Einleitung zu vollständigen Rhapsoden-Wettstreiten, gleichsam den Uebergang bildeten von den vorhergegangenen Götterfesten, ihren Opfern, Gebeten und heiligen Gesängen zu den darauf folgenden Wettkämpfen. Ihr Inhalt bezog sich doch also gewiß im Allgemeinen auf denjenigen Gott, dem die Festfeier gewidmet war, behandelte dessen Thaten und Sagen; er rief demnach dem anwesenden Volke dieselben entweder wieder ins Gedächtniß zurück oder unterrichtete sie gewisser Maaßen darüber, leistete also dem religiösen Glauben keinen geringen Vorschub. Mancher lokale Gottesdienst, mancher specielle Mythos ward dadurch ein öffentlicher, ein allgemeiner. Merkwürdig! mitunter findet man selbst in diesen Hymnen Andeutungen von Versuchen, das bestehende Göttersystem, den betreffenden Cultus aufzuklären, z. B. sogar durch Etymologien. So ist vielleicht der ganze Mythus vom Dionysos, als einem Sohne des Zeus (Διός), der auf dem Berge Nysa erzogen wird, nichts Andres, als eine Erfindung der über die Herleitung des Namens grübelnden Phantasie.

Im Uebrigen zeigte sich jetzt die Mythenpoesie geschäftiger wieder denn je: sie fand hierzu hinreichenden Stoff. Jene Wanderungen der Götterculte bei den vielen Wanderungen der Stämme wurden leicht zu Wanderungen der Götter selbst, und jene Stiftungen von neuen Heiligthümern eponymer Heroen zu Stiftungen durch diese Heroen. Dabei ward nun die Genealogie solcher Halbgötter hinaufgeführt zu Göttern, und die Abkunft natürlich des Breiten erzählt, viele ihrer Thaten weitläufig berichtet, ihre merkwürdigen Schicksale dargelegt. Bereits war mit der Zeit das Verständniß wohl so manches religiösen Gebrauches, Festes, Götterdienstes untergegangen und erloschen: ein Mythos suchte es wieder zu eröffnen, nicht selten auf eine ganz sonderbare Weise. Durch das Vermischen der verschiedenartigsten nationalen Elemente waren in diesem Zeitraume oft die verschiedenartigsten Culte einander näher gerückt, die die auffallendsten Gegensätze bildeten, die sich in ihrem Wesen förmlich widersprachen: mythische Erzählungen suchten den Zwiespalt zu lösen, das Unebene auszugleichen. Und so unendlich Vieles mehr. Auch verfehlte die dichtende Phantasie nicht, gewisse Priestergeschlechter und ihre Namen auf einen Heros eponymos zurückzuleiten und dadurch Veranlassung zu geben zur Vergötterung desselben. Man denke z. B. an die Buzygen in Athen, die so einen Buzyges, an die Bukaden, die einen Butes schufen, der schon in den Werken des Hesiod genannt worden sein soll. Diese Periode möchte darum vorzugsweise

die der mythischen Dichtungen sein. Und dabei fehlte es nicht an Dichtern, welche die Sagen aufnahmen, fortführten, Götterculte ausführlich behandelten, z. B. Alcäus in seinen Hymnen. Sappho soll sich besonders die Aphrodite und den Eros zum Gegenstande ihrer Gesänge gewählt haben; Alcman feierte in seinen Parthenien, in Hymnen und Päanen wie Menschen so auch Götter; die Gedichte des Stesichorus verherrlichten vorzugsweise die Heroen, zuverlässig nicht ohne Manches davon in der Volkssage umzugestalten; auch hat er Lieder zum Preise der Götter, vornehmlich Päanen und Hymnen, gedichtet. Die Dithyramben des Arion priesen den Dionysos und die Feste dieses Gottes; die Hymnen oder Proömien dieses Dichters dienten zu Einleitungen von Festfeiern. Simonides verfaßte Hymnen und Betgesänge auf allerlei Götter.

Diese Dichter, so wie ihr ganzes Zeitalter, standen zuverlässig höher in moralischer Bildung, als die frühern. So mögen sie denn im Gegensatze zur frühern Ungebundenheit, Possirlichkeit, Unschuld mehr Ehrfurcht vor den Göttern gehegt und in ihren Göttergeschichten bewahrt haben. Und wirklich ist eine solche Veredlung des religiösen Glaubens unverkennbar, wenn wir die dichterischen Erzeugnisse dieser Periode mit denen der vorigen vergleichen. Die Götter stehen nun den Menschen nicht mehr so nahe; diese wagen nicht mehr Scherz mit jenen zu treiben. Indessen weil die Dichter der gegenwärtigen Periode dem Homer den hohen Rang nicht abliefen, hatten sie nicht den Einfluß, ihre Ideen geltend zu machen.

Während so das Feld der griechischen Religion vielfach innerlich angebauet und erweitert wurde, erhielt dieselbe im Laufe dieses Zeitraumes auch eine festere äußere Gestaltung. Auf jenes Völkergewirr in Hellas und bei den Colonisationen, auf jenes Vermengen der verschiedenartigsten ethnischen Elemente, erfolgte nach und nach ein geregelterer Zustand: die Verhältnisse in den neuen Staaten, welche sich bis daher so vielfach durchkreuzt und in einander übergegriffen hatten, in den Familien, Phratrien, Demen u. s. w., setzten sich nach gerade, wurden geschieden und begrenzt durch besondere Anordnungen. An nicht wenigen Oertern erstanden besondere Gesetzgeber. Wenn schon vor der dorischen Wanderung die Religion vielfach verkettet gewesen war mit dem Familien- und öffentlichen Leben: so ward nun dieselbe aufgenommen förmlich in die staatlichen Einrichtungen; sie ward ein Theil des öffentlichen Lebens, viele Culte von Staats wegen eingesetzt oder sanctionirt und sogar an öffentliche Aemter gebunden. Die politische Macht zog das religiöse Element in ihr Bereich: dieses ward jener untergeordnet. Dadurch geschah es, daß dasselbe überall eine feste Norm erhielt, aber auch jene objective Starrheit, die den eigentlichen Keim des religiösen Glaubens, das lebendige Gefühl ertödtet. Die Religion der Griechen ward nun zumeist Sache des äußern Gebotes, des Gesetzes, und starb je mehr und mehr ab zu bloßem Formelwesen, zu bloßer äußerer Pflicht. In vielen Theilen mußte sie eben dadurch mit der Zeit ihre ursprüngliche Bedeutung, allen Sinn verlieren. Und um jeglicher Neuerung

zu steuern, um jeglichen Cultus recht fest, unantastbar und dadurch um so dauernder zu machen, setzte man von Staats wegen sogar Gerichte und Strafen ein auf eine Verletzung oder Vernachlässigung. In Athen z. B. ward in diesem Zeitraume ein besonderer Beamte, einer der höchsten, der Basileus, mit der Ueberwachung der Staatsreligion beauftragt, auch damit gewiß die Möglichkeit auf Anklage wegen Irrreligiösität festgestellt. Hier finden wir schon vor Solon Satzungen und besondere Anordnungen (θεσμοὺς καὶ νόμους) in Bezug auf die religiösen Verhältnisse. Solch starrer Formalismus mußte aber um so mehr in dorischen Staaten heimisch werden, je mehr dieser Volksstamm das Geregelte, das Gesetzmäßige, das Positive überhaupt liebte. Man mochte wohl erkennen oder wenigstens fühlen, wie nothwendig es sei zur Ruhe und Ordnung im Staate, wenn Religion daselbst herrsche; man brauchte sie nicht gerade, wie das die Ansicht späterer Philosophen und Geschichtschreiber geworden, deßhalb eigens erfunden zu haben. Eben so mochte man fühlen und einsehen, daß auch in dieser Sache Positives nöthig sei, wodurch das Gottesbewußtsein erhalten und immer wieder aufgefrischt werde. Nur versahe man es allgemein darin, daß man nicht für ein Lebendig-Erhalten des Festgestellten durch Erklärung, Deutung u. s. w. und für ein Fortschreiten und Bessern des Cultus sorgte. Was Sache des Staates ist. Denn eine Religion muß positiv sein; sonst ist sie keine specielle Religion; aber damit muß nicht dem Fortschreiten ein Damm gesetzt sein. Das war in Griechenland der Fall und — ein Uebel.

Trotz dem ward kein besonderes Religionsgesetzbuch angefertigt, auch kein Katechismus u. dergl.: den Mangel an allem diesem ersetzte die im Charakter des Griechen liegende Pietät, die Gewohnheit, das Herkommen. Doch finden sich, z. B. bei den Kretern, einzelne Cultuslieder, die durch besondere Anordnungen vorgeschrieben waren. Die Jugend oder das Alter mußte sie auswendig lernen und an den betreffenden Festen absingen. Sonst ist an ein wirkliches Unterrichten der Jugend durch eigens dazu bestellte Männer, Priester u. s. w. nicht gedacht worden. Es ward Alles durch Anschauung und Gewohnheit erlernt. Und wenn etwas Schriftliches darüber existirt hat, so waren es bloße Ritualbücher, die das Aeußere eines Cultus festsetzten. Die bloßen Handlanger beim Opferdienste, die Priester, erlangten auch in dieser Periode keinen Einfluß auf die religiöse Bildung oder Fortbildung der Griechen.

Die Religion hatte mithin bei den Hellenen drei Stützen: das Herkommen, die Dichter Homer und Hesiodus, und den Staat. Darunter war die letzte die mächtigste.

So wie nun auf solche Weise die Religion vielfach oder fast gänzlich abhängig ward von dem Staate, ward sie wieder anderweitig ihm übergeordnet, half sie die Verhältnisse desselben ordnen und festigen. Das war sogar im Großen der Fall, wovon wir schon in der vorigen Periode einige Spuren entdeckten: die religiösen Amphictyonien nahmen jetzt weit mehr überhand. Einige zwar, z. B. in Thessalien, waren freilich bei dem Einbruche der Thessalier zu

Grunde gegangen; dagegen erhielten sich oder entstanden auf dem Festlande von Griechenland das delphische Institut, das Pamböotium beim Tempel der itonischen Athene, das Panachäum in Achaja, in Kleinasien das Panäolium, das Panionium, die Panegyris der dorischen Sechsstädte. Noch großartiger wurden die Institute der großen Spiele, denen ursprünglich Göttercults und gemeinsame Festfeier zum Grunde lagen.

Zu bemerken wäre noch, daß in dieser Zeit der Feststellung des Götterdienstes zuverlässig auch viele ältere, verdunkelte und vergessene Cults wieder hervorgesucht und zu Ehren gebracht worden sind. Das muß namentlich der Fall mit den alten Mysterien gewesen sein. Diese kamen seitdem wieder mehr denn je auf, fingen sogar an sich in die Vorderreihe zu stellen. Aber damit gewannen sie den merklichsten Einfluß auf die Verbreitung des Glaubens an Unsterblichkeit, an ein anderes Leben nach dem Tode. Den Fortschritt »erkennt man am besten, wenn man die Ideen des Homer in dieser Beziehung mit denen vergleicht, wie sie von Pindar ausgesprochen werden. Während dort die Todten, nicht ausgenommen die erhabendsten Heroen, ein schattenähnliches Leben in der Unterwelt, dem Hades führen, wo sie gespensterartig ihr Thun auf der Oberwelt fortsetzen, herrscht bei Pindar der Glaube, daß alle Frevel auf der Oberwelt einen strengen Richter in der Unterwelt finden, aber ein seliges Leben bei ewigem Sonnenschein, ohne Mühe um den Unterhalt, den Guten zu Theil wird. »»Die aber, welche es vermocht haben, bei einem dreimaligen Leben auf der Ober- und in der Unterwelt, die Seele völlig rein von allem Unrecht zu erhalten, die wandern die Straße des Zeus zur Burg des Kronos, wo die Inseln der Seligen von den Lüften des Okeanos umweht werden, und Blumen von Gold erglänzen.«« Man sieht, daß hier die Inseln der Seligen als ein Lohn der reinsten Tugend erscheinen, während bei Homer nur einzelne Götterlieblinge, wie Menelaus, weil er eine Tochter des Zeus zur Gemahlin hat, nach dem elysischen Gefilde am Okeanos gelangen.« Und manches tiefere religiöse Gemüth, welches seine Befriedigung nicht bei der hellen olympischen Götterwelt fand, wo der Gedanke mehr sich fröhlich und heiter und oft frivol sucht in sinnlich schöner plastischer Götterbildung abzuspiegeln und gern abspiegelt, fühlte sich zu den dunklen, stillen, geheimen Cults hingezogen und umfaßte sie, die der Phantasie einen weiten Spielraum verliehen, mit besonderer Vorliebe. Dieß war ein zweiter, in der Sache selbst liegender Grund, warum jetzt dieser Geheimdienst wieder sichtlicher hervortrat und nicht ohne Energie sich geltend machte.

Der Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit und Sittigung des Menschen ward in dieser Periode gewiß größer als früher, gewiß in dem Maaße größer, als die Götter in der Vorstellung der Griechen an Majestät und Herrlichkeit wuchsen. Die Gnomendichter aus der letzten Zeit unserer Periode, die so viele treffliche Sprüche geben, bezeugen das zur Genüge. Ueberall sittliche Haltung neben

großer Pietät gegen die Götter. Das werden wohl auch die Gesetzgeber zeitig genug erkannt haben; darum eben die Berücksichtigung der Religion bei ihren Gesetzgebungen, bei ihren Staatseinrichtungen. Manche unter denen werden erkannt haben, welcher Zügel darin für das Volk liegt. Ein nachtheiliger Einfluß der Frivolitäten in den homerischen Gedichten oder der Mysterien ꝛc. stellt sich nirgends heraus; das sittliche Gefühl ist auch im Volke so stark, daß es im Allgemeinen über solche Einzelnheiten wegsieht und unbemerkt bei sich vorüber gehen läßt. Die Pietät gegen die Götter, welche der Staat forderte und zur Pflicht machte, heiligte umgekehrt wieder die staatlichen Einrichtungen.

Wie sehr die Religion überall ins Leben der Griechen eingriff, sehen wir unter andern auch daraus, daß schon im gegenwärtigen Zeitalter (vergl. Homer) — noch mehr in den folgenden — Namen von Menschen, Oertern, Städten u. s. w. von Götternamen gebildet wurden.

In dieser Periode finden sich nun bestimmt schon Tempel; bereits im Homer kommen davon genügende Zeugnisse vor. Und zwar sind es da schon öffentliche Gebäude, bestimmt, dem Volke Gelegenheit zu gewähren, seine Andacht zu verrichten. Bald schlich aber auch wohl der Aberglaube ein, daß die Gottheiten selbst der Wohnungen bedürften. Diese Idee mußte besonders entstehen, als man anfing, sich Bildnisse von den Göttern zu machen und solche als wirkliche Wesen anbetete. Nur waren sie, die Götter, gegen die Unbilden des Wetters zu schützen, und der Tempel ward wirkliches Haus, wirkliche Wohnung für die Gottheit. Anfänglich nahm man doch gewiß nur Holz und bauete ganz einfach, schmucklos, später mit Verzierungen und von Stein. Natürlich werden sich jene auf die Vorstellungen und Sagen von der betreffenden Gottheit bezogen haben. Anfänglich waren es gewiß nur einzelne Figuren, später ganze Gruppen. Es gesellte sich zur Baukunst die Sculptur.

An die Stelle der unförmlichen, durch die Natur gebotenen Klötze und Steinblöcke traten in dieser Periode bereits Bildnisse in menschlicher Gestalt. Bei Homer findet sich schon eine, wie es scheint, unzweifelhafte Andeutung davon. Von hölzernen Schnitzbildern schritt man hier zur Arbeit in Stein, ja zu Ende des Zeitraumes auch zu getriebenen Arbeiten und zum Erzguß fort. Der sinnliche Mensch will nehmlich ja gern den Gegenstand seiner Anbetung schauen, und so ist er oder der in der Cultur höher Stehende für ihn beflissen, ihm solches zu gewähren.

Den Fußtapfen der Sculptur und der Plastik folgte ohne Zweifel bald auch die Malerei, anfangs sich wohl nur an Bemalung der Bildsäulen versuchend, später selbstständig auftretend und zu Ende der Periode — der Kasten des Cypselus ist ein bemerkenswerthes Zeugniß — sogar schon vollständige Gruppen und zusammengesetzte Darstellungen großartig herstellend.

Diese Künste treten jetzt für's Erste noch in den Dienst der Religion, um sich, von ihr gehoben und gekräftigt, später frei und

edel zu entfalten. Sie leisteten ihrer Herrin und Erzeugerin schon manchen Vorschub. Die religiösen Vorstellungen im Volke gewannen durch die sinnliche Anschauung seiner Götter in den Götterbildern, die sich ja als leblose Körper immer gleich bleiben, einen festern Charakter. Auch ward das Gefühl der Andacht nun mehr geweckt und belebt, da man vor Augen sahe, was man vorher dunkel bloß gedacht hatte. Manches ward erhalten und dem Gedächtniß bewahrt, was ohne solche Vorkehrungen abgestorben wäre. Freilich war andrerseits auch wieder mancher Nachtheil damit verbunden. Die Menge vergaß über das Anschauen des Sichtbaren das Unsichtbare, begnügte sich mit der sinnlichen Vorstellung. Während für den denkenden Geist und für das tiefere religiöse Gemüth eigentlich Alles symbolisch ist: aller Cultus, auch die Menschengestalt, auch die Bildsäule, kam es nun bei dem Volke dahin, daß selbiges die todten Standbilder für die Götter selbst nahm, daß es sie bekränzte, wusch, salbte, anzog, vor ihnen niederfiel, ihnen Küsse zuwarf ꝛc., wie wenn es lebende Personen vor sich hatte. Der Grund war, daß, obwohl diese Götter nicht wirkliche, sondern nur erdachte Wesen der reinen Imagination waren, sie doch durch die schöne, bezaubernde und bestechende Kunst für das Volksbewußtsein die reelste Bedeutung erhielten. Es konnte um so leichter in diesen Fehler verfallen, als für religiöse Aufklärung, für Belehrung des gemeinen Volkes über das Götterthum gar keine öffentlichen Anstalten, keine Lehrer existirten, die es in Leben, in Thätigkeit, in Fortbewegung gesetzt und erhalten hätten. Die Religion bei den Griechen war zwar zumeist eine öffentliche Angelegenheit, für welche indessen der Staat nie innerlich fördernd, sondern nur positiv begrenzend, stabilirend verfahren ist. Daher eben das Ganze, je weiter es hier sich entfernte von dem Puncte seines lebenvollen Ursprungs, seiner Entstehung in der frischen Begeisterung, zu einem wohl dienstbaren und äußerlich gut zu handhabenden, aber innerlich desto faulen, leb- und bewegtosen rohen Klumpen ohne Wärme und ohne Licht hinabsank.

Aber der Gegensatz ruft den Gegensatz hervor. Es sollte ein Licht aufleuchten, das da versuchte, die Finsterniß zu zerstreuen, das Kalte zu erwärmen, das Todte wieder zu beleben, das Alte neu zu gestalten. In Jonien sollte das geschehen.

Dort hatte sich wohl Alles in den neu angelegten Städten aus der Verwirrung zu einer festen Ordnung bestens geformt, aber nicht zu einem so starren Systeme, daß nicht dem Geiste Freiheit, daß ihm nicht ein Fortschreiten möglich geblieben wäre. Bald nun entwickelte sich hier ein ausgebreiteter, gewinnreicher Handel und Verkehr, selbst nach entfernten Gegenden hin, zahlreiche Colonien wurden anderweitig angelegt, die Einwohner wurden betriebsam, thätig, rührig, rafsinirend, nachdenkend. Und so stellte sich alsbald hier ein System geistiger Bewegung her für Betrachtung der Verhältnisse in der Natur und im Menschenleben, der später auch die Religion sitzen mußte. Dadurch trat eine ganz neue Epoche ein, auch für unsern Gegenstand, und so gehen wir denn über zur

Dritten Periode.

Vom Erwachen des kritisch-philosophischen Geistes unter den Griechen bis auf Alexander den Großen oder von etwa 600 bis 334 v. Chr. Das Zeitalter der Bewegung und des Kampfes.

Der literarischen Quellen werden immer mehr, je weiter die Zeit fortschreitet. Die Religion der Griechen bietet in dieser Periode anfangs das Bild einer ruhigen Wasserfläche, die sich je mehr und mehr anfängt zu kräuseln. Auch in der Religion, wie überall, geht das Leben dem Begriffe voraus; dieser bildet sich erst aus jenem heraus. Die Theorie folgt der Praxis. Das allgemeine dunkle Bewußtsein oder Gefühl vom Dasein eines höhern Wesens ist schon längst rege gewesen, hat schon längst Alles, was zur äußern Verehrung desselben gehört, gestaltet. Da erwacht erst das Denken und stellt sich prüfend der Religion gegenüber, untersucht, Alles zergliedernd und zersetzend, den Grund von Allem, will Alles erkennen, begreifen, beurtheilen lernen, will wissen. Nun hat sich jene gemeiniglich zu einer Zeit entwickelt, wo die Kenntniß der Dinge um den Menschen her, noch sehr unvollkommen ist; sie hat sich mit dieser unvollkommenen Kunde vielfach verwickelt. Gesetzt also auch, die Religion selbst werde nicht unmittelbar zum Gegenstande des Denkens und Prüfens gemacht, sondern z. B. die Natur: so muß bei fortschreitender Untersuchung doch auch die Religion mehr oder weniger betheiligt, sogar angegriffen werden, insbesondere wenn dieselbe, wie wir oben vom griechischen Heidenthume ausgesagt haben, mit der alten Naturanschauung so eng verwachsen ist, und wenn dem freien Aufschwunge des Gedankens von Seiten des Staates kein Hinderniß in den Weg, kein Hemmschuh angelegt ist.

Das letztere war in Jonien nicht der Fall. Hier hatte sich eine freiere Verfassung der Städte entwickelt als im Mutterlande. Hier war auch das freiere Denken nicht verpönt. Und was kümmerten sich die lydischen, später die persischen Könige um dieses freiere Denken, wenn nur die Bewohner des Landes ihre Steuern richtig bezahlten! Es war um 600 v. Chr., als hier der Alles seiner Kritik unterwerfende philosophische Verstand zuerst erwachte. Es war das eine Zeit, wo mehrere günstige Umstände zusammentrafen, diese universalhistorisch-merkwürdige Bewegung in der Welt zu erzeugen. Man hat sie treffend mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts n. Chr. verglichen: der Erfindung und Verbreitung unsrer Buchdruckerkunst entspricht die damalige Verbreitung und Verbesserung der Buchstabenschrift; unsern Entdeckungsreisen die Bekanntschaft der Helle-

nen, namentlich der Jonier, mit Aegypten, mit der westlichen Hälfte des Mittelmeeres, mit dem Pontus Euxinus. So erweiterte sich ihr Blick: sie lernten Fremdes kennen; sie verglichen es mit dem Heimischen; sie machten in Folge dessen Abstractionen, Schlüsse. Insbesondere war es die Natur, welche sie zuvörderst zum Gegenstande ihrer Betrachtung wählten. Bekannt geworden mit den astronomischen Beobachtungen und genauen Berechnungen der Morgenländer, der Chaldäer in Babylon und der Aegypter, und durch dieselbe an- und aufgeregt, fingen sie erst an über die Himmelskörper und deren Bewegungen, deren Natur und deren Ursprung nachzudenken und Beobachtungen zu sammeln und Vermuthungen aufzustellen. Bald aber richteten sie ihre Blicke auch auf die Erde: es erwachte das Studium der Natur, die Naturphilosophie, und nun war es ein kleiner Schritt zur Philosophie überhaupt, zu jener Wissenschaft, die durch die freie Thätigkeit des denkenden Geistes bestrebt ist, das Wesen, den Grund, den Zweck alles dessen, was da ist, zu erforschen, in welcher der intellectuelle Trieb des Geistes eben so wie der praktische seine wahre Befriedigung finden soll.

Anfangs nun pflegt sich diese Wissenschaft zu isoliren, für sich allein, getrennt von allem Uebrigen, sich ein eignes System zu schaffen, namentlich den Volksglauben ruhig bei Seite zu lassen. Da kommt es denn zwischen beiden nicht sofort zum Conflict. Beide bestehen friedlich eine Zeitlang neben einander. Auch wagt man anfänglich, aus anerzogener Scheu und aus treuer Anhänglichkeit an dem Ueberkommenen und Alten, sich nicht sogleich an eine Prüfung des Heiligen. Das war auch hier in Jonien der Fall, und die Untersuchungen oder Meinungen der Philosophen griffen anfänglich um so weniger den Volksglauben an, als sie sich an die des Hesiodus anschlossen, der ja für den Schöpfer oder wenigstens für den Vertreter desselben galt, und als die materiellen Principe, welche von diesen Physikern an die Spitze des Alls gesetzt wurden, nicht bloß Materielles sein sollten, sondern ausgestattet mit eigner Kraft der Bewegung und des Handelns, also materielle und geistige zugleich waren, d. h. göttliche Wesen, die sehr nahe an die Naturgötter des Volksglaubens streiften. Thales war noch der Ansicht, Alles sei voller Götter. Zum Beweise hierfür nahm er den Magnet und den Bernstein als Träger von Natur- d. h. göttlichen Kräften, und Anaximander nannte die unzähligen Welten, die er in seinem Systeme aufstellte, Götter, indem er sich diese Welten selbst als Wesen dachte, die sich mit eigner, selbstständiger Kraft bewegten. Indessen, weil jener das Wasser, dieser ein unbestimmbares Etwas an die Spitze seiner Philosophie setzte, um daraus die Entstehung und den gegenwärtigen Bestand der Welt zu erklären, fing doch hiermit an theils sich der Begriff von der Weltschöpfung zu beleben und flüssig, theils die Fülle der Gegenstände der Naturwelt auf ein Erstes, Einfaches, Beharrendes, Allwirkendes reducirt zu werden, was natürlich der Tod des Polytheismus, aber auf der andern Seite ein außerordentlicher Fortschritt, Aufschwung des freien Geistes war, der seinen Leuten alle

Ehre macht. Von Thales erzählt man sogar, daß er jenem Grundstoffe, dem Wasser, sich selbst bewegende Kraft beigelegt, d. h. ein Göttliches, wenn nicht wirklich behauptet, doch wenigstens geahnet hat. Und Anaximander soll eine eigene Kosmogonie — die erste, die wir wenigstens kennen — philosophisch sich nach seinen Principien construirt haben. Uebrigens muß doch auch schon Thales manches über die Religion selbst nachgedacht haben, weil sich über ihn die bestimmte Meldung erhalten, daß er den Unterschied von Göttern, Dämonen und Heroen zuerst gelehrt. Und die Einführung der Dämonenlehre wäre allerdings eine bedeutende Neuerung des Volksglaubens gewesen.

An die Stelle des unbestimmten Etwas des Anaximander setzte Anaximenes, der Zeitgenosse dieses Philosophen, wieder ein bestimmtes Naturelement, die Luft, faßte selbige aber sehr wahrscheinlich als etwas Seelenhaftes, Geistiges auf, und so that er denn einen neuen Schritt vorwärts. Aber dieses fortwährende Wechseln der Ansichten und Meinungen mußte immer zu weiterem Nachdenken reizen und die Geister zu immer freierem Flügelschlage ermuthigen.

Da trat denn Heraklit von Ephesus auf (um 505 v. Chr.), einer der ausgezeichnetsten Denker des Alterthumes. Muthig schritt er fort auf der begonnenen Bahn, ja! man kann sagen mit ziemlicher Keckheit und Zuversicht zu sich selbst, wie das Wahrheitsgefühl sie gibt. Er fand keine Befriedigung mehr in dem alten Köhlerglauben seiner Zeit, ward in der That Skeptiker in der Religion, warf alles das Frühere weg als ein Unwahres, kam so zum reinen Gedanken des Absoluten, der Gottheit selbst, und von diesem Standpuncte aus sahe er mit Verächtlichkeit auf den ganzen bisherigen Göttercultus herab. Welt und Feuer bildeten ihm ungetrennt das ewig lebendige Wesen des Ganzen. Die ganze Welt war ihm vom Gott erfüllt. »Tretet ein,« soll er einst, als er am Heerde saß um sich zu wärmen, zu denjenigen, welche ihn sprechen wollten, gesagt haben, »auch hier sind Götter!« »Die sittliche Hoheit und der Adel des Menschengeistes,« meinte er weiter, »ist eben nur ein Abbild des göttlichen, daher keines blutigen Opfers bedürftig zur Entsühnung.« »Sie beten da,« redete er einst seine Landsleute an, »zu den Bildern, wie wenn Jemand mit Häusern ein Gespräch führen wollte.« So sehr war er erzürnt über die abergläubige Anbetung der Götzenbilder zu seiner Zeit, als wirklicher Götter. Wie er über die alten Götter dachte, wie er sie so richtig aufzufassen verstand, lehrt sein berühmter Ausspruch: »Wenn die Sonne ihre Bahn verlassen wollte, würden die Erinnyen, die Bundesgenossen der Dike, sie zu finden wissen«. Er dachte sich also unter den Erinnyen das in der Natur, wie im sittlichen Leben gleicher Weise ewig waltende und ewig geltende göttliche Gesetz. Und da nun der bisherige Volksglaube besonders durch die Dichter, namentlich den Homer, gehalten wurde, sich auf denselben stützte, was Wunder, wenn sich der kräftige Mann auch über diesen mit Unwillen aussprach? »Man muß den Homer« (d. i. die ihn vortragenden Sänger, Rhapsoden) bei den Festkämpfen

durch die Polizeidiener wegtreiben lassen von den Festfeiern, weil dessen Gedichte das Volk mit so crassen Ideen anstecken.« Hier unterschied er nun freilich nicht in seiner hohen sittlichen Würde und in seiner Achtung für das Moralische, was Kunst ist und was sie thun darf, auch mit Hintansetzung des Streng-Moralischen, und that insofern dem Homer Unrecht. Doch sieht man aus Allem: Heraklit war ein aufgeklärter Mann: er stand weit erhaben über dem Volksglauben seiner Zeit. Und was that das Volk in seiner Vaterstadt? Es blieb gleichgültig; es ließ die Schrift des Mannes, worin derselbe solche freidenkerische, rationalistische Grundsätze ausgesprochen hatte, — freilich war sie, wie man sagt, ziemlich dunkel geschrieben, nicht ohne Zweck: damit nur Sachverständige sie lesen, und das gemeine Volk sie nicht verächtlich machen sollte — in die Halle des berühmten Artemistempels ruhig niederlegen und — fuhr nach wie vor ungestört fort, den alten Götzen zu dienen. Uebrigens ist es aus Plato's Kratylus wohl klar, daß Heraklitus bereits auf etymologischem Wege dem Ursprunge der griechischen Götternamen und dadurch der ganzen Religion beizukommen suchte. Er war somit auf richtigem Wege; aber seine und seiner Anhänger Etymologien sind zumeist den Regeln der betreffenden Wissenschaft entgegen.

Während so die Physiker in Jonien den alten Glauben untergruben, thaten das auf einem andern Puncte des Hellenenthumes die sogenannten Eleatiker, so geheißen nach einer Stadt in Italien, und zwar noch heftiger und eindrücklicher theils durch die unter ihnen gewöhnlich werdende Bewegung des Denkens im Gebiete reiner abstracter Begriffe, theils unmittelbar durch frechen Spott und Hohn. Xenophanes aus Kolophon, mithin auch ein Jonier von Geburt, also gewiß auch angesteckt von der in diesem Lande überhand nehmenden Freigeisterei, aber im Uebrigen doch in seinen Ansichten unabhängig von jenen Philosophen, war, höchst wahrscheinlich in Folge der Eroberung der kleinasiatischen griechischen Colonien durch die Perser, zugleich mit den Phocäern vor den eindringenden Barbaren entwichen und hatte sich zu Elea in Italien niedergelassen. Hier fängt er an, sich vorzugsweise philosophischen Studien hinzugeben und begründet eine besondere Schule, die eleatische. Und er ging dabei nicht, wie die Physiker in Jonien, von dem Wirklichen, Materiellen aus, sondern von einem ideellen Principe. Wieder ein ungeheurer Fortschritt im Denken, der Fortschritt zur ideellen Anschauung der Welt vom Geiste aus, der um so höher anzuschlagen ist, weil die Griechen bis daher doch nur dem Sinnlichen zugewandt gewesen. Zuerst war er zur Erkenntniß gekommen, daß man über die Götter nichts Gewisses wisse. Sein Werk über die Natur hat er mit den Worten geschlossen: »Niemand hat Gewisses erkannt, noch wird er's erkennen hinsichtlich der Götter — — . Denn wenn er auch selbst das Vollendetste sagte, weiß er es dennoch nicht; sondern Wahn ist über Alles verhängt.« Dieser Skepticismus verhinderte ihn aber doch nicht, die Gottheit als das Einige und Ewige, als das immer sich gleich Bleibende, als das Unendliche zu setzen, das

ganz Geist und Verstand sei, also zum reinsten Monotheismus sich emporzuschwingen. Von so hohem Standpuncte aus mußte ihm natürlich die Volksreligion wie Unsinn, als eine Narrheit erscheinen, und seine kühne und energische Wahrheitsliebe hat eben so wenig wie die des Heraklit Anstand genommen, sich mehrfach darüber Luft zu machen, den gemeinen Glauben zu tadeln, die phantastischen, anthropomorphistischen Vorstellungen seiner Landsleute von den Göttern offen als Vorurtheile und ebenso wie Heraklit das Unedle und Unsittliche in den Erzählungen der alten Dichter von den höhern Wesen nachzuweisen. »Wenn die Stiere und Löwen,« sagte er unter Anderm ein Mal, um den Ursprung und damit die Thorheit des Anthropomorphismus ins Licht zu setzen, die er so wahr, so scharfsinnig erkannt hatte, »Hände hätten, um damit zu malen und Kunstwerke auszuführen, wie die Menschen: so würden sie auch die Gestalten und Körper der Götter eben so malen, wie sie selbst am Leibe beschaffen wären: die Pferde nach der Aehnlichkeit der Pferde, die Stiere wie Stiere.« Und zur Bekräftigung dieses so richtigen Urtheiles wies er darauf hin, daß die Aethiopier (Mohren) ihre heimischen Götter schwarz und mit eingebogener Nase abbildeten, so wie sie selbst gestaltet wären, die Thracier dagegen blauäugig und roth, und überhaupt ein jedes Volk nach der Aehnlichkeit mit sich. Die Dichter aber, in deren Werken dergleichen niedere Vorstellungen enthalten wären, und durch welche dieselben unter dem Volke verbreitet, versestiget und fortgepflanzt würden, erschienen ihm als Verderber der ächten, wahren Religion. Ihnen trat er deßhalb auch, und ganz besonders dem Homer und Hesiodus, den gelesensten und angesehensten unter den Dichtern seiner Nation, mit Kühnheit und schonungslosem Ernste entgegen. »Sie haben,« äußert er sich ein Mal in einem elegischen Gedichte, »sich nicht damit begnügt, den Göttern bloß menschliche Fähigkeiten und Tugenden zuzuschreiben; Jegliches hat ihnen Homer und Hesiod angedichtet, was bei den Menschen sogar für Schimpf und Vorwurf gilt: stehlen, ehebrechen und sich einander hintergehen.« Auch hat er öfter Anlaß genommen, die Dichtungen von Kämpfen der Titanen, Giganten und Centauren abzufertigen, und bloß die Verehrung göttlicher Wesen anzuempfehlen, jedoch nicht etwa mittelst Trauer, sondern lediglich durch Opfer: ein Punct, wodurch er sich freilich wieder als einen Anhänger des Volksglaubens zeigte.

Den Fußtapfen des Xenophanes schlossen sich an Parmenides aus Elea und Zeno. Der erste philosophirte auf eine merkwürdige Weise über den Bau, über die Entstehung und Regierung der Welt — lauter Dinge, die in das Gebiet der Religion einschlagen. Er sagte z. B.: der Mittelpunct aller in der Welt gemischten Dinge sei die Göttin (Natur), Dämon nannte er sie. Sie regiere Alles, vertheile Alles, sei die Dike (Weltordnerin) und die Nothwendigkeit; sie sei von aller irdischen Erzeugung und Vermischung das Princip (die Urheberin), zum Gehülfen habe sie sich den Eros angenommen und aus diesem alle Götter erzeugt u. s. w. Der letztere, Zeno, machte

es sich zur Hauptaufgabe, der Welt zu beweisen, wie nothwendig es sei, das philosophische Denken von der gewöhnlichen Vorstellungsweise der Menschen zu trennen, was natürlich auf den religiösen Glauben vorzugsweise sich bezog. Er suchte die Einheit Gottes auf logischem Wege zu beweisen. Um die Nichtigkeit der Meinung darzulegen, daß die Gottheit in Tempeln verehrt werden könne oder müsse, soll er in seiner Schrift über die beste Einrichtung des Gemeinwesens erklärt haben: »Es ist unnöthig, Tempel zu bauen: denn Niemand muß sich einbilden, daß in den Dingen, welche durch Zimmerleute und andere Handwerker verfertigt worden, etwas Göttliches, Ehrwürdiges und Heiliges sei.« Hippo, ein anderer Philosoph der eleatischen Schule, soll sich von dem gemeinen Glauben so entfernt gehabt haben, daß er — der erste, dem dieser Beiname beigelegt worden — geradezu für einen Atheisten oder Gotteslängner erklärt wurde. Democrit dagegen, der eigentliche Repräsentant des Atomismus, war bestrebt, den Volksglauben mit seiner Philosophie zu versöhnen. Aber es gelingt ihm kaum, konnte ihm nicht gelingen, denn die Atomistik stellt sich ja schlechthin jeder Annahme einer Schöpfung und Erhaltung der Welt durch höhere vernünftige Wesen gegenüber. Als wirklicher Gotteslängner kann er aber drum nicht angesehen werden. Bemerkenswerth ist, daß er zuerst versuchte, die Religion als Idee, Gefühl oder Begriff, ihrem Ursprung nach, im Menschen selbst nachzuweisen, sich also zu der Annahme zu erheben, welche noch gegenwärtig in unsern Tagen eine sehr verbreitete ist. Nach seiner Meinung nehmlich sollte sich die populäre Vorstellung von den Göttern so erzeugt haben, daß die Menschen in ihrem ersten Naturzustande durch die physischen Erscheinungen in der Natur, durch Donner, Blitz, Cometen, Sonnen- und Mondfinsternisse in Furcht und Schrecken gesetzt worden, und hiervon die Götter als Urheber angesehen hätten. Auch war Democritus des Dafürhaltens, daß die Menschen durch Nachahmung von den Thieren die Künste gelernt hätten: von der Spinne das Weben, von den Schwalben den Häuserbau, von der Nachtigall das Singen. Freilich ein Irrthum; aber wo blieb bei solcher Ansicht der ältere, der Volksglaube, daß das Alles Erfindungen, Gaben besonderer Gottheiten wären?

Während so die Philosophen sich's gehörig angelegen sein ließen, den Volksglauben zu bestreiten und die Erzählungen der ältern Dichter als lächerlich und nachtheilig hinzustellen, traten — auch hier rief der Gegensatz wieder den Gegensatz hervor — Männer auf, welche Beides in Schutz nahmen und zu rechtfertigen suchten, dadurch, daß sie die Götter und Götternamen einer Deutung unterwarfen: man erklärte sie, in Uebereinstimmung mit jener ionischen Philosophie, für personificirte Naturkräfte oder psychische Zustände. Dieses Verfahren reicht nach den uns überkommenen Nachrichten bis in die Zeiten der ersten philosophischen Reflexion unter den Griechen. Schon Theagenes von Rhegium, ein Zeitgenosse des Cambyses, soll in den homerischen Dichtungen eine doppelte Allegorie vermuthet haben: eine physische und ethische, d. h. er sah durch die Götternamen bald

Naturelemente, bald menschliche Affecte ausgedrückt. Man sieht, der Mann war auf dem richtigen Wege, die griechische Religion aufzufassen. Nur hätte er nicht bei Jenem stehen bleiben, sondern in diesem Physischen und Ethischen auch das Göttliche erkennen sollen. So war das Verfahren ein einseitiges, oberflächliches und diente nur dazu, die Götter und die ganze Religion herabzuziehen ins Gewöhnliche, ins Begreifliche, ins Wunderlose. Und je fleißiger damals die Gedichte des Homer und Hesiod gelesen, vorgetragen, erklärt wurden, desto mehr mußte diese gefährliche Exegese Eingang finden: sie sprach den Verstand, den flachen Rationalismus an.

Ganz auf ähnliche Weise, wie diese Philologen, nur systematischer noch und consequeter und darum eben, bei allen Leisem und Unvermerktem ihres Verfahrens, nur um so destruirender für die alte Religion, gingen die sogenannten Orphiker zu Werke, jene Verbindungen von Mystikern, die sich unter der vermeintlichen Vorsteherschaft des uralten Mysteriensängers Orpheus bildeten, vor Allen dem Cultus des chthonischen Bacchus huldigten, in diesem Culte, weil er etwas Mystisches hatte, die Befriedigung eines tiefern religiösen Bedürfnisses suchten und fanden. Ihr Leben war nicht dem ausgelassenen Taumel des gewöhnlichen Bacchusdienstes geweihet, sondern im Gegentheil ein stilles ascetisches Streben nach Reinheit und Unbeflecktheit im äußern Wandel. Waren sie aufgenommen in den Bund — dieß geschah durch Theilnahme an dem mystischen Mahle des rohen Opferfleisches von dem zerrissenen Dionysos-Stiere — so genossen sie kein Fleisch weiter und trugen weiße linnene Gewänder, nach Art der ägyptischen Priester, denen sie überhaupt in mehreren Stücken sollen geähnelt haben. Die Eigenthümlichkeit ihres Verfahrens, hinsichtlich der griechischen Religion, bestand nur darin, daß sie den gewöhnlichen Namen der Götter und den religiösen Handlungen andere Vorstellungen unterlegten, als der Volksglaube gab, auch von der Entstehung der Welt und von dem Leben nach dem Tode besondere Ansichten hatten. Sie suchten auf solche Weise dem alten abgestorbenen Glauben wieder Leben zu verleihen, und im Ganzen kann nicht geläugnet werden, daß ihnen solches wirklich in Manchem gelungen. Sie brachten Sinn und Verstand, Phantasie und Gemüth hinein, freilich nach ihrer Weise. Schade nur, daß sie dabei zu wenig auf die Zartheit des Geschlechtstriebes achteten. Eine Art Muckerthum! Aber ihre Ideen mußten eben sowohl die tiefer Denkenden als die Gefühlvollen ansprechen, und so kann man sich's erklären, warum ihr Wesen gar sehr um sich griff. Indessen weil sie die plastisch-concrete Bestimmtheit der hellenischen Götterwelt in allgemeine abstracte Allegorien und Bedeutungen auflösten und so gleichsam verflüchtigten, untergruben sie den Volksglauben ganz außerordentlich. Sie waren gleichsam eine Schmarotzerpflanze, die sich um den Stamm herumschlang, um ihn desto sicherer zu verzehren. Wir haben etwas Aehnliches in unsern Tagen gesehen. Die Zeit des eigentlichen Ursprunges dieser Secte ist zwar nicht genau zu bestimmen; doch reicht derselbe wenigstens bis zum ersten Auftreten der ionischen Philo-

sophen hinauf. Sie wäre mithin wohl auch ein Gegensatz, den der Rationalismus dieser Schule hervorgerufen. Eine orphische Literatur vor Pherecydes läßt sich nicht nachweisen: sie beginnt erst, aber dann in recht ausgebreitetem Maaße, gegen die Zeit der Perserkriege. Ihr Inhalt ist für unsern Zweck meist sehr merkwürdig. So, um nur dieß Eine anzuführen, ruft Zeus den von seinen Fesseln befreiten Kronos zu Hülfe, um das Weltgebäude zweckmäßig und schön zu gründen: was übrigens mit pindarischen Ideen zusammentrifft, sonst aber doch vom Volksglauben und von den Lehrsätzen eines Hesiod himmelweit verschieden war. Woraus erhellt, daß die Ansichten des Orphiker nicht etwa ohne Einfluß auf die Volksreligion geblieben. Dieß stellt sich besonders später in Bezug auf die eleusinischen Mysterien heraus. Indessen boten sie nichts Besseres, als diese Volksreligion: nur Deuteleien des Alten und neue Phantasien und Träumereien ohne innere Wahrheit. Die orphische Glaubenslehre ist ein Durchgangspunct des ältern Polytheismus in den aus ältern Formen und modernem Inhalte phantastisch zusammengesetzten Pantheismus oder richtiger Pandämonismus; denn die Orphiker bevölkerten das ganze Weltall mit Dämonen. Doch ist das wohl mehr erst Glaube und Lehre der Pythagoreer, die sich bekanntlich mit jenen Orphikern später vermischten.

Nehmlich Pythagoras, jener berühmte Mann von Samos, also ebenfalls ein Jonier und darum gewiß auch von ionischem Geiste beseelt, war im Jahre 529 nach Italien gekommen, wahrscheinlich durch die Tyrannei des Polycrates aus seinem Vaterlande vertrieben. Er hatte sich zu Kroton niedergelassen. Ein selbstständiger Denker, wie er war, stiftete er hier eine besondere philosophische Schule. Seine Philosophie griff mehrfach auch in die Religion hinüber, nicht selten im Gegensatze zum bestehenden Volksglauben. So lehrte er unter Anderm über die Entstehung und Erhaltung der Welt, wie Alles nur von Einem stamme und von Einem höchsten Wesen regiert werde; wie sich dieses göttliche Wesen in der Welt und aus der Welt entwickle und hervorbilde, und wie diese Weltbildung eine harmonische Entwickelung des ersten und ursprünglichen Eines sei. Sodann nahm er gute und böse Dämonen an. Seine Beschäftigung mit der Astronomie führte ihn hin zu der Erkenntniß, daß der Mond sein Licht von der Sonne bekomme u. dergl. m., was alles mit der gewöhnlichen Religion der Griechen stritt. Gegen die alten Dichter und deren lüderliches Umgehen mit der Götterwelt muß er ebenfalls stark geeifert haben, wenn es wahr ist, was von ihm erzählt wird, er sei — versteht sich nach einer Fiction, die er vielleicht in irgend einer Schrift vorgetragen hatte — in die Unterwelt hinabgestiegen und habe da die Seele des Hesiodus an einer ehernen Säule gebunden und zischen sehen, die des Homer aber an einem Baume hangend und von Schlangen umgeben zur Strafe dessen, was er von den Göttern gesagt. Auf die Krotoniaten scheint er mit diesen seinen Lehren keinen Eindruck gemacht zu haben: sie haben ihn wohl sammt seinen Anhängern einzig und allein wegen seiner politischen

Umgriffe vertrieben. Lehrte er doch andrerseits, wie »die goldenen Sprüche« besagen, die wohl alt sein möchten, »die unsterblichen Götter zu ehren, wie es nach dem Gesetze befohlen sei.« Aber nach jener Katastrophe traten seine Anhänger, obschon ihre Philosophie eigentlich nichts mit den orphischen Mysterien zu schaffen hatte — sie suchten vielleicht nur einen Anhalt in den durch die Religion geheiligten Conventikeln der Orphiker — in die Verbindung ein. Nun traten Männer unter ihnen auf, welche wir aus der Literaturgeschichte kennen als Verfasser orphischer Gedichte unter dem Namen von Pythagoreern. Ein großes Werk der Art, betitelt »die heiligen Ueberlieferungen,« enthielt in 24 Rhapsodien ein vollständiges theologisches System, was sich zuverlässig von dem des Hesiodus sehr entfernte. Ihre Theogonie wenigstens war eine ganz andere, als die hesiodeische, namentlich schon deßhalb, weil diese Dichter etymologisirten und die Namen der Götter auf eigene Weise deutelten. So nahmen sie, um nur dieses eine Beispiel zu erwähnen, den Kronos als Chronos, als die Zeit, stellten ihn an die Spitze des Ganzen, legten ihr, der Zeit, Persönlichkeit bei und schaffende Kraft. Sie oder der Chronos, so meinten sie, habe aus sich selbst das Chaos und den Aether erzeugt, aus jenem aber innerhalb des Aethers ein weißglänzendes Weltei gebildet und was dergl. phantastische Gebilde mehr sind. Daß Zeus den gefesselten Kronos befreiet und durch viele Mittel der Versöhnung begütigt habe, ist wahrscheinlich ein ursprüngliches Dogma dieser pythagoreischen Orphiker. So meint denn auch Pindar, so Aeschylus, daß Zeus die Titanen gelöst. Mithin ward der alte Gegensatz zwischen der ältern und jüngern Götterwelt jetzt ganz aufgehoben. Man feierte ja auch, namentlich in Athen, dem Kronos immerfort sein jährliches Fest!

Während so die Philosophie auf mehr als einem Puncte von Hellas geschäftig war, den alten religiösen Glauben der Griechen zu unterwühlen, fing ihrerseits nun auch die Geschichte an hervorzutreten und gleichfalls die Bande desselben zu lockern. In Jonien — es war dieses Land in jener Zeit nun einmal der Schauplatz des geistigen Lebens — hatte sich unter den obwaltenden günstigen Verhältnissen auch die literarische Darstellung in Prosa entwickelt, und lange dauerte es nicht, so ward sie angewendet zu historischen Erörterungen: es trat die Historiographie ins Leben. Cadmus von Milet versuchte sich zuerst darin. Sein Zeitalter darf nicht viel vor 540 v. Chr. gesetzt werden. Er schrieb eine Gründungsgeschichte seiner Stadt; jedoch umfaßte das Werk auch die Geschichte von ganz Jonien, so weit diese davon berührt ward. Indem der Verfasser nun vorzugsweise die älteste Zeit, die mythische Periode, — aus welcher sich natürlich nur einzelne mündliche Ueberlieferungen erhalten haben mochten, die obendrein gewiß noch mit vielem Mythischen durchwebt waren, — behandelte, war er freilich genöthigt, auf das Mythische näher einzugehen, es zu prüfen. Der Anfang historischer Kritik, die sich berufen fühlt, die Fictionen der Dichter zu zerstören und alles Factische möglichst auf seine natürlichen Ursachen zurückzu-

führen. So mußte natürlich auch durch sie die griechische Religion gefährdet werden, die ja zumeist auf dichterischen Gebilden beruhte. Bei den ältesten Logographen mochte das weniger der Fall sein: sie referirten wohl meistens nur, was sie gehört und gelesen hatten, ohne das Messer der Kritik zu gebrauchen. Ueber Cadmus' deßfallsige Bestrebungen können wir auch nicht urtheilen, weil wir von dessen ächtem Werke nicht einmal Bruchstücke noch haben.

Ihm zunächst, der Zeit nach, lebte und schrieb Acusilaus von Argos (in ionischem Dialekte). Er bewegte sich schon mehr und durch und durch, so zu sagen, in der Sphäre der griechischen Mythologie. Denn sein Zweck bei Abfassung seines historischen Werkes, das er Genealogien betitelte, war bloß der, in kurzer übersichtlicher Erzählung die gesammten Ereignisse von der Entwickelung des Chaos bis über den trojanischen Krieg hinaus darzustellen. Er benutzt hierbei vornehmlich den Hesiodus; aus dem Systeme der Orphiker nahm er indessen auch Einzelnes auf. In den wenigen Fragmenten, die wir von seiner Schrift noch haben, gewahrt man nichts von eigentlicher Kritik, weßhalb er uns hier nur insofern interessirt, als er das alte System der Theogonien und Göttergenealogien wieder aufgewärmt, dabei aber der eigentlichen Geschichtsforschung den Weg gebahnt.

Von Bedeutsamkeit dagegen ist für uns Hecatäus aus Milet (um 500 v. Chr.). Dieser bekundet sich, selbst in den wenigen Bruchstücken, die sich noch von seinem Werke erhalten haben, als ein denkender Kopf, der über den Köhlerglauben seiner Zeit erhaben ist, der Kritik zu üben versteht und auch wagt. Gleich der Eingang seiner Schrift bezeugt das: er soll also gelautet haben: »Wie folgt, erzählt Hecatäus aus Milet. Ich schreibe das, wie es mir wahr däucht zu sein; denn der Hellenen Ueberlieferungen sind vielfach und lächerlich, wie sie *mir* erscheinen.« In diesen Worten liegt das Bekenntniß eines erwachten und schon gehandhabten Prüfungsgeistes, wahrscheinlich eine Frucht der weiten Reisen des Verfassers. Hecatäus wird es also nicht haben fehlen lassen an dem Bestreben, das Wahre vom Falschen zu sondern. In seinen Genealogien, die er aufgestellt, hat er den Hesiodus bisweilen getadelt, bisweilen sein Urtheil mit großer Selbstständigkeit von der Lokalsage geschieden. Auch hat er versucht, die phantastischen Gebilde der Mythologie in gewöhnliche Naturereignisse umzudeuten, freilich ungenügend, aber es war doch ein Versuch, ihnen auf den Grund zu kommen und sie zu zerstören. So hat er z. B. den Mythos vom Cerberus erklärt, es habe sich einst bei der Stadt Tänarus eine Schlange gezeigt, deren Biß tödtlich gewesen; diese habe man aus dem Grunde den Hund des Hades, späterhin Cerberus genannt und drei Köpfe ihr angedichtet. Ganz das frivole rationalistische Streben unsrer Zeit, das für heilig Gehaltene, poetisch Schöne auf frostige Weise ins Gemeine und Platte herabzuversetzen. Bei alle dem darf man nicht erwarten, daß sich Hecatäus bereits über *alles* Fabelhafte hinweggesetzt. Er legte z. B. großes Gewicht auf die Stammbäume, welche bis in die mythische Zeit hinaufreichten, wie er denn selber sich für seine Familie einen

Stammbaum zurecht gemacht hat, wo sein sechzehnter Ahnherr ein Gott war. Daraus geht denn eben hervor, daß des Hecatäus historische Kritik nur erst ein Anfang war, auf keinen festen Principien ruhte, mehr ein Schritt zur historischen Skepsis als wirklich schon Kritik war. Aber sie diente doch dazu, den Boden, auf welchem bis daher die religiöse Ueberlieferung zum Theil mit beruhet hatte, zu unterwühlen.

Ein bloßer Sammler für mythische Genealogien und Erzählungen war Pherecydes, der insbesondere die cyclischen Dichter benutzt haben soll: eine Hauptquelle für die spätern Mythographen. Ob er bei Anfertigung seiner Werke Kritik angewandt? Bei den wenigen auf uns gekommenen Bruchstücken läßt sich über diese Frage nicht entscheiden. So viel wissen wir, daß derselbe als Philosoph sich zu der orphischen Lehre hingeneigt. Seine deßfallsigen neuen Vorstellungen kleidete er in diejenigen mythischen Formen, welche ihm der Volksglaube oder die ältern Dichter an die Hand gaben. Er ist der Erste, welcher, nach seinen Ansichten, ein Werk geschrieben hat über die Natur und die Götter (eine Theogonie), worin er lehrte: Zeus und die Zeit und die Erde wären Eins, Eros der erste Bewegr dieser Einheit. Die Entstehung der Erde erklärte er sich aus der heiligen Ehe der Erde und des Himmels. Lauter Meinungen, wodurch er die gewöhnlichen Volksansichten zu beseitigen trachtete. Er war es endlich auch, der die Lehre von der Seelenwanderung in Griechenland einführte, die er, oder Pythagoras schon, von den Aegyptern entlehnt hatte: eine Neuerung, die dem Alten nur schaden konnte.

Auf Religiöses mußten auch die damaligen Atthidenschreiber vielfältig stoßen. Aber sie scheinen nur Nachrichten gesammelt, nicht kritisch beurtheilt zu haben. Ihnen ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Zwölfzahl der obern Götter im Religionssystem der Griechen verbreitet ward, das aber nichts weniger denn von allgemeiner wissenschaftlicher Auffassung zeugt. Spuren davon kommen freilich schon im Hymnus auf Hermes vor; aber wer vermag das Zeitalter dieses Gedichtes festzustellen?

Eine eigenthümliche, unter den Philosophen ganz allein dastehende, aber für den Volksglauben auch nicht gleichgültige Erscheinung war Empedocles aus Agrigent (um 444 v. Chr.). Nicht genug, daß er, wie die Eleaten, sich die Entstehung der Welt dadurch zu erklären suchte, daß er ein ewiges unvergängliches Sein an die Spitze stellte, er spaltete dasselbe in die vier sogenannten Elemente: Feuer, Luft, Wasser, Erde, und benannte diese Grundwesen des Weltalls mit hieratischen Namen: das Feuer nannte er den Alles durchdringenden Zeus, die Luft die Leben gebende Hera, die Erde (als den düstern Aufenthalt verstorbener Geister) Aidoneus, und das Wasser mit dem eigens erfundenen Namen Nestis. Das erste (und, wie die neueste Zeit lehrt, leider! nicht das letzte) Beispiel von Deutelei der griechischen Götternamen auf abstracte Lehren. Ferner lehrte er: Das Wahre in seiner Einheit ist einer Kugel gleich und das nannte

er den Sphärus, in welchem bereits die Alten den Gott des Empedocles erkennen wollten. Von diesem Sphärus hätten sich Wesen (Menschenseelen) losgerissen und wären verbannt worden, er nannte sie Dämonen. Von der Mitte der Welt aus sei die Weltkraft, die Liebe wirksam, durchdringe und schaffe Alles u. s. w. Diese Lehren, so wie die von der Seelenwanderung, von den Sühnungen, von dem Aufenthalte der Seelen nach dem irdischen Tode griffen tief in das Wesen des Volksglaubens ein und wurden um so gefahrdrohender, als sich Empedocles bei Darlegung seiner Ansichten des epischen Versmaaßes bediente, welches der Hellenenwelt von Homer und Hesiodus her so bekannt und geläufig war. Wenn er nun dennoch von seinen dorischen Landsleuten keine Verfolgung erlitt, wenn er von ihnen sogar für ein höheres Wesen gehalten wurde, das mit wunderbarer Kraft die Natur beherrschte und in die Zukunft schaute: so muß man bedenken; daß dem Griechen auf Sicilien insbesondere der Staat, die praktische Tüchtigkeit im Allgemeinen höher galt als Alles; daß bei ihm die Religion für etwas Secundäres gehalten wurde; daß der Dorismus sich nicht so streng abgeschlossen.

Aber einmal erschüttert durch so vielfache Versuche der Philosophen, Exegeten, Historiker, mußten doch in den Gegenden, wo diese Aufklärung entstand und überhand nahm, die Wurzeln allmählich absterben, aus denen bisher der Volksglaube seine Nahrung gezogen hatte, und alle Gegenbemühungen, den Schaden zuzudecken oder das Alte durch Umdeutung vernunftgemäßer zu machen, blieben ohne Erfolg, ja verschlimmerten die Sache, weil sie gewöhnlich eben so Unhaltbares an die Stelle setzten. Das Alte bot doch immer noch mehr der Phantasie dar. Hieraus, und weil der alte Cultus die Gewohnheit, die Staatseinrichtung und somit das Recht für sich hatte, erklärt es sich, wie das Heidenthum der Hellenen doch fort und fort dauerte, noch Jahrhunderte fortwährte. Freilich, die Seele wich immer mehr und mehr daraus, »und der sonst überbevölkerte Olymp fing jetzt an zu rasten, nicht in der seligen Ruhe der Götterweisheit, sondern in der unerfreulichen Muße der Vernachlässigung.«

Bisher nun war das eigentliche Griechenland von diesen Neuerungen noch unberührt geblieben. Im Gegentheil hatten hier die Perserkriege den geistig-religiösen Boden noch mehr befruchtet, den frommen Sinn für das alte Götterthum gestärkt und gefestigt. In der großen Bedrängniß, in welcher damals die Griechen geschwebt hatten, und aus welcher sie oft und im Ganzen so wundersam gerettet waren, hatte sich der alte Glaube nur noch mehr gehoben. Man hatte in der Noth zu den Göttern gefleht; man meinte gewiß geworden zu sein, ihren Beistand selbst durch persönliches Erscheinen (z. B. des Pan, des Echetlos in der Schlacht bei Marathon) erfahren zu haben; man hatte günstige Zeichen von ihnen zur Schlacht bei Platää erhalten; man hatte ihnen die von den Persern zerstörten Tempel und Altäre wieder aufgebaut, schöner und prächtiger denn zuvor; man hatte ihnen neue errichtet; man gab ihnen neue Epitheta (z. B. Zeus ward ἐλευθέριος, der Befreier, ge-

nannt) und stiftete ihnen neue Feste (z. B. die Eleutheria auf dem Schlachtfelde von Platää); man opferte ihnen aus Erkenntlichkeit mit erneuter Andacht. Ja! man fügte zu den vorhandenen noch neue Götter hinzu, nicht von der Phantasie gebildete, sondern man erhob — ein fruchtbares Beispiel für kommende Zeiten! — Menschen zu Göttern und Heroen. War schon früher in Athen den Tyrannenmördern Harmodius und Aristogiton Heroen-Ehre widerfahren: so ward jetzt den Gefallenen bei Marathon göttliche Ehre zu Theil. Wie früher schon Lycurg in Sparta, Miltiades auf der thracischen Halbinsel, so wurden jetzt wegen ihrer Verdienste um den Staat Gelo, Hiero und Thero in Syracus wie Götter verehrt. Bald ging man darin so weit, daß Leute selbst wegen ausgezeichneter Schönheit und Gewandtheit göttlicher Würde für werth erachtet wurden, z. B. Theagenes, Hippostenes, Diognetus, Philippus aus Croton. Und beliebte Dichter, wie Pindar, Aeschylus, Sophocles, selbst von wirklicher Andacht und heiliger Ehrfurcht gegen die hergebrachten Götter erfüllt, gaben dem volksthümlichen Glauben fortwährende Geltung dadurch, daß sie mit Züchtigkeit, mit Ehrerbietung von den Unsterblichen sangen, selbige in ideeller Erhabenheit hinstellten. Was besonders den ersten der oben genannten Männer, den Pindar, betrifft, so hatte er sich, wie bekannt, zur Aufgabe gestellt vornehmlich immer diejenigen Götter, welche wohl den Sieg den Kämpfern in den gepriesensten Kampfspielen verliehen hätten, zu besingen. Zu dem Ende wob er viele Lokalmythen ein, die er gewöhnlich in frommen Glauben hinstellt als Wahrheit, oder wenigstens als alterthümliche und in ihrer Alterthümlichkeit ehrwürdige Sage. Dabei zeigt er Kritik in Auswahl und Deutung dieser Mythen, geleitet dabei von tiefer Ehrfurcht und Scheu vor dem Heiligen. Er kann nicht glauben, noch weniger nacherzählen, was der Hoheit und Würde der Götter nicht entspricht, z. B. daß Tantalus seinen Sohn den Himmlischen zur Speise vorgesetzt und diese davon geschmaußt hätten. Dazu kommt, daß er hauptsächlich die ethische Seite hervorzuheben trachtet. Und gestattet die Sage das nicht, so äußert er wenigstens den Wunsch, daß es so sein möchte. Darum erklärt er es auch für Frevel, wenn Dichter vor ihm Unanständiges von den Göttern berichtet.

Aehnliches thaten jene beiden tragischen Dichter. Sie entnahmen für ihre dramatischen Poesien den Stoff zumeist aus der Sagengeschichte, und dieselbe gab ihnen öfter Gelegenheit, nicht bloß Religiöses zu erwähnen, sondern auch den herkömmlichen Glauben zu tragischen Effecten zu benutzen, die Götter z. B. selbst auf der Bühne erscheinen zu lassen. Dieß haben sie gethan, nie ohne deren Würde und Hoheit Vorschub zu thun. Welch gewaltigen Eindruck mag dergleichen auf das Volk gemacht, wie demselben den Glauben an seine Götter bestärkt und gefestigt haben! Und wenn ein Aeschylus, ein Sophocles — der züchtigreine Schiller seiner Zeit — in den Gesprächen ihrer Dramen, in den Chorgesängen nicht selten die edelsten und erhabensten Aussprüche über das Götterthum und sein Verhältniß zu

den Menschen gegeben, so mußten sie selbst auf die Gebildeten mächtig einwirken. Dabei ist an ein vollständiges, in allen seinen Theilen übereinstimmendes Glaubenssystem bei ihnen nicht zu denken. Was sie im Einzelnen, angemessen dem gerade vorliegenden Gegenstande, darlegen, ist oft schwankend, bisweilen sich sogar widersprechend. Und indem sie die Veredlung der Volksreligion unternahmen, mußten sie selbst in vielen Stücken dem bestehenden Glauben entgegentreten, was natürlich nicht dazu diente, denselben zu stützen. Wie Pindar, war z. B. auch Aeschylus bemüht, die ältern Sagen von Kampf und Streit zwischen den Göttern, namentlich den beiden Götterordnungen, zu beseitigen und durch mildere Formen zu ersetzen. Indessen ward dadurch doch nicht direct etwas verschuldet.

Andrerseits gewann auch wieder der Volksglaube an Aufschwung und Festigkeit: Die Baukunst, die Sculptur, die Plastik, die Malerei, die Stickerei sammelten sich alle in dieser Zeit, um der Religion zu dienen und sie zu verherrlichen. Der erhabenen Producte, welche selbige jetzt lieferten, an Tempeln, Statuen, Sculpturen, Weihgeschenken, Vasen, waren außerordentlich viele. Es füllten sich mit ihnen die Straßen und Märkte, die Giebel und Hallen, die Altäre und Göttersitze. Und die Darstellungen auf diesen Kunstgebilden oder dieser Kunstgebilde selbst richteten sich streng nach den ältern Fictionen der Poesie und der Mythologie: man war darin oft höchst penibel. Um so größer muß der Eindruck gewesen sein, den solche Kunstwerke auf das Volk gemacht, da sie durch ihre Schönheit selbst den Rohen bezaubern konnten. Sie bestärkten dasselbe in dem Glauben dessen, was die ältern Dichter ihm vorgefabelt.

So kann man sich's erklären, warum in der goldenen Zeit, im Zenith des hellenischen Lebens, unmittelbar nach den persischen Kriegen, das Heidenthum in Griechenland selbst, in seiner höchsten Blüthe stand und zwar nicht etwa bloß in den dorischen Staaten, wo der Ernst und das strenge Gesetz von selbst darauf führte, sondern sogar auch in Athen, in dem ursprünglich ionischen Athen. Noch war hier jener bodenlose Leichtsinn, jenes Mißachten alles Herkömmlichen, jene breite Zerflossenheit eingekehrt. Es galt hier noch das Alt-Religiöse für heilig. Das Gesetz gegen Irrreligiösität war zwar gegeben, aber, so viel wir wissen, noch nicht in Anwendung gebracht.

Allein auch hier sollte es anders werden. Das unerhörte Glück nach den Perserkriegen verzog die Athenienser; die Demagogen trugen das Ihre bei, das Volk zu verschlechtern. An die Stelle des Stabilen trat das System der Bewegung und des Fortschreitens, aber nicht zum Guten, sondern zum Maaßlosen; Neuerungssucht verwarf alles Positive; Alles trat aus seinen Fugen. So war denn hier, anfangs freilich nur unter den Vornehmern, Hochstehenden, der Boden sattsam geebnet zu freigeistigen, rationalistischen Ansichten, zu Zweifeln an der Wahrheit der bestehenden Religion, und es bedurfte nur eines Funkens von außen, um den in reichem Maaße vorhandenen Zunder zu entzünden. Und dieser kam — von jenem Jonien her, was wir schon oben als freigeistisch haben kennen lernen, gerade zu

der Zeit, als der intelligente Pericles die Zügel der Regierung führte, und Athen auf dem Gipfel seiner Macht stand. Es war dieß der Philosoph Anaxagoras aus Clazomenä. Er verließ sein Vaterland im Jahre 456 v. Chr. und wählte zum Aufenthalte Athen, wahrscheinlich als den Mittelpunct des freiern Lebens in damaliger Zeit, als den Platz alles höhern Aufschwunges. Hier konnte er für sein Wirken einen angemessenen Kreis, für seine Ideen, wenigstens unter den Gebildeten, ein fruchtbares Feld hoffen. Er aber war zu seiner Zeit der aufgeklärteste Denker, der größte Philosoph, d. h. er stand hoch über seiner Zeit durch die Schärfe seines Verstandes, durch den Reichthum seiner Kenntnisse in der Physik, in der Astronomie und durch seine Intelligenz. Manche seiner Ansichten sind so tief, daß sie sich noch zu unserer Zeit als richtig bewähren. Es erregt Staunen, daß ein Mann dazumal schon zu einer solchen Höhe der Abstraction und der Combination in vielen Stücken sich hat emporschwingen können. Z. B. Sonne und Mond — um nur das anzuführen, was für unsern Zweck hierher gehört — hielt er für einen Stein und eine Erde; vom Mondlichte, von Sonnen- und Mondfinsternissen hat er zuerst die richtige Erklärung gegeben; die Weltbildung erschien ihm als das Werk eines einzigen Geistes, der da Bewegung und Ordnung in das Ganze gebracht habe und es fort und fort darin erhalte. Sei es auch, daß er diesem Geiste nur ein mechanisches Treiben und Wirken, nicht ein Wirken mit Bewußtsein und Selbstwillen zuschrieb. Er faßte aber doch das Mannigfaltige der Welt in Eins zusammen: ein großer Schritt im polytheistischen Hellas zum Monotheismus! Wunderbare Anzeichen bei Opfern nahm er für ganz gewöhnliche Naturerscheinungen, u. was dergl. m. war. Pericles suchte den großen Mann auf, lebte mit ihm in sehr vertrautem Umgange, und unbezweifelt huldigte er, mindestens im Geheimen, vielen seiner Ansichten und Urtheile. Später soll er ihn jedoch vernachlässigt, »die Lampe, welche ihn erleuchtet, nicht mit Oel versorgt haben.« That das der Staatsmann nicht aus politischen Rücksichten? Anaxagoras mußte durch jene und ähnliche Lehren öffentlich bei dem Gros des athenienſischen Volkes anstoßen, noch obendrein, da er gleichfalls die Namen der Götter etymologisch auflöste und sie und die Mythen des Homer allegorisch deutete. Die Folge davon war: er wurde — es war gegen den Anfang des peloponnesischen Krieges, gerade zu der Zeit, wo eine politische Partei den Pericles zu stürzen suchte — des Unglaubens angeklagt: das erste Beispiel dieser Art in Athen, ja in Griechenland überhaupt. Aber es hing auch in dieser Stadt die alte Religion so innig mit dem öffentlichen Leben zusammen, daß man meinte, das letztere könnte gar nicht ohne jene bestehen: sie machte hier eine wesentliche Seite der Gesetzgebung aus. Hier mußte daher dem so erzogenen Volke ein solches Rütteln an seinem Glauben nothwendig anstößig sein, ein Staatsverbrechen deuchten. Daher sollte auch die berüchtigte Aspasia wegen Irreligiösität angeklagt werden, und diese beabsichtigte Anklage hatte zur Folge den öffentlichen Beschluß, alle die in Untersuchung zu ziehen, welche nicht an

das Göttliche glaubten. Anaxagoras entging der ihm drohenden Verurtheilung dadurch, daß er, ein bejahrter Greis nunmehr, 431 v. Chr. Athen verließ und sich nach Lampsacus zurückzog, wo sein Andenken nach seinem, in der 88. Olympiade erfolgten, Tode noch durch Feste gefeiert worden ist im Gegensatze von Athen. Man erkennt hieraus sattsam, welch ein Contrast damals unter den Griechen herrschte: neben der unfreien, steifen, starren Altgläubigkeit im eigentlichen Griechenlande das freisinnige Denken in den Colonien.

Allein trotz solcher Abwehr konnte sich Athen doch nicht vor dem Eindringen neugläubiger und ungläubiger Grundsätze sichern. »Die Zeiten bleiben nun einmal nicht aus, wo die Religionsprincipien und selbst die bloßen Morallehren aufhören, in den Völkern die Grundsätze des Handelns zu regeln. Glücklich ist dann der Staat, der nach dem verlorenen Boden des Heiligen und Guten den Grund des Rechts und der Gemeinnützigkeit übrig behält. Dieß ist indessen nur da möglich, wo man der vaterländischen Freiheit, der politischen und staatswirthschaftlichen Entwickelung freien Lauf läßt. Das war unglücklicher Weise in Athen nicht der Fall; daher sein baldiger Sturz.« Aber daß schon in jener Zeit Keime genug des Unglaubens daselbst vorhanden waren, zeigt eben Aspasia's Beispiel. Und auch Pericles scheint, nach seinem Umgange mit Anaxagoras und Aspasia zu urtheilen, eben kein so aufrichtiger Anhänger des alten Glaubens mehr gewesen zu sein.

Uebrigens traten mit Athens Hegemonie die attischen Culte bei weitem sichtbarer denn sonst hervor. Die eleusinischen Geheimnisse z. B. werden weit berühmt: sie fangen sich an, über Griechenland zu verbreiten. Auch attische Mythenpoesie drängt sich hervor. In Athen galt, vielleicht schon seit der politischen Einigung daselbst der zwölf Stämme, die Ansicht der Götter-Zwölfzahl. Sie ward jetzt durch die attischen Schriftsteller immer mehr herausgestellt und gewann selbst allgemeinere Geltung.

Der peloponnesische Krieg brach aus, und er, der die Banden des Staates lockerte durch seine Langwierigkeit, durch die ungeheuren Opfer, die er verlangte, durch die Parteienwuth, die er erzeugte, und durch das mannigfache entsetzliche Unglück, was er über Athen brachte, er löste da auch das Band des herkömmlichen Glaubens. Thucidides betrachtete als die schlimmste Folge der großen Pest die Abnahme der Gottesfurcht. Welch schlimmes Zeugniß und zugleich welch schlechtes Beispiel gab der frivole Alcibiades und seine Genossen durch das Umstürzen der Hermen und durch andern, die bestehende Religion antastenden Muthwillen! Die gesteigerte Sittenlosigkeit fing jetzt an zur Beschönigung ihrer schlechten Streiche sich auf das Vorbild der Götter in den mythischen Erzählungen zu berufen. Bereits aus dieser Zeit finden sich Spuren von Bestechlichkeit der Orakel und von Veräußerung der Priesterthümer. Da halfen die öfter wiederholten Anklagen auf Irreligiösität nicht mehr! Es entstand allein in Athen ein wunderbares Gemisch von Altgläubigkeit und Zweifelsucht und

Unglauben, von starrem Festhalten an dem Herkömmlichen und von der zügellosesten Frivolität.

Dazu trugen redlich das Ihre die Sophisten bei, sie, welche zu allen Dingen ohne Ausnahme Gründe und Gegengründe aufsuchten, Alles ohne Scheu dem Besprechen und ihrer Beurtheilung unterwarfen, ohne doch selbst feste Grundsätze zu haben, und an ihnen einen sichern Maaßstab dazu. Auch in religiösen Dingen trieben sie ihren Skepticismus bis zum völligen Unglauben und scheuten sich nicht, ihre deßfallsigen Grundsätze und Ansichten in Schriften darzulegen. So lesen wir von Protagoras, er habe ein Werk über die Götter verfaßt — das erste besondere über diesen Gegenstand, das wir kennen — dessen Anfang also lautete: »Von den Göttern weiß ich nicht, weder, daß sie sind, noch daß sie nicht sind, noch wie sie der Gestalt nach beschaffen sind; denn Vieles verhindert, solches zu erkennen, sowohl die Unklarheit des Gegenstandes, als das kurze Leben der Menschen.« Aehnlicher Art wird gewiß auch die Schrift »über die Dinge in der Unterwelt« gewesen sein: dort hat er sich wahrscheinlich in gleicher Weise über den Glauben an ein Leben nach dem Tode ausgesprochen. Weiter noch soll es Diagoras getrieben und das Dasein der Götter geradezu geläugnet haben. Für solchen Frevel wurden beide der Gottlosigkeit in Athen angeklagt. Der erstere entzog sich der Strafe durch die Flucht; seine Schrift indessen wurde öffentlich verbrannt. Die Sonne, den Mond und die Sterne hielten sie nicht für Götter, sondern, nach Anaxagoras Vorgange, für Erdkörper, Steine, für unbeseelte Massen. Prodicus von Ceos hat gelehrt, daß die ersten Menschen alle Gegenstände, welche ihnen Nutzen gebracht, als göttliche Wesen verehrt hätten: also Sonne, Mond, Quellen, Flüsse, Wiesen, Früchte, und daß daher das Brod Demeter, der Wein Dionysos, das Wasser Poseidon, das Feuer Hephästos genannt worden sei. Er löste mithin und ziemlich richtig, die griechische Religion in ihre Grundbestandtheile auf; nur unterließ er, in allen jenen Dingen auch das Göttliche anzuerkennen, und nahm so dem alten Glauben alle Würde und Hoheit. Zu ihren Prunkreden nahmen die Sophisten den Stoff oder die Personen meistentheils aus der Mythologie (man denke an Prodicus' Hercules am Scheidewege und an die Erzählung des Protagoras bei Plato von Prometheus und Epimetheus). Aber indem sie dieß thaten, machten sie das Mythensystem flüssig und raubten ihm den unbedingten Glauben. Eben so übten sie in Bezug auf die Mythologie und die ältere Poesie ein Deuteln in moralisirendem Pragmatismus. Amphion und Zethus erschienen ihnen als Beispiele banausischen Sinnes, Circe ward zu einer verführischen Buhlerin, nicht minder die Sirenen. Nur selten zeigte sich in diesen Erklärungsversuchen eine Spur von Anerkennung jenes poetischen Geistes, mit dem jene Mährchen ausgesonnen sind und aufgefaßt sein wollen.

Aehnliches thaten freilich auch in diesem Zeitraume, nach dem Vorgange eines Theagenes, die Exegeten und Rhapsoden Stesimbrotus, Metrodor (des Anaxagoras' Schüler) und Glauco: sie huldigten

dem Allegoriſiren, d. h. ſie verſtanden die mythiſchen und dichteriſchen Namen oder Sentenzen tropiſch. Vom Metrodor wird ausdrücklich gemeldet, daß er (ob zuerſt? iſt zweifelhaft) die homeriſchen Götter und Helden für phyſiſche Weſen erklärt habe. Alle Götter, meinte er, wären nicht das, wofür die Menſchen ſie hielten, weder Hera, noch Athene, noch Zeus, ſondern Naturſtoffe, Thätigkeiten der Elemente. Ja! ſelbſt Hector, Achill, Agamemnon, und überhaupt alle Griechen und Barbaren, wie ſie bei Homer vorkämen, Helena und Paris nicht ausgenommen, wären keine Menſchen geweſen, ſondern bedeuteten Kräfte derſelben Natur, die der Oekonomie des Gedichtes wegen eingeführt ſeien. Agamemnon bedeute z. B. den Aether.

Faſt nicht minder als dieſe, alles Alte verhöhnende und alles Beſtehende über Bord werfende Art der Sophiſten, aber auf edle Weiſe, mußte den Volksglauben zerſtören ein Socrates. Obwohl er durchaus fromm und religiös war, ſo daß ſich Xenophon mit Recht wunderte, wie die Athenienſer doch eines Andern ſich hätten überreden laſſen können, obwohl er in vielen und ſelbſt weſentlichen Stükken dem hervorgebrachten Glauben huldigte, obwohl er ſich offen gegen die Deuteleien der Allegoriker erklärte, dennoch mußten ſeine Hindeutungen auf einen einigen Gott, ſeine Lehre von einer höhern Providenz, die Annahme eines Dämonion's, endlich ſeine negative, revolutionäre Unterhaltung mit den Leuten, um ſie zum Nachdenken über die Dinge, zur Prüfung alles deſſen, was ſie thäten, zu bringen, ihn mit dem Volksglauben in Conflict gerathen laſſen. Daher ſeine Anklage, ſeine Verurtheilung. Auf ſeine Schüler aber und auf deren Anſichten, auch über religiöſe Dinge, mußte er beſonders wirken durch ſeine Alles zerlegende, alle Vorſtellungen prüfende Dialektik, weßhalb der Vorwurf, er *verderbe* die Jugend, im Sinne der Altgläubigen unter den Athenern, natürlich nicht ſo ganz ohne Grund iſt. Die aus ſeiner Schule hervorgegangenen Philoſophen ſind faſt alle, weil ſie mehr oder weniger die breite Spur des gemeinen Glaubens verlaſſen haben, von ihren Zeitgenoſſen oder Nachkommen für Atheiſten erklärt worden.

Dieſem falſchen oder rechten Rationalismus aber, dieſer frivolen und wieder ernſten Lauheit gegenüber, machte ſich das Alte nichts deſto geringer fort und fort auf die verſchiedenartigſte Weiſe geltend. Es war nun einmal Herkommen, es war nun einmal verwachſen mit dem Staatskörper, mit dem Herzen, mit der Vorſtellung. Und die zur Ausübung des Cultus beſtellten Perſonen gaben ihr Recht, ihren Vortheil nicht alſobald aus den Händen. Im Gegentheil: ſie reizten nicht ſelten den Pöbel, die Obrigkeit, ſtrenge Maaßregeln zu ergreifen. So ſchon zu Ende der pericleiſchen Zeit, wo einige Prieſter und Wahrſager das alte Anſehen ihres Amtes und ihres Standes wieder geltend zu machen ſuchten. Bei Ausbruch des peloponneſiſchen Krieges war ihr Einfluß bedeutend genug, daß ſich ein Kleon ihrer Unterſtützung bedienen konnte, um gegen Pericles aufzukommen. Und auch ans Staatsruder gelangt, ſetzte er dieſe Politik fort. Auf Orakel muß er viel gehalten haben. Hierin war

ihm Nicias, sein Zeitgenosse, gleich; der that nichts ohne Wahrsager, opferte täglich, feierte den Göttern zu Ehren glänzende Feste u. s. w. Solche religiöse Reaction war um so energischer, als sie sich mit der politischen verschwisterte, die damals gegen die Demokratie zu Felde zog. Die wissenschaftliche Erklärung von Sonnen- und Mondfinsternissen brachte in dieser Zeit noch immer die Anklage auf Gottlosigkeit zu Wege. Das Volk erkannte in solchen Naturerscheinungen noch lange den Zorn der Götter. Und Männer, wie Aeschylus, Sophocles, wurden, nach ihrem Tode noch, mit Opfern und Wallfahrten geehrt.

So schwankte denn im Ganzen die Ueberzeugung hin und her, war getheilt zwischen dem Alten und allerhand Neuem, und nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch zu gewissen Zeiten, ja sogar bei einzelnen Individuen. Selbst der Aufgeklärteste und Freisinnigste und der größte Freigeist — unter besondern Umständen in den Tagen der Noth, der Angst, des Unglückes mißtraute er doch seinen Zweifeln und huldigte dem gewöhnlichen Cultus mit andächtiger Scheu. Als zur Zeit der Pest in Athen die Todten in Brunnen, Straßen, Tempeln aufgehäuft dalagen, fand der Aberglaube seine Orakel und Gesichte bestätigt, während der Unglaube sich der frechsten Ungebundenheit überließ. Die Weisern im Staate, wurden sie vornehmlich etwa an die Spitze desselben gestellt, suchten die alten Formen oft mit aller Energie aufrecht zu erhalten, wohl aus Politik, um darin ein geeignetes Mittel zu haben, die Menge zu zügeln.

Wer ein recht anschauliches Bild dieser Zerrissenheit des attischen Volksgeistes gewährt, das ist Aristophanes. So sehr man auch bemüht gewesen ist, die Sittlichkeit des Dichters zu Ehren zu bringen, schwerlich läßt sich behaupten, er habe nur die sophistische Aufklärerei perstifliren wollen, nicht auch die Absicht gehabt, eine abergläubige Frömmelei zu zerstören. In seinem berühmten Lustspiele, »die Wolken,« tritt er auf als der genialste Widersacher und Zuchtmeister des kaltsinnigen Rationalismus; er wendet sich statt aller Antwort hinweg mit Abscheu, wenn sich die Unmoralität auf die angeblichen Freveltaten des Zeus berufen will, um die eigenen zu entschuldigen; der Frömmigkeit des Aeschylus zollt er die gebührende Anerkennung; von der Pallas redet er in tiefster Ehrfurcht; mit Dank spricht er von dem göttlichen Schutze, der so wunderbar über Athen gewaltet u. dergl. m. Dagegen macht er sich wieder anderwärts lustig über die Vielnamigkeit der Götter, läßt die Existenz des Rechtes überhaupt abläugnen, weil ja Zeus seinen Vater ungestraft gefesselt habe; er stichelt auf die Begehrlichkeit der Götter, auf ihre Liebschaften, auf die Gefräßigkeit des Hercules. Was späterhin Euemerus von den Göttern gesagt, daß sie gestorben und hier und da begraben seien, wird jetzt schon von Aristophanes der alten Religion zum Vorwurf gemacht. Ja! es entschlüpft ihm die Aeußerung, wie sie nur in Zeiten der größten Verachtung einer Religion und der schalsten Frivolität gehört werden kann, als sei der damalige Gottesdienst für seinen Werth zu kostbar. In den »Vögeln« erscheint die Götterwelt wie die gemeinste

Wirklichkeit unter den Menschen; im »Plutus« wird die Vernachlässigung der Opfer auf eine infam-lächerliche Weise zur Schau gestellt und die Götter als in der größten Dürftigkeit und Noth geschildert. Hermes sagt dem Zeus im Olymp den Dienst auf, um bei den Menschen seinen Hunger zu stillen, und der Priester gesellt sich zu den schlichten aber reich gewordenen Landleuten. Die Mysterien werden bei ihm nicht heilig gehalten und werden ausgeplaudert. Gewiß so recht das Contrefait des athenienſischen Pöbels in dieser Zeit!

Ziemlich klar spiegelt sich diese Denkweise auch in den meisten Stücken des Euripides ab. Welch einer willkürlichen Mythenverdrehung macht sich der schuldig! welch großer Inconsequenz, wenn er z. B. in Einem Stücke die Götter in eigener Person erscheinen und dann wieder die ärgsten Zweifel gegen ihre Existenz hindurchblicken läßt! Die freche Gottvergessenheit seiner Helden wird nur durch die Gemeinheit seiner Götter selbst übertroffen. Er straft, wenn auch nur indirect, die öffentliche Meinung, die einen Anaxagoras verdammt hatte wegen Ansichten, die vom gewöhnlichen Glauben abwichen. Er, ein Dichter, benahm seiner Religion alles Dichterische: die Göttin Demeter erklärte er für die Erde und stellt Jedem frei, beider Ausdrücke sich zu bedienen als gleichbedeutend. »Siehst du,« sagt er an einer andern Stelle, »dort oben den unendlichen Aether, der rundum die Erde mit feuchten Armen umfangen hält? Den nimm für Zeus, den halte für einen Gott!« Und endlich, welche Vermischung der einheimischen und fremden Götter erlaubte er sich! Demeter z. B. ist ihm die phrygische Cybele, welche ihre Tochter Persephone auf dem mit Löwen bespannten Wagen sucht unter Cymbelnbegleitung, und sich im Schmerze in die phrygischen Gebirge zurückzieht. Bekanntlich ward er der Gottlosigkeit angeklagt, weil er in einem Verse (»die Zunge schwor's; die Seele blieb des Schwures frei«) sich nicht entblödet hatte, dem Meineide das Wort zu reden.

Ja! nun finden wir bei sonst besonnenen Schriftstellern auch außerhalb Attika's ein gleiches Schwanken zwischen Freidenken und Altgläubigkeit, z. B. bei dem sonst so biedern und altbürgerlichen Herodot. Er ist noch zumeist im Glauben an Vielgötterei befangen; ja! er stellt sich die Unsterblichen in menschlicher Gestalt vor. Die Stimme derselben redet ihm zu den Menschen durch Orakel, Träume, Vorzeichen bei Opfern, durch Naturereignisse, Wundererscheinungen. Sie sind ihm neidisch, mißtrauisch, eifersüchtig auf die Sterblichen und fühlen sich verletzt durch den Stolz oder durch zu großen Wohlstand derselben. Sein Fatum ist nicht verschieden von dem Götterwillen und dessen höhern Bestimmungen. Andrerseits sehen wir in ihm wieder so oft den freien, aufgeklärten Mann. Und er, der in alle Mysterien seines Vaterlandes eingeweihet war, der weite Reisen gemacht, in entfernten Ländern sich umgesehen, genaue Nachforschungen über viele Verhältnisse daselbst angestellt, bei andern Völkern andere, bisweilen reinere Religionsbegriffe angetroffen hatte, er mußte doch wohl einen freiern Blick gewonnen haben! Darum finden wir

ihn so oft von der Gottheit überhaupt sprechen, zuweilen in Fällen, wo er nach dem gewöhnlichen Glauben der Hellenen einen speciellen Gott oder eine Göttin hätte nennen müssen; merkwürdige Naturerscheinungen leitet er aus natürlichen Ursachen her, und wo er den volksthümlichen Glauben anführt, fügt er nicht selten seine eigene, abweichende Ansicht bei oder läßt sie verstohlen merken. Ja! er macht sogar — der erste und einzige seines Volkes — die hellenische Götterwelt zum Gegenstande seiner historischen Untersuchungen. Er hat darüber, wo er nur konnte, Nachrichten eingezogen: in Dodona, in Aegypten. Er hat freilich dabei zu sehr und ohne vorsichtige Kritik den Aussagen der betreffenden Leute getrauet. Es stellt sich bei ihm namentlich eine gewisse Aegyptomanie heraus, die aus diesem Wunderlande Alles ableiten will. Indessen ist das ganze Bestreben des Mannes im hohen Grade anerkennungswerth. Er etymologisirt über das Wort θεός und derivirt es, freilich falsch, von θέειν (τιθέναι) = in gute Ordnung bringen, und erklärt es als einen, der die Welt in gute Ordnung gebracht hätte. Die Götter, so berichtet er weiter, wären zwar von den Pelasgern erdacht worden, die Namen aber aus Aegypten gekommen. Die Einführung selbiger hätten sich die Urbewohner Griechenlandes durch das Orakel in Dodona gebieten oder bestätigen lassen. Später wären dann diese Namen zu den Hellenen übergegangen. Nachmals hätte Homer und Hesiod den Griechen die Theogonie gebildet, den Göttern die Beinamen gegeben, unter sie die Ehren und die Künste und Fertigkeiten vertheilt und ihre Gestalt angedeutet.

Der bei weitem rationellere Thucydides hält von sich die Religion und Mythologie mit einer gewissen Kälte, nicht ohne eine gewisse Einseitigkeit, fern. Man hat ihn, nicht mit Unrecht, den Anaxagoras der Geschichte genannt, als welcher das Göttliche von dem Causalnexus des menschlichen Leben abgesondert hätte. Wenn daher von ihm erzählt wird, er sei, wie dieser, ein Atheist gescholten worden, so kann man sich das wohl erklären. Indessen völlig begründet war es doch nicht. Wohl mochte ihn, als einen Verstandesmenschen, ein Gefühl von der Unzulänglichkeit der bestehenden Religion und von dem Veraltetsein der meisten ihrer Institute beschlichen haben; aber darum hegte er doch noch eine gewisse Scheu vor dem Alten und dagegen Abscheu gegen die neumodige Freigeisterei, die er als die Verderberin des Staatslebens erkannt hatte. Denn wie wir schon oben bemerkten, betrachtete er als die schlimmste Folge der großen Pest die Abnahme der Gottesfurcht. Thucydides stand hiernach in der Mitte zwischen dem völligen Unglauben eines Protagoras und dem frommen Glauben eines Socrates.

Vom Geschichtschreiber Theopompus wissen wir zwar, daß er Sagen und Mythen in sein Werk verflochten, aber welchen Weg er dabei eingeschlagen, ob er sie schlechthin berichtet oder Kritik dabei angewendet habe und welche, können wir nicht mehr aus den wenigen Fragmenten entnehmen. Sein Zeitgenosse Ephorus hingegen verfiel bereits in jenen elenden platten Pragmatismus, der die my-

thischen Götter und Halbgötter als Könige, und die über sie verbreiteten Nachrichten und Erzählungen als historische Ereignisse deutete. Keine Ahnung von Poesie und dem Zwecke poetischer Bestrebungen!

Bei solcher Gemeinmachung der Religion ist es zu erklären, wie ein Dionysius I., König von Syracus, so frivol und rücksichtslos mit Tempeln und Heiligthümern umgehen konnte, wie wir von ihm mehrfach lesen. Eben so erklärt sich, wie nun auch die Dorier des griechischen Festlandes anfingen, anders vom Heiligen zu denken, es auch gemein zu machen. Einen Lysander vergötterten sie schon bei dessen Lebzeiten. Und viele Inschriften bezeugen noch heutiges Tages, wie man damals die Sprößlinge der herrschenden Geschlechter in Hellas, wie auf den Inseln, nach ihrem Tode heroisirt hat.

Was wäre unter diesen traurigen Verhältnissen zu thun gewesen? Die Griechen mußten auf dem von Socrates aufgefundenen Wege des geistigen Dogmatismus fortschreiten, unter rechter Würdigung der alten Dichter und Mythen als Dichter und künstlerischer Erzeugnisse und unter Beseitigung derselben als unrechter Quellen des Gottesglaubens zur eigentlichen Quelle der menschlichen Religion im Geiste selbst zu gelangen und von diesem sichern Grunde aus, wo möglich, zur geistigen Natur Gottes emporzuglimmen suchen. Und die Staatsgewalt mußte von diesem Fortschritte der Intelligenz Kenntniß nehmen und das veraltete, sich überlebt habende System des Heidenthumes und den Cultus darnach regeln und — auf irgend eine Weise zu heiligen suchen.

Das Erste ist geschehen: die Schüler des Socrates sind zumeist auf der von ihrem Meister gebrochenen Bahn fortgegangen, sind gelangt zur geistigen Natur, zur Annahme Eines Gottes. Aber die Quelle der Religion haben sie nicht gefunden, eben so wenig die alten Dichter und Mythen richtig auffassen und würdigen lernen, und bei der Sache selbst sind sie so verschiedentlich auseinander gegangen, daß ihnen bei solchem Zwiespalte die Welt, die Staatsgewalt nicht Zutrauen schenken konnte. Und mit dem alten Cultus — blieb es daher beim Alten. Er schleppte sich fort und fort, noch Jahrhunderte hindurch, und erfuhr obendrein nicht selten die unverdiente Ehre, vertheidigt und geschützt zu werden, während er auf der andern Seite oft die gröbsten, die plumpesten Angriffe erduldete. Ein trauriges, aber doch nicht uninteressantes Schauspiel! Lehrreich in vieler Beziehung!

Unter den Schülern des Socrates, welche für unsern Zweck auszuzeichnen sind, ist zuerst Antisthenes zu nennen, das Haupt der verrufenen Cyniker. Er, dem ein tugendhaftes Leben für das höchste Gut gegolten hat, der also auf einer hohen sittlichen Stufe gestanden, stellte in einer Schrift die Behauptung auf, es gäbe zwar viele Götter nach der Meinung des Volkes, in der Wirklichkeit aber nur einen. Derselbe urtheilte über die Götterbilder also: »Am Bilde lernt man Gott nicht kennen; er wird nicht mit Augen geschauet; er gleicht keiner Sache. Deßhalb kann ihn auch Niemand aus einem Bilde er-

kennen.« Welche reife, treffliche Aussprüche! »Weil Gott nichts bedarf,« äußerte er ein ander Mal, »so kommt derjenige Mensch der Gottheit am nächsten, welcher am wenigsten bedarf.« Ueber den verderblichen Einfluß der hellenischen Götterlehre auf die Moralität des Volkes konnte er sich vor Wuth nicht lassen. Zornentbrannt soll er einst ausgerufen haben: »Könnte ich nur die Aphrodite fangen! Mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, weil sie so viele unserer ehrbaren und trefflichen Frauen verführt hat.« Uebrigens aber liebte er die allegorisch-ethische Auslegung der homerischen Gesänge und suchte dadurch den Dichter gegen frühere Beschuldigungen, freilich auf ungenügende Weise, zu rechtfertigen.

Xenophon, mehr gemüthlich denn ein geistvoller, freier Denker, zeigt sich in seinen Schriften durchweg als ein treuer Anhänger des alten Glaubens.

Plato sucht den Ursprung der griechischen Religion darin: die ersten Bewohner von Hellas hätten allein diejenigen Dinge für Götter gehalten, welche zu seiner Zeit noch von vielen Barbaren dafür gehalten würden: Sonne, Mond und die Erde, die Gestirne und den Himmel. Er bezeichnet die Alten »als besser denn seine Zeit, und als die den Göttern näher gestanden.« Sie hätten also schärfer das Göttliche erkannt, und wir müßten ihnen darum unbedingt folgen. Deßhalb schärft er auch in einem seiner Werke dem Gesetzgeber auf das ernstlichste ein: »Mag derselbe einen von Grund aus neuen Staat schaffen oder einen alten, verdorbenen wieder neu gestalten, so wird Niemand, der Verstand hat, es wagen, das, was in Ansehung der Götter und der Tempel in dem Staate für Jegliche festgestellt sein und von gewissen Göttern oder Dämonen auch seine Benennung haben muß, zu verrücken. Was sich auf das Ansehen des Orakels zu Delphi oder alter heiliger Sagen gründet, von alle dem darf der Gesetzgeber nicht das Geringste ändern.« Und eben so rügt er scharf das Benehmen derjenigen, welche ihre alte, mit der Muttermilch eingesogene Religion verachten. Nur die Mythen und so viele Darstellungen der Dichter waren ihm ein Gräuel. Ihm war es anstößig, daß Kronos den Uranus, und Zeus den Kronos gemißhandelt hätte, da doch nach dem Volksglauben Zeus der beste und gerechteste unter den Göttern; daß Hera von ihrem Sohne gefesselt, Hephästos von seinem Vater aus dem Himmel geworfen worden sei; daß Zeus zwei Fässer haben solle mit Schicksalsloosen; daß Achill den Apollo den verderblichsten unter den Göttern nenne und Rache nehmen wolle, wenn er nur Kraft hätte u. dergl. m. Also auch dieser große Denker wußte nicht Poesie von der Darstellung des Wirklichen zu unterscheiden. Darum kann man sich nicht wundern, wenn er einmal den Socrates sagen läßt: die von Homer, Hesiod u. a. Dichtern erzählten Göttergeschichten sollten, gesetzt auch sie wären wahr, was doch nicht der Fall sei, entweder ganz unterdrückt oder doch nur sehr Wenigen durch geheime Mittheilungen bekannt werden. Eben so sollten die von Homer besungenen Kämpfe der Götter unter sich, der Jugend vorenthalten bleiben, sei es, daß sie, nach damals beliebter

Sitte, allegorisch genommen würden oder ohne Allegorie. Und gleicher Weise sei es unmoralisch und für die Jugend nachtheilig, wenn die Heroen, die doch ihrer Abkunft nach den Göttern so nahe ständen, nicht besser als die Menschen gedacht würden. Götterſöhne z. B., wie Theseus und Pirithous, müsse man nicht als Räuber darstellen *). Durch selbstgeschaffene Mythen suchte er wohl die alten zu veredeln. Bei seinem eignen theologischen Systeme — wenn wir so sagen dürfen — ging er von der Annahme Einer Gottheit aus, die absolut gut und im Besitze der höchsten Weisheit sei, von deren Schöpferkraft die Welt und Alles, was darinnen, ausgegangen. Aus vier Elementen habe sich diese Welt zusammengefügt so, daß sie etwas Göttliches enthalte und selbst Gottheit genannt werde könne. Eben so sind ihm die Weltkörper oder vielmehr die Seelen derselben Götter, sichtbare und erzeugte Kinder des ewigen Vaters; an diese schlössen sich diejenigen an, welche die Mythologie lehre. So versuchte Plato den Volksglauben mit seiner Lehre in Verbindung und auch in Uebereinstimmung zu bringen. Dabei trägt er nichts Fremdartiges in den positiven Glauben hinein, nimmt vielmehr die in ihm dargelegten Vorstellungen auf, ohne durch deren Verarbeitung zu seinen Zwecken dem öffentlichen Cultus gefährlich zu werden. Zum Bewußtsein der eigentlichen Quelle der Religion und der Idee von derselben kam er nicht.

Sein Nachfolger in der Akademie (347—339 v. Chr.), Speusippus, verfaßte eine besondere Schrift über die Götter **). Er ging dabei von dem obersten Satze aus, es existire eine belebte und Alles belebende und regierende ewige Kraft, die Gottheit; dieselbe stehe mit der Welt in nothwendigem Zusammenhange, habe in derselben das Schönste und Beste hervorgehen lassen und lasse es noch hervorgehen. Die Unsterblichkeit der Seelen hat er bis zum unvernünftigen Theile der Schöpfung ausgedehnt.

Sein Nachfolger Xenocrates (339 ff. v. Chr.) schrieb gleichfalls ein eignes Werk über die Götter. Er bildete die platonische Lehre dahin fort, daß er, ziemlich phantastisch-pythagoreisch, behauptete, es fände vom höchsten Gotte bis herab zu den sinnlichen Erscheinungen des Göttlichen eine stufenweise Folge statt. Er sprach von einem höchsten und tiefsten Zeus, von guten und bösen Dämonen, die in der Welt das Gute und das Böse wirkten u. s. w.

Aristoteles, der unmittelbare Schüler Plato's, war nahe daran, die Quelle der Religion zu entdecken. »Alle Menschen,« sagt er irgendwo in einer seiner Schriften, »haben eine Ahnung von den Göttern.« Aber den Schluß daraus auf das Subjective der Religion machte oder wagte er nicht. Gott ist ihm die höchste theoretische

*) Ganz in ähnlicher Weise tadelte Isocrates, der Redner, Plato's Freund und Zeitgenosse, die Dichter darum, daß sie von den Göttern erzählten, was man kaum von seinen Feinden wagte auszusagen.

**) Dieß that auch Krito von Athen.

Vernunft, ewig, das höchste Gut. Sein Denken ist That, und sein Thun Schaffen und Hervorbringen der höchsten Ordnung und Einheit, welche sich in allen Kreisen der gesammten Welt offenbart. Er ist also Schöpfer und Erhalter, Regierer und Ordner des Alls. An seinen Gedanken hängt Himmel und Erde, und in der Anschauung seiner selbst führt er das seligste Leben. Der Himmel mit seinem Sternenzelt ist der vollendetste Ausdruck des Göttlichen: er ist gleichsam ein göttlicher Leib. Die Gestirne theilen die Natur des Himmels: sie sind ewige, unbewegliche, immaterielle Wesenheiten. Damit stimme denn überein, was von den Alten in mythischem Gewande überliefert sei: daß nehmlich die Gestirne Gottheiten seien, und daß das Göttliche die ganze Natur umfasse. Dieß bilde den innern Kern, der den Mythen zum Grunde liege. Manches aber sei zur Beschwichtigung der Menge und aus politischen Zwecken hinzugedichtet*), indem das Göttliche vermenschlicht worden. Scheide man indessen dieses Particuläre in den Mythen aus, so würde man die Lehre, daß die Gestirne, als erste Wesenheiten, Götter seien, nicht für eine vergängliche, sondern ewige halten müssen und hieraus die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Vorstellungen sich als Trümmer einer frühern und dann wieder verschwundenen Weisheit bis jetzt erhalten hätten. Man sieht: Aristoteles' Ansichten stimmen zumeist mit denen seines Lehrers überein. Uebrigens charakterisirt den religiösen Mann auch der von Seneca uns überlieferte Ausspruch dessen selben: niemals müsse man ehrfurchtsvoller und andächtiger sein, als wenn von den Göttern die Rede sei. Seine Weise, die Mythen der alten Dichter und Zeiten aufzufassen und zu erklären, gibt sich kund aus dem, wie er die Verkuppelung des Ares mit der Aphrodite erklärt (Polit. II, 9.).

Der Mittelpunct aller dieser philosophischen Bestrebungen war in jener Zeit Athen: es ward eine Art von Hochschule für ganz Hellas und seine Colonien. Eine große Menge lernbegieriger Jünglinge strömte von allen Seiten dahin, aus dem neuen Born Aufklärung zu schöpfen. Dieselbe brachten sie bei ihrer Rückkehr mit in die Heimath. So geschahe es, daß die neuen, dem Volksglauben so verderblichen Grundsätze überall hin verbreitet wurden, und daß der Unglaube selbst diejenigen Staaten ergriff, die bisher noch wenig von ihm angesteckt worden waren. So konnte nun Lysander versuchen wollen, das dodonäische Orakel zu bestechen; so konnte ein Krieg entstehen, wie der phocische oder heilige Krieg (356—346 v. Chr.), der, durch persönliche Leidenschaftlichkeit angeregt, durch Bestechungen und Miethstruppen mit Hülfe der Tempelschätze in Delphi geführt und endlich durch die Einmischung fremder Gewalt beendigt, recht dazu geeignet war, den letzten Rest von Religiösität und Frömmigkeit zu vernichten. Nun konnte sich ein Institut, was bis daher für so heilig geachtet worden, das delphische Orakel, des Vergehens schuldig machen, sich von einem

*) Also hier auch die pia fraus angenommen als Gründerin der positiven öffentlichen Religion. Nicht zum ersten Male. Vergl. oben.

fremden Herrscher bestechen zu lassen. Genug! die Banden des Volksglaubens wurden immer loser, und nur die ungeheure Macht der Gewohnheit und die Auctorität staatlicher, durch das Alter sanctionirter Einrichtungen konnte den gänzlichen Sturz desselben noch aufhalten.

Aber gerade dadurch, daß sich der Geist der Hellenen auf solche Weise den Fesseln des alten Glaubens entwand, gewann die Phantasie der Künstler freiere Bahn zu genialen Schöpfungen. Auch jetzt waren die Baukunst, die Malerei, die Sculptur, die Plastik um die Wette bemühet, die alte Religion durch die schönsten Productionen zu verherrlichen. Engherzige und ängstliche Altgläubigkeit hinderte sie nun nicht mehr so wie früher: sie konnten ihrer Idealität freiern Lauf lassen. Die Folge davon war jener außerordentliche Reichthum an den herrlichsten Kunstwerken jeglicher Art, von welchen die Geschichte der griechischen Kunst zu erzählen weiß. Und diese söhnten das Volk wieder mit dem alten Glauben aus, machten ihm denselben werth. »Jene wundervollen Göttergebilde, bei denen die größte Ruhe mit der erhabensten Größe, die edelste Einfachheit mit der mannigfaltigsten Pracht, die zarteste Sorgfalt mit der höchsten Kühnheit sich vereinte, an denen das Licht einer innern seligen Heiterkeit immer den Ernst stiller Würde durchstrahlte, mußten selbst zu minder empfänglichen Gemüthern mit bezaubernder Ueberredung sprechen und ihnen die alten Götter doch der Ehrfurcht und der Anbetung würdig erscheinen lassen.« In den göttlich schönen Darstellungen mußten sie glauben die Gottheit selbst zu erblicken.

Mittler Weile hatte sich das Hellenenthum vollständig nach Macedonien hin verbreitet. Philippus, der König daselbst seit 350 v. Chr., war durch und durch ein Grieche. Dazu ließ er auch seinen Sohn Alexander erziehen. Die Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) hatte ihn zum Oberhaupt aller Hellenen gemacht. Schon will er es wagen, an der Spitze derselben das persische Reich anzugreifen. Da erliegt er dem Pfeile des Pausanias (336 v. Chr.). Alexander folgt ihm in der Regierung, besiegt die empörten Griechen, läßt sich gleichfalls zum Oberfeldherrn gegen die Perser erwählen und zieht nach dem Orient, um dort weithin den Hellenismus zu begründen. Damit gewährte er auch der griechischen Religion einen neuen Aufschwung, und so beginnen wir die

Vierte Periode.

Von Alexander's des Großen Heereszuge nach Asien bis zum Anfange der Verbreitung der christlichen Religion unter den Heiden oder von 334 v. Chr. bis 39 n. Chr.

»Wenn es die höchste Aufgabe der alten Welt gewesen, das Heidenthum zu zerstören, so ist es das Griechenthum, das zuerst unter den eignen Füßen den Boden hinweggrub, auf dem es gewachsen war, um dann, zu den Barbaren übergesiedelt, aufklärend, durchgährend, zersetzend dort dasselbe zu vollbringen. So durchdringt diese hellenische Bildung den überwältigten Osten; sie findet bereits den Weg nach Westen.« Sie bahnt dem Christenthume den Weg.

Alexander der Große begann im Jahre 334 v. Chr. den kühnen Zug nach Persien. Er überwindet das hinfällige Reich, es von einem Ende bis zum andern durchziehend. Ein Ereigniß, das auch für die Geschichte der griechischen Religion von außerordentlichem Einflusse gewesen ist: selbe ist verbreiteter, ist glänzender, ist reicher an Götterdiensten, aber auch verflachter geworden. Die Perser hatten bei ihren frühern Eroberungen die Politik gehabt, jedem neu unterjochten Volke seine Religion zu lassen. So findet denn der neue Eroberer in jeder Provinz des ausgedehnten Reiches, bei jedem Volke besondere Götter, verschiedene religiöse Elemente: im Innern von Kleinasien phrygische, in Syrien syrische, in Phönicien phönicische, in Aegypten ägyptische. Und um dieselben auf seinem Zuge geneigt zu haben, bequemt er sich ihnen an, opfert ihnen: in Phönicien dem Baal, in Aegypten dem Amun u. s. w. Er gab dadurch solchen Culten gewisser Maaßen seine Sanction, und sie gewannen unter den Griechen bald Anerkennung, z. B. eben der Amun (unter dem Namen Zeus Amun). Die ähnlichen Götter der fremden Völker werden mit den hellenischen vermengt. So z. B. fand man in einem indischen Gott den Dionysos. Es entspann sich daraus jener Synkretismus, der bis ins Maaßlose fortging, und ausheimischer Culte erlangten in Griechenland nicht wenige ein Ansehen, in welchem sie mit den einheimischen wetteifern konnten. Man nehme nur z. B. den Isisdienst, den Dienst des Mithras. So verlor denn die griechische Religion, während sie in der Breite wuchs, an Lauterkeit, an Hellenismus. Und zweitens: wo Alexander und seine Nachfolger Colonien stifteten, Städte anlegten, und sie mit macedonischen und griechischen Soldaten besetzten, da bekamen natürlich die griechischen Götter ihre Heiligthümer und Tempel, selbst tief in Asien. Das hellenische Element fand hier eine neue Stätte. Eine größere Verbreitung und eine sichrere

Verfestigung im innern Asien hinderte nur Alexanders früher Tod und die darauf entstandenen langwierigen und blutigen Kriege unter den Diadochen, bei welchen natürlich der Hellenismus in den entlegenen Gegenden vielfach wieder untergehen mußte. Als sich aber in Kleinasien, in Syrien, in Aegypten, in Thracien neue Throne bildeten unter macedonischen Herrschern, mit weit ausgedehnten Gebieten, mit neuen, prächtigen Residenzen, da wurden Städte, wie Seleucia, Antiochia, Alexandria, Pergamus, so rechte Sitze der griechischen Religion. Indem aber dabei auch andere Culte geduldet wurden, begannen Städte, wie Alexandria, wo ein so ungeheurer Zusammenfluß von Menschen aus den verschiedensten Nationen stattfand, der Mittelpunct jener Vermischung griechischer und barbarischer Culte zu werden, was natürlich auf Hellas nicht ohne Einfluß blieb. Dieser Umstand nehmlich, so wie das Apotheosiren der Fürsten, oft durch sich selbst, schon bei Lebzeiten — Alexander gab das verführerische Beispiel — vermehrte Götter und Culte bis ins Unendliche. Nun erhielt selbst ein Homer einen Tempel. Damit sanken aber natürlich die Götter hinsichtlich ihrer Würde in gleichem Maaße, als Menschen apotheosirt wurden, noch dazu, wenn es wahr ist, was man von Alexander d. Gr. erzählt, daß er in einem Briefe an seine Mutter die Götter für eigentliche Menschen erklärt haben soll. Während des seleucidischen Reiches unter Antiochus Epiphanes übernahm das griechische Heidenthum sogar eine Zeitlang die Rolle der Intoleranz und des gewaltsamen Propagandismus — ein bis daher unerhörtes Beispiel! — bis der Aufstand der Makkabäer solchem Beginnen ein Ziel setzte. Und als die Römer mit Unteritalien, mit Griechenland in näherm Verkehr traten, sei es freundlich, sei es feindlich: so verbreitete sich zu ihnen hin eine große Menge griechischer Culte, um von da aus noch weitern Raum in dieser und in der folgenden Periode zu gewinnen.

Jene Fürsten aber liebten meistens die Künste, liebten die Pracht: sie verwandten besonders viel auf Tempel und deren Verzierung, auf herrliche Götterbilder, auf pomphafte Festfeier und Aufzüge. Die Folge davon war, daß dem helleniſch-heidnischen Cultus beim Volke ein unendlicher Vorschub geschahe. Derselbe blühte in den neuen Residenzen fast mehr als im eigentlichen Hellas, wenn auch manche dieser Herrscher selbst, der Lauheit im Religiösen und der Frivolität ergeben waren, oder solche Leute, die im Geruche der Irreligiösität standen, wie z. B. einen Theodor, einen Euhemerus, an ihrem Hofe beherbergten und schützten. Die Kunst zwar behauptete jetzt nicht mehr die frühere Höhe: sie stand nur noch im Dienste kunstliebender Fürsten, waltete nicht mehr frei. »Und überall begegnen wir jetzt einer eigenthümlichen Gattung von Mythen, bestimmt, die Gegenwart an den alten Zusammenhang helleniſcher Mythen anzuknüpfen. Bald ist es Jo, die auf ihren Irrwanderungen gen Antiochia oder Gaza gekommen ist; bald ist es Orestes, von dessen aufhörender Raserei das Amanosgebirge den Namen führt, und der nach Laodicea am Meere den Stein der Diana gebracht hat u. s. w. Ueberall sucht man über die nahe liegenden geschichtlichen Anfänge hinaus unter-

denkliche Zusammenhänge zu gewinnen,« und da konnte natürlich nur die Religion und die Mythologie aushelfen.

Im eigentlichen Griechenlande sahe es, wie im Politischen, so im Religiösen traurig aus. Das Land ward nicht bloß entvölkert in den ewigen Kriegen mit den macedonischen Fürsten, zwischen den Griechen selbst, später mit den Römern; es wurden auch viele Tempel zerstört, Festfeier mancherlei Art aufgehoben oder doch so heruntergebracht, daß sie zur Unbedeutenheit herabsanken. Um nur ein Beispiel anzuführen: im Jahre 219 v. Chr. überfiel eine Schar wilder Aetoler unter Anführung des Dorymachus das Heiligthum des Zeus zu Dodona, verbrannte die schöne Säulenhalle um ihn her, zerstörte viele Weihgeschenke und riß das heilige Gebäude selbst bis auf die innere Capelle nieder. Später, bei der furchtbaren Plünderung aller epirotischen Städte auf Befehl des römischen Feldherrn Paulus Aemilius, ward gewiß auch wieder Dodona nicht verschont. Und 88 v. Chr. verheerten die Thraker, von Mithridates aufgereizt, ganz Epirus bis nach Dodona hin, und plünderten den Tempel, so daß zu Strabo's Zeit das Orakel fast ganz verlassen stand. Nur die heilige Eiche scheint unversehrt geblieben. So mag es mit vielen Tempeln und Heiligthümern gegangen sein, und zwar nicht bloß in Hellas selbst, sondern auch auf den griechischen Inseln, in den Colonialstädten Kleinasiens, welche ebenfalls vielfältig den Zerstörungen und Plünderungen während der mannigfachsten Kriege in jener Zeit ausgesetzt gewesen sind. Endlich fingen die Römer an, die schönsten Statuen aus den Tempeln hinwegzunehmen und nach Italien zu entführen. Der Glanz und die künstlerische Pracht, welche bis daher den griechischen Cultus umgeben hatten, fing an zu erbleichen, mit ihnen die Würde, die Hoheit des Cultus selbst zu sinken.

Und noch immer waren Philosophen, dramatische Dichter und Historiker geschäftig, das durch sein Alter, durch die Dunkelheit seines Ursprungs und seines Wesens Ehrwürdige und Hochpoetische der Religion nicht etwa richtig zu erfassen, von seinen Schlacken zu säubern, zu veredeln, sondern vielmehr durch die Oberflächlichkeit und Frivolität eines frostigen Rationalismus hinab zu ziehen ins Gemeine und zu verächteln. Etwas Besseres an seine Stelle zu setzen, daran war nun gar nicht zu denken. Der alte Glaube mußte durch ganz Griechenland und wo nur Griechen wohnten, um so wankender werden, als jene rationalistische Philosophie sich immer weiter verbreitete, auch außerhalb Attika's in mehreren angesehenen und volkreichen Städten: in Rhodus, Alexandria, Schulen erstanden und gleiche oder noch verderblichere Grundsätze lehrten. Wir wollen dieselben kürzlich durchgehen.

In den Grundsätzen der platonischen Schule oder der ältern Akademie, scheint sich nichts Wesentliches geändert zu haben hinsichtlich ihrer Götterlehre.

Dagegen begann sich jetzt von Afrika aus, von Cyrene, die aristippische Secte zu verbreiten, gestiftet von Aristippus, einem Schüler des Socrates, und anfangs nur örtliche Bedeutsamkeit habend. Bei der

zunehmenden Sittenlosigkeit fanden ihre Lehren bald vielfachen Anklang, auch außerhalb Cyrene's. Hatte schon ihr Urheber Manches vorgetragen, was dem Volksglauben entfremden konnte (z. B. der Weise müsse von Aberglauben sich entfernt halten), so that es in gegenwärtiger Periode noch mehr der Anhänger dieser Schule, Theodorus. Er soll geradezu das Dasein der Götter geläugnet und sich dadurch vorzugsweise den Namen des Atheisten erworben haben. Er lehrte unter Anderm: Nichts sei schimpflich von Hause aus, sondern nur zufolge der Meinung, und diese sei zur Bewältigung der Menge festgesetzt. Es werde daher selbst der Weise die Heiligthümer plündern dürfen, doch nur im geeigneten Momente. Vom Beten sollen die Anhänger dieser Schule auch Nichts gehalten haben.

Hierneben trat in gegenwärtigem Zeitraume der, ähnlichen laxen Grundsätze huldigende Epicureismus auf, und zwar in Athen. In der Lehre ihres Stifters über die Götter und die göttlichen Dinge ist manches Räthselhafte und Unübereinstimmende: es erklärt sich solches wohl nur aus der Leichtfertigkeit und Unstetigkeit des Epicurus selbst. Auf der einen Seite wird seine Religiösität gerühmt von seinen Anhängern, von seinen Gegnern indessen als verkappter Atheismus geschildert. In der nachchristlichen Zeit hat er und seine Anhänger stets für die Vertreter der vollendetsten Ungläubigkeit gegolten. Wenn wir genauer die uns über diesen Punct überkommenen Nachrichten prüfen, so gewinnen wir als Resultat: Epicur ist nicht so schlecht und so baar alles Gottesglaubens gewesen, als seine Gegner und die Nachwelt ihn hingestellt haben; er hat nicht dem vollendeten Atheismus gehuldigt, die Gottheit nicht durchaus hinweggeläugnet; er hat nur gegen die gemeinen Religionsvorstellungen der Menge geeifert. Daraus erklärt sich sein Streiten gegen die alten Mythen, gegen den alten Glauben, gegen die Mantik u. s. w. Gott ist dem Epicur ein unzerstörbares und seliges Lebendiges, das sich nicht mit der Sorge für irdische und menschliche Angelegenheiten befasse; denn Seligkeit wäre Ruhe. Die Welt wäre entstanden durch Zufall, mittelst der Vereinigung von Atomen. Es gibt, meinte er ferner, auch Götter. Davon zeugen die einzelnen Bilder (die Ideale), die in uns erstehen im Schlafe wie im Wachen, von diesen Göttern, bildliche Göttererscheinungen. Diesen müßten doch körperliche Bilder objectiv entsprechen; sie wären nur so fein, daß sie nicht durch die äußern Sinne, sondern nur durch die Seele empfunden werden könnten. Ferner suchte er das Dasein dieser Götter zu beweisen durch die Furcht erweckenden Erscheinungen in der Natur, durch Hinzeigung auf die geordneten Bewegungen der Gestirne und auf den geregelten Wechsel der Jahreszeiten. »Gottlos,« erklärte er, »ist nicht der, welcher die Götter der Menge läugnet oder aufhebt; gottlos ist der, welcher der gemeinen Ansicht des Pöbels von den Göttern huldigt.«

Mit besonderer Vorliebe weilten bei der Lehre von Gott und dem Göttlichen die Stoiker, eine neue Secte, gestiftet von Zeno aus Citium um 320 v. Chr. Ihr Meister hatte gelehrt: die Gottheit wäre

die sich selbst bewegende und Alles belebende Eine Grundkraft in der Natur; sie manifestirte sich besonders als Aether, d. i. Zeus. Die Gestirne wären auch Götter, sich selbst bewegende, belebte und mit Empfindung, Verstand und Vernunft begabte Wesen. Unter ihnen nähme Sonne und Mond die oberste Stelle ein. Apollo aber wäre eins mit der Sonne, Artemis mit dem Monde. So führte Zeno in seine Schule die allegorisch-physiologische Deutung der Götter und der Mythen ein, und damit verband er den Versuch, die Götternamen etymologisch aufzulösen. Hierbei hielt er sich vorzugsweise an Homer und Hesiod. Er deutete diese auf eigenthümliche Weise. Die Titanen z. B. waren ihm die Elemente der Welt, die Cyclopen die Kreisbewegungen am Himmel, Kronos gleich Chronos. Dieß Alles hing mit jener Lehre zusammen, Zeus wäre der Aether, wäre aber auch zugleich die Einheit der Welt. Die übrigen Götter waren ihm hiernach bloß Seiten der kosmischen Wirksamkeit desselben. In seinem »ideellen Staate« wollte Zeno verboten wissen den Bau von Tempeln, die Anfertigung von Götterbildern; denn all diesen Dingen wohne als Producten handwerksmäßiger Kunst nichts Heiliges bei.

Auf dem Wege gingen seine Anhänger fort. Persäus, ein unmittelbarer Schüler Zeno's, verband mit dem Allem den nicht neuen Versuch, aus der Apotheose verdienter Männer und nützlicher Dinge die Entstehung der vielen Götter des Volksglaubens zu erklären. Cleanthes und Chrysippus führten die allegorisch-physiologische Deutung der Mythen und das (schlechte, unwissenschaftliche) Etymologisiren der Götternamen noch weiter. Der letztere soll nun auch in einem eigenen Werke über die Götter die Mythen des Orpheus, Musäus (d. i. der pythagoreischen Orphiker), des Homer und Hesiod dem angepaßt und zur Beglaubigung dessen angewendet haben, was er vorher selbst nach eigner Lehre über die Götter vorgetragen. Ein Versuch also, den Volksglauben, der sich doch namentlich auf jene Dichter stützte, vernunftgemäß zu machen und von neuem zu beleben. Gewiß wurden die Stoiker hierbei von einer heiligen Scheu vor dem allgemeinen Glauben und von dem dunkeln Gefühle, daß doch etwas Wahres demselben zum Grunde liegen könne und müsse, geleitet. Der schönste Beweis ihrer religiösen Gesinnung und zugleich die Blüthe der religiösen Poesie bei den Griechen ist der Hymnus des Cleanthes auf den Zeus. Doch verfuhren sie dabei nicht so ängstlich, daß sie nicht auch diesen Volksglauben nach ihrem Sinne mehrfach gemodelt hätten. So sprachen sie sich entschieden gegen die gemeine Vorstellung aus, die Götter hätten menschliche Gestalt; so etwas zu glauben und darzustellen sei kindisch. »Wir erblicken sonach in ihren Ansichten eine Art erkünstelten Glaubens, wie er in Zeiten sich bildet, welche, der alten Einfachheit entfremdet, doch mit einer Art von Gewalt wieder dahin zurückstreben, weil man an dem Alten doch etwas Ehrwürdiges wahrnimmt.« Oder auch: es lebte und regte sich in ihnen der ächt humane Sinn, in allem Menschlichem dieser Art das Walten des ewigen menschlichen Geistes anzuerkennen und zu erforschen.

Von solchen Grundsätzen erfüllt, mußten sie sich denn besonders als Gegner des Epicureismus zeigen. Sie bestritten die Weltconstruction durch Zufall aus Atomen; sie tadelten heftig, daß die göttliche Vorsehung geläugnet, daß den Göttern, indem man ihnen die menschliche Gestalt zuspräche, die Charis entzogen würde u. dergl. m. Freilich schwiegen auch die Epicureer nicht und warfen dem Stoicismus — nicht mit Unrecht — mancherlei Ungereimtheiten und Inconsequenzen in ihrer Theologie nach. Das thaten nicht minder die andern Schulen, zum Zeugniß, was nunmehr für ein Zwiespalt zwischen den verschiedenen Secten entstand, und wie derselbe nur dazu diente, manchen Zweifler wieder zum alten Volksglauben zurückzuführen. So z. B. bestritt Carneades, ein Anhänger der neuen Akademie, die Ansicht der Stoiker, daß Gott, der ewige Grund aller Dinge, ein lebendiges Wesen sei; er griff ferner die Art an, wie sie sich dem Volksglauben anschlössen, z. B. das Weissagen vertheidigten; er widerlegte ihre Meinung, daß Alles in der Natur bloß für den Menschen da wäre u. s. w.

Unter den Peripatetikern interessirt uns hier zuerst Theophrast, der unmittelbare Nachfolger des Aristoteles. Er schrieb ein besonderes Werk über die Götter und hat darin wohl die Meinung seines Lehrers, wie das Göttliche in der geistigen Welt als theoretische Vernunft, in der natürlichen als Grund der Bewegung erscheine, in letzterer Erscheinung aber sich in eine höchste bewegende Einheit und in eine dieser untergeordneten und durch deren Wirksamkeit auf die oberste Himmelssphäre bedingte Vielheit von Wesen spalte, noch fester zu begründen gesucht. In einer andern Schrift, einer Art Religionsgeschichte der Griechen und Nichtgriechen, war er wahrscheinlich bestrebt, die aristotelische Annahme näher zu beglaubigen, daß die Gestirne Götter seien, und daß das schon eine Annahme der frühesten Vorwelt und aller bekannten Völker gewesen. Zu dem Ende forschte er den ältesten Zuständen der Gottesverehrung bei den Völkern nach. Man sieht: der Mann war auf dem rechten Wege, auf dem historischen. Leider haben wir dieses sein Werk nicht mehr. Um wahre Frömmigkeit zu begründen, forderte er den ursprünglichsten und einfachsten Cultus. Er soll wegen dieser seiner Meinungen von einem gewissen Agonides, obwohl erfolglos, der Gottlosigkeit angeklagt worden sein.

Strato, seit 284 v. Chr. der Nachfolger Theophrast's in der Leitung der peripatetischen Schule in Athen, dachte sich die Natur als einen bewußtlosen Grund der Dinge in der Welt, als eine Materie, die in sich das Vermögen und den Trieb zur Form trage und im Stande sei, zugleich mit ihr Seele und Intelligenz hervorzubringen. Eine sehr materielle Ansicht! Im Weitern scheinen die aristotelischen Ansichten immer Geltung gehabt zu haben unter den Peripatetikern.

Wenn sich bei diesen mannigfachen und oft einander widerstreitenden Ansichten der verschiedenen philosophischen Schulen und wieder der einzelnen Anhänger derselben, daneben nun auch noch ein an nichts Wahres glaubender Skepticismus und andern Theils

ein Eklekticismus heraufbildete, so war das ganz in der Ordnung. Aber Zweifelsucht, Indifferentismus, Unglaube mußte dadurch um so mehr überhand nehmen. Da ist es denn kein Wunder, wenn der Volksglaube immer mehr und mehr ins Alltägliche, Gemeine, Ordinäre hinabgedrückt wurde. Das that in diesem Zeitraume hauptsächlich und vor Allen Euhemerus. Er, als das Non plus ultra dieser Leute, verdient daher hier ganz besondere Berücksichtigung.

Ueber ihn erfahren wir, daß er am Hofe des Königs Cassander von Macedonien gelebt habe. Von diesem will er nun einstmals, so berichtet er selbst, eine Mission in die fernen Länder jenseit der Meerenge von Babel Mandeb erhalten haben. Nach seiner Rückkehr schrieb er ein Werk, mindestens in drei Büchern, ἱερὰ ἀναγραφή oder die heiligen Tempelinschriften, betitelt. Darin theilte er zuvörderst eine Inschrift mit, die er will auf einer heiligen Insel im südlichen Ocean, Namens Panchäa, dem glücklichen Arabien gegenüber, auf einer goldenen Säule im Tempel des Zeus Triphylios in panchäischen Buchstaben, d. h. in Hieroglyphen, gefunden haben. Diese Inschrift, welche die Thaten des Uranus, vorzugsweise jedoch die Mythen des Zeus, in großer Ausdehnung, aber doch summarisch, erzählte, gab der Verfasser in jenem Buche und begleitete sie mit einem ausführlichen Commentare, in welchem er auch Nachrichten und Beschreibungen lieferte von andern heiligen Denkmälern und Inschriften auf Pyramiden, wie nicht minder andere Erzählungen, die er in Sidon aus dem Munde von Priestern wollte empfangen haben. Es war also das Buch eine Sammlung von Inschriften, und zwar von Sepulcral-Inschriften, und eine Beschreibung von Monumenten, insofern solche nehmlich das Ableben von Gottheiten und damit die ursprünglich menschliche Natur der griechischen Götter bezeugen sollten. Hierbei überging der Verfasser selbst die Juden nicht. Es begann das Werk mit der Titanenherrschaft unter Kronos; dann zeigte es, wie Zeus, der Nachfolger desselben im Regimente, von Kreta aus sich nach und nach alle Völker unterthänig gemacht, sie durch Ackerbau und Religionssatzungen entwildert und nach einer fünfmaligen Reise um den Erdkreis in Begleitung seiner Diener, der Kureten, sich einen heiligen Priesterstaat im Osten auf der reichen Insel Panchäa gestiftet habe und endlich bei Cnossus auf Creta begraben worden sei. Euhemerus behandelte und erklärte mithin die griechische Religion und religiöse Mythologie nach pragmatisch-historischen Grundsätzen, d. h. so: die griechisch-heidnischen Götter wären ursprünglich weiter nichts gewesen als Menschen, die nach ihrem Tode zu Göttern erhoben worden; die hauptsächlichsten Stätten ihres Cultus wären ihre Grabstätten.

Wie der Mann dazu kam, ein solches, für den Volksglauben so destruirendes Werk zu schreiben, das läßt sich wohl erklären. Die alten Göttergeschichten, eines Homer z. B., in alter Gläubigkeit und Unbefangenheit zu nehmen, war schon lange nicht mehr Mode unter den sogenannten Aufgeklärten und Gebildeten; viele unter diesen dachten gewiß wie er. Wir wissen zweitens aus dem Frühern, daß ja schon manche Historiker mit solchem Beispiele pragmatischer Deu-

telei vorauf gegangen waren, wenn auch nicht gerade in so plumper Weise. Drittens hatte Euhemerus in der hellenischen Mythologie selbst mehrfache Andeutungen und scheinbare Stützpuncte für seine Ansichten. Endlich — und das war wohl die Haupturſache — begünstigte der Zeitgeist eine solche Stimmung, reizte zur Abfassung solcher Schrift auf. Wenn ein Alexander der Große, wenn ein Ptolemäus Lagi, wenn sogar ein Demetrius Poliorcetes, der nichts weniger denn ein moralischer Fürst gewesen, vergöttert wurde: so lag der Rückschluß nahe, daß die ältern Götter auch nichts Andres gewesen wären. Euhemerus läßt den Zeus ganz ähnlich, wie Alexander gethan, siegreich die Welt durchziehen und seine Herrschaft begründen. Was ihn in seiner Ansicht bestärken mußte, war, daß man ein (freilich nur symbolisches) Grab des Zeus auf Creta, dann wieder ein andres des Dionysos in Delphi (mißverstandener Weise gar ein Grab des Apollo daselbst) und anderwärts das andrer Götter zeigte.

Das Verfahren des Euhemerus mußte, konnte, seiner Natur nach, nur einen negativen Einfluß auf den Volksglauben ausüben. Aber streng durchgeführt, machte es demselben ein Ende. Das geschah nun freilich nicht; einen unmittelbaren Stoß gab es demselben nicht. Allein Euhemerus hat bedeutend dazu mitgewirkt, den Rest des religiösen Glaubens an die alte Götterwelt zu vernichten, und das um so mehr, als ein großer Theil der nachfolgenden Schriftsteller in seine Fußtapfen trat.

Das Werk machte ungeheures Aufsehen und ward gewiß mit Begier verschlungen, da es sich noch obendrein durch seine angenehme populäre, romanhafte Einkleidung bei Jedermann einschmeichelte. Nehmlich die ganze Sache ist ohne allen Zweifel, obwohl einige frühere Gelehrte die Wahrheit derselben vertheidigt haben, eine reine Erdichtung, selbst wenn Euhemerus — dieß Lob gibt ihm eine berühmter Kirchenvater (Augustinus) — ein Mann von historischer Forschung und Genauigkeit gewesen wäre. Denn Euhemerus mußte bei einem, im Ganzen doch so gefährlichen Unternehmen sich ein schützendes Bollwerk aufbauen. Das glaubte er in jener künstlerischen Einkleidung zu finden. Es ist demnach einleuchtend, daß der ganze Bericht über Panchäa nur ein feines Mittel ist, die wahre Ansicht und Lehrmeinung des Verf. zu verschleiern. Wie wird der nach solcher Speise lüsterne Indifferentismus und Unglaube jener Zeit sich an dem Buche ergötzt und dadurch befriedigt gefühlt haben! Wie wird er nun um so kecker hervorgetreten sein! Das noch mehr darum, weil Euhemerus wie wir lesen, nach wie vor bei seinem Könige in Gunst blieb, dieser also gewisser Maaßen das Beginnen seines Höflings gut hieß!

Man kann die Wirkungen des Buches darnach bemessen, wie mehrere der besonnensten Schriftsteller über dasselbe und seinen Verfasser geurtheilt haben. Callimachus zeigt sich über die unwürdige Antastung des höchsten Gottes im hohen Grade entrüstet: er beehrt den Euhemerus mit dem Titel eines »aufschneiderischen Greises« und seine Bücher mit dem Titel »unschicklicher Bücher;« Eratosthenes nennt ihn geradezu einen Bergäer, d. h. einen unverschämten Lügner;

Polybius stellt ihn dem Märchenerzähler Pytheas an die Seite, und Plutarch gibt ihm geradezu die Entweihung alles Heiligen schuld und sagt, er habe durch seine erlogenen fabelhaften Erzählungen die ganze Masse der nachmaligen Gottlosigkeit über die Welt verbreitet.

Ganz ähnlich wie Euhemerus machte es Dionysius Skytobrachion von Mitylene, der Lehrer des M. Antonius Gnipho. Diodor nennt ihn öfter. Der erkannte in dem Widder des Phrixus den Erzieher desselben mit Namen Krios. Dieser habe zuerst die Tücke der Stiefmutter seines Pflegbefohlenen bemerkt, selbigem gerathen zu entfliehen und ihn nach Colchis begleitet. Hier aber sei dieser Führer des Knaben geopfert, seine Haut vergoldet worden u. s. w. Brauchen wir ferner an den elenden Palaephatus zu erinnern?

Unmoralische, vor allen unkeusche Handlungen entwürdigen den Menschen, müssen aber am meisten die Götter entwürdigen, wenn ihnen solche angedichtet, Schuld gegeben werden. Nun brachten in jener Zeit die Dichter der mittlern Komödie, um Effect zu machen, um Lachen beim Pöbel zu erregen, um diese oder jene jugendlich übereilte Handlung zu entschuldigen, um einen Knoten zu schürzen und zu lösen, häufig Anspielungen auf ähnliche saubere Göttergeschichten oder ganze Erzählungen davon auf die Bühne, die noch dazu so recht im Volkstone mögen vorgetragen worden sein. Was war die Folge davon? Je allgemeiner das Ego homuncio hoc non facerem? wurde, desto verächtlicher mußten Götter erscheinen, die nach den (wenn auch erdichteten, doch für wahr gehaltenen) Erzählungen so gemeine Streiche und Unzüchtigkeiten verübt hatten. Der Pöbel wußte natürlich nicht — wußten es doch selbst die Philosophen nicht! — Poesie von der Wirklichkeit zu unterscheiden, und der crasseste Unglaube, die höchste Religionsspötterei mußte das Erbtheil der Griechen werden, namentlich in Athen, dem Sitze jener mittlern Komödie.

Daß unter solchen Umständen die äußere Religion vielfach vernachlässigt wurde, die meisten der Orakel verstummten *), viele Culte zur Antiquität herabsanken, manche Tempel in Trümmer fielen, ist klar. Aber ging darum die alte Religion zu Grabe? Mit nichten! Jenes frivole Athen mit seinen vielen Schulen ungläubiger Philosophen, mit seinen theatralischen Spöttereien über die Götter war »sogar abgöttisch,« daß es noch einmal so viel Feste als die übrigen Städte in Hellas hatte, war angefüllt mit unzähligen Tempeln, Götzenbildern, Altären. Man begnügte sich nicht bloß mit den einheimischen Gottheiten; willig nahm man auch fremde auf: ägyptische, syrische, persische, und apotheosirte römische Feldherren und Kaiser. Zur Römerzeit wurden mehrere verfallene Tempel und Culte wieder herge-

*) Macht ja doch schon Aeschines dem Demosthenes, zu Anfange dieser Periode, den Vorwurf, daß er so wenig das Orakel des Apollo beachte, vor dem Treffen bei Chäronea nicht habe die Opfer um einen glücklichen Ausgang befragen lassen, vielmehr beides durch seine Spöttereien über die Pythia, daß sie philippisire, gehindert und dadurch die Götter gegen das Vaterland erzürnt.

stellt. Unter den Schriftstellern gab es nicht wenige, die den Volksglauben nicht bloß geduldet wissen wollten, die ihn sogar für nothwendig erachteten und dadurch der Staatsgewalt es zur Pflicht machten, ihn nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten. Der berühmte Polybius sagt an einer Stelle seines berühmten Werkes: »Insofern es dazu dient, die Frömmigkeit unter der Menge zu erhalten, muß man einigen Geschichtschreibern verzeihen, wenn sie Wundermährchen erzählen. Wenn man einen Staat aus lauter Weisen bilden könnte, bedürfte es vielleicht nicht solcher Mittel. Da aber alles Volk leichtfertig ist und voll böser Begierden, so bleibt nichts übrig, als es durch die Furcht vor etwas Unsichtbarem und durch solche Schreckmittel in Zaum zu erhalten.« Und ein ander Mal: »Die Alten scheinen mir nicht ohne Grund die Ideen von den Göttern und die Vorstellungen von den Dingen der Unterwelt unter die Menge gebracht zu haben; vielmehr scheinen mir unsere Zeitgenossen ohne guten Grund und auf eine unverständige Weise diese Meinungen zu verbannen!«

Auf demselben (politischen) Standpuncte finden wir den Dionysius aus Halicarnassus. Diesen verletzte indessen zumeist nur das viele Unwürdige und Ungeziemende in der griechischen Mythologie; aus welchem Grunde er auch die römische Religion vorzog, die so etwas nicht hervorgebracht hätte. »Zwar,« sagt er irgendwo in seinem Werke über die römischen Antiquitäten, »wisse er recht wohl, daß die griechischen Mythen einen allegorischen Sinn hätten und dadurch entschuldigt würden; allein der große Haufe nehme sie lieber im schlechten als im guten Sinne und verachte entweder die Götter oder erlaube sich alles Schlechte, was die Mythologie von ihnen erzähle. Wie auch junge Leute ihre Unzüchtigkeit damit entschuldigten, und selbst die Lustspieldichter aus jenem Grunde vor den Ohren der Zuhörer davon Gebrauch machen ließen.«

Strabo dagegen vertheidigt wieder die Mythen von demselben Standpuncte her, verbunden mit dem ethischen. Er sagt: Fabeln hätten nicht bloß die Dichter erfunden, sondern noch viel früher die Staaten, und so auch die Gesetzgeber, des Nutzens halber. — — Die Mythen würden erheischt, wie für die Kinder, so für die Ungebildeten und Unwissenden, welche ja wie die Kinder wären. — — Der große Haufe der Städte-Bewohner würde durch die anmuthigen Mythen zum Guten angetrieben, wenn er solche fabelhafte Großthaten von den Dichtern erzählen hörte, wie die Kämpfe des Hercules oder des Theseus, oder von den Göttern ertheilte Ehrenbezeugungen, oder wenn er Gemälde oder Bildsäulen sähe, die solche mythische Begebenheiten darstellten. Dagegen würde er vom Bösen abgeschreckt durch Erzählungen oder Gemälde von den Strafen der Götter. Denn den großen Haufen der Weiber und die ganze gemeine Volksmenge könne man nicht durch philosophische Gründe zur Frömmigkeit führen, sondern es bedürfe dazu auch des Aberglaubens, und dieß könne ohne Wundermährchen nicht geschehen.

So ward also immer hin und her gestritten, und der alte Glaube — versiegte nicht. Zu seiner Erhaltung trug jetzt auch der

gelehrte Fleiß der Gelehrten, namentlich in Alexandria, bei. Sie stellten nehmlich unter Anderm auch aus den Werken, die sie lasen und studirten, die Nachrichten zusammen über die hellenischen Götter, über ihre Namen, ihre Culte, ihre Mythen, Genealogien u. s. w. So entstanden zunächst Werke, wie die Bücher des Apollodor aus Athen, in welcher aus den verschiedenartigsten Schriftstellern und wohl auch mündlichen Sagen ein ungefähres Ganzes zusammengefügt ist, so zwar, daß das Attische offenbar vorherrscht und mit den übrigen Sagen und Sagenkreisen verwebt worden. Manche Andren, wie z. B. Conon, lieferten die einzelnen Erzählungen oder Mythen in vereinzelter Darstellung, ohne Zusammenkittung. Noch andere, die sich in dichterischen Werken versuchten, wie z. B. Callimachus, nahmen vielfältig alte Sagen darin auf, häufig gerade die seltenern, bei denen das Interesse der Leser größer war, die der Behandlung bessern Spielraum gewährten. Aber es fehlte auch nicht an Fortbildnern der Mythen und der Mythologie. Apollonius hat z. B. öfter versucht, durch Abenteuer von Heiden und Heroen seines Gedichtes, der Argonautika, bestehende Culte und sonstige kirchliche Verhältnisse zu erklären. Mit besonderer Vorliebe bearbeitete man die Verwandlungen, suchte Namen und Eigenthümlichkeiten von Pflanzen, Thieren, Festgebräuchen ꝛc. aus Geschichten von Göttern abzuleiten. Manches änderten sie auch wohl an den alten Mythen und Sagen, wie z. B. Euphorion gethan. Ferner wählte man sich nicht minder speciellere Gegenstände zur Behandlung und fuhr z. B. fort in Abfassung von Werken über die Gründung von Städten, über die Geschichte einzelner Gegenden, Länder, Volksstämme, wo natürlich auch immer zu Anfang Mythisches besprochen werden mußte, nicht immer ohne nicht hin und wieder willkürliche Deutungen und Erklärungen anzubringen, wie wir z. B. bei des Philochorus Arbeiten bemerken. Endlich nahm man auch manches Aeußere der Religion, z. B. Opfer, Culte, zum Gegenstande von Beschreibungen, aber wahrscheinlich nur aus der Gegenwart, nicht historisch und antiquarisch entwickelnd.

So stand es mit dem griechischen Heidenthume zu Anfange der christlichen Zeitrechnung. Im Ganzen ein trauriges Bild gewährend. Veraltet, längst nicht mehr verstanden, mit der Aufklärung des Zeitalters in keinem Verhältnisse stehend, das religiöse Gefühl wenig befriedigend, bezweifelt, bestritten von vielen Seiten, verachtet, bespöttelt, gedeutelt, schleppte es so fort sein Dasein, das sich nur noch anklammerte an das Alter, das Herkommen, an die städtischen und staatlichen Einrichtungen, an den Gewinn, den gewisse Stände, gewisse Handwerker und Künstler davon zogen, als plötzlich aus dem Schooße eines politisch und auch sonst verachteten Volkes die Boten eines neuen Glaubens hervorgehen, ohne Glanz und ohne Geschrei, ruhig und mild, ohne andere Waffen, als die des Wortes und der Ueberzeugung. Mit diesem Acte beginnen wir die letzte Periode.

Fünfte Periode.

Vom ersten Auftreten der christlichen Glaubensboten in der heidnischen Welt bis zum völligen Untergange der griechischen Religion, oder von 39 n. Chr. bis 529 n. Chr. Der Fall des griechischen Heidenthumes.

»Eine Begebenheit, groß und bedeutsam wie keine, vorbereitet seit langer Zeit durch Moses und die Propheten, hier und dort durch griechische Weise, fortgepflanzt durch einen Zeitraum von fünf Jahrhunderten, und von unermeßlichen Folgen begleitet, dabei anziehend durch Mannigfaltigkeit und Wechsel; denn Lehre und Handlung, Schule und Welt, Begeisterung und Politik stellen in ihr dem Betrachter sich dar. Auch ladet sie ein zu vielseitiger ernster Betrachtung der menschlichen Dinge, indem sie von der Macht der Idee über die Verhältnisse, aber auch von der Beschränkung der Idee durch weltliches Interesse und geltende Formen zeuget, wie eine Zeit aus der andern sich entbinde, lehret und in der allmählichen Erstarrung einer alternden Welt den aufgehenden Keim eines neuen Lebens erblicken läßt.«

Es war im Jahre 39 unsrer Zeitrechnung, als in Folge einer Vision, aus der aber bereits schon ein Nachdenken und Reflectiren über die Sache hervorleuchtet, der Anhänger einer in einem Winkel des römischen Kaiserreiches unter einem gedrückten und den Römern namentlich ziemlich gleichgültigen, ja! widrigen Volke entstandenen Secte, Namens Kephas oder Petrus, zum klaren Bewußtsein dessen kam, was ihm und seinen Mitaposteln ihr gemeinsamer Herr und Meister bereits schon durch Wort und That gelehrt hatte*), »keinen Menschen gemein oder unrein zu heißen,« und »daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.« Oder mit andern Worten: es fiel die bisherige grauenhafte Schranke, welche, wie die Juden überhaupt, so auch die im Entstehen begriffene christliche Secte isolirte und insonderheit vom Heidenthume scharf trennte. Damit war aber der Untergang des letzten ausgesprochen. Denn gerade die Lehren dieser jüdischen Secte standen im schroffsten Gegensatz zum griechischen Heidenthum und erfüllten doch zugleich alle die Ansprüche, welche ein

*) Man s. über diesen Punct, der wohl auch bisweilen bestritten worden ist, Heubner zur fünften Aufl. des so trefflichen Reinhard'schen Werkes: Versuch über den Plan Jesu ꝛc. S. 409 ff.

religiöses Gemüth an eine äußere Religion macht, um sich selbst darin wiederzufinden und um sich mit Befriedigung darin zu versenken. Die neuen Glaubensboten predigten von einem einigen Gotte, von dessen geistigem, unsichtbarem Wesen, von seiner höchsten Vollkommenheit, von seiner Providenz, von seiner höchsten Milde, Güte, Erbarmen, Vergeben, von seinem Vaterverhältniß zu den Menschen; daß er keinen Körper habe wie die Sterblichen dieser Erde; daß er verehrt werden müsse als Geist im Geiste, das wäre die rechte, wahre Verehrung, nicht die durch Opfer und andere Werkthäteleien. Und wie forderten sie von den Bekennern des neuen Glaubens die strengste Sittlichkeit, die aufrichtigste Buße, die schärfste Aufmerksamkeit auf sich selbst, und zwar allein um Gottes willen! Sie lehrten, sich zu bekehren von den bisherigen falschen, nichtigen, machtlosen, todten Götzen zu dem eigentlichen, lebenden und allwirkenden Gott; sie lehrten: »Gott wohne in einem Lichte, da Niemand zu kommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann;« sie lehrten ferner: »Gott, der die Welt gemacht hat und Alles, was drinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erden, wohnet er nicht in Tempeln mit Händen gemacht, Sein wird auch nicht von Menschenhänden gepfleget, als der jemands bedürfe, so er selber jedermann Leben und Odem allenthalben gibt«; sie lehrten endlich eine göttliche Offenbarung der neuen Lehre von dem Stifter der neuen Religion. Damit aber war allem Glauben von Götterercheinungen, allem Anthropomorphismus, allem Spotte über das Heilige, allem Vertrauen auf die alten Dichter und auf die alte Mythologie, allem Opfern und aller religiösen Werkthätelei, insbesondere aber allen unedlen und unsittlichen Gebräuchen im Cultus, aller Bilderverehrung ein Ende gemacht. Die neutestamentliche Apostelgeschichte gibt uns einige wenige, aber um so bemerkenswerthe Beispiele von der Art und Weise, wie die Apostel zu Werke gingen. Als einstmals Paulus und Barnabas nach Lycaonien in Kleinasien gekommen waren, und der erstere einen lahmen Menschen gesund gemacht hatte und das Volk meinte: die Götter wären den Menschen gleich geworden und zu ihnen, den Lycaoniern, hernieder gekommen, und man den Barnabas — vielleicht wegen seiner hohen Gestalt — Zeus, den Paulus wegen seiner Rednergabe Hermes nannte, der Priester aber des Zeus, dem erstern ein Opfer in dem vor der Stadt liegenden Tempel darbringen wollte und schon Ochsen und Kränze brachte und opfern wollte sammt dem Volk: zerrissen sie vor Bestürzung und heiligem Abscheu über solch unvernünftiges, unheiliges Beginnen ihre Kleider und stürzten sich unter das Volk, schrieen und sprachen: Ihr Männer, was macht ihr da? Wir sind auch sterbliche Menschen gleichwie ihr und predigen euch das Evangelium, daß ihr euch bekehren sollt von diesen falschen zu dem lebendigen Gott ꝛc. Zu den Athenienfern sprach Paulus öffentlich: Ihr Männer von Athen, ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid. Ich bin herdurch gegangen und habe gesehen eure Gottesdienste und fund einen Altar; darauf war geschrieben: dem unbekannten Gott. Nun

verkündige ich euch denselbigen, dem ihr unwissend Gottesdienst thut ꝛc. Und zu Ephesus, wo eben der berühmte Tempel der Artemis so heilig geachtet, das Bild dieser Göttin mit so vieler Andacht von den Leuten aus nah und fern verehrt wurde, hatte Paulus frei geäußert: Es sind nicht Götter, welche von Händen gemacht sind.

Das alles war der offenbare Tod des ganzen griechischen Heidenthumes, und solches erkannten die Anhänger des alten Glaubens, die nicht sofort dem neuen zufielen, gar wohl. Es begann daher »sich nicht eine kleine Bewegung über diesem Wege zu erheben.« Nahm der neue Glaube überhand, so mußten die Tempel der bisherigen Götter, wenn sie nicht geradezu zerstört wurden, veröden, die bis daher so heilig geachteten Statuen derselben verächtlich, entbehrlich, nachtheilig erscheinen, die Hymnen verstummen, die heiligen Spiele und Aufzüge unterbleiben, die Opfer überflüssig dünken, die Altäre verfallen. Aber wie Vielen mußte daraus ein materieller Schade entstehen! Und dieser reizt oft mehr als das Aufgeben einer alten Gewohnheit und Vorstellung. Die Kaufleute, welche Weihrauch lieferten, die Viehhändler, welche Opferthiere verkauften, die Künstler, welche die Altäre, die Tempel bauten oder die Bildsäulen der Götter anfertigten, die Handwerker, welche die Gefäße lieferten und sonst ihr Brod bei den Festen und Spielen fanden, die Opferpriester und Priester, welche ihren bestimmten Antheil an den Opfern, an der Opfermahlzeit gehabt, alle mußten mit einem Male anfangen zu feiern und ihren Broderwerb in Abnahme gerathen sehen, wie uns das die Apostelgeschichte auch an dem Beispiele der Herren der wahrsagenden Sklavin in Philippi in Macedonien und des Goldschmiedes in Ephesus so lebendig darstellt. Es entstand ein furchtbarer Kampf beinahe sechs Jahrhunderte hindurch, wobei das griechische Heidenthum die Vortheile des Herkommens, des hohen Alters, der staatlichen Sanction, des Verwachsen-Seins mit allen Privat- und öffentlichen Einrichtungen, des Schutzes der höchsten Macht, des Oberhauptes im römischen Reiche, sogar der Bundesgenossenschaft der ihm sonst feindseligen jüdischen Religion genoß.

Aber dennoch erregte die neue Lehre »den ganzen Erdkreis.« Anfangs nun sahe die Staatsgewalt der Sache ruhig und theilnahmlos zu und schritt nur polizeilich ein, wenn etwa das Volk zu gewaltsamer Selbsthülfe gegen die Neuerer seine Zuflucht nahm und öffentlichen Aufruhr machte, wie z. B. eben in Philippi und in Ephesus. Gewöhnlich lehnte die Obrigkeit jede Einmischung ab, weil die ersten Glaubensboten Juden waren, und man die neue Lehre nur für eine Abänderung des Mosaismus hielt. Bald indessen wurde die Sache ernstlicher. Vermöge des Propagandismus, den der Stifter zugleich der neuen Lehre zugesellt hatte — ein bis jetzt unter den Menschen noch nie gesehenes, unbekanntes und darum um so wirksameres Mittel zur Verbreitung des neuen Glaubens — tauchte das Christenthum an den verschiedensten Oertern zu gleicher Zeit auf, selbst in der Hauptstadt des damaligen Weltreiches, und der obersten

Staatsgewalt erschien die Sache bald, wenn nicht bedenklich, doch wenigstens der Beachtung und eventuellen Unterdrückung werth. Das römische Heidenthum und das griechische waren aber bereits so eng mit einander verwachsen, daß sie damals als eins betrachtet werden können. Und so kamen dem letztern auch die Maaßregeln zu Statten, welche die römische Staatsgewalt im vorliegenden Falle anwendete.

Denn was die häufig so gerühmte Duldsamkeit der Römer gegen auswärtige Religionen anbetrifft, so bedarf die gewohnte Vorstellung davon, wie Neander in seiner Kirchengeschichte sehr treffend nachgewiesen hat, bedeutender Einschränkungen. Es waren ja nicht bloß einzelne Culte, welche zu den vorhandenen hinzukommen sollten, wie man sie früher in das griechische und römische Heidenthum aufgenommen hatte; das Christenthum war eine total andere Religion, sowohl hinsichtlich der Lehre als hinsichtlich des Cultus, die sich mit dem bestehenden gar nicht vertrug, die die bisherigen deßfallsigen Verhältnisse ganz umgestaltete. Nun war im römischen Staate von jeher die Religion Staatssache gewesen; sie war mit allen öffentlichen und Privat-Einrichtungen verschmolzen; die dahin beziehlichen Staatsgesetze gehörten mit zur allgemeinen bürgerlichen Gesetzgebung und Verwaltung. Wenn Cicero in seinem Werke über ideelle Gesetzgebung, ganz gewiß in Uebereinstimmung und analog mit dem zu Rom wirklich geltenden Sacralrechte, folgendes Gesetz aufstellt: »Niemand soll für sich seine besondern Götter haben; Niemand soll neue oder fremde Götter, wenn sie nicht von Staats wegen anerkannt, für sich besonders verehren«; wenn Dio Cassius den Mäcenas zu Augustus in einer, wenn auch erdichteten Rede so sprechen läßt: »Verehre die Götter auf alle Weise nach den vaterländischen Gesetzen und zwinge die Uebrigen, sie so zu verehren; diejenigen aber, welche irgend etwas Fremdes in dieser Beziehung einführen, hasse und strafe, nicht allein der Götter wegen, weil, wer sie verachtet, auch vor nichts Anderm Ehrfurcht haben kann, sondern weil solche, indem sie neue Gottheiten einführen, Viele verleiten, auch fremde Gesetze anzunehmen, woher dann Verschwörungen und geheime Verbindungen kommen, die am wenigsten der Monarchie zuträglich sind. Gestatte Keinem, die Götter zu läugnen!« u. s. w.; wenn der römische Rechtsgelehrte, Julius Paulus, unter den Staatsgrundgesetzen des römischen Rechtes als geltend dieses aufführt: »Solche, welche neue und ihrer Anwendung oder Beschaffenheit nach unbekannte Religionen einführten, durch welche die Gemüther der Menschen beunruhigt würden, sollten, wenn sie aus den höhern Ständen wären, deportirt, wenn aus den niedern Ständen, mit dem Tode bestraft werden«; wenn endlich Diocletian im Jahre 296 decretirt: »Die unsterblichen Götter haben durch ihre Vorsehung wohlgeordnet und festgestellt, was wahr und gut ist. Viele gute und weise Männer stimmen darin überein, dieß unverändert fest zu halten. Man darf sich solchen nicht entgegen stellen. Keine neue Religion sollte es wagen, die alte zu tadeln; denn es ist das größte Verbrechen, das umzusto-

ßen, was ein Mal von den Vätern festgesetzt und was im Staate herrschend ist«: so erkennt ein Jeder, wie das Christenthum nur in die Classe jener neuen verpönten Religionen fallen mußte, wie es nicht in die Classe der im Staate erlaubten oder geduldeten gehörte. Auch unterließen die Juden, vermöge ihres Hasses, gegen die neue vom Mosaismus abgefallene Secte, geltend zu machen, wie zwar ihre Religion ein religio licita wäre, keineswegs aber die christliche. Es kam noch ein Umstand hinzu, der den neuen Glauben der Staatsbehörde strafbar däuchten machte: als die Kaiser — oft schon bei ihren Lebzeiten — zu Göttern erhoben, Tempel ihnen gebauet, Feste gefeiert, Opfer gezollt wurden, und die Christen natürlicher Weise sich weigerten, an dem Allem Antheil zu nehmen oder wenigstens es vernachlässigten: da wurden sie denuncirt, des damals so gewöhnlichen Majestätsverbrechens angeklagt. Auch unterließ nicht das Gerücht zu erzählen, welcher Gräuel und Schandthaten die Christen bei ihren geheimnißvollen Zusammenkünften sich schuldig machten. Daher Peinigungen, Verfolgungen, Hinrichtungen, Niedermetzlungen schon seit Nero.

Das leistete nun freilich dem griechischen Heidenthume keinen geringen Vorschub. Ueberdem pflegt dem Menschen das lieb zu werden, was er hingeben soll, selbst wenn er es bis daher mit Gleichgültigkeit betrachtet und behandelt hat. Das war auch hier der Fall. Je mehr die Heiden merkten, daß ihrer Religion Abbruch geschahe, desto mehr stellten sie sich dem entgegen. Bald traten selbst Schriftsteller, die der Feder gewachsen waren, gegen das Christenthum auf, griffen die neue Lehre an, vertheidigten ihren alten Glauben. Die Geschichte der Literatur aus dieser Zeit weiß viele solcher Werke aufzuzählen. Und sogar Philosophen, welche der Dialektik Meister, unternahmen den Kampf für das Alte, machten auf das Vortreffliche ihres Heidenthumes aufmerksam, entschuldigten das Schlechte oder suchten es durch Deutung mild auszulegen und das Ganze der fortgeschrittenen Zeit zu accommodiren. In dieser Beziehung haben sich besonders die Platoniker im gegenwärtigen Zeitalter ausgezeichnet, vor allen Plutarch, bei dem man jedoch im Ganzen ein merkwürdiges Schwanken in seinen Ansichten wahrnimmt, und wahrscheinlich waren auch schon selbst christliche Ideen hin und wieder in die damalige Philosophie der Heiden unvermerkt eingedrungen. Plutarch glaubt an Götter und glaubt an eine Vorsehung derselben. »Es gibt,« sagt er unter Anderm, »nicht barbarische und griechische Götter, nicht mittägige und mitternächtliche, sondern alle Völker verehren die himmlischen Geber, die Wohlthäter des Menschengeschlechts.« Er hatte mithin den Weg zur allgemeinern Religion bereits gefunden. Ferner spricht er in mehreren seiner Schriften von der das Weltall ordnenden göttlichen Intelligenz, als dem höchsten Wesen, welchem die Eigenschaften der Unvergänglichkeit, Unsündlichkeit, Freiheit von menschlichen Affecten zukomme, und mit dieser Idee verband er den Glauben an eine sittliche Bestimmung des Menschen. Es finden sich bei ihm viele große und würdige Gedanken von Gott

und den göttlichen Dingen, namentlich auch die Idee der Unsterblichkeit als Fortbildung und Vergeltung gedacht und selbst als Wiedervereinigung mit denen, die man im Leben geliebt. Viele der alten Götter und Götternamen deutete er physisch. So nahm er die Hera für die Luft, den Hades (Aidoneus) für die Erde u. s. w. Auf diesem Standpuncte erhoben, konnte er natürlich mit dem Volksglauben und mit den Quellen desselben nicht zufrieden sein. »Der Weise,« äußert er daher an einer andern Stelle, »erheuchelt Gebet und Anbetung aus Furcht vor der Menge, und er spricht Worte aus, die seiner Ueberzeugung entgegen sind, und indem er opfert, erscheint ihm der schlachtende Priester nur wie ein Koch.« »In der Religion,« heißt es ferner wieder ein Mal bei ihm, »gibt es drei Führer oder Lehrer: Dichter nehmlich, Gesetzgeber und Philosophen, welche zwar alle annehmen, daß Götter sind; über ihre Zahl aber, über ihr Wesen und ihre Macht liegen sie unter einander in großem Zwiste. Die unzuverlässigsten Führer sind die Dichter: sie lügen viel. Wer kann ihre dichterischen Bilder, welche z. B. dem Streite und der Flucht, dem Schrecken und der Furcht göttliche Ehren spenden, für Wahrheit nehmen?« Er sucht sich deßhalb durch ethische und physische Erklärungen der anstößigen Sache zu entledigen, indem er geradezu gesteht: »Wären dieselben buchstäblich zu verstehen, so müßte man vor dem Munde, der solches sagte, ausspeien und ihn verfluchen.« Er verlangt daher beim Jugendunterricht das, was giftiges Unkraut ist, ausgerottet aus den Werken der Dichter, und daß man immer der Täuschungen eingedenk sei, mit denen jene Sphinx, die Dichtkunst, den Sinn der Menschen berücke. Nach Anführung einiger derartigen Fabeln fährt er dann also fort: »Gegen solche Dinge müssen wir uns gleich von Anfang an dadurch rüsten, daß wir bedenken, die Poesie kümmere sich nicht viel um Wahrheit; was aber an diesen Dingen wahr sei, werde nur mit Mühe selbst von denen gefunden, welche die Erforschung der Wahrheit zu ihrem besondern Geschäft sich gemacht haben.« Man sieht, Plutarch war tiefer als seine Vorgänger in das Wesen der Poesie eingedrungen. Höher als die fabelnden Dichter schätzt er die Gesetzgeber; aber als ganz zuverlässige Führer könnten doch auch diese nicht angesehen werden, weil die Philosophen ihnen in so manchen Dingen widersprächen. So bliebe denn nichts Andres übrig, als die Philosophen zu Schiedsrichtern über die Richtigkeit der Gottesverehrung einzusetzen. Plutarch tadelt ferner den Herodot wegen der Annahme, daß die Götter neidisch wären. In einem eignen Werke über Deisidämonie, sucht er zu zeigen, daß der Aberglaube ein noch größeres Uebel sei, als der Unglaube. Alles Dinge, welche den aufgeklärten vernünftigen Mann verrathen. Und wie hier den Aberglauben, so bestritt er anderwärts den Unglauben, tadelte den Euhemerus und dessen Bemühen, zeigte, wie das Leben des Ungläubigen zu freudloser Gemeinheit herabsänke, und namentlich jedes Fest seine Bedeutung für ihn verliere; denn was bei der Feier von Festen den Menschen erhöbe und erfreute, wäre nicht die Menge des Weines

und des Bratens, sondern die gute Hoffnung und der Glaube, daß der Gott wohlwollend gegenwärtig wäre und gnädig das Dargebrachte annähme, ohne welchen Glauben der das Thier schlachtende Priester nur als ein Koch vor den Opfernden stehe. So trachtete Plutarch wieder Sinn, Leben, Theilnahme bei und zu den Handlungen des gemeinen Cultus zu erwecken. Zu dem Ende bemühte er sich auch, die Vorstellungen über das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen, auf welche sich die bestehenden Religionsinstitute, namentlich die Mantik und die Orakel, gründeten, philosophisch zu erläutern und festzustellen und die deßfallsigen Angriffe von Gotteslängnern zurückzuweisen. So z. B. war damals von Vielen längst die Göttlichkeit der Orakel bezweifelt worden; auch schien ihr sichtlicher Verfall die Behauptung zu rechtfertigen, daß sie nichts als Menschenwerk wären u. s. w. Plutarch suchte in zwei Schriften zu erweisen, wie dennoch an ihnen etwas Wahres wäre. Um das Unwürdige aus den religiösen Vorstellungen seiner Landsleute zu entfernen, machte er den Unterschied zwischen Göttern und Dämonen geltend. Nicht von jenen, sondern von diesen wären die mannigfaltigen Erzählungen von Entführung, Verirrung, Verbergung, Flucht und niedrigen Diensten zu verstehen, von welchen die alten Schriftsteller berichteten. Den bösen Dämonen gälten namentlich die Feste und Opfer, bei denen man rohes Fleisch äße, Thiere zerrisse, fastete, wehklagte, schändliche Reden führte und unter wüthenden Renkungen des Körpers gräßliches Geschrei ausstieße. So blieben die eigentlichen Götter in Ehren, und die rohen selbst und anstößigen Gebräuche waren nicht ohne Sinn und Bedeutung. In Plutarchs Schriften finden sich auch nicht minder Spuren allegorischer Deutung der Mythen.

Diese Weise, die Vor- und Darstellungen der Vorzeit zu retten und zu entschuldigen, nahm aber besonders im dritten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung überhand. Maximus von Tyrus behauptete sogar, die Dichter und Philosophen hätten auf eine und dieselbe Weise gelehrt, jene in bilderreicher, der Fassungskraft eines rohern Geschlechtes angemessener Weise, diese in klarer und bestimmter, wie es das Bedürfniß einer reifer gewordenen Zeit erheischte. Weil zu seiner Zeit Viele an dem Bilderdienste Anstoß nahmen und an der abergläubischen Vermengung der Symbole der Götter mit ihrem Wesen, so gab er einerseits zwar zu, daß wer stark genug sei, sich gerades Weges zum Himmel zu erheben, der Bilder wohl nicht bedürfe; allein auf der andern Seite macht er, und zwar mit Recht, darauf aufmerksam, daß der Mensch bei seiner Schwachheit der äußeren Zeichen bedürfe, daß die allgemeine Sitte, ohne Störung und Verwirrung anzurichten, nicht verändert werden könne, und daß ja doch Alle, der Grieche durch die Kunst des Phidias, der Aegypter durch die heiligen Thiere, andere Völker durch ein Geflirn und durch das Feuer an Gott erinnert würden. Derselbe Philosoph sprach dem Gebete eine den Willen der Götter bestimmende und lenkende Kraft ausdrücklich ab und lehrte, daß das Gebet der Weisen nur Unterredung mit den

Göttern über Güter sei, welche der Mensch durch sich selbst empfange: Gebet um Tugend, Seelenruhe, schuldlosen Wandel und Hoffnung im Tode.

Durch solche Bemühungen, den alten Glauben zu reinigen, zu stützen, zu veredeln, mußten die Platoniker nicht wenig dazu beitragen, die Griechen bei ihrer Religion festzuhalten. Mit ihnen thaten jetzt nur zum Theil die Stoiker, die wir in der vorigen Periode doch als besondere Pfeiler des Volksglaubens haben kennen lernen. Sie hegten nehmlich zwar eine überaus würdige Gottes- und Sittenlehre; aber obwohl sie den Glauben an ein Göttliches bewahrten, auch die bestehenden religiösen Einrichtungen und Gewohnheiten nicht zum Gegenstande ihres Tadels und ihres Spottes machten, befreundeten sie sich gegenwärtig nicht mehr, wie früher, mit dem Volksglauben. Sie wendeten sich gleichgültig von ihm weg, vielleicht darum, weil sie, selbstgenugsamer als die Platoniker, der philosophischen Untersuchung über diesen Gegenstand nicht mehr zu bedürfen glaubten und hofften, daß an die Stelle des unhaltbaren volksthümlichen nach und nach der philosophische Glaube treten werde. In solchem Verhältnisse zu ihrer Zeit finden wir wenigstens die Repräsentanten der stoischen Schule in damaliger Zeit, den Epiktet und Marc Aurel. Ein ziemlich kalter Quietismus und Indifferentismus leuchtet aus ihren Schriften hervor.

Das war noch mehr der Fall bei den Skeptikern jener Zeit, die vom Unglauben nicht fern waren. »Der Skeptiker,« so äußerte sich Sextus Empiricus in Bezug auf die Lehre von den Göttern, »verfährt vielleicht am sichersten unter allen Philosophen, indem er gemäß den vaterländischen Gesetzen und Einrichtungen sagt, daß Götter sind, und Alles, was zu ihrer Verehrung und zur Frömmigkeit gehört, beobachtet, als Philosoph aber keine unbesonnene Behauptung, weder daß Götter sind, noch daß sie nicht sind, sich erlaubt.« So vermochte diese Schule zwar allerdings den Vorwurf des Atheismus von sich abzuweisen, auch es vor sich selbst zu rechtfertigen, wenn sie Theil nahm an den öffentlichen Gottesdiensten; aber mit welcher Kälte konnte sie das nur thun! Indifferentismus war wenigstens die unausbleibliche Folge dieses Skepticismus.

Für wahrhaft Ungläubige müssen gelten die Anhänger der epicureischen und cynischen Schule jener Zeit. Als ein solcher galt öffentlich Demonax in Athen, den man hier anklagte des Atheismus, weil ihn Niemand jemals opfern gesehen hatte, und er der einzige in der Stadt sei, der sich nicht in die eleusinischen Geheimnisse habe einweihen lassen, und so erwies er sich auch bei seiner Vertheidigung. Oenomaus, entweder Epicureer oder Cyniker, schrieb im Zeitalter Hadrians ein besonderes Werk: »Enthüllung der Wahrsager,« in welchem er die Mantik bestritt und die Orakel als Betrügereien verwarf und sich unter Anderm nicht entblödete, in einem scharfen Tone den Apollo anzureden, ihn einen schändlichen und unverschämten Propheten zu schelten und ihn wegen der Folge seiner schlechten Weissagungen zu Rede zu stellen.

So arg schon diese Frivolität war, so übertrifft ihn darin doch noch der Spötter Lucian. Will man den heidnischen Unglauben in der gegenwärtigen Periode auf der Spitze sehen, so darf man nur dessen Schriften lesen. Der Lehre Epicurs huldigend, und weder der Götterlehre der Griechen zugeneigt noch überhaupt Religion als Sache des menschlichen Herzens und göttlicher Offenbarung anerkennend, und mit dem Talente von Natur begabt, in Allem das Lächerliche zu entdecken und auf eine einnehmende gefällige Weise darzustellen und der Welt zum Gelächter preis zu geben, fand er hierzu reichlichen Stoff in dem gemeinen Glauben seiner Zeit und der Vorzeit. Darum und weil, wer diesen Gegenstand wählte, wer den Volksglauben bestritt und mit geistreicher Frivolität dem Spotte preisstellte, zu jener frivolen Zeit auf den Beifall Vieler rechnen konnte, ferner auch darum, weil im Gegensatze hierzu eine den alten Glauben wieder schützende mystische Partei aufgetreten war, fremde Mysterien, Propheten, Zeichendeuter und Wunderthäter vielen Eingang gefunden hatten, auch wohl, weil er es für verdienstlich halten mochte, Betrüger wie den Alexander von Abonoteichos, zu dessen neugestiftetem Orakel die abergläubische Menge strömte, und Phantasten wie den Peregeinus zu entlarven oder in ihrer Blöße zu zeigen, mochte sich Lucian vorzugsweise dieser Seite bei seinen literarischen Bestrebungen zuwenden. So wird es begreiflich, warum er die Bekämpfung des Volksglaubens und der Götterculte zu seiner Zeit zu seinem Hauptzwecke gemacht hat und nicht etwa nur gelegentlich sondern auch in besondern Schriften bald die Götter verspottete, bald die gottesdienstlichen Gebräuche verhöhnte. Er faßte das Leben der erstern, namentlich wie die homerischen Gesänge es liefern, von der profansten und plattesten Seite, ohne zu unterscheiden, was Wahrheit, was Dichtung sei. Je abgeschmackter und burlesker das Sujet war, desto willkommener dem Spötter. In den Göttergesprächen, die er verfaßt hat, machen sich die sich unterredenden Götter selbst lächerlich und verächtlich. Hera z. B. zankt mit dem Zeus wie ein eifersüchtiges Weib mit ihrem ausschweifenden Manne; Zeus lauert gierig auf den Opferdampf und kann den Aerger nicht verhehlen, daß derselbe jetzt seltener als sonst zu ihm aufsteige u. dergl. m. Auf gleiche Weise setzte er das Unsinnige oder Unglaubliche der gangbaren Vorstellungen von dem Zustande der Seelen nach dem Tode, von den Strafen in der Unterwelt ꝛc. in ein spöttisches Licht. »Ohne Zweifel,« sagt er irgendwo in dieser Beziehung, »haben, was man vom Hades weiß, diejenigen erzählt, welche vor Zeiten von da wieder zurückgekehrt waren, — — ehrwürdige und vollgültige Zeugen, die vermuthlich aus der Quelle Lethe nicht getrunken hatten; denn sonst hätten sie ja unmöglich Alles so genau behalten können.« Auf gleiche Weise schrieb er über die Opfer, über die Orakel. So suchte Lucian zu zerstören »Alles, was Glaube hieß und Anbetung. Wahn nur fand er wie in den mythologischen Vorstellungen, so in den religiösen Ideen selbst, Aberglauben und Betrug in allen gottesdienstlichen Anstalten der Völker. Die Wirkung seiner Schriften aber

mußte um so größer sein, da er sie mit Witz und Laune zu würzen, und so leicht und verständlich zu schreiben wußte, daß Jeder ihn fassen konnte, unverkennbare Irrthümer und Gebrechen auf die treffendste Weise rügte und die Kunst verstand, Alles, was er wollte, zum Gegenstande belustigenden Spottes zu machen. Offener konnte das Widerspruchsvolle der Mythologie nicht dargelegt; in ein helleres Licht konnte ihr ungereimter und unwürdiger Anthropomorphismus nicht gesetzt werden, als von ihm geschah. Unheilbar verwundete sein schonungsloser Spott das religiöse Gefühl: wer ihn gelesen hatte, konnte nicht mehr an die Volksreligion glauben, ob er auch dem frivolen Spötter zürnen mochte. Groß war unstreitig die Zahl der Ungläubigen zu seiner Zeit; größer noch mußte sie durch einen Schriftsteller werden, welcher dem Einen klar machte, was er bisher nur dunkel gefühlt hatte, dem Andern Muth gab mit gleicher Ungebundenheit sich auszusprechen, und in allen seinen Lesern den letzten Rest der Scheu vor dem Heiligen austilgte.«

Wenn es dessenungeachtet doch auch viele Gläubige jetzt und fernerhin noch gab: so erklärt sich das aus der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere und dem Festhalten so Vieler an dem Alten, Hergebrachten. Zu den Gläubigen gehört unter Andern der Reisende durch Griechenland, Pausanias (um dieselbe Zeit). Zwar urtheilt er selten über die Heiligthümer, die er sahe: er beschreibt sie vielmehr bloß, aber mit großer Genauigkeit; allein, wo er urtheilt, urtheilt er meistens fromm und gläubig. So zweifelt er z. B. nicht, daß die, welche den Tempel der Kabiren entweiht, mit Wahnsinn oder mit dem Tode durch rächende Blitze bestraft worden seien. Eben so behauptet er, daß die Quelle zu Paträ, in welche Kranke einen Spiegel hinabließen, um entweder das Bild eines Lebendigen oder eines Todten darin zu schauen, wirklich die Kraft habe, Leben oder Tod zu prophezeien. Und den Volksglauben sucht er öfter zu vertheidigen und auf eine oberflächlich-rationalistische Weise zu erklären. So sagt er an einer Stelle: »Die ehemaligen Menschen waren ihrer Gerechtigkeit und Frömmigkeit wegen Gastfreunde und Tischgenossen der Götter, und wenn sie gut waren, traf sie offenbar Ehre von den Göttern und auf gleiche Weise, wenn sie Unrecht thaten, der Zorn der Götter. Dann wurden auch damals Götter aus den Menschen, welche noch jetzt diese Ehre genießen. So kann man auch glauben, daß ein Lycaon ein Thier, die Niobe des Tantalus in einen Stein verwandelt worden ist.«

Zur Genüge wird man aber aus dem Beigebrachten erkennen, welche Zerfahren- und Zerrissenheit hinsichtlich des religiösen Glaubens in der griechisch-heidnischen Welt statt fand, und wie leicht es dem Christenthume, trotz aller Beschränkungen und Bedrückungen, denn doch werden mußte, sich immer mehr und mehr auszubreiten und dabei der griechischen Religion den wesentlichsten Abbruch zu thun, mochten auch von Staats wegen oder von Kaisern alte vernachlässigte Culte hier und da wieder hergestellt, mochten neue, wie z. B. der Isis-, Serapis-, Mithras-Dienst, eingeführt werden —

das Alte war nicht mehr zu halten. Bald traten nun auch gelehrte und der Schriftstellerei kundige Christen auf und griffen, theils zu ihrer Vertheidigung theils zum Umstürzen des schon morschen Gebäudes, das Heidenthum an, und — es gewährte ihnen ja Seiten genug, Blößen genug. Die Schriftsteller der eignen, griechischen Welt waren ihnen dabei ja schon vielfach mit Beispiel vorangegangen, hatten bereits viele dieser Blößen aufgedeckt. Sie griffen an die Vielheit der Götter, die Vorstellungen des Volks von der Gestalt, dem Wesen, der Handlungsweise, Darstellungsart derselben; sie mißbilligten die Opfer, das Sonderbare und Auffällige an so vielen Culten. Ja! man tadelt sogar die Philosophen, welche sich dieses Afterglaubens annähmen, die allegorischen und etymologischen und historischen Deutungen, oder benutzte selbige, um so recht die Nichtigkeit all dieser Vorstellungen zu erweisen. Zwar wehrten sich die Heiden, und, in dialektischer und stylistischer Hinsicht und an allgemeiner Bildung überlegen wie sie waren, bereiteten sie dem Christenthume keinen geringen Kampf. Hierzu kam noch, daß eine neue philosophische Secte, die Neuplatoniker in Alexandria und später auch in Athen, das Heidenthum ihres Volkes auf jede mögliche Weise zu verklären suchten. Sie nahmen das lebhafteste Interesse an dem Religiösen überhaupt, philosophirten viel über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt, behandelten die Gegenstände dieses Glaubens mit Ehrfurcht und Achtung, tadelten auch vieles Unanständige und Unwürdige an der alten Volksreligion, fühlten im Ganzen recht wohl dem Christenthume gegenüber, wie es überhaupt die Aufgabe ihrer Zeit wäre, eine durchaus andere Basis des religiösen Lebens zu gewinnen und das Alte vielfältig umzugestalten. Aber auf der andern Seite suchten sie doch auch wieder das Meiste derselben zu vertheidigen und zu rechtfertigen. So gingen sie namentlich von dem Grundsatze aus, das Gute ruhe in der Vergangenheit, da in ihr die Blüthe der alten Welt gewesen. Sie bedienten sich ferner der alten schlechten Etymologien und Deuteleien der früheren Philosophen und der Orphiker namentlich, oder gingen darin noch weiter als diese, um die unsaubern Göttergeschichten der frühern Dichter zu mildern und zu vertheidigen. Was sie hier gethan, ist fast unglaublich, aber freilich wie? Nur hin und wieder findet man etwas Erträgliches, selten etwas Vernünftiges. Die spätern Anhänger dieser Secte wurden auch mit den Lehren des Christenthumes vertraut, und offenbar haben sie Manches daher stillschweigend entlehnt, was sie nun als ihre, das Heidenthum veredelnde Meinung der Welt hinstellten, um jenes eben ihren Zeitgenossen wieder zu empfehlen und werth zu machen. So hat z. B. Philostratus offenbar das vermeintliche Leben des Apollonius von Tyana in dieser Absicht geschrieben. Derselbe verwarf schlechthin die Thieropfer, ohne gerade die Opfer deßhalb als etwas Unsinniges zu verdammen; im Gegentheil setzte er den Zweck derselben sehr vernünftig darin, daß der Mensch durch solche Darbringungen die Götter ehre und ihnen Dank zolle. Eben so erklärt sich Porphyrius: er verwirft gleichfalls die Thieropfer, nimmt an

einen obersten und reinen Gott, dringt auf einen dem angemessenen Gottesdienst, der nur in reinen Worten und in reinen Gedanken bestehen könne. Neben diesen edlen Grundsätzen taucht dann aber auch wieder manches ächt Heidnische, Veraltete, Phantastische auf, und wie die griechische Philosophie überhaupt in viele Secten und jede Secte wieder in mehrere Untersecten zerfallen war, so auch dieser Platonismus. Jeder spätere Anhänger derselben änderte bald diese bald jene Meinung: eine Seite des griechischen Heidenthumes, welche den Christen ganz besonders eine verwundbare Stelle darbieten mußte. Die Folge davon war, daß das Christenthum, aller jener Anstrengung der Gegenpartei ungeachtet, an Ausdehnung und damit an Kraft wuchs. Um das Jahr 330 sahe es sich schon durch Constantin den Großen dem Heidenthume gleichgestellt im römischen Reiche.

Aber zwei einander im Niveau gegenüberstehende Gegner bleiben nicht lange in Frieden. Es mußte zum Kampfe kommen. Einer mußte siegen. Und das Heidenthum mußte untergehen, weil es sich überlebt hatte, weil es den Anforderungen des fortgeschrittenen menschlichen Geistes nicht mehr genügte, weil es auf einem Grunde ruhte, der zumeist morsch und nicht mehr zu verbessern war, und das Christenthum mußte Sieger werden durch seine Wahrheit, durch die Bassis seines Ursprungs, durch seine jugendliche Frische.

Die Reaction unter Julian (360—363), mit so mächtigen Waffen sie auch begonnen und durchzuführen versucht wurde, war doch ohne bedeutende Erfolge, weil von kurzer Dauer. Und das Christenthum war bereits zu sehr erstarkt. Seitdem mußte das griechische Heidenthum je mehr und mehr das Feld räumen. Die oberste Staatsgewalt gehörte ihm nun bald nicht mehr an. Ja! es dauerte nicht lange, so trat das Christenthum in die Rolle ein, die bis daher das Heidenthum gegen dasselbe gespielt hatte: es beschränkte, es verfolgte, es suchte den Gegner zu vernichten. Hatte schon früher Constantin d. Gr. einzelne Tempel zerstören lassen (z. B. zu Aegä in Cilicien den Tempel des Aesculap), aber nur um lasterhaften Ausschweifungen ein Ende zu machen, so wiegelten jetzt fanatische Mönche und Priester den christlichen Pöbel auf zu gewaltsamen Maaßregeln gegen Alles, was heidnisch hieß oder war, wobei sie nicht selten recht geflissentlich die Täuschungen der frühern Priester ans Licht zogen, so daß, was bei dem getäuschten Volke früherhin Gegenstand der größten Verehrung gewesen, jetzt Gegenstand des lautesten Hohnes, der tiefsten Verachtung wurde. Kaiserliche Befehle ergingen von Zeit zu Zeit, welche das Aufrichten von neuen Götzenbildern, das Erbauen von neuen Tempeln, das Begehen alter Opferfeste verboten. Die alten Heiligthümer verfielen entweder, weil sie verlassen und ungebraucht da standen, oder wurden zerstört oder in christliche Kirchen verwandelt, die Bildsäulen zum größten Theil vernichtet, die Tempelschätze geraubt oder eingezogen. Man hielt und schalt dieß Alles als Werke des Teufels. So weit ging die fanatische

Verblendung, daß man nicht das Aeußere vom Kern, das Schöne in der Form von dem Unrichtigen in der Sache schied. Dieß geschahe besonders, seitdem sich im ehemaligen Byzanz die neue christliche Regierung constituirt hatte und nun mit aller Kraft und ungehindert auftreten konnte, und 395 sogar die Trennung des römischen Reiches erfolgt, Constantinopel vorzugsweise der Sitz des griechisch-christlichen Elementes geworden war. Nun verfuhr man wahrhaft methodisch mit der Unterdrückung des alten Heidenthumes. Hatte schon Constantinus im Jahre 346 befohlen, alle heidnischen Tempel zu schließen; hatte Theodosius d. Gr. decretirt, Opfer und Opferschau als Majestätsverbrechen zu verfolgen, harte Strafen auf Anbetung von Götterbildern gesetzt, und bestimmt, daß alle Oerter, wo Weihrauch gedampft, wofern sie Eigenthum des Räuchernden wären, dem Fiscus verfallen sein sollten; hatte man alle priesterlichen Personen des alten Cultus ihre Vorrechte und öffentlichen Einkünfte entzogen, so gebot nun (im Jahre 408) ein kaiserliches Edict die Fortschaffung der geweihten Bilder, welche etwa noch übrig wären, aus den Tempeln und die Verwendung dieser Gebäude zum öffentlichen Gebrauch. Bald nachher (426) befahlen nochmals die Kaiser Theodosius II. und Valentinian, unter wiederholten Verboten des Opferns, bei Todesstrafe gegen die Uebertreter, alle Tempel, Capellen und Heiligthümer, die noch ständen, nach Anordnung der Obrigkeit abzutragen und durch Aufrichtung des heiligen Kreuzes zu entsühnen. Die schönsten Statuen wurden aus den Tempeln von nah und fern nach Constantinopel geschafft, um nicht mehr als Götter sondern als Denkmäler der Kunst die öffentlichen Plätze zu zieren, und die schönsten Säulen gebraucht, um christliche Kirchen zu schmücken.

Unter solchen Umständen konnte die alte heidnische Religion sich nur noch im Verborgenen halten. Aber eben darum ward sie Manchem um so theurer. In entlegenen Klüften und einsamen Gegenden entweder ward sie geübt oder von Philosophen als esoterische Weisheit unter der Hülle mystischer Auslegung gelehrt.

Dieß Letztere geschah besonders und noch lange Zeit hindurch in der Metropolis altgriechischer Bildung und der Philosophie, in Athen, welches auch seine heidnischen Weihbilder und Tempel am längsten bewahrte, so daß sich der Philosoph Proclus lange Zeit trösten und freuen konnte, daß er zwischen den heiligen Tempeln des Aesculap und des Dionysos mitten inne wohnte, und daß das heilige Bild der Athene auf der Burg auf ihn herniederblickte. Endlich aber mußte er es doch noch erleben, wie das letztere auch fortgeschafft wurde. Hier in Athen ließ die Vererbung der hohen wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung aus den Zeiten des Heidenthumes, das Bewußtsein von dem Werthe derselben die Philosophen noch immer das Alte beibehalten, nicht aufgeben gegen eine Religion, welche, wenn auch nicht in ihrem Grunde, doch wenigstens damals als eine Feindin und Zerstörerin dieser Bildung sich erwies. Aede-

sius, Chrysanthius, Plutarch d. J., Syrianus, Proclus, Marinus, das ist eine Reihe von Philosophen, welche immer fort dem alten Heidenthume noch gehuldigt. Ja! Proclus wurde sogar geraume Zeit hindurch (450? — 485) ein wahrer Pfeiler des alten Glaubens.

So blieb es, bis Justinian (529) zum Throne gelangte. Der wollte nicht länger dulden, daß der Hellenismus in seinem Reiche noch Anhänger — es fanden sich deren sogar in Constantinopel um die Person des Kaisers; aber der eigentliche Heerd dieser Opposition gegen das christliche Element war Athen — bewahrte, und solches durch eine scharfe Untersuchung und durch ein neues Edict abändern. Viele Bekenner des alten Glaubens wurden entdeckt, ihrer Aemter entsetzt, ihrer Güter beraubt, einige hingerichtet. Auch verordnete der Kaiser, daß hinfort die Anhänger des alten Griechenthumes keine öffentlichen Aemter bekleiden sollten. Und das folgende Jahr darauf sandte er ein Edict nach Athen, daß Niemand ferner daselbst Philosophie lehren dürfte. Dieß führte die letzte Katastrophe des altgriechischen Heidenthumes herbei. Sei es, daß sich die noch vorhandenen Philosophen ungern in ihrer Lehrfreiheit beschränkt sahen, oder trat man ihnen sonst noch zu nahe, — genug sieben derselben entschlossen sich auszuwandern, nach Persien zu gehen, wo nach der damals verbreiteten Meinung eine Regierung sein sollte, die ihnen als eine platonische Verbindung von Philosophie und Königthum erschien, und wo das Volk gerecht und mäßig sein sollte. Allein sie fanden Alles anders, als sie erwartet. Sie verlangten daher sehnsuchtsvoll wieder nach der Heimath zurück, und der damalige König von Persien, Chosroos, verwirkt ihnen in dem eben unterhandelten Friedensschlusse die Rückkehr aus unter der Bedingung, daß sie ungestört für sich leben dürften, ohne genöthigt zu sein, anzunehmen, was gegen ihre Ueberzeugung wäre, oder den väterlichen Glauben zu verändern. Damascius und Simplicius, die beiden Führer, kehrten nun wirklich zurück. Sie blieben Hellenen, wie Agathius sagt, der selbst nur dem Namen nach Christ war. Allein ihre Schule blieb geschlossen. Und mit ihrem Tode ist die letzte Spur des griechischen Heidenthumes erloschen. Jene Auswanderung aber geschahe, wie neuerdings erwiesen worden, im J. 532 der christlichen Zeitrechnung, die Rückkehr das Jahr darauf.

Wir haben den Gegenstand unsrer Darstellung bis zum Grabe geleitet. Entstanden und emporgesprossen zu einer vor aller historischen Kunde liegenden Zeit, treffen wir ihn bereits erwachsen zu einem vollständigen Baume, wann wir ihn kennen lernen, aber auch bereits an seiner Wurzel verdorrt und unkenntlich. In seiner blühendsten Periode trägt er schon den Keim zu seinem Tode, ist

er bereits unten völlig abgestorben. Die falschen Mittel, die man anwendet, sind nicht geeignet, ihn wieder zu beleben, und so stirbt er hin, überholt und verdrängt von einer andern, edlern Pflanze. Allein in den Früchten, die er getragen, welche die Poesie, die Literatur, die bildende Kunst gepflegt und gereift hat, lebt er selbst noch in seinen Trümmern fort und wird ewig leben, so lange der Sinn für das ächte Schöne den Menschen beseelen wird.

Zweite Abtheilung.

Die griechische Religion an sich.

Einleitung.

In der ersten Abtheilung haben wir eine allgemeine Uebersicht des Feldes nach seiner äußern Ausdehnung in der Zeit gegeben; jetzt steigen wir hinab in die einzelnen Partien, zu den besondern Culten.

Da die griechische Religion, wie wir bereits im ersten Abschnitte gezeigt haben, nicht zu Einer Zeit fertig geworden, nicht von Einem oder mehreren intelligenten oder systematischen Köpfen hervorgebracht oder gestaltet worden, sondern nach und nach und unter dem Volke als ein naturwüchsiges Product hervorgegangen ist: so trägt sie auch nicht den Charakter eines streng-logisch geordneten Systems. Sie ist nicht aus einer Theorie zur Praxis geworden, sondern sie ist von Hause aus Praxis gewesen, ist es durch und durch gewesen. Darum haben die Griechen für die eigentliche theoretische Religion nicht einmal einen besondern Ausdruck: sie haben bloß die Wörter: θρησκεία, θεραπεία (τῶν θεῶν), θεοσέβεια, εὐσέβεια oder das unbestimmte allgemeine τὰ θεῖα, und alle beziehen sich auf die praktische Theologie, auf den Cultus. Den Ausdruck θεολογία gebraucht erst Plato, und nur von der Weise dialektisch über die Götter zu sprechen und ihr Wesen zu untersuchen und zu schildern. Ja! es ist nicht einmal spätern philosophischen Geistern, z. B. einem Aristoteles, der doch sonst an Alles seinen logischen Verstand gelegt hat, beigekommen oder möglich gewesen, ein Religionssystem für die Hellenen zu bilden: so getrennt, so zerstückelt, so zerfahren ist das Ganze, so wenig geeignet zur logischen Systematisirung.

Wie im Allgemeinen, so nicht minder im Besondern. Es hat, so viel wir wissen, keine wissenschaftliche Darstellung der einzelnen oder einzelner Culte gegeben; es ist nicht in systematischer Form über einzelne Götter und Götterdienste geschrieben worden. Der Grund ist dieser: es fanden ja etwanig, nur bei einzelnen Heiligthümern und bei manchen heiligen Gebräuchen, für sich völlig isolirte locale Lehr-

vorträge der Priester oder Priesterinnen statt über Ursprung und Bestimmung des einzelnen betreffenden Cultus, über eine specielle vermeintliche That des Gottes, dem der Tempel oder der Festgebrauch angehörte *). Eine Erörterung, die im Allgemeinen gewurzelt, die das gesammte Gebiet der zu Einer Gottheit gehörigen Vorstellungen, Sagen, Dichtungen umfaßt hätte, ward nicht geboten, war nicht Sitte. Es mangelte also auch an Gelegenheit, an äußerer Aufforderung zu solcherlei wissenschaftlichen Darstellungen. Deßhalb liefert uns die alte Literatur ein solches Werk nicht.

An Versuchen zwar, den vielfachen Stoff mindestens in eine gewisse Abtheilung, Uebersicht und Ordnung zu bringen, hat es auch, bereits im höhern Alterthume nicht gemangelt. Der älteste ist ohne Zweifel jene Erdichtung von Herrscherwechseln, eine historische Classification der Götter. Allein sie ist fast alles geschichtlichen Grundes baar und ledig, beruht nur auf oberflächliche Abstraction und hat darum für uns keinen Werth. Sie fällt als Mythos der Poesie anheim und verdient nur darum einige Berücksichtigung.

Nicht viel anders verhält es sich mit dem Beginnen, das, beiläufig gesagt, schon in vorhistorischer Zeit des griechischen Alterthumes statt gefunden, die ganze Götterschaar in ein genealogisches oder theogonisches System zu fassen. Wir haben bekanntlich ein derartiges von Hesiod, dessen Ursprung jedoch zum großen Theile zuverlässig über des Dichters Zeit hinausgeht. Es muß entstanden sein, als man bereits die meisten Götter erdacht hatte, und als man anfing über die Herkunft der Welt und der Dinge in derselben zu reflectiren, und dabei nothwendiger Weise die Frage sich auch auf die Herkunft mancher jener Naturgötter lenkte. Hier liegen dem Einzelnen zwar rationelle Gründe unter: durch etymologisches Verfahren und durch sonstige Abstractionen lassen sie sich meist noch auffinden. Indessen ist doch auch hier keine durchgreifende Ordnung herzustellen gewesen oder nicht ohne Zwang hergestellt worden, weil der Stoff im Einzelnen viel zu sehr auseinander geht. Ferner sind von den Genealogisten viele, wohl erst von ihnen erdachte und um des Zusammenhanges willen hinzugedichtete Wesen beigemischt, die gar keine Verehrung genossen haben, deren vermeintliche Existenz gar nicht im Glauben des Volkes gewurzelt. Wir können also auch von dieser Classification keinen Gebrauch machen. Nur beiläufig wird sie erwähnt und berücksichtigt werden, weil wir daraus mehrfach erkennen, wie die Griechen in ältester Zeit bereits über diesen oder jenen Gott gedacht, philosophirt haben.

Nebenher hat sich — wahrscheinlich, wie wir schon in der ersten

*) Eine höchst bemerkenswerthe Beweisstelle dieser Sitte, die man, so viel der Verf. dieses weiß, noch nicht beachtet hat, ist Ovid. Metam. VIII., 715 sq. Obwohl hier ein römischer Dichter erzählt, erzählt er doch Hellenisches. Und der Römer war ja besonders in der Zeit, da Ovid lebte, in religiöser Beziehung fast ganz Grieche. Damit verbinde man die Stellen, welche Lobeck anführt im Aglaopham. Vol. I. pag. 11 sq.

Abtheilung zu bemerken Gelegenheit fanden, durch die Atthidenschriftsteller, welche die Geschichte und Mythologie ihres, des attischen Landes und Volkes bearbeiteten und dabei eine heimische Zwölfzahl von Districten und Stämmen vorfanden *) — eine Zwölfzahl von Göttern als obersten, olympischen Göttern geltend gemacht, dermaaßen, daß sie sich durch das ganze griechische und römische Alterthum hindurchzieht, und zwar mindestens seit dem sechsten Jahrhundert vor unsrer christlichen Zeitrechnung; denn sie kommt bereits bei Hellanicus vor, und der lebte und schrieb vornehmlich in der ersten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Aber auch diese Eintheilung ist nicht zu gebrauchen: es herrscht bei ihr in der Aufnahme der aufgenommenen, so wie in der Ausschließung der ausgeschlossenen Götter die offenbarste Willkür. Und dann ist sie nicht einmal fest und bestimmt hinsichtlich mancher Götter, indem sie, je nachdem sie aus dieser oder jener Zeitperiode, von diesem oder jenem Schriftsteller herrührt, bald die bald andere Gottheiten aufführt.

Endlich findet sich schon bei Homer (Il. 15, 187 ff.) und Hesiod (hier in den Beiwörtern ὕπατοι, θαλάσσιοι, χθόνιοι) eine durch den angeblichen Wohnsitz oder Wirkungskreis der Götter bedingte Scheidung wenigstens angedeutet wenn auch nicht zu einem Systeme bestimmt durchgeführt: es ist die Eintheilung der Götter 1) in die eigentlichen himmlischen, in die Götter des vom Sonnenlichte erhellten trockenen Reiches, 2) in die Götter der Gewässer und 3) in die Götter der Unterwelt. Dieselbe empfiehlt sich durch das Naturgemäße, was in ihr liegt, und sie legen wir bei gegenwärtiger Darstellung zum Grunde. Freilich streng durchführen läßt auch sie sich nicht im Einzelnen; denn die Würden manches Gottes spielen aus dem einen Reiche in das andere über. Aber im Allgemeinen mag sie die Basis bilden, jedoch so, daß wir die Götter der Unterwelt unmittelbar an die der Oberwelt und des Festlandes knüpfen und endlich die Götter der Gewässer folgen lassen, weil jene beiden zu eng mit einander zusammenhangen, und diese für sich einen besondern Kreis bilden.

Weiter im Einzelnen haben wir von der Trennung der höhern Wesen in eigentliche Götter und Halbgötter oder Heroen Gebrauch zu machen und auch die letztern aufzuführen, insofern ihr Cult nicht rein local und nicht vorübergehend gewesen. Dagegen ist die in Götter, Dämonen und Halbgötter nur individuell, erst spätern Ursprungs und nicht in den Volksglauben übergegangen, folglich auch für uns nicht anwendbar.

Endlich werden wir, so viel wie möglich, scheiden die Götter der physischen, dann die Götter der menschlichen (psychischen, moralischen, politischen) Zustände, was indessen bloß bei Zeichnung der oberweltlichen Gottheiten in Betracht kommt; bei den Meergottheiten läßt

*) Vergl. Göttling in der schon angeführten Vorrede zur zweiten Ausgabe des Hesiodus pag. XLVII.

sich nur eine ungefähre äußere Rangordnung, wie sie sich in der Vorstellung der alten Griechen kund gegeben, statuiren. Und der Unterweltsgötter sind so wenige, daß es dabei gar keiner besondern Anordnung bedarf, außer daß manche derselben zur Hälfte der Ober-, zur Hälfte der Unterwelt angehören.

Bei Darstellung der einzelnen Götter kommen in Betracht folgende Kategorien: die Etymologie des Namens und seine ursprüngliche Bedeutung, das Geographische und Historische der Entstehung und Verbreitung eines Gottesdienstes mit Hervorhebung derjenigen Puncte, wo derselbe eine eminente Verherrlichung und Berühmtheit genossen; sodann das Wesen des Gottes an sich nach dem Volksglauben; drittens die Form, das Aeußere, unter dem man sich denselben dachte; viertens die dem Begriffe nach oder sonst dem Gotte ähnlichen, heimischen wie auswärtigen Götter, mit welchen er in Verbindung gestellt worden ist, und die Art und Weise, wie man dieses nahe Verhältniß benutzt und ausgedrückt hat; fünftens, welche Umwandlungen die Vorstellung von dem Gotte im Laufe der Zeit erlitten, wie Mythen, Dichter, Philosophen, Exegeten, die Künstler den Gott aufgefaßt, behandelt, dargestellt, die Idee von ihm fortgeführt, verändert haben; sechstens endlich, was er dadurch gewonnen oder verloren, welche religiöse, intellectuelle oder ästhetische Würde er erlangt oder was daran eingebüßt habe, und welche er so im Reiche der griechischen Götterwelt und der allgemeinen Religion eingenommen. Von dem sogenannten Antiquarischen oder den Religions-Antiquitäten haben wir allerdings Notiz, indessen nur so viel zu nehmen, als zur Aufklärung des Ideellen oder der Vorstellungen der Griechen von ihren Göttern dient.

I.

Die Gottheiten des lichten Oberreiches.

Wir beginnen vom Himmel und steigen von da hernieder zur Erde. Zuerst nehmen wir

A) die Wesen des Himmels und des Aethers.

1. Uranus (der Himmel).

Der Himmel an sich ist ein zu großes ausgedehntes unbestimmtes Etwas, als daß man von ihm leicht eine begrenzte Vorstellung gewinnen, ihn in die Schranken einer bestimmten Persönlichkeit fassen könnte. Das erfordert vielmehr eine große Reflexion und Abstraction, die einem ungebildeten, noch im Zustande der Kindheit sich befindenden Volke nicht zugetrauet werden kann. Ueberdem hatten ja die Griechen frühzeitig den von einem speciellen Gegenstande heraufgebildeten Donner- und Aethergott Zeus, der in der Vorstellung zuletzt mit dem Himmel nur Eins gewesen ist; wozu also die Verehrung noch eines solchen Wesens? Uranus ist demnach nie als eigentlicher Gott betrachtet worden: ihm sind keine Opfer gefallen, keine Gebete gespendet worden. Erst später, erst dann, als sich, und vielleicht schon längst, die Productivität der Griechen in Erdenkung von Göttern, so zu sagen, gesättigt oder übersättigt und erschöpft hatte; erst dann, als man anfing über den Ursprung der Welt und auch der Götter nachzudenken und die letztern auf ein Urpaar zurückzuführen, da ward jener unbestimmte Uranus der Urvater des Göttergeschlechts, und die Erde seine Gattin, weil ja Himmel und Erde zusammen die Urheber des Wachsthums in der Pflanzen- und Thierwelt sind, und weil das Wort Uranus in der griechischen Sprache männlichen Geschlechts, Gäa (die Erde) weiblichen Geschlechts war. Diese Idee trugen die Theogonisten auf die Götterwelt über. Und so kam es erst jetzt, daß Uranus zu einem concreten und persönlichen Wesen ward. Von jener ersten Ehe aber wußten später insbesondere die Orphiker und dann die Neuplatoniker viel zu philosophiren und zu erzählen und aus ihr alles in ihrer Idee oder in der Wirklichkeit Bestehende herzuleiten.

Daß nun Uranus nie als Gott verehrt worden war, dagegen aber doch Kronos, sein vermeintlicher Sohn, und noch mehr Zeus, der Allherrscher, das gab Veranlassung, daß man von ihm dichtete, er sei vom Kronos entthront worden. Entthront sein heißt hier also in der mythischen Vorstellung und Sprache: keine Verehrung als Gott genießen unter den höhern Wesen, welche eine fromme Zeit erdacht, deßhalb im Hintergrunde stehen in der menschlichen Vorstellung.

Daraus ist denn auch zu erklären, warum Uranus als ein persönliches Einzelwesen keine künstlerische Darstellung erfahren hat; erweislich ist wenigstens keine. So haben wir ihn denn hier eigentlich nur negativ zu erwähnen gehabt und zum bessern Verständniß dessen, was bei manchen der Götterculte in Bezug auf den Uranus vorkommen wird.

---

2. Zeus.

Der Zeusdienst ist, wo nicht der älteste, doch einer der ältesten, ferner einer der erhabensten, der verbreitetsten, der vielseitigsten gewesen, der gar mannigfaltige Verhältnisse in der Natur und im Menschenleben umfaßt hat.

Muß man aber bei einem Culte der Griechen den ursprünglichen, den reinen Volksglauben scheiden von den Verschnörkelungen und Verderbungen durch den Mythus, durch die Genealogen, durch die Dichter u. s. w., so ist das vornehmlich bei diesem, bei dem Zeusdienste der Fall. Bei keinem hat die Phantasie wohl so frei, mitunter so frech und barok, so herabwürdigend gewaltet. Während der Gott in der gewöhnlichen Vorstellung hoch und hehr und anbetungswürdig dastand, mit aller Demuth und Ehrfurcht verehrt wurde, wußten die Dichter und die Sagen von ihm allerhand zu erzählen, wodurch er herabgesetzt, seiner Würde beraubt, dem Spotte und der Verhöhnung preis gegeben ward. Wir finden diesen Contrast des unverfälschten Volksglaubens und des, so zu sagen, fortgebildeten, gelehrteren, ausgearteten Glaubens bereits bei Homer, indem der Dichter bald den Gott überaus hoch stellt, besonders bei Opfern, bei Gebeten ihn mit Andacht verehrt werden läßt und dann wieder ein ander Mal, seinem poetischen Kitzel nachgebend, ihm Unmoralisches, sogar Lächerliches andichtet. Und das, was da erzählt wird, war gewiß nicht von gestern: Mehreres war zuverlässig schon längst im Schwange. Und dieser Doppelglaube zieht sich durch das ganze griechische Heidenthum hindurch, nicht ohne daß die mythischen Erzählungen den Volksglauben vielfältig gefärbt, auf ihn mit der Zeit den nachtheiligsten Einfluß geäußert hätten, den später selbst philosophischer Ernst nicht gänzlich wieder beseitigen konnte.

Der Zeusdienst hat unbezweifelt seinen Ursprung im nördlichen

Griechenland genommen: der Dienst in Dodona hieß unter allen der älteste, und auf dem Berge Olymp im Lande Pierien sollte der Gott thronen, gewiß eben nur darum, weil die nahen Umwohner ihn erdacht, ihm diesen natürlichen Wohnsitz, bevor ihm Tempel geweihet wurden, angewiesen hatten.

Von da aus hat sich der Dienst über das übrige Hellas und nach vielen Colonien hin verbreitet, so daß wir ihn fast überall finden, wo Griechen gehauset. Wie er mit den Wandernden gewandert, lehrt z. B., daß er in Sparta, darum auch auf Rhodus und darum wieder in Agrigent, und eben so auf Thera und darum in Cyrene bestanden hat. Eines war nehmlich immer die Colonie des Voraufgehenden. Auch nach Mittelitalien, nach Latium, nach Rom ist er übergegangen, hier aufgetreten unter dem Namen Jupiter.

Der Name Zeus (eigentlich Δίς, woraus Σδίς, Δσίς, Ζεύς, was auch in das provincielle Ζὰν oder Ζὴν übergegangen) ist eigentlich ein Participium und hat allem Anscheine nach zur Wurzel das Verbum δίω ich schrecke, jage Furcht ein, ist demnach verwandt mit δεῖμα, timor, timeo, wie denn auch die lateinischen Wörter dirus und divus, dius, zuverlässig Eines Stammes sind. Ich weiß recht wohl, daß in neuester Zeit eine andere Etymologie beliebt worden ist, beliebt selbst von so ausgezeichneten Forschern wie Otfried Müller, Jacob Grimm. Der letztere sagt in seiner neuesten Ausgabe der Mythologie der Deutschen S. 175: »In den urverwandten Sprachen begegnet man einer Fülle von Ausdrücken, die der Wurzel div angehören und, jene Formel div, tiv, ziv vervollständigend, die Vorstellungen Glanz, Himmel, Tag, Gott gewähren.« Und Otfr. Müller spricht sich in seiner griechischen Literaturgeschichte also aus: »Der griechische Naturdienst stellt bei aller Verschiedenheit der Formen, die er an den verschiedenen Orten annahm, doch überall einen Gott des Himmels und der Tageshelle an die Spitze; denn daß dieß die Bedeutung des Namens Ζεύς ist, zeigen sprachvergleichende Forschungen, die dessen Wurzel (Diu) mit derselben Bedeutung bei den Indiern nachweisen, und die griechische und lateinische Sprache selbst durch ihre Ableitung aus derselben Wurzel, die sich in größtentheils appellativem Sinne erhalten haben.« Allerdings stimmt am meisten das sanscritische Djaus, d. i. Himmel, damit überein, so wie das lateinische dium, der freie Himmel. Es fragt sich aber, ob nicht alle diese Wörter erst noch wieder eine gemeinsame Wurzel haben und welche? und ob sie auch wirklich ihrer Abstammung nach zu einander gehören? So viel ist gewiß: bei unsrer Annahme lassen sich die einzelnen Vorstellungen von Zeus nach ihrer ohnmaßgeblichen Folge sehr bequem und ganz natürlich entwickeln, und das Ganze wurzelt in einem speciellen Grunde, in einem concreten Anlasse, während wir schon oben sahen, daß der Himmel, bei der Allgemeinheit und Ausgedehntheit des Begriffes, gar keinen rechten Anhalte- oder Anfangspunct zur Erdenkung eines solchen Gottes gewährt. Aber jenes ist bei allen Götterculten vorauszusetzen und wird auch am meisten durch Beispiele aus der griechischen Götterlehre bestätigt.

Diese Gründe bestimmen den Verfasser Dieses bis auf Weiteres der obigen Etymologie zu huldigen, der schon ein Knight das Wort geredet, und von der andern Ansicht zu abstrahiren, bis durch lexikalische Forschungen dieselbe mehr aufgeklärt und erwiesen sein wird.

Ζεύς also oder das veränderte Ζευς bedeutet der Furchtbare, Schreckende: ein Name, welcher obendrein auf die eigentliche und ursprüngliche und allgemeine Idee vom griechischen Zeus durchaus paßt. Zeus nehmlich ist vor Allem der Gott des Donners und des Blitzes oder der Gewittergott gewesen. So schon bei Homer. Er ist mithin ursprünglich Naturgott gewesen. In jener furchtbar erhabenen, die Menschen, besonders diejenigen, welche noch auf der Stufe der Uncultur oder im Zustande der Natur stehen, erschreckenden und zum Gefühle ihrer Ohnmacht, ihrer Abhängigkeit von höherer Gewalt, zur Andacht hintreibenden Erscheinung konnte der Grieche im höchsten Alterthume wohl das Walten eines höhern Wesens anerkennen lernen, vor Allem lernen. Und wenn wir selbst noch jetzt in oder hinter solchem Naturphänomen eine höhere Anordnung, das Walten eines höhern Wesens in der Naturkraft der Elektricität anerkennen, so hat der Grieche das mit allem Rechte gethan. Freilich wußte er sich das Phänomen nicht so tief, wie wir auf physicalischem Wege, zu erklären. Aber der Physiker muß sich auch zu guter Letzt, will er sich den Ursprung der Kraft erklären, zur Annahme eines höhern intelligenten und mächtigern Wesens verstehen. Es ist nur der nähere und entferntere Standpunct, der in solchem Falle den unwissenschaftlichen und wissenschaftlichen religiösen Menschen trennt.

Als Gott des Gewitters, des Donners und Blitzes, hatte nun, oder bekam Zeus erst im Laufe der Zeit, bei Dichtern oder an manchen Stätten seiner Verehrung verschiedene Beinamen: er hieß der Donnerer, der Weithindonnerde, der Hochdonnerde, der Lautdonnernde, der Blitzeschleuderer, der Gott mit dem glänzenden Blitze, der Blitzesammler, der Blitzesfrohe, bei den Eleern der im Blitze Herniederfahrende *). Aber als solcher versammelt er auch Wolken, ist Wolkensammler **) und vermag sie wieder zu zerstreuen. Und weil die Phantasie der Griechen den betreffenden Göttern gewöhnlich die Eigenschaften leihet, welche die Sache selbst hat, der sie vorstehen, so heißt Zeus auch der Schwarzgewölkte ***).

Weil der Blitz in Form eines Wurfpfeiles mit hakiger Spitze dahin zu fahren pflegt, der Wurfpfeil aber eine Waffe ist, die man schleudert, so dachte sich der Grieche seinen Zeus in der Attitüde des Schleuderns, also wie einen Streiter, einen Krieger. Darum gab er ihm auch einen Schild. Selbigen brauchte Zeus aber nicht als

---

*) Βροντᾶιος, εὐρύοπα, ὑψιβρεμέτης, ἐριβρεμέτης, ἐρίγδουπος, ἀστεροπήτης, ἀργικέραυνος, στεροπηγερέτα, τερψικέραυνος, καταιβάτης.

**) Νεφεληγερέτα.

***) Κελαινεφής.

Wehrwaffe; denn was hätte er für gewöhnlich abzuwehren gehabt? sondern der Gott schüttelte ihn, den quaſtenumbordeten, den hell glänzenden Schild — daher ſein Name Aegide (αἰγίς von ἀΐσσω, ἄϊξ); ſpätere Schriftſteller leiten fälſchlicher Weiſe das Wort von αἴξ, αἰγός die Ziege ab und haben zur Begründung dieſer Ableitung mancherlei Fabeln erſonnen, die hier zu wiederholen dem Zwecke dieſer Schrift wenig entſprechend ſein würde — und dies furchtbar grauſige Schütteln vermochte Sturm und Ungewitter hervorzubringen. Zeus hatte davon das Beiwort: der Aegiden-Haltende. Der phantaſiereiche Grieche weiß jede Sache plaſtiſch zu einer reichen auszuſchmücken.

Zeus kann aber als Gewittergott auch Regen und Schnee ſenden; darum führte er die Beinamen des Regnigen, Regen-Spendenden. Bei den Bewohnern der Inſel Ceos hieß er darum ſpeciell der (die Erde) Benetzende. Nicht minder vermochte er das Gegentheil: er konnte den Himmel heiter machen, Zeus der Heiterer ſein.

Indem nun alle jene Naturerſcheinungen, die von dem Gotte ſollten hervorgebracht werden, im Aether geſchehen, mußte dieſer natürlich, als ſein Wirkungskreis, auch ſein Wohnſitz ſein. Darum hieß Zeus der im Aether Wohnende und, weil Aether und Himmel im Begriffe zuſammenfällt, ſpeciell bei den Spartanern der im Himmel Thronende.

Allein was iſt der Aether? Wie kann das luftige Element der Wohnplatz eines menſchlich-gedachten Weſens ſein? Darum ſtellte man ſich lieber vor, daß Zeus auf hohen Bergen, die in den Aether hineinragen, wohne. Dieſer Glaube war in Hellas der allgemeinere. Den Thrakern in Pierien, und in Folge deſſen den Dichtern und den in den Dichtern Beleſenen war der Berg Olymp an Theſſaliens Grenze, den Attikern der Berg Hymettus, den Kretern der Berg Dicte, den Rhodiern der Berg Atabyris der Wohnſitz des Zeus *). Und ſo war für jede Gegend, die einen hohen Berg beſaß, dieſer Berg gewöhnlich die Wohnſtätte und damit auch der Ort der Verehrung des Zeus.

Wenn aber Zeus örtlich gedacht für den höchſten Gott gegolten hat, was Wunder, wenn er es auch überhaupt, in der Idee ward? wenn er, nachdem man angefangen hatte viele Götter zu glauben, für den höchſten unter dieſen gehalten wurde? der von ſeiner Machthöhe herab die übrigen Weſen ſeiner Art beherrſchte, unter ihnen der höchſte und mächtigſte wäre, der über ſelbige, ſo lange noch die Griechen ein patriarchaliſches Leben führten, wie ein Patriarch, ſo bald ſie anfingen, Könige zu haben, wie ein König über die Unſterblichen walten ſollte? Darum heißt er bei Homer der Mächtige, der Uebermächtige, der Große, der Größte, der Höchſte, der Herrſcher, der König, der Gebieter **) der Götter; der ihre Angelegenhei-

*) Z. Ὀλύμπιος, Ὕψιστος, Δικταῖος, Ἀταβύριος.

**) Ὕψιστος, μέγιστος, ὑφίζυγος, θεῶν ὕπατος καὶ ἄριστος, πατὴρ θεῶν u. ſ. w.

ten höhern Ortes ordnet, dessen Befehlen sie gehorchen, den sie Vater nennen.

Natürlich ist er das nun auch, nur freilich in erhöhterm Grade, im Verhältniß zur Welt. Diese Welt und die Ordnung in derselben hängt von ihm ab; die letztere, wie sie gegenwärtig besteht, ist von ihm ausgegangen, ist besonders sein Werk.

In Bezug auf die Menschen ist er eben so Vater *), d. h. Herrscher. Er kennt das Geschick eines jeglichen Sterblichen vorher, lenkt es auch wohl, wenn er es kann, wenn das Schicksal nicht hindernd in den Weg tritt. Er umschauet aller Sterblichen Thun **). Von ihm kommt alles Gute und alles Böse, was den Menschen widerfährt; er vertheilt die Gaben des Glücks ganz nach seinem Willen, wie es ihm beliebt, unter Gute und unter Böse ***). Von ihm kommt Segen, Glück, Ruhm, Sieg, aber eben so Schmerz, Uebel, Unheil. In seiner Hand liegt Tod und Leben.

Als König †) der Götter ist er vor Allem Verleiher und Beschützer des irdischen Königthumes. So ward der ursprüngliche Naturgott zum politischen. Als solcher wacht er über das Wohl eines Staates oder einer Stadt, der Stämme und Geschlechter eines Stammes, der Gemeinden oder Phratrien, des Volkes, insbesondere des ganzen Hellenenthumes, das er einst vom Joche der Perser frei erhält ††). So ruft er ferner die Volksversammlungen zusammen und schützt sie, leitet ihre Entschlüsse und die des Senates; er hält auf Ordnung und Sitte im Staate, auf Recht und Gerechtigkeit, auf strenge Befolgung der Gesetze, verleihet berühmten Gesetzgebern ihre Weisheit im Gesetze-Geben; er züchtigt Jeden, der gefrevelt; er straft insbesondere die Blutschuld, läßt sich indessen auch und diese Schuld versöhnen; er achtet auf die strenge Beobachtung des Eides, der Treue, der Gastfreundschaft, schützt Freund-, Brüder- und Genossenschaften, und die Schutzflehenden, namentlich die, welche vor Blutrache sich flüchten und Rettung suchen bei dem Heerde des Hauses †††).

So tritt er ein in die Reihe theils der moralischen Gottheiten, als welcher er überhaupt jede Uebertretung der sittlichen Ordnung straft ††††), theils der häuslichen Götter. Und als solcher schirmt er nun die Ehe, ist seine Ehe das Vorbild der menschlichen, ist er

---

*) Πατήρ τε θεῶν τ' ἀνθρώπων.

**) Ἐπόψιος.

***) Ἐπιδώτης, μόριος, μοιραγέτης.

†) Βασιλεύς, ἄναξ, ἀρίσταρχος.

††) Πολιάς, πολιοῦχος, ὁμόγνιος, γενηταῖος oder γενέθλιος, ἀρχηγενέθλιος, φράτριος, πατρῷος (in Sparta), ἰριδήμιος (bei den Rhodiern), ἑλλήνιος, πανελλήνιος, ἐλευθέριος oder ἐφέσιος.

†††) Ὁμαγύριος, ἀγοραῖος, βουλαῖος, ἐμέτωρ, παλαμναῖος, μειλίχιος, ἄρειος, ἐξακεστήριος, καθάρσιος, ὅρκιος, πίστιος, ξένιος, φίλιος, ἑταιρεῖος, προστροπαῖος, ἱκέσιος, ἱκετήσιος, ἐφέστιος.

††††) Ἀλάστωρ, ἀλιτήριος.

Beschützer des Hauses, der im Vorhofe seinen Altar hat *), und greift ein in die mannigfaltigsten materiellen und moralischen Verhältnisse der Menschen. Er schirmt die Bäume und läßt die Pflanzen wachsen und die Früchte gedeihen; er segnet den Ertrag des Mahlens, gibt eine glückliche Fahrt auf dem Meere, spendet Reichthum, fördert Erfindungen, rettet aus Noth, wendet Unheil ab, gibt Sieg im Wettkampfe und im Kriege: da führt er an, kämpft mit, steht bei, schützt das Leben. Er verkündet den Menschen die Zukunft durch jegliche Art von Vorbedeutungen, namentlich aber durch Wetterzeichen **). So daß also immer wieder, bei dieser oder jener Eigenschaft, die Grundidee des Gottes als Naturgott zum Vorschein kommt.

Der Kreis des Waltens war demnach beim Zeus sehr groß und weit: er umfaßte gar viele Verhältnisse der Natur und im Menschenleben. Man wird sich daraus erklären können: einmal warum er mit vielen andern Gottheiten in naher Berührung gedacht und darein mythisch gebracht worden ist, z. B. als Ordner der Welt mit der Themis, als Ehegott mit der Ehegöttin Hera, die ihm geradezu aus diesem Grunde zur Gemahlin zugesellt worden, als Gott der allgemeinen Fruchtbarkeit auf Feld und Acker mit Demeter und Persephone, u. A.; zweitens warum man von ihm eine so reiche Menge von Dichtungen oder Mythen hat: man wollte und konnte ihn ja überall und in Allem als Vermittler gebrauchen oder als thätiges Werkzeug eingreifen und vollbringen lassen. Dazu kam, daß er als höchster Gott gleichsam die Spitze des Götterthumes bildete, bei und in welchem Gotte sich Alles endete und vollendete, auf welchen also der leise innere Drang nach Monotheismus bei den Griechen zuletzt hinstrebte und den Schluß fand. Auf ihn führte man daher das Meiste, seinem höchsten Ursprunge nach, zurück; ihm schrieb man das Meiste, das Höchste zu. Drittens erhellt daraus, warum die Griechen ursprünglich und eigentlich den Zeus vor allen Göttern hoch und hehr gehalten, ihn mit besonderer Heiligkeit und Ehrfurcht verehrt haben. Das ist im Cultus und beim Volke durchaus der Fall gewesen: wir haben in den Schriftstellern davon die sichersten Anzeichen, und ernste Dichter, wie Pindar, Aeschylus, Sophocles, haben ihn so hoch und hehr in allen ihren Werken gezeichnet, desgleichen die größten Künstler in ihren größten Darstellungen dargestellt.

Aus jenen allgemeinen Ideen vom Zeus lassen sich nun seine Culte an den einzelnen Oertern, in den einzelnen Districten Griechenlandes wohl auffassen und erklären. Wir gehen die wichtigsten durch.

---

*) Γαμήλιος, τέλειος, ζύγιος, ἑρκεῖος.

**) Ἐνδένδρος, φύτιος, φυτάλιος, φυτάλμιος, ἐπικάρπιος, μυλεύς, μυλάντειος, ἐπιμύλιος, οὔριος, εὐάνεμος, πλούσιος, πλουτοδότης, κτήσιος, σωτήρ, σαώτης, παιάν, ἀλεξίκακος, τροπαῖος, ἀλεξήτωρ, ἀγώνιος, στράτιος, ἡγεμών, ἡγήτωρ, σύμμαχος, νικηφόρος, μηχανεύς, πανομφαῖος, σημάλεος.

Als der älteste und als einer der merkwürdigsten begegnet uns der in Dodona in Epirus, im nördlichen Hellas. Von dieser Stätte hieß Zeus vorzugsweise der dodonäische (Δωδωναῖος) und, weil die Gründung dieses Cultus hinaufreichte bis in die vordorische, bis in die sogenannte pelasgische Zeit, der pelasgische (Πελασγικός). Hier erscheint er uns zuvörderst auch als Naturgott: als Gott des Blitzes und des Donners — mit diesem Symbole stellen ihn dodonäische Münzen dar; auch sind die Gewitter an der ganzen Küste des adriatischen und ionischen Meeres sehr gewöhnlich — ferner als Aethergott, der auf Bergen wohnt, hier nehmlich bei Dodona auf dem Berge Tomarus (daher er der Zeus auf Tomarus [ὁ Ζεὺς ὁ ἐν Τομάρῳ] selbst hieß), und als Befruchter der Erde; denn in dem Liede, in welchem die dodonäischen Priesterinnen ihn immer angerufen haben sollen, ward er mit der Gäa (Erde) zusammengestellt. Es hieß dort:

„Zeus war, Zeus ist und Zeus wird sein. O größester Gott Zeus!
Früchte spendet die Gä; drum nennet doch Mutter die Gäa!"

Und Dodona war im Alterthum berühmt wegen seiner Fruchtbarkeit. Hier ward ihm nun als besondere locale Gemahlin die Dione zugesellt, als Aethergöttin und als das weibliche Symbol der Fruchtbarkeit, von welcher nachher. Aber am meisten berühmt geworden ist der dodonäische Zeus als Orakelgott. Es stand hier seit den ältesten Zeiten eine Eiche, Bucheiche, — eine Baumart, deren Früchte bekanntlich im höchsten Alterthume in Griechenland gegessen wurden, weshalb sie vielleicht auch einer besondern Auszeichnung genoß — aus deren Rauschen man glaubte göttliche Andeutungen, die Zeus den Fragenden gäbe, vernehmen zu können, sei es nun, daß sie als ein hoher majestätischer Baum oder in Folge eines zufälligen Ereignisses (durch das Einschlagen des Blitzes ꝛc.) zu dieser Heiligkeit auserkoren worden war. Ueberdem befanden sich oder wurden gehalten auf der Eiche zwei Tauben, aus deren Gegirr man gleichfalls wähnte des Gottes Mittheilungen zu schöpfen. Hierbei waren Frauen angestellt, welche jene Zeichen beobachteten und daraus Orakelsprüche gaben, ingleichen Männer, Priester, Helloi oder Selloi genannt (Ἕλλοι oder Σελλοί) nach dem Heiligthume, das in alterthümlichem Dialekte Ἑλλὰ oder Ἔλα geheißen haben soll). Diese suchten den Sprüchen die gewöhnliche poetische Form zu geben, theilten sie dann den Fragenden mit und legten sie aus (ὑποφῆται). Sonderbar, daß selbige sich, so lange sie mögen gäng und gäbe gewesen sein — nur Homer spricht von ihnen; weiterhin kommen sie nicht mehr vor — fast nach morgenländischer Weise, auch durch ihr Aeußeres auszeichneten: sie gingen mit ungewaschenen Füßen, schliefen auf bloßer Erde, gerade wie in Folge eines heiligen Gelübdes, um schon durch die Haltung den Herzutretenden zu imponiren und den Ort und den Cultus heiliger zu machen. Sie müssen darum nicht aus dem Morgenlande herstammen.

Neben dem heiligen Baume, fast aus seinen Wurzeln, sprudelte eine kühle Quelle hervor, welche das Wunderbare gehabt haben soll,

daß sie immer am Mittage abnahm und fiel (ἀναπαυόμενος). Auch ihrem Rauschen soll eine der Priesterinnen gelauscht und den Menschen daraus geweissagt haben.

Dieß waren unbezweifelt die ältesten Arten der Mantik in Dodona, weil die natürlichsten. Daneben gab es noch einige künstliche, die indessen erst später gewöhnlich geworden. Die Einwohner der Insel Corfu nehmlich hatten — man erfährt nicht, in welchem Zeitraume — ein Weihgeschenk dahin, eine Art Glockenspiel, geliefert, bestehend aus zwei nahe an einander gestellten Säulen; auf der einen derselben war eine kleine Glocke, den jetzigen Metallbecken ähnlich, angebracht, auf der andern stand ein Knäblein (aus Erz?), das in der Rechten eine Geißel hielt. Wenn nun der Wind wehte, so geschah es wohl, daß die goldenen Strippen der Geißel die Glocke berührten und so, so lange das Wehen des Windes anhielt, Töne hervorbrachten, aus welchen man alsdann Weissagungen, betrüglicher Weise, zusammensetzte. Sonst bediente man sich auch noch zu dem Zwecke der Loose.

In spätern Zeiten ward dem orakelnden Gotte hier in seinem Haine auch ein Tempel gebauet, der, wenn der Schriftsteller Demon recht berichtet hat, keine Wände besaß, und der sehr reich an Weihgeschenken wurde, weil, wer ein Orakel haben wollte, nie mit leeren Händen kommen durfte. Er enthielt eine sehr ausgezeichnete Statue des Gottes, die zuletzt noch nach Constantinopel wanderte, wo sie bei einem Brande untergegangen.

Die Wirksamkeit des Orakels dürfte am größten in der vierten Periode, seit Alexanders des Großen Zeiten, geworden sein; in der fünften verlor es dagegen, zur Römerzeit, durch Kriege, Verwüstungen, Plünderungen, Brand des Tempels seinen Glanz, bis in christlicher Zeit es gänzlich verstummte, nachdem schon früher auch die heilige Eiche von einem illyrischen Straßenräuber umgehauen worden war.

Eine zweite Hauptstätte der Verehrung des Zeus, und zwar ursprünglich auch als Wohlthäter der Menschen und sodann als Orakelgott, war Böotien. Hier ward er verehrt als Nährender, Nahrungsspender (Τροφώνιος von τρόφος die Nahrung, welches Beiwort mit der Zeit zu einem Eigennamen geworden) mit Demeter und Kora u. a. Göttern der Art, die alle auf denselben Gegenstand sich bezogen. Bei der Stadt Lebadea hatte er seinen Tempel, und zugleich befand sich dort eine Höhle, wo man unter Beobachtung einer Menge von Ceremonien den Gott um die Zukunft befragte. Das Orakel war noch zur Zeit der Römer in großem Ansehen. Nach der Schlacht bei Leuctra (371 v. Chr.), wo die Thebaner den berühmten Sieg über die Spartaner davon trugen und sich von der Obergewalt derselben befreieten und nun in Folge dessen einen Bund und ein Bundesfest stifteten, ehrten sie den Zeus auch als Basileus, d. h. als den Schutz- und Schirmherrn ihrer Eidgenossenschaft.

In Athen ferner hatte der Gott einen bedeutenden Kreis von Wirksamkeit, genoß er hohe Verehrung und zwar schon gewiß seit

ältester Zeit. Denn hier war sein Cult mit dem Staatsleben innig verwachsen; er ward verehrt als Beschirmer jeglicher politischen Genossenschaft (als Z. πολιεύς), als Gott der Sühne von Blutschuld (Z. μειλίχιος); ferner geschah sein Cultus hier auf merkwürdige Weise, die unbedingt auf ein hohes Alterthum schließen läßt: es wurden ihm nehmlich an den Diasien und Buphonien Stiere geopfert, denen man eben deßwegen, und weil sie im hohen Alterthume für heilig galten, dafür gleichsam Genugthuung gewährte, dadurch daß man über das Messer Gericht hielt, womit der Opferstier geschlachtet worden war. Auch ward er als Zeus Olympios hier verehrt.

In Arkadien, wohin der Gott gewiß in uralter Zeit hingewandert, genoß er ebenfalls hohe Ehre, so hohe Ehre, daß Niemandem der Zutritt zu seinem Tempel auf dem Berge Lycäum, wonach er, wie gewöhnlich, den Beinamen Λυκαῖος führte — alle übrige Versuche den Namen anderweitig herzuleiten, sind daher unnütze Deuteleien — gestattet war; selbst das Opfern geschahe im Geheimen.

Eine fünfte Hauptstätte der Verehrung hatte er in Argolis beim Flecken Nemea in einem Haine, worin ein prächtiger Tempel, bei welchem die berühmten nemeischen Spiele gefeiert wurden. Zeus war hier also Gott der Kampfspiele (ἀγώνιος). Eine sechste berühmte Stätte seines Cultus war Elis. Auch hier war er ursprünglich — gewiß schon vor der dorischen Wanderung — Orakelgott gewesen, als welcher er in Ansehen gekommen war. Zuverlässig war er dann hierher auch als Ζεὺς Ὀλύμπιος aus Nordgriechenland gekommen und hatte der Ebene Olympia den Namen gegeben. Daselbst nun war ihm der Hain Altis, darin ein Tempel und in demselben die berühmte Bildsäule von Phidias geweiht, und die olympischen Spiele wurden ihm zu Ehren gefeiert. Er war darum hier ebenfalls Ζεὺς ἀγώνιος oder der Schirmgott der Kampfspiele, der den Sieg erringen half, und dem die Kämpfer und die Sieger hauptsächlich opferten an den großen Olympien. Außerdem wurden ihm von jedem Bürger in Elis Opfer dargebracht, und er unter den verschiedensten Beinamen verehrt *).

Endlich erwähnen wir noch als eine der Hauptstätten des Zeus-Cultes die Insel Creta, die um so mehr unsre Aufmerksamkeit verdient, als sie die Quelle geworden ist einer großen Menge von Sagen über den Gott, die sogar allgemeinere Geltung gewonnen, und als hier der Dienst eine ganz besondere Farbe angenommen hat. Auf Creta war nehmlich in vordorischer Zeit höchst wahrscheinlich ein fremder orgiastischer Cultus, vielleicht der phrygische Cybele- und Attisdienst gäng und gäbe gewesen. Unter rauschender Freude, unter Tanz und helltönender Musik der Korybanten, der bekannten Priester jener Göttin, feierte man theils das Auferstehungsfest der Natur im Lenze, symbolisch dargestellt als Geburtstag des Attis, theils ge-

*) Als Z. κεραύνιος, ὕψιστος, μοιραγέτης, ἑρκεῖος, καθάρσιος, ἀπομύιος (der das Ungeziefer der Fliegen abwehrt).

wiß auch unter Wehklagen und unter Trauer das Verschwinden der Fruchtbarkeit der Natur im Herbste, symbolisch den Tod des Gottes, dem man insofern auch ein Grab andichtete. Als nun die Dorier aus Laconien kamen und auf der Insel, auf der nordöstlichen Küste, Niederlassungen begründeten, gerade da, wo jener Cultus heimisch war, pfropften sie ihre eigenen Vorstellungen vom Naturgotte Zeus, der ja auch der Erde Fruchtbarkeit und den Pflanzen Gedeihen geben sollte, den fremden Gottesdienst auf. An die Stelle der Korybanten traten nun junge Bursche, Kureten genannt, und weil die Dorier ein kriegerischer Stamm waren, an die Stelle der heiligen Priestertänze der kriegerische Waffentanz, hier zu Lande Prylis geheißen, unter Begleitung eines eigenen Chorgesanges und auch einer rauschenden Musik. Man beging nun nicht mehr die Geburt des Attis, sondern die des Zeus, nicht mehr den Tod des erstern, sondern den des letztern, dem man ebenfalls ein Grab andichtete: selbiges ward noch in den spätesten Zeiten des griechischen Heidenthumes gezeigt, war da den ungläubigen Spöttern des alten Glaubens ein Gegenstand des Spottes, den Christen ein Gegenstand ihrer Angriffe auf das Heidenthum.

Aber wenn man des Zeus Geburt feierte, so mußte man ihm auch Aeltern geben, einen Stammbaum zurecht machen. So ward Kronos, der gleichfalls auf Creta Verehrung genoß, sein Vater, Rhea seine Mutter, warum? wird unter dem Artikel Kronos erläutert werden.

Allein Zeus hieß König, Herrscher. Folglich, schloß man mythisch, war auch sein Vater Herrscher gewesen, vor ihm gewesen, und es war somit das Problem zu lösen, auf welche Weise, durch welche Veranlassung Zeus es geworden? Eine Aufgabe für die mythisirende Phantasie, die in solchen Fällen nie lässig, nie verlegen ist. Sie dichtete, wie die Mutter auf den Vater gezürnt hätte, daß er die Kinder verschlungen, und wie sie nun den jüngsten Sohn, den sie durch eine Menge von listigen Streichen gerettet, veranlaßt hätte, den Vater zu entthronen. Der Mythos nahm hier gewiß denselben Gang, den ihm die Wirklichkeit in dem griechischen Staatsleben an die Hand geboten. Aber die Erzählung ist alt, sehr alt, einmal weil sie roh ist und wenig poetischen Sinn beurkundet, sodann weil sie schon bei Hesiodus völlig ausgebildet erscheint, der den Zeus durchaus als cretischen Gott hinstellt. Wie aber diese cretische Sage so allgemein werden konnte? Dieß erklärt sich aus der Meeresherrschaft der Cretenser unter dem vermeintlichen Minos, die zuverlässig nicht in die vordorische Zeit zu setzen ist, sondern nach der Einwanderung der Dorier erst erfolgte, in Folge der trefflichen Gesetzgebung, welchen die dorischen Staaten auf Creta sich erfreueten, und welche man ja auch auf Minos zurückführte.

Aus der andern fast überreichen Mythologie von Zeus entnehmen wir, das Uebrige, was des Erwähnens für unsern Zweck werth deucht, meist bei den andern Götterculten erwähnend, nur noch Folgendes:

1) den Mythos vom Kampfe des Zeus und der übrigen olym-

pischen Götter mit den Titanen, dem die Vorstellung, das Selbstbewußtsein der Menschen zum Grunde liegt von der großen, wahrhaft göttlichen Kraft, List u. s. w., die den Sterblichen in so vielen Stükken inne wohnt, und die dem naiven Denker des griechischen Alterthumes als ein Uebergreifen der Menschen in das Gebiet der Götter erschien. Als nun Zeus — so erzählt der Mythos, den uns Hesiod ausführlich, obwohl etwas dunkel gehalten *), berichtet — nach dem Antritte seiner Herrschaft die verschiedenen Vorsteherschaften an seine Mitgötter austheilen und sich deßhalb und überhaupt über sein und das Verhältniß der Götter zu den Menschen mit diesen auseinander setzen wollte, da traten ihm entgegen die eben genannten Eigenschaften der Menschen in den daraus gemachten Persönlichkeiten: im Atlas, der bis zum Aeußersten duldende, ausharrende Sinn, die Elasticität des menschlichen Geistes und Gemüthes, die nicht nachgibt, die widerstrebt, wenn sie auch noch so gepreßt wird; im Menötios der unbeugsame Trotz, der selbst dem Tode mit Fassung und Ruhe ins Auge sieht **), im Prometheus der Vorbedacht, die Klugheit, die Verschmitztheit, die im Stande ist und sich nicht scheuet, selbst die Götter zu übervortheilen; im Epimetheus der Nachbedacht, der wieder gut zu machen strebt und vermag, was gefehlt worden ist ***). Diese vier Wesen und namentlich — nach altionischer Sage — Prometheus waren bei der Gelegenheit die Anwalde der Menschen und wagten es, dieselben reicher zu begaben oder begaben zu wollen, als die Götter ihrer hohen Würde gemäß dulden konnten und wollten. Es kam zum Kampf, den die Sage, sonderbar genug, nach Thessalien versetzt, weil dort der Berg Olympus auf der einen Seite, von wo die Götter, auf der andern das Gebirge Odrys, von wo die Titanen gekämpft haben sollten. Aber erst nach zehn Jahren, erst nachdem Zeus die Hundertarmigen: den Briareus (Starken), Kottos (Dickkopf) und Gyes (?) von ihren unterirdischen Fesseln gelöst und für sich angeworben hatte, ward ihm der Sieg, und die Titanen, zur Büßung ihres Frevels, theils zum Hüter der Säulen, die den Himmel und die Erde auseinander halten, bestellt oder zum Träger des Himmelsgewölbes (Atlas), theils in die Unterwelt gestoßen (Menö-

---

*) Er hat darum den Mythologen viel zu schaffen gemacht. Erst Welcker und ganz neuerdings Schömann haben den richtigen Schlüssel dazu gefunden. Besonders hat der letztere sehr treffend den Standpunct angegeben, den man einnehmen muß, wenn man die Dichtung verstehen will. Ich verdanke ihm bei der obigen Erörterung das Meiste.

**) Ὃς μένει τὸν οἶτον.

***) Nehmlich es müssen lauter solche Eigenschaften sein, die den Menschen Vorzüge verleihen aber den Göttern an ihrer Würde Abbruch zu thun scheinen. Epimetheus tritt bei der Strafe ganz in Dunkel, wahrscheinlich weil er von den Mythologen (schon von Hesiodus) in anderm als dem ursprünglichen Sinne aufgefaßt worden ist. Oder gehörte er von Anfang an nicht zu den vieren? und hat ihn erst der Mythos von der Pandora, als derselbe ausgebildet ward, als Gegensatz zum Prometheus in die Legende hineingebracht?

tios), theils an einen Felsen gefesselt (Prometheus). D. h. die Menschen mußten trotz ihrer Anmaßung und ihrem Streben nach dem Höhern, Göttlichen doch gegen die Götter im Verhältnisse der Abhängigkeit, der Dienstbarkeit bleiben, konnten nichts gegen sie ausrichten. Und nun theilte Zeus mit seinen Brüdern die Welt, d. h. der mythisirende Geist der Griechen suchte sich zu erklären den Grund, warum Zeus die Oberwelt, Poseidon das Meer, Hades die Unterwelt von der frommen Vorwelt angewiesen bekommen hatte. Und dann vertheilte Zeus an die verschiedenen Götter die verschiedenen Aemter, die sie haben sollten: wieder ein Versuch, mythisch zu erklären, was der Grieche vorher sich selbst construirt hatte, zufolge jener Umkehrung der Vorstellungen, dem Gotte das zuzuschreiben, was der Mensch selbst ihm früher angedichtet.

2) Der Mythos von dem Kampfe der olympischen Götter, namentlich des Zeus, gegen die Giganten, der später mit besonderer Vorliebe von den Künstlern behandelt worden ist aber in den verschiedenen Perioden von den verschiedenen Schriftstellern anders erzählt wird. Mag er auch älter sein — der älteste vorhandene Zeuge ist erst Pindar. Die bildende Kunst und auch die Poesie hat daraus herrliche Darstellungen bereitet.

3) Der Mythos von dem Raube des schönen Jünglings Ganymedes, welcher Mythos unbezweifelt in der Sitte der kleinasiatischen Könige wurzelte, zu ihren Mundschenken wohlgestaltete Jünglinge zu nehmen. Es ist darum auch ganz unbezweifelt ein kleinasiatischer Mythos, der sich selbst in der Genealogie des Ganymedes kund gibt; denn er sollte ein Sohn des Tros und der Bruder des Ilos gewesen sein, nach welchen vermeintlich Troja und Ilium benannt waren. Die Griechen im eigentlichen Hellas gaben dagegen dem Zeus eine Mundschenkin, die Hebe, von welcher nachher. Ganymedes zeigt durch seinen Namen, daß er eine erdichtete Person sei; denn das Wort bedeutet: den für einen Labetrunk (γάνος) Sorgenden (μήδομαι). Folglich muß das Ganze für eine poetische Fiction gelten.

4) Der Mythos von dem Raube der Europa: ein cretensischer Mythos. Aber Europa ist ohne Zweifel die Erde (Gä) oder Demeter, und darum ist es geeigneter, diesen Mythos unter der letztern Rubrik durchzunehmen.

Bei der Erhabenheit der Idee, welche man im Volksglauben von dem höchsten Gotte hegte, bei der Ausdehnung des Kreises von Vorstellungen, welche mit dem Zeusdienste verbunden waren, bei der Masse von Mythen, die von dem Gotte im Schwange gingen, ist es kein Wunder, wenn er hauptsächlich oft zum Gegenstande künstlerischer Darstellungen genommen worden ist, wenn an ihm die Kunst in der höchsten Idealität sich versucht hat. Als äußere Symbole wählte man den Scepter (als Symbol der Herrschaft), den Adler, den hoch im Aether fliegenden König unter den Vögeln, den Boten des Gottes, und als Waffe den Blitz oder Donnerkeil (gewöhnlich vorn mit einer Lanzenspitze, bisweilen sogar geflügelt abgebildet) oder als Andeutung der ursprünglichen Bedeutung des Gottes Zeus.

Es gibt zweierlei Darstellungen von ihm: in sitzender und in stehender Stellung. Die erste hängt mit der Vorstellung der Griechen von des Zeus ruhiger Macht, siegreicher Ruhe zusammen, und hier ist das bis auf die Hüften herabgesunkene Oberkleid die gewöhnliche Bekleidung, sein Sessel oft ein Thron zur Bezeichnung der Herrscherwürde; der Blitz ruhet dann wohl auf dem Schooße des Gottes. Die stehenden Bilder, bei denen das Oberkleid oft ganz entfernt ist oder nur die Rückseite bedeckt, deuten auf Wirksamkeit, auf Thätigkeit hin: Zeus muß dann gedacht werden als handelnd, als Beschützer, als Vorsteher politischer Thätigkeit oder als der durch Blitze strafende und schützende Gott. In seiner ganzen Haltung vereinigte er den Ausdruck des macht- und zugleich huldvollen Herrschers und Lenkers der Götter- und Menschenwelt. »Die Vereinigung dieser Eigenschaften hatte schon Phidias in der berühmten Statue zu Olympia zu Wege gebracht: dort gab sich die Vorstellung des allmächtigen, überall siegreich waltenden Gottes in huldreicher Gewährung und in gnädiger Erhörung menschlicher Bitten zu erkennen.« Bekanntlich soll der Künstler sich als Vorbild die homerischen Verse gewählt haben (Il. I, 528 ff.):

> Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
> Und die ambrosischen Locken des Königes wallten ihm vorwärts
> Von dem unsterblichen Haupt: es erbebten die Höh'n des Olympus.

Gewiß war es auch Phidias, der die äußern Züge feststellte, welche alle nachmaligen Künstler wiederzugeben gestrebt haben, als: »den von der Mitte der Stirn emporstrebenden, dann mähnenartig zu beiden Seiten herabfallenden Haarwurf, die oben klare und helle, nach unten aber sich mächtig vorwölbende Stirn, die zwar stark zurückliegenden, aber weit geöffneten und gerundeten Augen; die feinen milden Züge um Oberlippe und Wangen, der reiche, volle, in mächtigen Locken gerade herabwallende Bart, so wie eine kräftige, aber nicht übermäßig anschwellende Musculatur des ganzen Körpers. Von diesem Charakter, welcher den meisten und besten Zeusbildern eingeprägt ist, weicht auf der einen Seite eine mehr jugendliche und sanfte Bildung ab, mit weniger Bart und männlicher Kraft im Gesicht; auf der andern kommen Zeusköpfe vor, die in dem heftigeren Lockenwallen und den bewegteren Zügen einen gewissen, obgleich immer sehr gemilderten Ausdruck von Zorn und kriegerischer Heftigkeit tragen und den kämpfenden, rächenden, strafenden Gott darstellen. Am furchtbarsten erschien, nach Pausanias, in Olympia Zeus Horkios, der Eidrächer, mit einem Blitze in jeder Hand.«

In Gruppen erscheint der Gott theils, nach cretischer Sage, als Kind dargestellt, theils als der durch den Kampf mit den Giganten — der viel früher und viel mehr besungene Titanenkrieg ist kein Gegenstand für die Plastik geworden — sich die Herrschaft der Welt Sichernde, theils, aber freilich in ganz anderer Attitüde, bei seinen Buhlschaften und Liebeshändeln, einem Lieblingsgegenstande der üppig gewordenen, ausgearteten Kunst in der macedonisch-römischen Zeit.

Figuren von Siegsgöttinnen, Mören oder den Schicksalsgöttinnen, den Chariten und Horen, sind sie den Zeusbildern beigesellt, sollen theils des Gottes erhabene Eigenschaften, theils verschiedene Seiten seines Wesens andeuten.

Als die Philosophen anfingen, die Religion ihren Untersuchungen und ihren Deuteleien zu unterwerfen, da ward natürlich auch Zeus erfaßt. Zuerst waren es die Orphiker, so viel wir wissen, die den Volksglauben in dieser Beziehung umzugestalten suchten. Zeus war ihnen der Gott, der die Welt, wie sie in der Vorzeit entstanden ist, jetzt in dieser Weltperiode beherrscht, der sie aber auch gebildet habe, indem er den Eros-Phanes durch Verschlingen sich angeeignet: wodurch sie den Begriff einer Weltseele hineinzubringen, mit Zeus zu vereinigen trachteten, wie früher die Mythologen ihn hatten die Metis verschlingen lassen. Sie gefielen sich darum auch in jenen ausführlichen Schilderungen, wie Zeus der Erste und Letzte, Anfang, Mitte und Ende, Weib und Mann und überhaupt Alles sei. Sie suchten darzuthun, wie er die anfangs streitenden und unter sich uneinigen Mächte in der Natur zu einem Ganzen vereinigt, die Einheit, die ursprünglich in Phanes gewesen, nachmals aber in Zwietracht zerfallen war, durch Verstand und Weisheit wieder hergestellt habe. Zeus war ihnen also ein Werkmeister, der die Welt aus einem gegebenen Stoffe, um dessen Herkunft und Ursprung sie freilich sich nicht weiter kümmerten, planmäßig gestaltet und eingerichtet habe.

Mit diesen Ideen war auch Pherecydes befreundet. Er sang, wie Zeus von Ewigkeit her gewesen, wie er sich in den Eros verwandelt und die Welt aus einem vorher geschaffenen Urstoffe zu einem schönen Ganzen geformt habe. Er verstand unter Zeus den Aether, d. h. den äußersten, höchsten, Alles umschließenden Feuerhimmel oder das Licht als das potenzirte Urelement. Also eine physisch-kosmogonische Deutung!

Dem Pythagoras deuchte, es wären zwei Principien in der Welt, das eine: Gott, Zeus, die Monas (Einheit) und das Gute, der Verstand. Ihnen stehe die Dyas (die Zweiheit) gegenüber, als Grund der Materie und auch als das Böse.

Nach der Ansicht des Heraklit bildeten Welt und Feuer in ihrer Ungetrenntheit das ewig lebendige Wesen des Ganzen, und das letztere, das Feuer, war ihm das reine, in den höhern Räumen des Himmels sich entwickelnde Licht und ward von ihm genannt der ätherische Zeus (Z. *αἰθριος*).

In Plato's Zeitalter deutete man die Namen Διός, Ζεύς, Ζήν so, wie wenn Zeus bedeutete, wie Alles durch ihn lebte (*δι' ὃν πάντα ζῆ*). Dem Plato selbst ist, wenn wir seinen Werken trauen dürfen, Zeus theils Weltbaumeister, theils die göttliche Providenz.

Den Stoikern war Zeus der allgemeine Lebensquell, die Lebenskraft in allen Wesen (*δι' ὃν πάντα ζῆ*). Daneben dachten sie auch an *ζέω*, ich siede, und nahmen ihn als das ätherische Feuer, das Alles durchdringt.

Dem Neuplatoniker Porphyrius erschien Zeus als die Welt, als ein lebendiges Wesen (ζῶον) aus lebendigen Wesen. Merkwürdig ist, wie er die plastischen Darstellungen des Gottes deutet: Zeus, sagt er, wird als Mensch dargestellt, weil er mit Verstand die Welt erbauete und durch seine zeugende Vernunftkraft Alles vollendete. Nichts in seiner Darstellung ist ohne Bedeutung; denn sein Sitzen bedeutet die Festigkeit seiner Macht; der obere Theil seines Körpers ist entblößt, weil er in dem geistigen und himmlischen Theile der Welt offenbar, der untere bedeckt, weil er in dem tiefern Theile der Welt verborgen ist. Das Scepter trägt er in der Linken als König der Welt, und in der Rechten hält er einen Adler vor sich, weil er wie die Adler in den Lüften über die Vögel, so über die durch den Himmel wandelnden Götter (die Gestirne) herrscht.

Solcher Verirrungen fähig, so baar aller philosophisch-religiösen und ästhetischen Auffassung und Kritik waren diese Männer, die doch sonst so manchen guten Gedanken gefunden haben. Und andere Forscher nahmen wieder, um Alles das erklären zu können, was man von Zeus berichtete, mehrere Götter dieser Art — nach Cicero's Angabe drei — an, und pragmatisirende Historiker, wie z. B. der berüchtigte Euhemerus, wußten in Zeus nichts Anders zu finden, als einen König, der in grauer Vorzeit geherrscht habe und wegen seiner Thaten und Verdienste nach seinem Tode göttlicher Verehrung für würdig erachtet worden sei. Im gewöhnlichen Leben nahm man ihn auch wohl physisch für das personificirte Wetter und fragte z. B. frivol: Was macht Zeus? für: Was ist für Wetter?

Als die Griechen mit Aegypten bekannter wurden — seit Alexander dem Großen — erklärten sie den Ammun daselbst für Zeus und nannten ihn Zeus Ammun. Wahrscheinlich war der Punct der Aehnlichkeit beider Götter die Weissagung, besonders wenn wir bei dem griechischen Gotte an den dodonäischen Zeus denken, der allerdings wegen der Nähe von Macedonien den Macedoniern bekannt sein konnte.

---

3. Dione *).

Der Cultus dieser Göttin war ursprünglich lokal in Epirus, in Dodona, wo er auch zuverlässig seine Entstehung gewonnen. Eine weite Anerkennung und Verbreitung hat er eben nicht erlangt, außer daß ihn später das dodonäische Orakel (z. B. nach Athen) empfahl, daß er allein nur auf der Westküste des Peloponnes, am Fuße des Lepreon, stattfand, wo die Göttin einen heiligen Hain besaß, und

*) Beim Scholiasten zur Odyssee des Homer findet sich auch die Form Διαίνη, die jedoch in Zweifel gezogen wird.

daß er schon in frühester Zeit als Junodienst nach Mittelitalien, nach Latium und besonders nach Rom überging und hier mit vorzüglich großer Heiligkeit begangen worden ist.

Der Name kommt her von Δίς, Διός. Und wie er die weibliche Endung angenommen hat, so ist Dione ursprünglich auch weiter nichts, als das weibliche Princip dessen, was Zeus vorstellte. Die Wahrnehmung in der Natur und im Menschenleben, daß zum Bestehen der einzelnen Arten von lebenden Geschöpfen immer neben dem männlichen Wesen auch ein weibliches existiren müsse und existire, veranlaßte die alten Bewohner Griechenlandes, die Pelasger in Epirus, neben dem Zeus als männlichem Gotte auch eine Göttin anzunehmen, natürlich mit denselben oder mit ähnlichen Eigenschaften. Sie abstrahirten dieselbe gleichsam von dem Gotte. Der Cultus der Dione ist mithin spätern Ursprungs, als der Zeusdienst. Aber eben darum bildete man den Namen der Göttin von dem Namen des Gottes.

Als so ähnlich gedacht, ward sie natürlich auch unter gleichen Eigenschaften verehrt. Sie war mithin gewiß — freilich nicht Göttin des Donners; denn dieses Attribut hätte für ein weibliches Wesen doch nicht gepaßt, wohl aber — Göttin des Aethers, besonders insofern derselbe Fruchtbarkeit erzeugt, also namentlich des Regens. Daraus wird klar, warum sie auch den Beinamen Regen-Dione (Διώνη Τάς) führte, und warum Pherecydes sie unter die Hyaden gerechnet hat, ferner wie sie nun zu einer Nymphe werden und so, als solche, bei Spätern für eine Tochter des Oceanus und der Tethys, oder des Himmels und der Erde, oder des Aethers und der Erde erklärt werden konnte; ferner warum sie von den Dodonäern für eine Gemahlin des Zeus — so wie Juno von den Latinern für die Gemahlin des Jupiter — gehalten wurde, ihre Bildsäule im Tempel des Gottes selbst stand, und ihr nächst Zeus, und mit ihm zugleich, geopfert werden mußte (Demosth. c. Mid. p. 531. Reisk.); endlich warum von ihr gefabelt wurde, daß sie einerseits den Bacchus (als den Vorstand des Wachsthumes der Feld-, Garten- und Weinbergsfrüchte überhaupt, der ja obendrein selbst den Beinamen des Regnenden oder Regen-Spendenden [Ὑης] trug) geboren oder auch erzogen oder andrerseits die Aphrodite, die Göttin der Liebe (als Bedingung der Fruchtbarkeit), mit Zeus gezeugt haben sollte.

Deutelnde Philosophen der spätern Zeit ließen aus falscher Sucht zu etymologisiren und die griechischen Götter auf physische Elemente zurückzuführen die Aphrodite selbst die Dione sein (Lyd. de mens. IV, 44.).

Von der Weise ihrer Darstellung durch die bildenden Künste erfahren wir nichts.

Aber weil sie lokale Göttin war, bloß in einem Theile von Griechenland, und noch dazu in einer der entlegensten Gegenden, verehrt wurde, konnte sie gegen die olympische Götterfamilie nicht wohl aufkommen: man nahm sie, und vielleicht erst spät, nur als untergeordnete, nicht im Glanze der übrigen Gottheiten strahlende Göt-

ihn auf, vielleicht nur darum auf, weil die olympische Aphrodite ihre Tochter hieß. Aus diesem Grunde wurde sie von den spätern Mythologen eine Titania genannt, d. h. zu denjenigen göttlichen Wesen gerechnet, deren Cultus gegen die olympischen Götter im Hintergrunde stand. Natürlich vermochte sie so auch nicht, als Gattin des Zeus, die Hera aus diesem selben ihrem Ehrenposten zu verdrängen, sondern ihr deßfallsiges Verhältniß zum Zeus galt für eine Buhlschaft.

---

4. Helios, der Sonnengott.

Dieser Cultus ist einer der reinsten, edelsten und zugleich poesiereichsten in der griechischen Religion. Das Sonnenlicht, so klar und hell und durchdringend, der Gang des großen Lichtkörpers über den Horizont hin für Natursöhne so mysteriös, so majestätisch, so erhaben und so anregend für die Phantasie!

Er ist zuverlässig auch ein ächt hellenischer Cultus; denn der Name Helios ist ein durchaus hellenisches Wort, und — die Sonne schien den alten Griechen eben so freundlich wie uns, d. h. konnte sie im Naturzustande veranlassen, einen deßfallsigen Gott zu glauben. Wo derselbe angehoben, ist schwer zu sagen; doch kann aus der schönen Combination Otfr. Müllers (Dor. I., S. 422 ff. der ersten Ausg.) geschlossen werden, daß er in ältester Zeit in Epirus vorhanden war, und so läßt sich vermuthen, daß auch er, wie ja mehrere andere Culte, hier seinen Ursprung genommen. Im historischen Alterthume finden wir ihn sehr verbreitet über Hellas selbst, so wie in den Colonien: die im Uebrigen doch so spärlichen Nachrichten lassen ihn antreffen in Athen, zu Mantinea und Megalopolis in Arcadien, in Elis, ganz besonders häufig aber in den Ländern der Dorier: in Sicyon, in Corinth, in Argos, auf Tänarum, auf dem Taygetus, bei Thalamä, zu Trözen, in Hermione, und darum auch in den dorischen Colonien: in Apollonia, auf der Insel Cos (Corp. inscript. graec. No. 2653.) und insonderheit auf der Insel Rhodus. Und es gereicht den Griechen nicht zur Unehre, daß sie das Tagsgestirn, nicht nach Art roher Völker angebetet, sondern dessen tägliches Wallen über den Horizont hin und dessen Walten für eine göttliche Veranstaltung, für die Wirkung der Thätigkeit einer höhern Macht genommen haben.

Je geringer nun die Kunde der physischen Welt bei den ältesten Griechen war, desto mehr Spielraum hatte ihre lebhafte Phantasie in dergleichen Dingen, mußte ihn besonders haben bei einer so interessanten, die Aufmerksamkeit in so hohem Grade fesselnden Naturerscheinung, als das tägliche Erscheinen, Gehen und Verschwinden des großen Lichtkörpers ist. Der Grieche faßte das scheinbare sich Fortbewegen desselben nicht als Wirkung physischer Kräfte, sondern

künstlich-mechanischer, thierischer und menschlicher, wie er sie aus seiner Umgebung, aus seinem Leben kannte. So war ihm denn die Sonne ein Wagen nach griechischem Modell: mit zwei Rädern ohne Hinterlehne, mit runder Brustwehr vorn; Rosse waren vorgespannt, die ihn zogen, und Lenker der Rosse war — ein Gott. Diese Vorstellungen treten zwar in den beiden größern Gedichten des Homer und im Hesiodus nicht klar hervor, sondern erst in den homerischen Hymnen; doch ist wohl kaum zu zweifeln, daß sie nicht schon im höchsten Alterthume gegolten.

Einen Namen für den Gott zu finden, war nicht schwer: das bereits vorhandene Wort für die Sonne, ἥλιος, ging in denselben über, und weil es im Griechischen männlichen Geschlechtes ist, auch wohl weil der Begriff der Sonne dem Griechen das Merkmal des Kräftigen, Energischen zu enthalten schien, ward das concrete Wesen zu einem Gotte, während Selene, Eos, Hemera zu Göttinnen wurden.

Der Kreis der Pflichten und Geschäfte des Helios war im Ganzen ziemlich eng. Er beschränkte sich hauptsächlich darauf, daß der Gott streng und pünktlich darauf bedacht war, täglich den Sonnenwagen auf der bestimmten Bahn zu fahren, damit Licht hätten, sehen könnten die Unsterblichen auf der Oberwelt, so wie »die Menschen auf Nahrung sprossender Erde.« Zudem aber ist er, gemäß der Natur der Sonne, die ihre Strahlen überall hin sendet, der Gott, der Alles sieht und Alles erkennt, weßhalb er Alles, auch das Verborgenste ans Licht bringt. Darum weiß der Mythos von ihm zu erzählen: als Aphrodite dem Hephästos im Geheimen untreu ward und mit Ares buhlte, zeigte Helios es jenem an, und als Demeter ihre geraubte Tochter suchte und nicht zu finden wußte, wandte sie sich in ihrem Schmerze an Helios, und von ihm erhielt sie Kunde, wo Persephone weile. Er sieht das Thun der Götter und der Menschen. Keine Frevelthat bleibt ihm verborgen. Und hier tritt auch er ein in den Kreis der moralischen Götter. Er wurde darum, weil er Alles sähe und wüßte, auch die tiefsten Geheimnisse des Herzens, bei Betheurungen und Eidschwüren angerufen. Seine Beinamen sind: der Unermüdliche, der Strahlende, der Hellscheinende, der Leuchtende, der den Menschen Leuchtende, der die Sterblichen Erfreuende, der Allsehende *). Einer speciellen, uns unbekannten Veranlassung verdankt er wohl, daß ihm die Trözenier als ihrem Befreier vom Joche der Perser unter Xerxes einen Altar errichtet hatten.

Unter den Vögeln war ihm der Haushahn heilig, der Verkündiger des Aufgangs der Sonne. Man opferte dem Helios weiße Thiere, mit Bezug auf den Schein des Tagsgestirns.

Bei keinem Gegenstande der griechischen Religion konnte sich die

---

*) Ἀκάμας, ἠλέκτωρ, φαέθων, παμφανόων, φαεσίμβροτος, τερψίμβροτος, πανδέρκης, bei Spätern auch φοῖβος, nach Vermengung des Helioscultes mit dem des Apollo.

lebendige Phantasie der Hellenen so sehr und so schön ergehen als bei diesem, sowohl in der Vorstellung als in der poetischen und plastischen Darstellung. Hiernach war Helios ein kräftiger Mann, der im Stande ist, die muthigen Rosse zu zügeln, dessen ganzer Körper vom Licht strahlte; dessen munteres, blitzendes Auge den allsehenden und den attenten Lenker des Sonnenwagens erkennen ließ. Des Morgens besteigt er seinen Wagen, fährt unterhalb des Himmelsgewölbes im Aether hinauf, kommt am Mittag in der Mitte desselben an, worauf er dann wieder allmählich in die Tiefe nach Westen zu sich herabneigt, bis er am Abend in den Ocean hinabsinkt. Hier sind die Pforten oder Thore des Helios; hier ruhen die müden Rosse aus, die ihn mit reißender Schnelle fortgetragen. Der Wagen ist glänzend, golden, so wie Alles, was sich auf den Gott bezieht, wie das Sonnenlicht strahlend golden, feurig, roth, blendend ist. Der Rosse sind nach einer Angabe entweder zwei: Lampon (der Leuchtende) und Phaëthon (der Scheinende), oder nach einer andern vier: Chronos (die Zeit), Aethon (der Brennende), Astrape (der Blitz), Bronte (der Donner) oder auch Pyroïs (der Feurige), Eous (der Morgentliche), Aethon und Phlegon (der Flammende). Auch in dieser Namengebung zeigt sich der griechische Geist. Die Rosse schnauben Feuer und sind auch wohl (zuerst bei Euripides) geflügelt. Helios freuet sich dieser seiner Rosse, er liebt sie. Darum ward von ihm erzählt, er habe davon welche an seine Günstlinge (an Aeetes, Hercules) verschenkt; darum wurden ihm auch Rosse (z. B. in Rhodus) geopfert.

Auf spätern Bildwerken kommen Greife vor als vorgespannt vor dem Sonnenwagen, und nach einer mythischen Erzählung gab Helios der Medea einen mit geflügelten Drachen bespannten Wagen, auf welchem sie nach Athen entfloh.

Wie der Gott während der Nacht vom Westen wieder nach Osten kommt, das läßt Homer wie Hesiodus unbestimmt. Spätere lassen ihn in einem goldenen Kahn, den Hephästos gefertigt, über den Ocean, in welchen die Sonne nach dem Glauben der Alten unterging, zu den Tiefen der Nacht fahren, wo seine Mutter, seine Gattin und seine Kinder weilen. Andere lassen ihn schlummernd im goldenen Bette diese nächtliche Fahrt machen. Spätere Dichter geben ihm im Westen einen Palast, so wie sie dichten, daß er seinen Rossen ein Kraut füttre, das auf den Inseln der Seligen wüchse. Noch Andere lassen ihn wieder im Osten einen reich geschmückten Palast haben, den Hephästos' kunstfertige Hand verziert hätte. Von hier träte er dann wieder von neuem seine Fahrt an, nachdem Tethys ihm die Riegel am Thore des Hofes geöffnet. Wenn er aber, frei von seinem Berufe, Audienz gewähre, dann säße er in Purpur gekleidet, mit glänzender Strahlenkrone auf dem Haupte, auf einem Throne, den die Stunden, die Tage, die Monate, die Jahre, die Jahrhunderte, die Jahreszeiten umständen.

Mit so glänzender Fülle, in so üppigem Maaße wußte die Phantasie der Alten das Alles auszumahlen. Nicht weniger geschäftig hat sie sich in Erdichtung der Genealogie und der mythischen Geschichte

des Helios bewährt. Ueberall sind hier die Verhältnisse und Eigenschaften des Gottes und der Sache zum Grunde gelegt, in Rücksicht genommen worden; in Allem sieht man eine schöne, vernünftige Wahl. So sollte Helios der Sohn sein des Hyperion's, d. h. des oben über (die Erde am Himmel) hin Wandelnden und der Theia (der Schauenden); also Bezug auf des Gottes hauptsächlichste, in die Augen fallende Eigenschaften. Nach andrer ähnlicher Dichtung wäre er ein Sohn des Hyperions und der Euryphaëssa (der weit und breit hin Scheinenden). Als seine Schwester gelten Selene (der Mond) und die Eos (Morgenröthe), für seine Kinder a) von der Neära (der Gehenden? von *ῥέομαι*;) die Phaëthusa (Scheinende, d. i. das Scheinen) und die Lampetia (Leuchtende, d. i. das Leuchten); b) von der Perse oder Perseïs, dem personificirten Volke der Perser*), den Aeetes, den König der östlich gelegenen Erde (Aea, später Colchis genannt), durch welchen er Großvater der Medea (des personificirten Mädervolkes, das ja auch im Osten wohnte) ward, und die Circe, die aus Homer bekannte erdichtete Zauberin (eigentlich Mischerin, *Κίρκη* von *κιρνάω*), welche auf der westlichen Insel Aea**) wohnte, da wo Helios untergeht und auch seinen Wohnsitz haben sollte; c) von der Clymene (der Brandenden, der personificirten Wogenbrechung des Meeres, die zu dem im Meere untergehenden und aus demselben wieder heraufsteigenden Helios sehr wohl paßt) den Phaëthon (den Scheinenden), wie der Sonnengott selbst auch hieß; man hatte also aus einem Epitheton einen besondern Namen und daraus eine besondere, mit dem Helios aber verwandte Person gemacht. Von diesem Phaëthon existirt nun die von manchen Dichtern des Alterthums mit so üppigem Reichthum von Poesie behandelte Mythe, die am wahrscheinlichsten einer physischen Begebenheit, einer einstmaligen Dürre, ihren Ursprung verdankt, woran man dann die Sage von den Schwestern des Phaëthon, der Phaëthusa (Scheinenden), Aetheria (Aetherischen), Helia (Sonnigen), Lampetia (Leuchtenden), Phöbe oder Aegle (Reinen oder Glänzenden), Dioxippe (Rosseantreiberin) und Merope (Menschbild) und von der Entstehung des Bernsteins, jenes vegetabilischen Productes aus dem fernen Westen, das durch seine helle, klare, goldene Farbe an den strahlenden Sonnengott (*ἠλέκτωρ Ὑπερίων*) erinnerte und von ihm auch den Namen bekommen hat.

Unter den Stätten, wo der Heliosdienst geblühet, ist keine berühmter geworden, als die Insel Rhodus. Sie war durch und durch diesem Gotte geweihet, oder, wie der Mythos die Sache umkehrt, der Gott selbst hatte sie sich zu seinem Lieblingssitz erkoren; er hatte das

---

*) Man hatte in alter Zeit von diesem im fernen Osten wohnen sollenden Volke gehört und brachte es nun mit dem im Osten wohnenden und aufsteigenden Helios in Verbindung.

**) Diese war nehmlich in der Vorstellung aus dem Osten, wo sie nach der Argonautensage sein sollte, durch das Odysseusgedicht nach Westen gerückt worden.

personificirte Eiland, die Rhodus oder Rhode, geehlicht, er hatte mit ihr Kinder gezeugt: sieben Söhne (den Ochimus [den Fahrenden], den Actis [den Strahlenden], den Phaëthon, den Chrysippus [den Lenker der goldenen Rosse], den Kerkaphus [vielleicht richtiger Kirkaphus, von κίρκος, Cirkel, der Cirkelrunde, nach der Gestalt der Sonne so benannt, den Tenages [Anspanner], den Triopas [benannt nach dem Vorgebirge Triopion, Rhodus gegenüber, auf der kleinasiatischen Küste, wo die triopische Festfeier gehalten wurde], oder auch mit Weglassung zweier von den aufgeführten: den Makar oder Makareus [hergenommen von dem Namen mehrerer Inseln im griechischen Archipelagus, zu welchen Rhodus gerechnet wurde: νῆσοι μακάρων, Inseln der Seligen, der Glücklichen] und den Kandalus [ein Name, der auf die Insel Cos hinweiset und auf deren Sagenkreis]) und eine Tochter, die Elektryone (die Strahlende*)), und seine Enkel baueten die drei Städte der Insel: Jalysus, Lindus und Camirus und benannten sie so nach ihren eigenen Namen. Helios galt demnach den Rhodiern für ihren Ahnherrn (ἀρχηγέτης). Sie ehrten ihn feierlichst durch ein jährliches Fest im Sommer (den 17. August), an welchem ein feierlicher Aufzug, ein solennes Opfer und Kampfspiele abgehalten wurden, in denen die Sieger Kränze von der Weißpappel erhielten, mit Anspielung auf den weißen hellen Schein der Sonne. Durch Denkmäler der Kunst, auf Münzen, sogar auf den Schnäbeln ihrer Schiffe stellten sie sein Bild dar, als das Bild ihres Gottes.

Helios nun erscheint auf Kunstwerken theils in ganzer Figur in der oben angegebenen Haltung, sodann mit der Strahlenkrone auf dem Haupte, meist bekleidet, auf den Wagen steigend oder stehend, die Rosse mit der Peitsche regierend, zuweilen mit der Kugel (dem Sinnbilde der Erde) und dem Füllhorn, als der da Segen bringt; sein Gesicht gerundet und voll, die Gestalt etwas gedrungen, das Haar über die Stirn sich erhebend und auf die Schläfe und den Nacken herabwallend, die Chlamys über dem kurzen, an den Hüften gegürteten Gewande tragend; theils als Kopfstück und dann als ein schönes männliches, volles, belocktes Haupt en face, mit lebhaftem Auge, mit Diadem und Strahlenkrone. So besonders auf den noch vorhandenen rhodischen Münzen.

Gruppirt finden wir ihn zusammen mit Selene — mit derselben auch, correspondirend, als Einfassung von Götterreihen — oder mit Eos, oder mit noch andern sein Erscheinen am Morgen andeutenden Göttern.

Im Alterthume ist er dargestellt gewesen von Phidias am Thronbasament des Zeus zu Olympia, wie er eben seinen Wagen bestieg; in Elis, als Statue in Stein, mit der Strahlenkrone, daneben Se-

*) Man sieht auch hier wieder die Namen der Kinder hergenommen von den Eigenschaften des Gottes. Sie waren also wohl ursprünglich meistens Epitheta.

lene; in Rhodus von Lysippus mit dem Viergespann, und als Colos aus Erz von Chares.

Als die Philosophie der Physiker aufkam, und ein Anaxagoras lehrte, die Sonne wäre ein Stein, da mußte freilich der Glaube an einen Helios nach dem Glauben des Volkes wankend werden, und man kann es sich wohl denken, daß die Altgläubigen in Athen darüber außer sich waren, den Philosophen für einen Atheisten erklärten und jeden für einen Ketzer hielten, der diesen neuen Glauben hegte. Noch mehr mußte jener alte erschüttert werden, als im ptolemäischen Zeitalter die Astronomie sich bis zu der ungeheuren Höhe (durch Hipparch aus Nicäa) emporschwang, daß sie die Sonne zum Mittelpuncte des ihr zugehörigen Planetensystems setzte und zum Grundsatz aufstellte, daß die Erde um die Sonne sich drehe. Um den Cult, dessenungeachtet daß dieß die richtige Ansicht war, und weil sie sich später als solche geltend machte, zu retten, nahm man zu allerhand Mitteln seine Zuflucht: theils vermengte man den Helios mit Zeus (nach orphischer Lehre, vergl. Sophocles in seinen Fragmenten) und stellte ihn dar als den Erzeuger der Götter und den Urheber des Alls, oder mit Apollo (erweislich seit Euripides), oder mit Hercules, theils deutelte man (wie z. B. der Kaiser Julian) an dem Gotte künstlich herum. Als man mit Aegypten bekannter wurde, glaubte man in dem ägyptischen Sonnengotte Phra, der hauptsächlich zu On verehrt wurde, den griechischen zu erkennen und nannte darnach jene Stadt Heliopolis.

Weil man in spätern Zeiten die verschiedenen Sagen von Helios und seiner Herkunft nicht zu vereinigen oder auf ihren Ursprung zurückzuführen verstand, so nahm man (nach Ciceros Angabe) fünf verschiedene Götter der Art an: worin sich zum Theil einige Kritik, theils aber auch wieder großer Mangel an Kritik kund gibt.

---

5. Die Mondgöttin Selene, Mene und Io.

Selene (das Wort verwandt mit σέλας, der Glanz, und wohl auch mit dem lateinischen sol, die Sonne) heißt die Glänzende und ist ursprünglich nur ein allgemeines Epitheton des Mondes gewesen und später dessen Name geworden, weiblichen Geschlechtes aber darum, weil der Mond im Gegensatze zur Sonne die Eigenschaft des Mildern, Ruhigern, Passiven, Receptiven, oder mit Einem Worte: des Weiblichen hat. Der Mond hieß bei den Griechen auch Mene (von μήν, μάω, ich messe, wie nicht minder mensis verwandt ist mit metior, mensus), weil er die Zeit mißt nach Monden.

Ein thatsächlicher Cultus dieses Wesens an irgend einer Stelle in Griechenland läßt sich nirgends nachweisen: man scheint dem Monde gerade keinen so energischen Einfluß, keine so große Macht

im Speciellen zuertheilt zu haben. Beim Homer, in dessen beiden größern Gedichten, wird der Selene nicht als einer Göttin gedacht: sie kommt bei ihm nur vor als eine übermenschliche Persönlichkeit, so wie auch beim Hesiod neben Helios und Eos. Dagegen wird sie in dem sie betreffenden homerischen und orphischen Hymnus ausdrücklich Göttin (θεά) genannt und heißt auch in beiden Gesängen als solche: Mene (Μήνη). Doch wird (vergl. Fragm. Orph. IX, 1.) der Unterschied gemacht, Selene sei der Götter-, Mene der menschliche Name für die Göttin, d. h. jenes war der poetische, dieses der im gemeinen Leben gewöhnliche. Also hat sie wenigstens in der Vorstellung der Griechen als eine Göttin existirt. Auch wird ihr ziemlich dasselbe zugeschrieben, was dem Sonnengotte: sie gäbe der Erde mittelst des Mondes Licht und lasse ihn den Sterblichen zum Wahrzeichen (der Zeit) dienen. Allerdings eine göttliche Veranstaltung! Und die Griechen haben auch hier nicht den Naturkörper angebetet, sondern ein höheres Wesen erdacht, was die Bewegung des Körpers bewirkte. Ferner dichtete man, ganz ähnlich wie beim Helios, mit dem ja Selene die größte Aehnlichkeit hat in den Augen eines Naturmenschen: sie wäre Tochter des Hyperion und der Theia oder der Euryphaëssa oder der Aethra (des Aethers), also Schwester des Helios. Auch wird ihr ein Wagen beigelegt, bespannt mit zwei weißen Rossen oder mit zwei Rindern — so zu Antiochia, weil ja das Rind wegen des Hörnerhalbkreises ein Symbol ist des Mondes in seiner nicht vollen Gestalt am Himmel — oder mit zwei Maulthieren. Auf dem Fußgestell des Zeusbildes zu Olympia sah man sie dagegen reitend auf einem Pferde oder Maulthiere. Der Hymnus des Homer stellt sie als langgeflügelt dar. Spätere Dichter gebrauchen sie wohl auch öfter persönlich; doch kann man da nicht immer unterscheiden, ob es nicht bloß Prosopopöie ist.

Man dachte sie sich als weißarmig und schön gelockt und auf dem Haupte geschmückt mit goldenem Diadem, und die bildende Kunst hat sie dargestellt mit zwei Hörnern — so an einem Standbilde in Elis — mit vollem und rundem Gesicht, mit nicht so gar schlanker Gestalt und immer bekleidet, mit bogenförmig über dem Haupte sich wölbendem Schleier und mit dem Halbmonde über dem Schleier. Alles symbolisch, das mild strahlende Licht des Mondes andeutend. Das Ganze war so recht geeignet zu schönen künstlerischen idealen Darstellungen.

Am Triumphbogen Constantins ist sie angebracht als untergehend, auf einer Gemme als schwebend am Himmel.

Von ihr existiren, trotz der dazu einladenden Sache und Persönlichkeit, nur wenige Mythen. Mit Zeus soll sie (nach Alcman) erstens die Ersa oder Hersa (den Morgenthau) — die Deutung liegt nahe — sodann die Pandia (d. i. personificirt das Fest der Pandia oder Diasien in Athen) gezeugt haben, und daß Selene, die Mondgöttin, Mutter der Pandia heißt, soll ausdrücken das nach bestimmter Zeitfrist von etwelchen Monaten wiederkehrende Fest der Zeusfeier. Ganz nach derselben Vorstellung gebiert sie vom Zeus die

Nemea, wegen der nemeischen Spiele, die ja ebenfalls dem Zeus gewidmet waren. Ja! selbst der berühmte Mythos von ihrer Liebe zum Endymion und das Erzeugen von 50 Töchtern in dieser Ehe hat denselben Sinn. Nehmlich dieser Mythos spielt, ist lokal in Elis. Die olympischen Spiele aber kehrten abwechselnd nach 50 und und dann wieder nach 49 Monaten zurück. Diese 50 Monate heißen allegorisch Töchter der Selene. Endymion scheint eine lokal gebildete heroische Person gewesen zu sein; noch hat man wenigstens seinen Namen nicht etymologisch zu einem Worte von allgemeiner Bedeutung auflösen und so aufgelöst der Sache anpassen können. Nachmals ist der Mythos nach Carien verpflanzt und dort noch mehr ausgeschmückt worden. Dieses zarte, liebliche Endymionmährchen ist übrigens wegen seines lieblichen Charakters oft ein Gegenstand für künstlerische Reliefsdarstellungen geworden und hat zu schönen sinnigen Gruppirungen Veranlassung gegeben. Die berühmteste Darstellung dieser Art ist ein Sarkophag auf dem Capitol zu Rom: Endymion schlummert im Schooße des Schlafgottes unter einer Eiche, neben welcher sein Hund an eine Priaposherme gebunden ist, am Fuße des Berges Latmos (in Carien), von welchem die Nymphe einen Quell ergießt; Selene ist herabgestiegen; zwei Liebesgötter besorgen die Rosse und den Wagen; ein dritter, Eros, schwingt die Fackel und zieht sie am Gewande zu dem Schläfer hin.

Für den Glauben an die Göttlichkeit der Selene, als der Führerin und Leiterin des Mondwagens, war die Lehre der physischen Philosophen, namentlich des Anaxagoras, daß nicht minder der Mond eine steinerne Masse sei, gleichfalls ein gewaltiger Stoß. Die Orphiker nannten den Mond eine ätherische Erde. Und die spätern astronomischen Forschungen und Beobachtungen mußten das Ganze als ein Mährchen der Vorwelt erscheinen lassen. Und was war, was ist daran gelegen? Aber das Göttliche jener Himmelserscheinung wird Keiner abläugnen, und — zu bewundern ist auch in diesem Wahne das schöne Walten der griechischen Phantasie.

Eine spätere synkretistische Zeit vermengte die Selene mit der Hekate und Artemis.

Dieß in Betreff der allgemeinen griechischen Mondgöttin unter dem Namen Selene oder Mene. Wir haben aber auch noch einen speciellen, lokalen Cultus der Art zu besprechen: das ist der Cultus der Jo in Argolis. Der Name (Ἰώ von ἴω = εἶμι) bedeutet die Wandlerin: ein Name, der auf die Göttin des am Himmel hin wandelnden Mondes sehr wohl paßt. Noch deutlicher spricht dafür, daß man sie sich dachte oder sie darstellte mit Stier-Hörnern auf dem Kopfe *). Die deßfallsigen Mythen, welche solches erklären und den mythischen Grund davon angeben, sind die offenbarsten Zeugnisse. Auch ist der Umstand nicht zu übersehen, daß sie soll Kalli-

*) Herodot. II, 41. Ἄγαλμα βούκερων — καθάπερ Ἕλληνες τὴν Ἰοῦν γράφουσι.

thia oder Kallithoe, die Schön-Hineilende, genannt worden sein. Genug! Jo ist unbezweifelt die Göttin des Mondes gewesen, als solche in dem Lande verehrt worden, wo der eigentliche Mythos von ihr spielt: in Argolis.

In historischer Zeit hat indessen dieser Cultus nicht mehr bestanden. Ohne Zweifel ist er ein vordorischer gewesen und bei Vertreibung der Achäer aus dem Lande und nach Besetzung desselben durch die Dorier in den Hintergrund getreten, abgekommen. Nur in der Volkssage und durch dieselbe erhielt sich sein Andenken.

In derselben spielt aber Hera die Hauptrolle als die Göttin, welche ja dort zu Lande für die Hauptgöttin galt. Jo wird geradezu vom Mythos die Küsterin (des Tempels) der Hera (κλειδοῦχος oder κληδοῦχος, die Schlüsselbewahrerin) genannt, wahrscheinlich bloß deshalb, um die Erzählung wohl einzuleiten, um die Handlung leicht und fest zu begründen.

Nach dieser Sage nun — wir geben sie nur in ihren Hauptzügen — sollte diese Priesterin dem Zeus gefallen, und der mit ihr geliebelt haben zum Aerger der eifersüchtigen Hera. Um sich dafür zu rächen, habe Hera die Jo in eine Kuh verwandelt. In historischer Zeit wollte man sogar noch den Hain bei Mycenä zeigen, wo sie geweidet, und den Oelbaum, an welchem sie angebunden gewesen. Hera aber setzte ihr zum Wächter einen besondern Mann mit hundert Augen, deren einige immer wachten, den Argos (das personificirte Land Argos) Panoptes (den Allsehenden) — eine wahrscheinliche Allegorie des Sternenhimmels, welcher den an ihm hinwandelnden Mond gleichsam immer unter Augen hat.

Das ist zuverlässig der eigentliche enge Kreis der Sage, wie sie sich gleich nach Einwanderung der Dorier entwickelt hatte. Es führten aber die Dorier alsbald Colonien aus, und jene Vorstellung und Sage von der Wandlerin, bei welcher man nun gar nicht mehr an den Mond dachte, wanderte mit. So z. B. und vor Allem nach Byzanz (Olymp. XXX, 3.). Hier in der Umgegend fanden sich eine Menge Ortsnamen, die auf Stier, Kuh, Hörner sich bezogen. Man wollte ihren Grund erklären: man brachte sie mit der den Colonisten bekannten Sage von der gehörnten Jo-Kuh in Verbindung. Und so mußte nun Jo sich zur Wanderung entschließen. Nun mußte Argos Panoptes auf Befehl des Zeus vom listigen Götterboten Hermes getödtet, Jo von der Hera in Wahnsinn versetzt worden sein und in diesem Wahnsinn die Irrfahrt machen und auf derselben nach allen den Oertern und Gegenden hinkommen, deren Namen auf Stier, Horn u. s. w. Beziehung hatten. Denn der Volkssage, deren Charakter in diesem Theil des Mythischen, wie in andern, die ältern Dichter im Ganzen treu zu bleiben liebten, schwebt bei der Ausführung einer solchen Fahrt die Aufgabe vor, eine Reihe von geographischen Namen, wie Perlen in eine Schnur, zusammen zu reihen, selbst mit Ueberspringung der weitesten Strecken, wenn diese keine dahin einschlagende Merkwürdigkeit darboten.

Mittler Weile hatte sich Aegypten zur See dem griechischen Ver-

kehre geöffnet: man hatte dort die Götter und Götterbilder des Landes kennen gelernt. Es gehörte nur die Anschauung eines gewöhnlichen Bildes der Isis mit den Kuhhörnern auf dem Kopfe dazu, und der Grieche mußte sofort darin seine Jo wiedererkennen. Dazu kam die Aehnlichkeit der Namen. Und so spann sich jene Sage dahin fort, daß Jo auf ihrer Irrfahrt auch nach Aegypten gekommen und dort zur Isis geworden sei. Aus dem ägyptischen Apis aber dichtete man einen Epaphus und machte ihn zum Sohn der Jo, der in Aegypten König und der Gründer der Hauptstadt Memphis geworden sei.

Dieser an Situationen der mannigfaltigsten Art so reiche Mythos ist vielfach von Dichtern und Künstlern zu Darstellungen benutzt worden. Unter den erstern wollen wir nur einen Aeschylus und Ovid nennen, unter den Darstellungen der letztern ein Vasenbild, das Millinger gibt.

Zur Zeit des Herodot wurde die schöne Sage bereits schon in die platte Historie herabgezogen. Nach persischer (?) Angabe sollte der Anfang der Kriege zwischen Barbaren und Hellenen mit Weiberraub gemacht worden sein, und zwar hätten zuerst die Phönicier die Jo, die Tochter des Königs Inachus (der personificirte vermenschlichte Fluß Inachus) in Argos entführt und nach Aegypten gebracht.

---

6. Eos, die Göttin der Morgenröthe, und Hemera, die Göttin des Tages.

Eos (Ἠως, eigentlich Ἀυς, von αὔω, ich hauche, wehe) bedeutet eigentlich das Wehen der Luft, welche sich zu erheben pflegt, wenn die Sonne aufgehen will, dann den Aufgang der Sonne selbst und endlich das Morgenroth, welches diesen Aufgang verkündet. Die dichterische Phantasie personificirte sie, und zwar, weil das Wort ἠώς weiblichen Geschlechtes war, zu einem weiblichen Wesen, vielleicht auch darum, weil das Sanfte, Milde, Zarte der Morgenröthe mehr den Charakter der Weiblichkeit an sich trägt.

Ob sie als Göttin wirklich durch Opfer, Gebete u. s. f. verehrt worden sei, ist bei ihr eben so wenig zu erweisen, als bei der Selene. Doch wird sie gleichfalls in einem orphischen Hymnus (den 77) Göttin angerufen. Und das Erfreuende, Erheiternde des Anbruchs des Tages, des Erscheinens der Morgenröthe ist doch etwas, was selbst den Rohen zur Andacht stimmen kann. Ihr ward nehmlich zugeschrieben, daß sie den Tag brächte. Das war ihr Amt, ihr Beruf. Auch ist ihre Genealogie und die Darstellung ihres Wesens bei den Alten ähnlich der des Helios und der Selene. Wegen ihres Dahin-Wandelns am Himmel und ihres hellen weiten Scheines galt

sie nehmlich ebenfalls für die Tochter des Hyperion und der Theia oder (nach einem homerischen Hymnus) der Euryphaëssa. Spätere Angaben lassen sie auch eine Tochter des Pallas sein, d. i. des raschen Umschwungs (des Himmels). Sie ward mithin meistens als die Schwester des Helios und der Selene betrachtet, Alles das darum, weil man im hohen griechischen Alterthume Sonne und Mond nicht für Körper, sondern für bloße physische Erscheinungen hielt.

Von ihr dichtete man weiter: an jedem Morgen erhebt sie sich von ihrem Lager aus dem Strome des Oceanes empor an dem Himmel, um Göttern und Menschen das allerfreuende Licht zu bringen und fährt auf einem Wagen mit einem Zweigespann schnellfüßiger Rosse, oder nach Spätern mit einem Viergespann. Doch ward sie bisweilen auch reitend auf dem geflügelten Pegasos, den ihr Zeus geschenkt haben sollte — d. i. die Morgenröthe ist eine höhere, göttliche Veranstaltung — oder mit ihm fahrend, eine Fackel tragend dargestellt, oder geflügelt. Sonst, heißt es, sitzt sie auf einem Throne. Ihre Wohnung hat sie nach Homer auf der Insel Aea im westlichen Meere, gemäß der Vorstellung, die wir schon im Vorgehenden erwähnten.

Weil der Morgenröthe das Helle, das Glänzende, das Heitere eigenthümlich ist, so trägt auch ihr ganzes Wesen, Alles, was sich auf sie bezieht im Nahen und im Entfernten, vorzugsweise diese Farbe, dieses Wesen. Sie heißt darum bei Dichtern: die Freudigblickende, die Glanzhelle, die Hellscheinende, die Schimmernde, die Bleiche, die Rosige, die Purpurne, die Rosenfingrige, die Rosenarmige, die Göttin mit den schneeweißen Augenliedern, mit dem safranfarbigen Gewande. Ihre Flügel sind weiß; ihre Rosse heißen Lampos (der Leuchtende) und Phaëthon (der Scheinende) und sind weiß; ihr Lager ist safranfarbig, aus dem sie sich alle Morgen erhebt, ihr Thron golden. Sie ist schön, herrlichen Ansehens, schön gelockt*).

Unter den Vögeln war ihr der Verkünder des Morgens, der Haushahn, heilig.

Reich an romantischen Scenen ist die Mythologie der Eos. Da sie gedacht wurde unter dem Bilde der Geschwindigkeit, der Windeseile, so verschwisterte sich damit die Vorstellung des Hinwegraffens, Entführens, und so erzählte man von ihr Mehreres der Art, wozu wohl das plötzliche Verschwinden von Menschen während der Nacht Veranlassung gab. Es hieß nun von ihnen: Eos habe sie geraubt. Als ein so liebliches freundliches Wesen gedacht, konnte sie das aber nicht aus Feindseligkeit gethan haben, sondern nur aus Liebe: sie mußte in diese Personen verliebt gewesen sein. Das war namentlich

---

*) Die Epitheta der Eos bei Homer u. a. Dichtern sind: ἠριγενής, ἠριγένεια (die Frühgeborne), φαεσφόρος, φαεσίμβροτος, φαέννα, φαείνη, μονόπωλος, εὐθρονος, χαροπή, λαμπροφαής, αἰγλήεσσα, λευκόπτερος, λευκόπωλος, λεύκιππος, χιονοβλέφαρος, ῥοδόπηχυς, ῥοδοδάκτυλος, κροκόπεπλος, χρυσόθρονος, εὐπλόκαμος, δία u. s. f.

mit dem Tithonus der Fall, welche Geschichte der Mythos insbesondere zu einer lieblichen romantischen Erzählung gezeichnet hat. Der Name läßt sich nicht etymologisch deuten, so daß er aus der Sache selbst hervorgegangen, derselben entnommen wäre. Es scheint der Name einer wirklichen Person gewesen zu sein. Der Mythos spielt in Troja. Tithonus, so berichtet er, war der Sohn des trojanischen Königs Laomedon, der Bruder des Priamus. Ihn raubte die Eos, nahm ihn zu ihrem Gemahl, wohnte mit ihm am Strome des Oceans an der Gränze der Erde; von seinem Lager erhebt sie sich immer am Morgen und gebar ihm den Memnon, den König der östlichen Aethiopier in Asien — eben weil dieser im Osten wohnen sollte, da, wo die Eos weilte in der Nacht und am Morgen aufstieg — und den Emathion (Tagmann von ἡμαρ, der Tag; denn der Tag ist ja das Kind der Morgenröthe). Doch sieht man aus dieser Genealogie — die übrigens schon bei Hesiodus vorkommt — daß das hohe Alterthum schon vieles Verschiedenartige dieser Gattung hier auf ungeschickte Weise zusammengefügt hatte. Eos, ward nun die Erzählung fortgeführt, bat den Zeus um die Unsterblichkeit für ihren Gemahl, und sie fand Gewährung. Aber da sie vergessen hatte, ihm zugleich auch ewige Jugend zu erflehen, so begann er zu altern. Sie pflegte zwar sein; aber seine Stimme schwand dahin und seine Glieder vertrockneten. Da verschloß sie ihn in ein Gemach. So ein homerischer Hymnus. Spätere aber wollen berichten, sie habe ihn in eine Cicade verwandelt, welche Dichtung daraus hervorgegangen ist, daß man alte Leute wegen ihrer zirpenden Stimme Cicaden nannte. Weiter weiß derselbe schöne Mythos zu erzählen: für ihren Memnon, der Antheil nehmen will am Kampfe der Troer gegen die Griechen, erbittet sie sich Waffen von Hephästos zum Kampfe gegen Achilles. Aber er fiel. Eos entrückt ihn, erbittet ihm von Zeus die Unsterblichkeit. Sie beweint ihn indessen ohne Aufhören, und ihre Thränen sind — der Morgenthau.

Ein zweiter, den sie geraubt haben soll, ist Cephalus. Der Mythos spielt ursprünglich in Attika, dann hinüber nach Böotien, auf Creta, auf die Insel Cephallenia, und sogar, wegen der Colonisation der Insel durch athenienſische Ansiedler, nach Cypern und nach Syrien hinüber. Cephalus ist der vermeintliche Stammheros des attischen Demos Kephale. Von ihm wird erzählt, er wäre gewesen der Gemahl der Prokris (woher dieser Name entlehnt?). Beide lieben sich innig und geben einander das gegenseitige heilige Versprechen der Treue. Allein Eos gewinnt den schönen Mann auch lieb, weiß ihn mit der Gattin zu entzweien ob des Verdachtes einer Untreue. Prokris flieht, kehrt nachher unerkannt zurück, versucht den Cephalus, der in die ihm gelegte Schlinge fällt, versöhnt sich mit ihm und wird zuletzt von ihm selbst unversehens getödtet. Mit dem Blute der Gattin befleckt, wird er vom Areopagus gerichtet und wegen dieser Blutschuld zu ewiger Verdammung aus dem Vaterlande verurtheilt. Zuletzt wird er noch in einen Stein verwandelt, oder er zieht mit Amphitruo gegen die Teleboer auf einer Insel im ionischen Meere, nach

deren Besiegung dieselbe nach ihm den Namen Cephallenia erhielt. Hier sind Cultus und geographische Mythen zu einem wunderbaren Knäuel zusammen gebunden, der schwer zu entwickeln sein dürfte. Aber das Ganze ist reich an den mannigfaltigsten schönsten Situationen, wo Eos' Charakter zur Schürzung des Knotens artig benutzt ist.

Nicht minder soll sie den schönen böotischen Jäger Orion oder Ocrion entführt haben. Diese Sage ist ursprünglich wieder eine böotische, spielt aber hinüber auf Chios, Lemnos und Creta. Sie ist womöglich noch verwickelter als die vorige, und bei weitem nicht so reich und so lieblich als die beiden vorigen. Homer kennt sie schon. Er erzählt, die Götter hätten mit Unwillen gesehen, daß Eos den Mann entrückt habe. Artemis habe ihn deßhalb auf der Insel Ortygia mit ihren sanften Geschossen getödtet. Und nun jage er in der Unterwelt auf der Asphodelos-Wiese die von ihm auf der Oberwelt erlegten Thiere. Homer kennt ihn aber auch schon als Gestirn, d. h. als das Bild eines riesenhaften Mannes mit Gürtel, Schwert, Löwenhaut und Keule. Hat vielleicht dieses Gestirn zu jenem Mythos Veranlassung gegeben?

Endlich soll Eos auch noch den Kleitos, den Sohn des Mantios entführt haben, gleichfalls um seiner Schönheit willen, und zwar zum Sitze der unsterblichen Götter. So Homer, ohne uns weiter einen Schlüssel zu geben zur Lösung des Mythos.

Da die Morgenröthe die Sterne und besonders den Morgenstern noch findet, und der Anbruch des Tages von kühlendem Windzug begleitet zu sein pflegt: so lesen wir beim Hesiod die Genealogie: Eos habe den Astraos (den Sternen-Mann), den Heosphoros (Morgenbringer), d. i. den Morgenstern, und die Winde Zephyros (Westwind), Notos (Südwind) und Boreas (Nordwind) geboren. Wobei wohl auch die eigentliche Bedeutung und die Etymologie des Wortes Eos (s. oben) mit in Anschlag zu bringen ist.

Allein die Morgenröthe bringt nicht bloß die Morgenhelle und verkündet den Aufgang der Sonne: sie fährt (nach homerischer Darstellung schon) den ganzen Tag über ihrem Bruder Helios vorauf und vollendet erst am Abend ihre Bahn. Daher tritt schon bei den Tragikern und später noch öfter die Göttin des Tages, Hemera, anstatt der Eos auf und ein. Ursprünglich aber ist sie von ihr verschieden. Noch bei Hesiodus heißt Hemera — weil der Tag auf die Nacht folgt, gleichsam aus ihr hervorgeht — die Tochter der Nacht und des Erebos (der personificirten Unterwelt, als welche der Sitz der Nacht ist). Allein nachmals hört aller Unterschied auf und von der Hemera werden nun dieselben Mythen erzählt wie von Eos. Auch die Künstler verwechseln beide Gottheiten.

Im Alterthume war Eos dargestellt am Giebelfelde der königischen Halle in Athen, und zwar wie sie Cephalus entführte, eben so am Throne des amyklaischen Apollo, zu Olympia dagegen, wie sie den Zeus für ihren Sohn Memnon bittet.

Auf noch vorhandenen Kunstwerken erscheint sie entweder selbst auf einem Viergespann in prächtiger Gestalt oder als Führerin der

Sonnenrosse oder wie sie diese Rosse anspannt. Ein Vasengemälde zeigt sie uns geflügelt, Strahlen um's Haupt, in der Rechten die Peitsche, mit dem Viergespann, der (bekleidete) Morgenstern mit einer Fackel in jeder Hand ihr vorangehend. Liebliche Bilder des lieblichen Naturphänomens.

---

7. Die Thaugöttinnen Herse und Pandrosos.

Eine schöne Dichtung, der wir oben erwähnten, machte den Thau zu Thränen der Eos. Allein bei dem wenigen Regen, der im Ganzen während der heißen Jahreszeit in Griechenland fällt, ist derselbe für das Land ein wahrer Segen. Darum konnte man auch von Seiten der Griechen mit allem Rechte in der so wohlthätigen Naturerscheinung eine göttliche Veranstaltung erblicken und ihre Spendungen für die Wirksamkeit einer besondern göttlichen Kraft ansehen. Im Gewöhnlichen nannte man den Thau Herse oder Erse (ἕρση, ἔρση). Das Wort, weiblichen Geschlechtes, ging zu einem weiblichen Namen über, und so hatte man ohne Weiteres für die Sache ein göttliches Wesen, und zwar — weiblichen Geschlechtes.

Weil der Thau fällt am Abend, während gemeinhin der Mond scheint, so machte der Dichter Alcman die Herse zu einer Tochter der Selene und des Zeus (entweder als des höchsten Gottes, auf welchen man zuletzt Alles zurückführte, oder als des Aethergottes).

In Argolis local war der Mythos, daß sie die Gemahlin des Danaus (des vermeintlichen Stammvaters der im höchsten Alterthume dort wohnhaft gewesenen Dardaner) gewesen sei und ihm eine Anzahl Töchter geboren habe, die an die Söhne des Aegyptus verheirathet werden sollten: ein Mythos, der sich auf die älteste Cultur des Landes bezieht und besonders den Quellsegen von Argolis auseinander setzen soll. Insofern paßt Herse gut dahin.

Am bemerkenswerthesten und berühmtesten ist der Cultus in Attika, in Athen, gewesen: hier ist er mit besonderer Vorliebe gehegt und durch mehrere schöne Mythen verherrlicht worden. Nur war er hierselbst mit dem der Pandrosos und der Aglauros so verschmolzen, daß wir ihn auch von diesem nicht trennen können.

Pandrosos heißt der Allthau (von πᾶν und δρόσος, was auch den Thau bedeutete; ein Unterschied der Wörter ἕρση und δρόσος läßt sich nicht weiter begründen). Vielleicht war das Wort ursprünglich nichts weiter als ein Beiwort der Herse, woher es nur erklärt werden kann, warum man bloß bei der Aglauros und Pandrosos, nicht bei der Herse schwor. Aber später ward sie als eine besondere Persönlichkeit betrachtet, auch besonders verehrt: sie hatte eine besondere Priesterin, die sich durch ihr langes, bis zu den Fußzehen reichendes Kleid auszeichnete; sie hatte ferner ein eigenes Heiligthum,

Pandrosium genannt, neben dem Tempel der Athena Polias auf der Akropolis zu Athen, und die Athenienser erwiesen ihr mit der Hora Thallo (derjenigen Göttin, welche die Pflanzen grünen und blühen macht) in sinniger Einschaft Verehrung. Hier in dem Pandrosium stand der heilige Oelbaum, den man als ein Geschenk der Pallas Athene (der Stadt- und Landesgöttin) an die Landesbewohner ansahe, und der andeuten sollte, für wie wichtig, ja! wie man diesen für ein göttliches Geschenk ansähe, und wie sehr man wünschte, daß die Oelbaumzucht unter dem Beistand der Pandrosos, d. h. durch den Thau, gedeihen möchte. Auch stand mit dem Pandrosium und dem Tempel der Athena Polias das Erechtheum in Verbindung, d. h. die Capelle des Heros Erechtheus, der den Land- und Feldbau symbolisirte. Also hier in Allem Beziehungen auf das Gedeihen der Feld- und Baumfrüchte, besonders in Folge des starken Thaues.

Aglauros heißt ursprünglich Agraulos und ist durch Lautverschiebung, die durch ein leichteres Aussprechen bedingt wurde, zu dieser Form gekommen. Das Wort bedeutet also eigentlich das Verweilen (αὐλεῖν) auf dem Felde (ἀγρῷ), repräsentirt demnach die Lebensart der Landleute, d. h. gewiß ursprünglich desjenigen Theiles der Bewohner Athens, die dem Demos Agraulis angehörten, und die diese Göttin Agraulos zuverlässig als ihre Stammgöttin verehrt und, bei ihrer Vereinigung mit den übrigen Demen zu einer einzigen bürgerlichen Gemeinde in Athen, wahrscheinlich den Cult mit dahin verpflanzt haben. Der Name, femininen Geschlechtes, war ursprünglich gewiß ein Epitheton nicht von der Herse, sondern von der Landesgöttin Pallas Athene, die ja auch später noch mit diesem Beinamen oft benannt ist. Aber weil sie unter dem Namen einen absonderlichen Wirkungskreis hatte, nehmlich einen agrarischen, so ward er mit der Zeit auch als der Name einer besondern Gottheit angesehen. Als solcher wanderte er mit einer attischen Colonie nach der Insel Cypern, aber in genauer und naher Beziehung zur Athene; denn die Tempel beider Göttinnen waren (nebst dem des mythischen Diomedes) daselbst von Einem Gehege eingeschlossen, wie in Athen selbst, wo der Athene Aglauros ein eigenes Fest (die Kallynteria, das Putzfest, und die Plynteria, das Waschfest, wo die Kleider und die Statue der Göttin erneuert oder gereinigt wurden) galt.

Aber es hatte daselbst die Aglauros auch ein besonderes Heiligthum, einen Hain. Hier war es Sitte, daß die attischen Jünglinge in voller Rüstung ihren Bürgereid schwuren, namentlich schwuren, bis zum Tode für das Vaterland kämpfen zu wollen. Merkwürdig und für den in Rede stehenden Cultus von besonderer Bedeutsamkeit ist das Verfahren dabei. Die Jünglinge riefen die Aglauros, die Thallo (die Göttin jenes Blühens und Grünens der Pflanzen), die Auxo (die die Pflanzen wachsen machende Göttin) und die (Artemis?) Hegemone (die Führerin und Gesund-Erhalterin im Kriege?) an, d. h. sie erflehten ländlichen Segen und im Falle eines Krieges Sieg auf das Land und auf sich herab, zum sichersten Beweise, daß ursprünglich der Dienst der Aglauros sich auf den Feldbau und des-

sen Segen bezog, folglich mit dem der Pandrosos und der Herse nahe verwandt war, wenn er auch auf der andern Seite wieder hinüber greift in den Kreis der politischen Götter. Nicht unwahrscheinlich fielen derselben uranfänglich, bis die Gesittung die Herzen der Attiker humaner machte, auch in Athen Menschenopfer; solche nehmlich wurden ihr in der attischen Colonie auf Cyprus dargebracht, bis der Gebrauch einem menschlichern Gefühle weichen mußte.

Der Herse oder Erse oder Errhe galten in Athen die Errhephorien, ein Fest, darnach benannt, daß man derselben besondere und zwar geheimnißvolle Opfer darbrachte. Der Name Arrhephorien ist höchst wahrscheinlich nicht der rechte sondern der verstümmelte. An denselben nahmen zwei Jungfrauen, die eigens zum Tragen der geheimnißvollen Opfergabe bestimmt waren und auf der Burg unweit des Tempels der Athena Polias ihre Wohnung hatten, in der Nacht, wenn das Fest gekommen war, dasjenige, was ihnen die Athene-Priesterin gab, und wovon weder die Priesterin noch die Jungfrauen wußten und wissen durften, was es war, und trugen es zu einem Bezirke unweit der der Aphrodite geweihten Gärten. Dort stiegen sie hinab in eine natürliche Grotte, setzten das Getragene hin und nahmen statt dessen etwas Andres, Verhülltes mit sich fort. Drauf wurden die Jungfrauen entlassen und statt ihrer andere gewählt. Es war das eine Opfergabe zur Erflehung reichlichen Thaues behufs einer reichlichen Aernte. Das Geheimnißvolle, Leise des Herabfallens des Thaues bei nächtlicher Weile, sammt dem des Keimens und Wachsens der Pflanzen, veranlaßte ein gleiches oder ähnliches Verfahren bei der religiösen Ceremonie. Und so greift dieser Cultus schon hinüber in das Gebiet der chthonischen Gottheiten, von welchen aber erst später.

Der Mythos hat nun über die drei vorstehenden Göttinnen also gewaltet: erstens hat er sie, die in so naher Beziehung zu einander standen — daher sie auch bei Euripides die agraulischen Jungfrauen heißen — eben deßhalb zu Schwestern gemacht und über sie genealogisirt: Actäus (von ἀκτή, die Küste, also der Küstenmann, Personification der Eigenschaft des attischen Landes, das größtentheils Küstenland ist), der erste vermeintliche König in Athen, war der Vater einer (ältern) Agraulos. Diese ward die Gemahlin des Cecrops (des vermeintlichen Stammheros der attischen Gemeinde, welche den Namen der cecropischen führte, man weiß nicht woher) und von diesem die Mutter des Erysichthon (des Erdaufreißers, des Pflügers, des vermeintlichen Erfinders des Pflügens), sodann der Aglauros, Herse und Pandrosos. Die Beziehung auf Landescultur und Ackerbau und Ackersegen kommt hier überall zu Tage.

Aglauros wurde, höchst wahrscheinlich weil bei ihr die gerüsteten Jünglinge jenen ihren Bürgereid leisteten, zur Geliebten des Ares und zur Mutter der Alcippe (der Roßstarken, des personificirten Reitens oder Kämpfens zu Roß), die Herse dagegen zur Geliebten des Hermes und zur Mutter des Cephalus (des vermeintlichen Stammheros des Demos Kephale, welcher Demos wohl ganz besonders den Hermes als seinen Stammgenossengott verehrte, vielleicht weil er des Han-

dels beflissen war?). Von Pandrosos sagt der genealogisirende Mythos, sie habe mit dem Hermes (dem Gotte der Herolde) den Keryx, d. i. den Herold oder den vermeintlichen Ahnherrn des Geschlechtes der Kerykes oder jener Heroldsfamilie erzeugt, die bei den Eleusinien das Amt der Herolde vorzugsweise zu verwalten hatte, in der dieses Amt erblich war.

Aber derselbe weiß noch außerdem folgende in Attika locale Geschichten zu erzählen, bei deren Dichtung die oben erwähnten Gebräuche vielfach mit verflochten sind:

a) Pallas Athene übergibt der Aglauros und ihren Schwestern den Erichthonius, den Sohn des Hephästos und der Erde oder der Atthis (des personificirten attischen Landes), den Vertreter der Agricultur, dessen sie sich (als Göttin des attischen Landes) ganz besonders annahm (d. h. sie sorgte für den Segen des Landbaues in Attika), in einer Kiste, mit dem Verbote, selbige zu öffnen. Allein Aglauros und Herse übertraten dasselbe, wurden der Göttin durch eine Krähe verrathen, geriethen in Wahnsinn und stürzten sich von dem Burgfelsen oder, nach Andern, ins Meer hinab (wahrscheinliche Anspielung auf den Opfertod der Menschen, die auf diese Weise der Göttin Aglauros in frühern Zeiten dargebracht wurden).

b) An dem Feste der Panathenäen erblickte einst Hermes die Herse (als sterbliche Königs-Tochter gedacht). Er entbrennt zu ihr in Liebe, läßt sich nieder zur Erde, und dort begegnet ihm zuerst die Aglauros, die er bittet, seiner Liebe förderlich zu sein. Sie verheißt ihm solches gegen große Belohnung. Allein Pallas Athene, eingedenk des früher wider das Verbot enthüllten Geheimnisses mit Erichthonius — dieser Mythos weiß also nichts von dem erstern — veranlaßt die Göttin der Mißgunst, mit Neid die Agraulos gegen ihre Schwester ob der Liebe des Gottes zu erfüllen. So verweigerte denn Aglauros dem Hermes den Eintritt zur Schwester, wird aber deßhalb in Stein verwandelt. (Ist das Letzte eine bloß willkürliche Fiction alexandrinischer Dichter, die überhaupt die Verwandlungen liebten? Oder soll damit auf die etwanige steinerne Bildsäule der Aglauros in Athen hingedeutet sein?)

c) Einst in einem lange währenden Kriege empfingen die Athenienser ein Orakel: der Krieg werde, wenn sich Jemand freiwillig für die Stadt aufopfern würde, sein Ende erreichen. Und Aglauros opferte sich. Aus dem Grunde ward ihr ein Heiligthum in Athen errichtet, und in diesem schworen darum die Jünglinge in voller Rüstung, auch bis zum Tode dem Vaterlande zu dienen und für dasselbe kämpfen zu wollen (ein Versuch, den Gebrauch der Athenienser auf mythischem Wege zu erklären).

In diesen drei Erzählungen erscheinen die drei Göttinnen gar nicht mehr als Göttinnen, sondern als Menschen: jene rühren also höchst wahrscheinlich aus dem alexandrinischen Zeitalter her, wo man, dem Pragmatismus huldigend, die aus der Natur entnommenen Götter der menschlichen Geschichte vindicirte.

8. Die Winde.

Das räthselhafte bewegliche Element der Luft, der häufige Wechsel ihrer Züge und die davon abhängenden Veränderungen der Temperatur und die Wirkungen derselben auf den Menschen und die menschlichen Verhältnisse, sie seien nun günstig oder unfreundlich, schädlich oder nützlich, konnte den Griechen wohl, und mit vollem Rechte veranlassen, darin eine Vorrichtung, eine Veranstaltung des göttlichen Wesens zu erkennen. Er fand darin das Wirken, das bewußte Handeln besonderer Wesen. Die betreffenden Namen sind daher nicht etwa bloße Personificationen, sondern es kommen die unzweideutigsten Beweise vor, daß diese Wesen der Phantasie wirkliche Verehrung genossen haben. Schon Homer dichtete, daß Achilles den Winden Opfer gelobt habe, zum sichern Zeugniß für das Alter solches Cultes. Und derselbe war auch verbreitet über Griechenland. Wir wissen in Folge bestimmter Zeugnisse, daß die Lacedämonier auf dem Gebirge Taygetus dem Winde ein Opfer, und zwar ein Roß, dargebracht haben. Einen Altar der Winde fand man auf einem Berge bei Sicyon, wo ihnen alljährlich bei nächtlicher Weile geopfert wurde, und einen andern auf dem Markte von Coronea in Böotien. In Aulis brachte man ihnen ohne Unterschied Opferthiere beiderlei Geschlechtes dar; ein Gebrauch, den man aus der Zeit des trojanischen Krieges herleitete (Pausan. IX, 19, 5.), was wenigstens auf ein hohes Alter desselben schließen läßt. Bei den Athenienſern sandte man Gebete zu den freundlichen, milden, warmen Winden. Themistocles ordnete von Staats wegen an, daß ihnen geopfert werden sollte, weil, wie Aristoteles sagt, die Seewinde den Pflanzen, die von Attika her wehenden dem thriasischen Gefilde bei Eleusis zuträglich waren. Den milden, sanften Winden brachte man weiße Lämmer dar, den stürmischen schwarze, gemäß der Ansicht, daß die schwarze Farbe sich für unfreundliche, die helle für freundliche Gottheiten passe.

Je geheimnißvoller, besonders einem Sohne der Natur, wie die ältesten Griechen doch waren, das Luftelement vorkommen muß, desto reichern Stoff gab es der Phantasie zu eigenthümlichen Vor- und Darstellungen. Und auch hierbei hat sich der freie Sinn und der Tact der Griechen bewährt nicht bloß im Allgemeinen, sondern, wie wir gleich nachher sehen werden, auch bei jedem Windgotte im Speciellen. Auf dem berühmten achteckigen Windthurme in Athen, der noch steht, sind die Winde dargestellt bekleidet, geflügelt und jeder mit passenden Attributen versehen, je nachdem er auf die Temperatur diese oder jene Wirkung äußert.

Gemäß den staatlichen Verhältnissen in Griechenland in ältester Zeit, wo es Könige und Diener gab, dachte man sich auch das Verhältniß der Winde so: über sie wäre gesetzt ein Schaffner, Ordner,

der jeden derselben im Stande wäre zu erregen und freizulassen, oder zu sänftigen und zu bändigen. So bei Homer schon. Man nannte diesen Schaffner oder Obmann der Winde Aeolus nach der Beweglichkeit des Luftelementes (αἰόλος, eigentlich ein Adjectiv, heißt beweglich, sich leicht hin und her wendend). Doch hielt dessenungeachtet die religiöse Abstraction der Griechen es noch für nöthig, ihn einer höhern Macht zu unterwerfen. Darum hieß es, Zeus (der Aethergott?) habe ihn zu dem Amte bestellt.

Der dichterischen Phantasie des Homer (in der Odyssee) war Aeolus ein Sohn des Hippotes (d. i. des Reiters, des Rossemeisters); denn der Wind ist ja gleich den schnellfüßigen Rossen. Hier ward also wieder eine Eigenschaft der Sache, der der Gott vorstand, zum Vater desselben. Ferner sollte er wohnen auf einer Insel im fernen Westmeer (bei Italien), da, wo die Wesen der meisten Himmelserscheinungen ihren Sitz haben, wo insbesondere auch Eos wohnt, die Winde-Erzeugende, und zwar auf der nach ihm erst benannten äolischen Insel (in einem mit glatten Felsen umgebenen, wohlummauerten Hause), weßwegen er auch ein Sohn des Poseidon heißt. Er hat sechs Söhne und sechs Töchter (älteste Andeutung einer Windrose?), die mit einander vermählt sind und bei Vater und Mutter in reichlicher Fülle leben. Den an seine Insel verschlagenen Odysseus empfängt er nach homerischer Dichtung freundlich, beherbergt ihn einen Monat lang, und als derselbe wieder fort will, gibt er ihm in die Haut eines neunjährigen Stieres gebunden — naiver Versuch, sich die Beschwichtigung und Bändigung der Luftströmungen zu erklären — die Winde mit; nur den freundlichen, milden Zephyrus ließ er frei, weil dieser das Schiff zu günstiger Fahrt nach Ithaka zu treiben im Stande war. Das Uebrige ist aus der Odyssee bekannt.

In der Iliade und bei Hesiodus kommt Aeolus gar nicht vor. Bei spätern Dichtern galt die Insel Lipara oder Strongyle für seinen Wohnsitz. Hier sitzt er nach der poetischen Fiction auf dem Gipfel des Felsenberges mit dem Herrscherstabe in der Hand und hält die Winde in Gehorsam, die, unter ihm, in geräumiger Höhle, eingeschlossen, auf seine Befehle warten.

Daraus kann man sich erklären, warum die Liparier ihn verehrten, aber freilich nicht eigentlich und zunächst als den Gott der Winde — doch fehlte darum diese Vorstellung nicht — sondern als ihren Schutz- und Ahngott, und darum nur mit Herosdienst, nicht als wirklichen Gott. Sie hatten ihm als solchem einen Theil ihres Prytaneums gewidmet, den, in welchem man einen Theil des öffentlichen Schatzes verwahrt hielt. Als nun einst der König Agathocles von Syracus sie nöthigte, ihm diese ihre Schätze auszuliefern, und ein Sturm seine Flotte zerstreuete, schrieb man das der Rache des Aeolus zu.

Pragmatisirende Historiker und Geographen der spätern nüchternen, rationalistischen Periode machten ihn zu einem einstigen wirklichen Herrscher der liparischen Inseln, der deßhalb zu einem Gotte

geworben, weil er sich Verdienste um die Schifffahrt erworben oder ein geschickter Astronom gewesen wäre.

Wegen Gleichheit des Namens ist er in späterer Zeit vielfach mit dem vermeintlichen Stammvater des äolischen Volksstammes verwechselt und beide Sagen (z. B. bei Diodor) zu einem merkwürdigen Knäuel verstrickt worden.

Von künstlerischen Darstellungen des Aeolus ist nichts vorhanden, doch berichtet ein Schriftsteller aus dem 13. Jahrhundert (Albricus), vielleicht nach ältern Quellen: man habe ihn gezeichnet in einem linnenen Gewande, unter den Füßen Blasebälge, mit jeder Hand an den Mund ein Horn haltend, aus welchem er sechs Winde herausblase.

Von den untergeordneten Winden werden als Wesen höherer Art namentlich aufgeführt die vier Hauptwinde: Boreas (der Brauser, Brummer) oder der Nordwind, Zephyrus (der Dunkle, weil er der Regenbringer für Hellas ist) oder der Westwind, Eurus (der Sengende), der Ostwind, und Notus (der Nasse), der Südwind. An der Stelle des Eurus nennt Hesiodus den Argestes (den Weißen, Hellen, weil er da entsteht, wo der helle Tag anbricht) und macht alle, wie wir schon oben bemerkten, zu Söhnen des Asträus und der Eos, weil sie besonders am Morgen sich zu erheben pflegen.

Wirklich verehrt ist Boreas worden von den Athenern, und zwar erst spät, in Folge einer Begebenheit im perfischen Kriege. Man hatte nehmlich in Attika die Localsage, derselbe hätte einst an dem Ufer des (attischen) Flüßchens Ilissus oder, wie Acusilaus will, von der Akropolis Athens die Tochter des Erechtheus (des Erdzerspalters, Pflügers, des vermeintlichen Erfinders dieser Kunst und Ahnherrn der Athenienser), Oreithyia (die sich Erhebende, d. i. das Sich-Erheben, nehmlich des Nordes), geraubt — im höhern Alterthume raubte man nehmlich die Bräute; zugleich ist hierbei wohl an die Eigenschaft des Wegraffens zu denken, welche den Winden allgemein beigelegt worden — und wäre mit ihr nach Thracien geflohen, dem sogenannten Wohnsitze des Boreas, weil Thracien den Griechen gegen Norden ist. Hier hätte er mit ihr den Zetes (den Schnaufenden, von ζάω in eigentlicher Bedeutung) und den Kalais (?), die Cleopatra (?), so wie die Chione (die Schneeige, d. i. den Schnee), und die Chthonia (?) nebst dem Hämus (dem personificirten thracischen Berge) gezeugt, Wesen, welche die alten Maler als leicht, als schwebend in der Luft und als forteilend mit dem Wehen des Windes darzustellen pflegten (Dio Chrys. IV, pag. 78.). Dieser Mythos von Boreas und der Oreithyia ist mithin »eine jener schönen griechischen Fabeln, welche Eigenschaften, Kräfte, Erscheinungen der Natur durch menschliche, vorzüglich gern durch Liebes-Geschichten deuten und anschaulich machen.« Nun erhielten die Athener im Kriege mit den Persern unter Xerxes vom Orakel die Mahnung, sie sollten, wollten sie gerettet werden, ihren Schwäher anrufen. Das deuteten sie, wegen der Fabel von der Oreithyia, auf den Boreas, und als sie bei Chalcis an der Insel Euböa lagen mit der Flotte,

opferten sie demselben und der Oreithyia und flehten zu beiden um Hülfe. Und als nun die persische Flotte beim Vorgebirge Sepias übel vom Sturme zugerichtet ward, sagten die Athenienser, Boreas habe ihnen wiederum, wie früher durch Zerstörung der persischen Flotte bei Umseglung des Gebirges Athos, geholfen und baueten ihm ein Heiligthum (einen Altar) beim Flusse Ilissus und brachten ihm Opfer und begingen ein Mahl ihm zu Ehren. Gleicher Weise fanden zweitens die Megalopolitaner Gelegenheit, ihn zu verehren. Als ihre Stadt von dem spartanischen Könige Agis III. belagert, aber eine drohende Maschine durch den Sturm zerbrochen wurde, widmeten sie ihm einen heiligen Bezirk und opferten ihm alle Jahre wie einem Gotte. Endlich finden wir drittens eine förmliche Verehrung des Boreas in Thurii in Italien, in Folge einer ähnlichen Veranlassung, indem die Einwohner dieser Stadt durch einen Sturm vor der Flotte des raubsüchtigen Königs Dionysius von Syracus gesichert worden waren.

Und daß Boreas auch im Allgemeinen als Gott gedacht worden ist, lehrt theils ein sogenannter orphischer Hymnus (der 80.), theils Ovid, der ihn in einer Stelle seiner Verwandlungen geradezu einen Gott heißt.

Ihm wurde die Kraft beigelegt die Wolken zu verscheuchen, den Regen aufhören zu machen, das Toben des Sturmes zu beschwichtigen, den Himmel aufzuheitern, so wie umgekehrt das Meer aufzuregen, Eichen umzustürzen, Schnee und Hagel zu bringen, Erdbeben zu erzeugen. Er galt mithin für einen schlimmen und für einen guten Gott.

Weil man den Rossen Windeseile zuschrieb, so leitete man die Abkunft solcher Rosse, die man als ganz vorzüglich bezeichnen wollte, vom Boreas her. So schon Homer mit den zwölf Füllen des attischen Königs Erichthonius (Erdaufreißers, des vermeintlichen Lehrers der Kunst zu pflügen). Und spätere Dichtung läßt ihn mit einer Erinnys (dem personificirten Schrecklichen des menschenmordenden Krieges) die Rosse des Ares, des Kriegsgottes, erzeugen, die da heißen Aethon (der Feurige), Phlogios (der Flammende), Konabos (das Schlachtengetöse) und Phobos (das Schrecken). Nach einer andern dichterischen Fiction sollte er mit der Harpyie (der personificirten Windsbraut) Aellopus (Sturmfuß) die Rosse Xanthus (den Braunen) und Podarke (Fußstarken) erzeugt und selbige dem Erechtheus zum Ersatze für die geraubte Tochter Oreithyia gegeben haben.

Die Fabel mit der Oreithyia übrigens, durchaus geeignet zu künstlerischen Darstellungen, war schon auf den Kasten des Cypselus gezeichnet, und Boreas dort dargestellt mit Schlangen statt der Füße, vielleicht darum, weil der Künstler dadurch die schlangenartige Bewegung einer Windsbraut ausdrücken wollte. Eine Antike, die noch existirt, zeigt ihn als einen doppelt geflügelten Mann, um das Rauschen des Windes anzudeuten.

Der zweite Wind, dem bestimmt Verehrung im Alterthume gezollt worden ist bei den Griechen, ist Zephyrus, der Westwind (eigent-

lich Nord-West-Nordwind). Ein orphischer Hymnus (der 81.) bezeugt das, ingleichen die Notiz, daß der Zephyrus in Attika an der heiligen Straße, die von Athen nach Eleusis führte, einen Altar hatte. Er galt für den nächsten Bruder des Boreas, weil Westen und Norden an einander grenzt. Er wehet zwar in Griechenland heftig; aber doch ist er daselbst durch Regen wohlthätig, besonders im Frühling, wo er die Blüthen hervorlockt. Darum ward gedichtet, er hätte die Chloris (die Blühende, d. i. das personificirte Blühen der Gewächse) lieb gewonnen, sie, wie Boreas die Oreithyia, geraubt und mit ihr den Karpos (die Frucht, d. i. die Früchte) erzeugt. Denselben Sinn hat es, wenn es bei alten Dichtern heißt, Zephyrus habe den Hyacinthus geliebt; aber da er sich in dieser Liebe getäuscht gesehen, habe er, der Heftig-Wehende, als Apollo mit dem Knaben das Diskusspiel geübt, dem letztern die Wurfscheibe an den Kopf getrieben dergestalt, daß Hyacinthus gestorben. Hyacinthus nehmlich, seine Verehrung und seine Mythologie, bezieht sich auf die im Frühling erwachende und im Herbste ersterbende Natur. Also in diesem Mythos wieder romantische Liebe, getäuschte Liebe als Knoten zur Erklärung einer Naturerscheinung benutzt.

Weiter noch hat die Phantasie der Griechen in Bezug auf diesen Windgott also gespielt: als Wohnung ward ihm, schon von Homer, Thracien gegeben, als welches Land den kleinasiatischen Griechen gen Nord-West-Nord lag. Als daher nach der homerischen Dichtung der Scheiterhaufen des Patroclus nicht brennen wollte, und Achilles den Winden Opfer gelobte, da eilte Iris nach jenem Lande und fand dort die Winde schmausend in des Zephyrus Behausung. Auf die deßfallsige Mahnung eilen Boreas und Zephyrus herbei, die Flammen anzufachen.

Wie dem Boreas wird auch wegen seiner Schnelle dem Zephyrus die Erzeugung vorzüglicher Rosse beigelegt. Es sollten daher diejenigen, welche Achilles besaß, Xanthus (der Braune) und Balios (der Scheckige) von ihm und der Harpyie Podarge (Fußschnellen) abstammen, desgleichen, nach Einiger Dichtung, das schnelle Roß Arion, das in der Mythologie der Demeter vorkommt.

Was die Darstellung des Zephyrus auf Kunstwerken betrifft, so beschreibt Philostratus ihn gemalt als einen zarten, leichten, heitern, gefälligen, geflügelten Jüngling. Man stellte ihn also sich meistens als einen Gott vor, der den lieblichen, angenehmen Wind sendete oder hervorbrachte. In späterer Zeit kommt er sogar vor als der, welcher den Schwänen den lieblichen Gesang eingäbe oder sie dazu aufregte, ermunterte — eine Art Aeolsharfenton?

Für die göttliche Verehrung des Notus läßt sich als Zeugniß nur ein orphischer Hymnus (der 82.) anführen. Dichter stellen ihn dar als versehen mit Flügeln, die aber feucht wären, vom Regen triefen, weil der Südwind in jenen Gegenden Regen zu bringen pflegt.

Dagegen müssen uns wohl für bloße Personificationen die Harpyien gelten, die Raffenden (ἅρπυια von ἅρπω, ἁρπάζω, ich raffe

fort), d. i. die personificirten Sturmwinde; denn eine Verehrung derselben läßt sich durch nichts erweisen. Im Mythos zwar leben sie nicht minder als Zephyrus und Boreas. Es gibt nach Hesiod derselben zwei an der Zahl: Aello (der Sturm) und Okypete (die Raschfliegende), und sie sind Töchter des Thaumas (des Wundermannes, d. i. der personificirten Verwunderung) und der Elektra (der Helleuchtenden, d. i. des Aethers), d. h. in Prosa umgesetzt: sie entstehen im Aether auf verwunderungsvolle Weise. Statt zwei werden von Spätern auch drei genannt, und die Namen bleiben nicht immer dieselben: so heißen sie auch Aellopus (die Sturmfüßige), Okypode (die Schnellfüßige), Okythoe (die Raschlaufende), Nikothoe (die Siegeilende), Kelaino (die Dunkle, das von Sturm begleitete dunkle Gewölk bezeichnend), Podarge (die Fußschnelle), Acholoe (?). Die Phantasie der Alten hatte hier einen Gegenstand, bei dem sie mit Fülle dichten konnte.

Weil Schnelligkeit die Haupteigenschaft des Sturmwindes, also auch der Harpyien ist, so stempelt sie der Mythos eben oft zu Müttern schneller Rosse, wie wir im Vorhergehenden gesehen. Dem kann zugefügt werden, daß die Podarge auch diejenigen Rosse geboren haben sollte, welche Hermes den Dioskuren gegeben habe, nehmlich den Phlogeos (den Flammenden) und den Harpagos (den Raffenden). Eben so lassen ältere Sagen, wenn Jemand urplötzlich verschwand, so daß man nicht wußte, wo er hin gekommen, ihn von den Harpyien geraubt sein. So entführen sie bei Homer die Töchter des Pandareos und schenken sie den Erinyen zum Dienst derselben.

Mit besonderer Fülle hat sich die mythisirende Phantasie bei der Geschichte des Phineus ergangen, welche in die Sage von den Argonauten hineinreicht. Dieser, König zu Salmydessus in Thracien (Repräsentant der Gegenden in Kleinasien am Eingang in das schwarze Meer, der Name sei nun hergenommen, woher er wolle) sollte von der Cleopatra, jener Tochter des Boreas, zwei Söhne gehabt haben, den Dreithyios (nach der Großmutter benannt) und den Krambis (den Schrumpfer, die schrumpfen machende Eigenschaft des Nordwindes auszudrücken); Andere nennen andere Namen. Diese blendete er entweder oder bestrafte sie sonst auf eine harte Weise, weil seine zweite Gemahlin Idäa (nach dem Gebirge Ida in Vorderasien gebildet), die Tochter des Dardanos, sie unkeuscher Absichten gegen sie beschuldigte. Also hier wieder die Liebe angewandt zur Schürzung des Knotens in dieser Dichtung. Dafür sandten ihm zur Züchtigung des Unrechtes die Götter jene Harpyien, welche ihm, so oft ihm Speisen vorgesetzt wurden, dieselben wegrafften und — wie von Spätern hinzugefügt ward — was sie nicht wegrafften, besudelten. Durch die Argonauten wurde er erlöst, und auch die Boreaden bekamen ihr Gesicht wieder.

Hinsichtlich ihrer Darstellung sind die Harpyien den ältern Dichtern schöngelockte Göttinnen mit Schwingen, raschfliegend gleich Winden und Vögeln. Nachmals aber (schon bei Aeschylus) erscheinen sie als geflügelte häßliche Unholdinnen, in deren grauenvoller Zeich-

nung sich die spätern Dichter besonders gefallen. So werden sie denn »zu einer Mißgestalt aus Jungfrau und Vogel, Jungfrauengesicht, Vogelleib, oder Hühnerkopf, Flügel, Federn, menschliche Arme, weiße Brust, große Krallen, menschliche Schenkel und Hühnerfüße. Auch Bärenaugen dichtete man ihnen an, und Virgil schildert sie noch scheußlicher.«

Ein Vasengemälde (bei Millingen) zeigt die Harpyien in gleicher Attitüde, als wie sie bei Aeschylus erscheinen.

Zu bloßen Phantasiegebilden ohne wirklichen Cultus mögen wir auch den ähnlichen Typhoeus (oder Typhaon, Typhon, Typhos) rechnen, d. i. den Dampfer (von τύφω). Er war eigentlich die Personification des wilden, tobenden Wasser-Dampfes, wie er, eingesperrt in enge, feste Schranken, sich mit Wuth und mit Gezisch und Sturmeswehen Bahn bricht, ganz besonders dessen, der aus vulkanischem Boden oder Berge mit Getöse und mit verheerender Gewalt hervorkommt als eine Art von Sturm. Sodann ist er auch diese verderbliche Windsbraut selbst, die Dampf, Staub, Gewölk u. s. w. mit sich führt. Hesiodus trennt den Typhaon und Typhoeus, was aber an sich gewiß unrichtig ist: die doppelte Form des Namens konnte ihn nur dazu verleiten.

Nach der Dichtung bei Pindar ist Typhoeus der jüngste Sohn des Tartarus (der Unterwelt) und der Gäa (der Erde); denn daher nur, aus der finstern Tiefe der Erde, kann das Schlimme kommen. Er hat hundert Drachenköpfe mit furchtbar funkelnden Blicken und Entsetzen erregenden Stimmen. Er gebiert die bösen und verderblichen Winde und Stürme; die Harpyien sind seine Töchter. Typhaon, ein furchtbarer Sturm, ist nach Hesiod sein Sohn, nicht die wohlthätigen, wie Boreas, Zephyrus und Notus, die göttlicher Abkunft sind.

Weil man von ihm dachte, daß er vornehmlich Erdbeben, Ausbrüche feierspeiender Berge verursache: so hatte die mythisirende Phantasie reichen Stoff zu Dichtungen. Wo ein Vulcan war, da mußte Typhoeus liegen. Aber wie konnte er das, wenn er nicht zu solcher Strafe verdammt worden wäre? Er mußte es verschuldet, er mußte sich gegen den Weltordner, gegen Zeus selbst empört haben. Bei Homer liegt er im Lande der fabelhaften Arimer, eines Volksstammes in Asien, in der Erde, und Zeus peitscht dieselbe ringsum mit Blitzen. Das Land war also gewiß ein vulcanisches. Man brachte dann wohl dieses wilde Stürmen mit dem Titanenkampfe in Verbindung. So erzählt Hesiod dichtend: als Zeus die Titanen vom Himmel vertrieben, habe die Erde eben den Typhoeus geboren, ein Wesen mit gewaltigen Händen und starken unermüdlichen Füßen, welchem hundert furchtbare Schlangenhäupter von den Schultern emporragten, die mit finstern Zungen leckten und unter den Brauen der schrecklichen Köpfe Feuer aus den Augen sprühten, die alle mit mannigfachen Stimmen ertönten, bald Göttern verständlich, bald wie Brüllen des Stiers und des Löwen, bald wie Gebelfer junger Hunde, bald ein schlürfendes Rauschen, daß die Berge wiederhallten. Es entstand ein Kampf

zwischen dem Zeus und diesem Ungeheuer, der sich bei den verschiedenen Dichtern und Erzählern nun so verlief, daß man daraus mehrere Naturerscheinungen an den verschiedensten Oertern: in Cilicien eine Höhle, den Aetna auf Sicilien, in Thracien die Entstehung des Hämusgebirges und des Namens derselben u. s. f. erklärte. Ein schöner großartiger Stoff auch zu bildnerischen Darstellungen, den die griechischen Künstler nicht unbenutzt gelassen.

Daß dem Griechen übrigens das Luftelement wirklich als geleitet von himmlischen Wesen zum Nutzen oder Schaden der Menschen erschienen ist, das geht auch daraus hervor, daß dieses Gebiet nicht minder andern Gottheiten, die eigentlich andere Wirkungskreise hatten, anvertrauet ward. Man vergleiche den Zeus Urios, die Pallas Athene als Anemotis (Beschwichtigerin der Winde, in Mothone in Messenien), Aphrodite als Euploia (bei den Cnidiern), die Artemis als Euporia (bei den Rhodiern), die Dioskuren ꝛc.

---

9. Iris, als Göttin des Regenbogens.

Eigentlich und unmittelbar gehört die Iris nicht unter die Gottheiten der Lufterscheinungen; ihr Name (Ἶρις wahrscheinlich von ἔρω, εἴρω, ich sage, rede, spreche) deutet auf eine ursprünglich ganz andere Wesenheit hin. Hiernach wäre sie eigentlich die Sprecherin gewesen. Das Amt des Sprechens hatten aber im Alterthume insbesondere die Gesandten, die Abgeordneten, die Boten — man denke an das lateinische orator! — und somit wäre sie die Gesandtin, die Botin der Götter gewesen. Und wirklich treffen hiermit viele Stellen der Alten, namentlich schon Homers Nachrichten überein. In der Iliade — in der Odyssee kommt sie merkwürdiger Weise gar nicht vor — dient sie, eine Genossin der olympischen Götterfamilie, den Unsterblichen als Botin, die selbst in die Tiefen des Meeres und, nach Hesiodus, selbst in die Unterwelt hinabsteigt, um ihre Botschaften dahin zu bestellen. Meistentheils wird sie von Zeus ausgesandt, bisweilen auch von der Hera und von andern Unsterblichen. Mitunter kommt sie wohl aus eignem Antriebe zu den Menschen und dient selbst sterblichen Helden, wie sie z. B. dem Achilles zu Gefallen nach Thracien eilt, um die Winde herbeizuholen. Bisweilen kann sie sofort als Göttin erkannt werden auf der Erde; bisweilen nimmt sie aber auch eine andere Gestalt an. Sie ist Jungfrau. Das führt auf den Schluß, daß wohl Iris ursprünglich gedacht worden ist als Dienerin, Botin der Götterkönigin Hera, gleichsam als deren Zofe. So nur läßt sich die Annahme ihres Geschlechtes und ihres weiblichen Namens erklären. Denn sonst war es bloß das Geschäft der Männer, Botschaften zu bringen, als Gesandte zu sprechen. Hierfür zeugt, daß Iris bei mehreren spätern Dichtern ganz vornehm-

lich der Hera zugesellt wird. Nach Callimachus sitzt sie zu den Füßen derselben; immer eingedenk ihres Amtes als Dienerin, schlummert sie nicht auf eignem Lager, sondern nur gelehnt an den Thron ihrer Herrin. Nie legt sie Gürtel und Sohlen ab. Wen Hera haßt und verfolgt, den haßt auch sie.

Nach alledem zu urtheilen, wäre sie also ursprünglich eine Art Kammerjungfrau der Hera gewesen, die sich ihrer besonders zur Vollziehung ihrer Aufträge bedient habe: dann wäre sie zur Botin für alle Götter und sogar für die Menschen geworden.

Als solche wird sie schon bei Homer geschildert als schnellfüßig, als geschwind wie der Sturm, mit goldenen Flügeln. Wie Schnee oder Hagel fährt sie vom Himmel herab. Dargestellt auf Werken der Bildnerei finden wir sie mit einem langen, weiten Kleide, über welches ein leichtes Obergewand geworfen ist, mit Flügeln an den Schultern, eine Binde um das Haar, in der Hand den Heroldstab, oder schwebend, Flügel an Schultern und Schuhen, den Stab in der Hand.

Aber die Iris ist auch bestimmt die Göttin des Regenbogens, schon bei Hesiod. Denn warum heißt sie bei dem die Tochter des Thaumas (des Wundermannes, des personificirten Verwundern-Machens) und der Elektra (der Hellstrahlenden)? Doch nur darum, weil der Regenbogen als eine wunderbare Erscheinung im hellen Aether angesehen wurde. Allein wie kommt die Götterbotin zu dieser Ehre? Gewiß nur darum, »weil ursprüglich der Regenbogen als ein von dieser Gottheit betretener Pfad, der vom Himmel auf die Erde führte, betrachtet ward, wie spätere Dichtung die Iris ungesehen vom Himmel herab und wieder dahin zurückeilen und dadurch eben den Regenbogen sich bilden läßt.« Und nun konnte der Name Iris zu einem appellativen Worte werden und ἶρις auch »den Regenbogen« bedeuten. So schon bei Homer, bei welchem sie indessen nie als Regenbogen-Göttin erscheint. Dieß deutet auf ein hohes Alter dieser Eigenschaft hin.

Somit wäre denn diese Eigenschaft, wenn auch alt, doch eigentlich die secundäre, und insofern freilich gehörte sie nicht hierher, in den Kreis der Aethergottheiten. Indessen haben wir ihr doch an dieser Stelle ihre Stätte angewiesen, einmal weil sie als Göttin des Regenbogens bekannter ist, zweitens weil doch die obige Ableitung nur eine Vermuthung ist. In derselben Eigenschaft reicht sie den Wolken Wasser zur Nahrung, heißt sie (bei spätern Dichtern) die Luftige, die Thauige, und ihren Flügeln und ihrem Gewande werden bunte Farben nach Regenbogen-Art beigelegt.

Eine wirkliche Darstellung der Iris als Göttin des Regenbogens läßt sich nirgends nachweisen, so anziehend und verlockend doch eigentlich der liebliche Gegenstand zu künstlerischer Darstellung war. Auf manchen Bildern hat sie eine Kanne in der Hand; vielleicht ließe sich dieses Symbol darauf beziehen, daß sie mit der Kanne gleichsam Wasser schöpfte und den Wolken Nahrung zutrüge, wie Ovid sich ausdrückt.

Von einer Verehrung derselben kommt nur eine Spur vor: in einer kurzen, fragmentarischen Nachricht wird uns berichtet, die Einwohner der Insel Delos hätten auf der ihnen benachbarten kleinen Insel, Hekates-Insel oder Psammetiche genannt, der Iris geopfert, und zwar Kuchen von Weizenmehl und Honig, Basynien genannt, und Kockoren, d. i. getrocknete Feigen und Nüsse. Ob nun aber diese Verehrung der Götterbotin oder der Regenbogen-Göttin gegolten habe, das wird nicht berichtet.

---

10. Die Horen.

Auch dieser Dienst gehört, wenigstens seiner ursprünglichen Natur nach, zu den physisch-atmosphärischen, zu den Culten, welche Luft- und Wettererscheinungen ihren Ursprung verdanken, nicht minder aber zu den schönsten, lieblichsten, heitersten, theils in Bezug auf den Gegenstand selbst, theils in Bezug auf die Vor- und Darstellungen, welche sich die Griechen davon gemacht.

Allein die Entwickelung und Darstellung desselben hat ihre großen Schwierigkeiten: er ist uns in den noch vorhandenen Quellen höchst verworren überliefert. Wir haben folgende Puncte dabei ins Auge zu fassen: a) welches ist der ursprüngliche concrete Naturdienst? b) welches der erweiterte? c) die übertragene politische Bedeutung, d) endlich die mehrfache Vermengung desselben mit Vorstellungen von andern, ähnlichen Göttern.

Wir versuchen dem ursprünglichen Wesen der Göttinnen dadurch auf die Spur zu kommen, daß wir den etymologischen Weg gehen. Das Wort Hora (ὥρα) kommt her von ἔαρ, ἦρ (ver), das mundartlich in ältester Zeit wohl auch ὄαρ oder ὅαρ (zsgz. ὦρ) lautete. Somit ist die Grundbedeutung des Wortes ὥρα die Eigenthümlichkeit des Frühlings: das Lebendige, Frische, Grüne, Blühende, Lachende, Heitere, Schöne dieser Jahreszeit im Gegensatze zum kalten, unfreundlichen, alle Pulse der Natur stocken machenden Winter, die Blüthe (ὥρα) des Jahres, die wir meistens mit dem Einen Worte des Sommers benennen. Das Herrliche der Jahreszeit weckte die religiöse Andacht, ließ in dieser Veranstaltung ein göttliches Walten erkennen, wie es denn auch ein solches ist. Der Grieche fand darin nur das Walten concreter Wesen. Anfangs freilich dürfte nur Eine Hore gedacht worden sein. Und sie ward gedacht als ein Frauenzimmer, weil das Grundwort ὥρα bereits femininen Geschlechtes war. Sie war demnach diejenige Göttin, welche die atmosphärische Veränderung der schönen Sommerzeit hervorbrächte.

Aber bald mochte der reflectirende Verstand wieder eine mehrfache Verschiedenheit dieser Jahresfrist erkennen, anfänglich gewiß

nur eine doppelte: das Grünen und Erblühen, und das Reifen der Früchte. Und so wurden zwei Horen gedacht. Wir finden diesen Glauben noch in später Zeit. So waren zwei Horen gebildet am Throne des Apollo zu Amyclä, wo sie nebst zwei Grazien eben diesen Thron trugen. Desgleichen standen zwei im Bezirke des Heiligthumes der großen Göttinnen, der Demeter und Persephone, zu Megalopolis in Arcadien. In Athen nannte man sie Thallo (von θάλλω, ich grüne und blühe) und Karpo (von καρπός, die Frucht). Eine antike Schale, die sogenannte Schale des Sosias, stellt diese zwei attische Horen noch jetzt uns vor Augen. Das Blühen und Reifen ist bei derartigen Kunstwerken das Charakteristische.

Nachmals unterschied man auch wohl ein Dreifaches: das Grünen und Blühen, das Wachsen und das Früchtetragen. So fügte man denn jenen beiden Wesen noch ein drittes ein: die Göttin des Wachsthumes der Pflanzen, Auxo (von αὔξω=αὐξάνω, ich wachse). Auf diese Art gab es für jeden besondern Theil der Sommerzeit eine besondere Hore. Auch diesen Glauben finden wir zu Athen. Und, nach der Darstellung des Phidias, zierten den Zeusthron zu Olympia in Elis drei (tanzende) Horen, ferner die Here-Statue bei Argos von Polycet und das Zeusbild zu Megara von Theokosmus, des Phidias' Schüler.

Gehen wir, so weit es noch möglich, den leisen Spuren nach, so finden wir die Anfänge dieses Cultus in Böotien am Flusse Cephissus, von wo er sich wohl nach Attika hin verbreitet hatte. Also mag er unter den Joniern, deren Wohnsitze sich in ältester Zeit bis tief in Böotien hinein erstreckten, entstanden sein und sich da späterhin mit dem der Chariten vermengt haben. Wir können ihn wenigstens noch deutlich in dem Namen Auxo erkennen, der doch wahrlich nicht für den ursprünglichen Namen einer Grazie gelten kann, aber nach Pausanias dafür gegolten hat, so wenig wie den der Karpo, den derselbe Schriftsteller offenbar der betreffenden Charis abspricht, weil sie zu seiner Zeit gleicher Weise fälschlich zu den Chariten gerechnet worden ist. In Attika finden wir den Horen-Dienst noch durchweg in seiner ursprünglichen Gestalt, wenn wir die Nachrichten über den dortigen Cult und Volksglauben von den Darstellungen der Dichter trennen.

Hier verehrte man also sicherlich zwei oder drei Horen als Göttinnen der schönen Jahreszeit, entweder eine Hore des Frühlings, (Thallo) und eine Hore des Herbstes (Karpo), oder eine Hore des Frühlings, des Sommers und des Herbstes (Thallo, Auxo, Karpo), je nachdem man die Sommerzeit in zwei oder drei verschiedene Jahreszeiten zerfallen ließ. Jene beiden zusammen, die Thallo und Karpo, hatten einen gemeinschaftlichen Tempel aus sehr alter Zeit. In demselben stand ein Altar des geraden Dionysos (ὀρθοῦ Διονύσου), weil ja die Horen jener beiden Jahreszeiten die Frucht des Weinstocks reifen machen, die man nur freilich nicht zur Trunkenheit mißbrauchen, sondern durch Mischung mit Wasser dergestalt mildern solle, daß man aufrecht (ὀρθὸς) stehen und gehen bleibe; diese Deutung nehmlich soll der »gerade Dionysos« haben, und dem symboli-

sirenden Kunstverstande der alten Welt läßt sich etwas der Art wohl zutrauen. Die Legende schrieb die Errichtung des Altars dem vermeintlichen Urkönige Attika's Amphiktyon (eigentlich der Umwohnende, d. i. Individualisirung und Personification der im Lande in ältester Zeit in der Zerstreuung umherwohnenden Einwohner Attika's) zu. In diesem Allem schon ist nun die Beziehung der Horen auf Fruchtbarkeit der Natur im Sommer in die Augen springend. Aber den Göttinnen ward auch ein besonderes Fest gefeiert, Horäen genannt, an welchem — die Beziehung ist hier wieder dieselbe — die Erstlinge aller reifen Früchte (τῶν ὡραίων) dargebracht wurden. Das Opferfleisch ward dabei nicht gebraten, sondern gekocht, offenbar um symbolisch anzudeuten, die Früchte möchten nicht durch schnelle, zu große Hitze verdorben, sondern durch milde Wärme allmählich gezeitigt werden, die Horen für die letztere sorgen, die erstere abwenden. Und wirklich rief man dabei die Göttinnen an, »abzuwehren die Dürre, Gluth und Hitze und mit mäßiger Wärme und zeitigem Regen das Wachsthum der Pflanzen zu fördern.« Außerdem opferten die Athenienser den Horen an dem Feste der Thargelien (im April, also im Lenze), wo ihnen nebst dem Sonnengotte zugleich eine feierliche Prozession gehalten ward, und an dem der Pyanepsien (im Herbste), die dem (Unheil abwendenden?) Apollo gefeiert wurden, beide Male wieder mit Bezug auf gedeihliche Witterung für die Pflanzen. Und wenn die jungen Epheben ihren Bürgereid leisteten, im Tempel der Aglauros (vergl. oben), so riefen sie dabei die Hore Thallo an. Also auch hier die Beziehung; denn Aglauros gehört den attischen Göttern des Feldbaues an.

Außerhalb Attika's finden wir den Horencult noch in Argolis und in Elis; aber es erhellt aus den dürftigen Nachrichten darüber nicht, ob er dort gleiches Wesen gehabt habe. Das scheint indessen der Fall gewesen zu sein in Megalopolis, wo die Bildsäulen der beiden (nicht bei Namen genannten) Horen in dem Heiligthume der Demeter und Persephone neben das Standbild der Demeter gestellt waren, wie nicht zu zweifeln, weil die Göttinnen auch da in Bezug auf Ackerbau und Fruchtbarkeit der Witterung gedacht wurden. Dieser selbe Gedanke ist ausgedrückt auf dem berühmten Onyxgefäße von Mantua: die Horen daselbst in Gemeinschaft mit den drei mystischen Gottheiten: der Demeter, dem Inochos und der Persephone.

Offenbar eben die Horen versteht Homer, wenn er von ihnen singt, sie hüteten und verschlössen und öffneten das Wolkenthor des Olympus und gäben durch Regen und Himmelsheitre von oben herab den Früchten Gedeihen. Anderwärts wird ihnen ein Gemach beigelegt, in dem sie wohnten, das sie öffneten, wenn die schöne Jahreszeit erscheinen soll. Auf einer antiken (römischen) Münze dagegen aus der Zeit des Commodus öffnet Zeus ihnen das olympische Thor. Dieß Alles wohl, wie auch sonst Anderes noch, verrichten sie im Dienste des Zeus, als des Allherrschers, und im Besondern als des Beherrschers der Atmosphäre. Als solchem wurden die Göttinnen der Veränderungen der Atmosphäre ganz natürlich ihm untergeordnet

gedacht: was denn auch Veranlassung gab, sie bisweilen überhaupt als Dienerinnen der höhern olympischen Gottheiten darzustellen.

Nun läßt sich's nicht minder erklären, wenn der Mythos von ihnen gedichtet hat, sie hätten den Dionysos (den Gott des Wachsthumes der Früchte, der Bäume und des Weinstockes) erzogen, ingleichen den Aristäus (den Gott des Segens auf Feld und Flur, bei der Heerde und bei der Bienenzucht). Welche Göttinnen könnten hierzu passender gewählt sein? Eben so erklärt sich's, warum sie nicht selten mit den Nymphen vertauscht oder zusammen gruppirt sind; denn diese nähren ja auch (durch Feuchtes) die Pflanzen, fördern das Wachsthum derselben.

Gemäß der Sache, welcher sie vorstehen, wurden, wie die Griechen pflegen, die Horen auch entsprechend im Aeußern gedacht und gezeichnet. Wie also die schöne Zeit des Jahres der Erde Blumen, herrliche Farben, schönen Duft, mit einem Wort: die mannigfaltigsten Reize verleiht, so sind die Göttinnen, schön von Gestalt, jugendlich, wohlgelockt, liebliches Antlitzes, bekränzt mit Blumen im Haar, mit goldenem Stirnbande, duftend von dem Hauche der Blüthen, reizend bekleidet, geziert auch sonst mit Kränzen manigfaltigster Art*). Und zugleich haben sie die Gabe, auch Andern Anmuth und Schmuck und Zierde und Schönheit zu geben, und Freude zu machen ist ihr Beruf. Zunächst spenden sie das, was ihnen als Göttinnen der schönen Jahreszeiten zukommt, die Producte dieser Jahreszeiten. Insofern schmücken sie Alles, was liebenswürdig sein soll, mit Blumen, Duft, mit Kränzen. Darum wußte die Legende oder die Poesie von ihnen zu erzählen, sie hätten die von den Wogen des Meeres an das Ufer getragene Göttin der Liebe und des Liebreizes, die Aphrodite, mit schönen Gewändern bekleidet, mit Geschmeide und Blumen geziert, damit sie desto eher die Herzen bezaubere; sie führten selbige dem Adonis entgegen, wenn dieser, der Gott der Sommerzeit, im Frühling aus der Unterwelt heraufkommt; sie sind nebst den Chariten die Genossen und Dienerinnen der Göttin des Liebreizes. Herrliche Zusammenstellung! Eben so sind sie Gespielinnen der Persephone, wenn sie als Göttin der Fruchtbarkeit während des Sommers auf der lichten Oberwelt weilet. Der Pandora, welche durch ihre Schönheit die Menschen berücken sollte, winden sie, nach Hesiod's Dichtung, Frühlingsblumen um den Scheitel; den jungen Dionysos bekränzen sie bei seiner Geburt mit Epheu; die Ariadne beschenken sie bei ihrer Vermählung mit Dionysos mit dem bräutlichen Kranze, der (nach späterer Dichtung) jetzt noch am Himmel strahlt als Krone; die neugeborne Hera, die Göttin der Ehe und der Bräute, die zu ihrer Dienstwaltung der Anmuth und des äußern Schmuckes bedarf, erziehen sie und sind um sie, weßhalb sie von dem betreffenden Künstler auf der Statue der Hera in Ar-

*) Daher die Beinamen bei Dichtern: ἀειθαλέες, πολυάνθεμοι, χρυσάμπυκοι.

gos an dem Kranze um's Haupt angebracht waren und in dem Tempel der Hera zu Olympia gleichfalls nicht fehlten; auch dem Hermes, dem Gott der Beredsamkeit, der zu dem Ende der Reize (des Sprechens) bedarf, sollen sie ihre Erziehung haben angedeihen lassen. Dem Zeus (dem Aethergott) und der Europa (der Erdgöttin) schmücken sie das Brautlager, wenn Erd' und Himmel sich vermählen sollen, um reichen Erndteertrag hervorzubringen. Und auf einem noch vorhandenen Sarcophag in der Villa Albani bringen sie bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis Geschenke dar.

So sind sie überall gegenwärtig und geschäftig, wo äußere Lieblichkeit sich herausstellt, wo Freude und Wonne ausgedrückt werden soll. Allem, woran Reizendes sich findet: Wohlgeruch, schönes Ansehen u. dergl., spenden sie dieses. Die dichtende Phantasie gab ihnen zu dem Ende unter Anderm »duftende Quellen,« mit deren Tropfen sie alles Wohlriechende benetzen sollten. So singt Theocrit von einem Gefäße: »Wie lieblich es duftet! Traun, in den Quellen der Horen wird es gebadet dich dünken.« Und von einem andern sagt ein anderer Dichter: »es dufte nach den Horen.«

Sie sind darum, wie gute Genien. »Sie kommen erwünscht, allen Menschen immer etwas bringend,« singt von ihnen Theocrit. »Heraufführend, wie die Sonne über den Himmel geht, so gehen die Horen gleichsam über den Aether und spenden den Sterblichen.« Und insofern sie mit der kommenden Zeit die Hoffnungen und Erwartungen der Menschen, vor Allem in Bezug auf Erndtesegen, wahr machen, hießen sie bei Pindar die »Wahrhaftigen.« Bei Gastmählern erhöhen sie die Freude durch Blumen und Kränze, welche sie liefern, und man opferte ihnen dabei nebst dem Bacchus und den Grazien. Für die Sieger in den Wettgesängen zur Ehre des Dionysos flechten sie, nach dem Ausdrucke der Dichter, die Kränze.

Da die Zeit nie stille steht, sondern sich in gemessenen Läuften geregelt fortbewegt, heiter und schön durch die schöne Jahreszeit, so stellt man die Horen tanzend dar. So läßt schon ein homerischer Hymnus sie beim Lautenspiel des Apollo und beim Gesange der Musen zusammt den Chariten, der Aphrodite, Hebe, Harmonia — lauter fröhlichen, lieblichen Gestalten — auf dem Olympus tanzen in und vor der Götterversammlung, gerade wie bei den Sterblichen im Alterthum bei Gastmählern die Tänzerinnen die Freude verschönten. Eine tanzende Hore im leichten Chiton ist auf einer noch existirenden Antike. Und die jährliche Wiederkehr der schönen Jahreszeiten konnte nicht schöner und passender dargestellt werden, als durch einen verschlungenen Reigen dieser tanzenden Horen. Aber nicht in der Luft und durch die Luft tanzten sie, sondern man stellte sie so dar, wie sie nur mit leisem Tritt die Erde berührten. Die Frühlingshore kommt, wenn sie allein dargestellt ist, vorzugsweise mit der Schürze voll Blumen auf noch vorhandenen Antiken vor.

In diesen Beziehungen treten die Horen ihrem Wesen und ihrem Wirkungskreise nach ganz nahe an die Chariten heran oder

an die Göttinnen der Anmuth. Ja! sie werden die Genossen, die Mittänzerinnen derselben und sind mit ihnen vielfach zusammengedacht und zusammengestellt worden, z. B. von der bildenden Kunst am amyclaischen Throne des Apollo. Daher freilich nun auch leicht jene Verwechslung der Horen und Chariten schon im Alterthume bei Dichtern und Künstlern.

Neben jener ursprünglichen Bedeutung erhielt aber das Wort ὥρα die Bedeutung einer regelmäßig wiederkehrenden bestimmt begränzten Zeit, eines sichern Zeitmaaßes, nach welchem man im Familien- und bürgerlichen Leben rechnete, wodurch in alle Verhältnisse und Geschäfte eine feste Ordnung und genaue Richtschnur kam. So konnten denn die Horen ebenfalls zu Göttinnen regelmäßig wiederkehrender Zeit-Abschnitte werden, und Homer von ihnen ein Mal singen: die erfreuenden Horen hätten endlich einem Lohne das Ziel gebracht, statt: im Kreislauf der Zeit wäre die bestimmte Frist gekommen, und Pindar konnte sagen, sie walteten über die regelmäßige Wiederkehr der Olympiaden.

Anderseits kam aber ὥρα nun auch zur Bedeutung der Richtschnur, der Gesetzmäßigkeit, der Regelrichtigkeit, der Ordnung überhaupt und namentlich im Staate, wo ja Alles nach den Jahreszeiten im Alterthume geordnet ward oder war, also der Gesetzmäßigkeit, der Friedfertigkeit, der Gerechtigkeit, des Rechtes, der strengen Ordnung. Wenn man hierauf auch die Verehrung der Horen übertrug, so fiel das Unpassende der bisherigen (drei) Horen-Namen in die Augen, und die Reflexion erwählte sich neue, nehmlich die Eunomia (die Wohlgesetzliche, d. h. diejenige Göttin, welche die Gesetzlichkeit im Handeln überhaupt bewirken sollte), die Eirene (der Friede, d. h. diejenige Göttin, welche die gesetzliche Ruhe im Staate, wofern sie gestört worden, wieder herstellte und aufrecht erhielte) und Dike (das [bürgerliche] Recht, diejenige Göttin, welche, jedem Truge fremd und feind, Recht und Gerechtigkeit aufrecht erhält, den Uebertreter züchtigt, dem Verdienten den rechten Lohn gewährt). So wurden jene Naturgöttinnen zu moralischen und politischen. Und wie beurkundet sich hierin wieder der feine und religiöse Sinn der Griechen! »Es ist ein schöner Gedanke, an die gesetzliche Ordnung der Zeit, in der Alles in der Natur nach unwandelbarem Gesetz aufblüht und zur Reife gelangt, das Gesetzliche, Gerechte und die friedliche Ordnung im Menschen- und Staatenleben zu knüpfen; denn freilich wäre ohne gesetzliche Ordnung der Natur und der Zeit, eine gesetzliche Ordnung des Menschenlebens nicht möglich.« Und darin sahe der Hellene zugleich eine göttliche Veranstaltung, wie sie es denn auch ist.

Die drei Horen unter diesen Namen, mit diesen Eigenschaften finden wir bereits bei Hesiodus, zum Zeugniß, daß schon damals die physische Idee von denselben (in Böotien?) verdunkelt war und man bereits erkannt hatte, daß zum Bestehen eines gehörigen Staatenlebens jene Eigenschaften, jene Tugenden nicht fehlen durften, wenn anders die Verse ächt sind und nicht später erst eingeschoben, wozu

indessen die Gründe mangeln. Der Dichter sagt von diesen Göttinnen, sie walteten über das Thun der sterblichen Menschen *), d. h. sie wären dabei für dieselben die Richtschnur. Uebrigens ein merkwürdiger Beitrag zur Kunde der staatlichen Ordnung und der Theorie davon unter den Griechen jener Zeit, auf dessen Bedeutsamkeit ein Platner, Hüllmann, Wachsmuth in unsern Tagen mit Recht aufmerksam gemacht. Eine erschöpfende Theorie wird man indessen nicht suchen wollen. Die Dreizahl war gegeben, und der reflectirende (politische) Verstand hatte nur diese auszufüllen. Da mußte natürlich Manches zurückgestellt bleiben, was auch zur guten Verwaltung des Staates gehört. Es ist nur ein Anfang von Staatstheorie.

Unter jenen drei Namen aber: Eunomia, Eirene und Dike, kommen die Horen, bei den Schriftstellern des Alterthums, fast allgemein nur vor. Kein Wunder, wenn man bedenkt, was Hesiodus für ein Ansehen genossen als kirchlicher Dichter. Er allein war schon fähig, den ursprünglichen attischen Localcultus sammt den unsprünglichen Namen in den Hintergrund zu drängen, so daß sich beides fast nur kümmerlich in der Heimath und bei einheimischen Autoren erhalten konnte. Aber merkwürdiger Weise werden die beiden Vorstellungsweisen, jene ursprüngliche und diese moralisch-politische, fast nirgends streng geschieden: sie laufen neben einander her und in einander über. So werden bei Pindar zwar jene ethische Horen bei ihren oben angegebenen Namen genannt; allein die Göttinnen kommen dann auch wieder als Zeitgöttinnen vor. Eben so werden in der betreffenden orphischen Hymne die ethischen Namen gebraucht; aber alle den Horen dort gegebenen Beiwörter beziehen sich auf die ursprüngliche physische Natur derselben.

Ueber diese Göttinnen im übergetragenen Sinne hat man nun — denn von den Horen, als Göttinnen der schönen Jahreszeiten, existirt keine Genealogie — folgender Maaßen genealogisirt: sie wären Töchter des Zeus (nehmlich des Gottes in sittlicher oder in sittlich-politischer Bedeutung, als des höchsten Gottes und Hortes der Gerechtigkeit, vergl. oben) und der Themis (der durch Gebrauch, Gesetz, Recht und Billigkeit bestimmten Ordnung im Staate, von θέω, τίθημι, s. nachher), so daß also hierin der vernünftige und schöne Gedanke liegt: die gesetzliche Ordnung, wodurch das Glück der Staaten und der Staatsbürger begründet wird, ist eine Folge höherer Veranstaltung, rührt vom höchsten Wesen. Darum singt Pindar von den Horen Eunomia, Eirene und Dike, sie wären der Städte sichrer Hort und wahrten deren Güter.

Es heißt nun auch von denselben, sie wären die jüngsten unter allen: vielleicht wohl aus dem Grunde, weil der Grieche die Feststellung der staatlichen Verhältnisse durch Gesetzgebungen für

*) Nach der von allen neuern Herausgebern gewählten Lesart: ὠρεύουσι. Der Dichter hat ein Wortspiel angebracht und will wahrscheinlich zugleich die, freilich falsche Etymologie des Namens Ὧραι von ὥρα (die Sorge) angeben.

den letzten Act hielt, den die Menschheit durchgemacht. Insofern waren allerdings auch jene Göttinnen die letzten, die der Mensch hatte erdenken und setzen können.

Aber in dieser Eigenschaft, als Göttinnen des Festgestellten, des Gesetzlichen, des Bestimmten, der sichern Norm für's Handeln sind sie auch Schwestern der Moiren, d. h. derjenigen Göttinnen, welche den Menschen immer nach Recht und Billigkeit und nach den ewigen Gesetzen der Vorsehung die Gaben des Geschickes zuertheilen (μείρονται), also ebenfalls eine gleiche oder ähnliche Eigenschaft besitzen. Diese sind aus gleichem Grunde Töchter des Zeus und der Themis, nach Hesiodus. Die Aehnlichkeit beider haben daher die Künstler bei ihren Darstellungen im Alterthume nicht selten zu ihrer Zusammengruppirung — ein lieblicher Verein! — benutzt. So waren die Horen und Moiren gemeinsam angebracht auf dem Standbilde des Zeus in Megara, wie Pausanias es erklärt: um anzuzeigen, daß Zeus die wechselnde Zeiten ordne, wie es sich nothwendig gebühre. Besser und richtiger aus dem so eben angegebenen Grunde. Eben so war's am Altare des Apollo zu Amyclä. Und auf dem Altar der Zwölfgötter (gegenwärtig im Louvre zu Paris) finden sich unterhalb der Zwölfgötter neben den Chariten auch die Horen und Moiren.

Von den Horen in ethisch-politischer Bedeutung haben wir noch im Einzelnen zu bemerken:

1) Die Eunomia kommt selten und nur in Gemeinschaft mit den beiden Schwestern vor; von einer besondern Verehrung, die sie genossen, findet sich keine Spur. Sie hat wohl nur in der Idee der Dichter und Mythologen gelebt, ist nie und nirgends in den Volksglauben übergegangen. Solon schildert in ihr, als einer (moralischen) Personification, die schönen Früchte wohleingerichteter Staaten.

2) Von der Eirene (Friedensgöttin) wird gemeldet, daß sie bei der Tholos (einem Rundgebäude für die Prytanen) in Athen eine Statue gehabt habe, gefertigt von Cephisodotus, und zwar in der schönen symbolischen Attitüde, wie sie den Plutos (den Reichthum) trägt (d. h. Friede nährt). Nicht minder hatte sie in eben der Stadt im Prytaneo eine Statue nebst der Hestia (der Göttin des Staatsheerdes), um anzudeuten, wie Friede dem Staate wünschenswerth sei. Daraus möchte man wohl abnehmen, daß die Göttin auch im Besondern eine Verehrung genossen. Pindar schildert sie, als »von sanftem Gemüthe,« und Bacchylides preist sie wegen der Segnungen, die sie über Staaten und Menschen verbreite.

3) Die Dike (Gerechtigkeit) sitzt nach hesiodeischer Dichtung zu allernächst dem Zeus (als dem Hort und dem Handhaber der Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden) nimmt Antheil an dessen heiligen Beschlüssen (d. h. Gerechtigkeit waltet immer in Gottes Anordnungen), erkennt alle Unthaten der Menschen und zeigt sie jenem zur Bestrafung an. Verletzt namentlich ein Richter das Recht, so naht sie mit Klage und Beschwerde dem Throne des Zeus und wendet sich zu ihm, als dem obersten Horte alles Rechtes, und bittet

um Züchtigung. Oder sie verfolgt diese Missethaten selbst, obschon in Nebel gehüllt und mit Thränen im Auge. Solon hat in ihr die schönen Wirkungen der Gerechtigkeit gepriesen. Bei den Tragikern ist sie zum öftern wohl bloße Personification des Rechtes und der über menschliche Unthaten ausgesprochenen Strafe. In diesem Sinne wird sie auch wohl gezeichnet als bewaffnet mit einem Netze oder mit einer Keule oder mit einem Schwerte, stets als ein mächtiges, furchtbares Wesen, oft zusammengestellt mit der Rachegöttin. Aeschylus schildert, wie sie, die furchtbare Züchtigerin, das von der Aesa (dem Schicksal, d. h. einer höhern moralischen Macht) geschärfte Schwert in des Frevlers Brust stößt, und wie sie, wenn auch spät, doch sicher, mit ihr die Pöne (die Vergeltung), in des Missethäters Wohnung kommt. Sinnig sagt Pindar, die Tochter der Dike sei die Hesychia (die Ruhe, Stille), d. h. das Recht, wenn es mit gerechter Strenge gehandhabt wird, schafft Ruhe, Sicherheit, Frieden. Arat im alexandrinischen Zeitalter (nach ihm Ovid u. A.) weiß zu erzählen, wie Dike unter den Menschen im goldenen Zeitalter gelebt und gewaltet, später aber um der moralischen Verderbtheit willen die Erde verlassen, in den Himmel entwichen sei. Weiterhin machte man aus ihr eine zweite Dienerin der Nemesis, die diejenigen strafte, deren Besserung zwar schwer, doch nicht unmöglich. Doch strafte sie nicht bloß, sondern sie belohnte auch das Gute. In späterer Zeit hieß sie vorzugsweise Asträa (die Sternige, d. h. die Herrliche, Hehre), und nach ihr benannte man das Sternbild: die Jungfrau. Und so ist es gekommen, daß man sie dann auch zur Tochter des Asträus (des Sternmannes) gedichtet hat. An dem berühmten Kasten des Cypselus war sie (nach Pausanias Beschreibung) abgebildet, als ein schönes, weibliches Wesen, das ein andres, häßliches, die Adikia (Ungerechtigkeit) mit der einen Hand würgend fortzog, während sie mit der andern auf dasselbe mit einem Stabe schlug. Späterhin schrieb man ihr Flügel zu, um anzudeuten, wie sie mit Schnelligkeit den Missethäter ereile. Man machte sie (nach Euripides) wohl auch zur Tochter des Chronos (d. i. Kronos?).

Jener ursprüngliche speciellere Begriff der Horen, als Göttinnen der schönen Jahreszeiten konnte sich aber auch verallgemeinern und hat sich verallgemeinert zu dem der Jahreszeiten überhaupt. So konnte denn jenen ursprünglichen drei eine *vierte* zur Seite treten, die *winterliche*. Wann das geschehen, wissen wir nicht. Schon Homer kennt die vier Jahreszeiten, eben so Alcman. Daß die Pythagoreer vier unterschieden hätten, meldet Diodor von Sicilien, und so kennt Euripides, der bekanntlich pythagoreisch-orphischen Grundsätzen huldigt, vier Horen, als die Göttinnen der vier Jahreszeiten. Bei dem feierlichen Pompe der Dionysien zu Alexandria zu den Zeiten des Ptolomäus Philadelphus, erschienen auch die vier Jahreszeiten oder Horen, und jede trug die ihr eigenthümlichen Früchte. Bei noch spätern Dichtern stehen die vier Horen als Dienerinnen im Dienste des Helios oder Sonnengottes, spannen dessen Rosse an und ab, legen ihm den goldenen Panzer an und ab u. s. w. Auf einem

noch vorhandenen Relief in der Villa Albani sind sie alle vier so dargestellt: die Hore des Frühlings prangt mit Blumen, die des Sommers mit Aehren, die des Herbstes mit Trauben und Baumfrüchten und die des Winters mit den Früchten der Jagd (Sumpf-Enten, Hasen u. s. f.). Man findet sie auch in schöner Zeichnung auf Relief's in gebrannter Erde im britischen Museo. In Statuen sieht man sie selten oder wohl gar nicht. Künstler aus spätester Zeit haben die Jahreszeiten auch durch männliche Figuren, bald durch Knaben und bald durch Jünglinge, vorgestellt.

Ein lateinischer Schriftsteller über Mythologie aus dem Zeitalter des Kaisers Augustus, Namens Hygin, berichtet, die Namen der Horen wären gewesen: Auxo, Eunomia, Pheruſa (die Bringende), Karpo, Dike, Euporia (der Segen), Irene, Orthosia (das rechte Maaß in allen Dingen), Thallo. Man erkennt auf den ersten Blick den unkritischen, Alles blind und, ohne zu prüfen und zu unterscheiden, zusammenraffenden und werfenden Schriftsteller. Doch ist's nicht uninteressant zu bemerken, daß hier eine Euporia und eine Orthosia erscheint, die sonst nirgends vorkommen, aber wohl zum Kreise der übrigen, physischen theils und theils auch moralischen, Horen passen. Außerdem, fügt er noch hinzu, nennen andere Autoren zehn unter den Namen: Auge (Lichtglanz), Anatole (Aufgang), Mesembria (Mittag), Musia (die erste Stunde des Nachmittags), Gymnasia (die zweite), Sponde (die dritte), Dysis (Untergang der Sonne) u. s. w. Hieraus geht hervor, daß man mit jenen Namen die Stunden (horae) des Tages gemeint habe. Diese sind aber nie zum Gegenstande eines religiösen Glaubens geworden.

Der schöne, liebliche, heitere Dienst, der theils schönen Vorstellungen sein Dasein verdankte, theils zu den schönsten Vor- und Darstellungen Anlaß gegeben, mußte leiden, sobald man anfing, die atmosphärischen Erscheinungen zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen zu machen. Schon die Physiker in Kleinasien mußten nachtheilig darauf einwirken. Ein Heraklit leitete die Veränderungen in der Atmosphäre, namentlich der Jahreszeiten, aus physischen Ursachen ab (Diog. Laert. IX. 1, 6.). Nur das Poetische, das Dichterische, das Phantasiereiche, das Reizende, was an dem Ganzen lag, konnte, nebst dem Herkommen, die Idee sammt dem Cultus erhalten und fortpflanzen.

Dieß der Kreis der Himmels- oder Aethergottheiten.

So hätten wir denn also gar keinen Sabäismus oder Sternanbeterei bei den Griechen? Allerdings; denn der Dienst des Helios und der Selene kann, wie er oben geschildert ist, nicht als Verehrung der Sonne und des Mondes als Gestirne gelten. Der Grieche hielt sie ja im gemeinen Leben gar nicht dafür. Von dem Gestirn der Hyaden und Plejaden wird unter dem Artikel der Nymphen bei den Wassergottheiten die Rede sein und auch da gezeigt werden, daß

eine ſolche Vorſtellung nicht die urſprüngliche der betreffenden Weſen geweſen ſei. Nicht anders iſt es mit dem Orion. Denn wenn Otfr. Müller im erſten Bande ſeiner Geſchichte helleniſcher Stämme (S. 100 der ält. Ausg.) denſelben einen »mächtigen Schlacht- und Landeskönig,« nach eigenthümlicher Böoterſage, und in ſeinen Prolegomenen (S. 194), einen »alten Heros oder lieber Kriegs- und Jagdgott« geheißen hat, ſo hat er dieſe Uebereilung in einem ſpätern Aufſatz über denſelben Gegenſtand wieder gut gemacht, indem er daſelbſt nichts von einer göttlichen Natur dieſes durchaus dunkeln phantaſtiſchen Weſens erwähnt. Auch die (Local-) Verehrung der vermeintlichen Töchter des Orion, der Metioche (Verſtandhaberin) und Menippe (Roſſebändigerin) in Orchomenus führt auf keine derartige Annahme. Das einzige Geſtirn, dem man Verehrung gezollt, dürfte der Hundsſtern oder Sirius ſein. Er bringt (nach Homer) den jammervollen Menſchen ausdörrende Gluth; weßhalb er eben ſeinen Namen Sirius führt. Daſſelbe Geſtirn hatte aus gleichem Grunde für den Griechen etwas Dämoniſches. Apollonius aus Rhodus (Argon. II, 500.) erzählt nun, daß Ariſtäus (der Gott der Fruchtbarkeit) die Bewohner der Inſel Ceos den Hundsſtern durch fortdauernde Opfer ſühnen gelehrt und dafür die Eteſien heraufbeſchworen, von Norden ſtreichende Paſſatwinde, welche die Hitze der fünfzig Canicular-Tage milderten. Aber dieſe Verehrung wäre nur für local, der Inſel Ceos eigenthümlich zu halten. Und wenn Diodor von Sicilien erzählt, Hesperus wäre ein Freund der Sternkunde geweſen, einſt um den Lauf der Geſtirne zu beobachten auf den Berg Atlas gegangen und von da verſchwunden; man habe ihm darauf göttliche Ehre erwieſen und nach ihm den ſchönſten Stern am Himmel benannt: ſo darf man darin weiter nichts ſuchen wollen, als ein ſchlichtes pragmatiſirendes Streben, die Benennung jenes Sterns und ſeinen Stand am Himmel zu erklären. An der göttlichen Verehrung darf man mit Recht zweifeln.

B) Die Gottheiten menschlicher Zustände und Verhältnisse.

a) Der Kreis der erotischen und Ehe-Gottheiten.

1. Aphrodite.

Ein Dienst, der im guten wie im schlechten Sinne unser Interesse im hohen Grade in Anspruch nimmt; denn einmal betrifft er eine der heiligsten Naturreizungen und zartesten Empfindungen des Menschen, hat darin seinen Ursprung gefunden; er hat sodann zum höchsten Kunstideale weiblicher Schönheit geführt, ist aber auch zugleich auf die entgegengesetzte Seite umgeschlagen, hat die abscheulichsten Ausschweifungen, wo nicht hervorgerufen, doch wenigstens begünstigt. So ist er denn, neben der Religion der Griechen, in der Geschichte der Kunst und in der griechischen Sittengeschichte von höchster Wichtigkeit.

Hat man von einem Culte mit Sicherheit und Bestimmtheit behauptet, daß er aus Asien herstamme, so ist es dieser — bis in die neueste Zeit. Nichts falscher als das. Er läßt sich seinem Ursprunge nach verfolgen bis ins nördlichste Griechenland; man kann ihn begleiten nach allen Gegenden, wohin er sich verbreitet hat, bei den Wanderungen der hellenischen Stämme und Colonien; man kann nachweisen seine Vermischung und die Oerter seiner Vermischung mit dem ihm ähnlichen orientalischen, und der Name Ἀφροδίτη ist mit nichten im semitischen Sprachstamme gefunden oder je und irgend zu finden, wie nun nach so vielen vergeblichen Versuchen, solches nachzuweisen, endlich doch einmal sollte geglaubt werden.

Das Wort ist, wenn wir es auch nicht seiner Bedeutung nach genügend auflösen können, der Form nach durchaus hellenisch. Es hat augenscheinlich die Form eines Adjectivs oder Participiums Perfecti Passivi; aber welches ist die Wurzel? Und warum ist es Femininum? Welchem Substantiv weiblichen Geschlechtes ist es zuerst zugesellt gewesen? von dem es sich dann, zugleich mit dem Begriffe, losgetrennt? Denn in der Natur der Sache liegt nicht der Grund des weiblichen Geschlechtes des Wortes. Hatten ja doch die Griechen auch einen Eros!

Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist es ursprünglich ein Beiwort der Hera (der Ehegöttin) gewesen. Der Begriff der Ehe involvirt den Begriff der Liebe: erst dem schärfer denkenden und zersetzenden Verstande scheiden sich beide Vorstellungen wie Ursache und Wirkung, Grund und Folge. Gab es ja doch selbst in

historischer, in ganz später Zeit noch eine Ἀφροδίτη Ἥρα (Göttin ehelicher Liebe) zu Sparta, und ihr Standbild war daselbst ein altes Holzbild (ξόανον ἀρχαῖον), zum Zeichen des Uralters dieses Cultus. Ist die Annahme gegründet — und wir haben sie schon im historischen Theile gewagt — so müssen in vorhistorischer Zeit die betreffenden Vorstellungen folgenden Gang genommen haben: die Hera, als Ehegöttin, war auch ursprünglich Göttin der Geschlechtsliebe; als solcher ward von ihr in irgend einem Theile von Hellas, wo man ihren Ursprung, ihre Abstammung nicht auf eine andere Gottheit zurückzuführen verstand, der aber am Meeresstrande lag, gefabelt, sie wäre getaucht (δύτη) gewesen in den Schaum (ἀφρὸς) des Meeres und daraus hervorgekommen, wie man denn den Ursprung von vielen Gottheiten, denen man nicht füglich Aeltern unterschieben konnte, aus dem Meere hervorgegangen sein läßt. Nehmlich unter allen Ableitungen des Namens Ἀφροδίτη ist der von ἀφρὸς und δύω noch die wahrscheinlichste, auch die älteste, denn Hesiod hat sie schon. Es kommt nur darauf an, ihr denjenigen Sinn und Ursprung unterzulegen, den das Wort möglicher und wahrscheinlicher Weise gehabt hat. Ward nun die Ehegöttin Hera unter dem Namen Ἀφροδίτη Ἥρα irgendwo speciell, als Göttin der Liebe verehrt: so konnte daraus leicht ein besonderer Cultus, eine besondere Gottheit entstehen, und dieser der Name Ἀφροδίτη beigelegt werden, zum Unterschiede von der Ehegöttin Hera. Daß in dem Namen ein ι statt eines υ gesetzt ist, kann leicht ein bloßer orthographischer Mißgriff der ersten Schreibenden gewesen sein, vielleicht unterstützt durch eine in Folge der unbekannt gewordenen Wurzel in etwas modificirte Aussprache des Wortes. Damit wäre zugleich dessen feminines Geschlecht erklärt.

Aphrodite war nun ursprünglich und eigentlich die Göttin der Geschlechtsliebe, welche die Menschen zu der Ehe und zum Zwecke derselben, zur Erhaltung der menschlichen Art, veranlaßt. Insofern als dieser Affect oder Trieb nicht von uns selbst, sondern von der Gottheit uns eingepflanzt ist, liegt ihm etwas Wunderbares, Unerklärliches, Geheimnißvolles, Heiliges, Göttliches zum Grunde, und der Hellene beurkundet auch darin wieder sein tiefes religiöses Gefühl, seine zarte Abstraction und Reflexion, als er solches als etwas Heiliges erkannte und es einer höhern Macht und Aufsicht unterstellte, nur darin irrend, daß er es auf eine besondere Gottheit zurückführte.

Der Aphrodite-Dienst ist einer der verbreitetsten des griechischen Heidenthums gewesen. Es kann nicht unsere Absicht sein, hier all die Stätten aufzuzählen, wo er Statt gefunden; wir bemerken nur die im Alterthume berühmtesten und hervorragendsten, und welche eine Verbreitung des Cultus nach den Wanderungen der Stämme des Volkes bekunden. Wir finden ihn also: in Thessalien (z. B. in Tricca), in Epirus (Dodona), in Acarnanien, Aetolien (z. B. Calydon), Böotien (Argennos oder Aegyanos und vornehmlich in Theben), im ionischen Attika und darum auch jenseits des griechischen Archipelagus in den ionischen Colonien, z. B. in Milet und auf der Insel Cyprus,

wo er den semitischen Astarte-Dienst antraf und sich mit demselben verschwisterte zu einem eigenthümlichen Absenker, der indessen nicht ohne Rückwirkung auf das Mutterland blieb, dergestalt, daß wir zu Pausanias' Zeiten in den sogenannten Gärten von Athen eine Statue der Aphrodite finden, der ähnlich, welche auf Cypern zuverlässig von den Phöniciern herrührte, nehmlich einen viereckigen Pfeiler oder einen pyramidalförmigen Stein; ferner in Achaja, in Arcadien, in Elis. Ganz besonders aber hat er unter den Doriern geblühet, nehmlich in Megara, vor Allem in Corinth und darum auch in Syracus und auf Corfu, in Sicyon, in Argolis und darum auch auf Cos, in Cnidus, merkwürdiger Weise aber nicht auf Rhodus, obwohl diese Insel ein so belebter Handelsplatz war und mit der Levante in so naher Berührung stand — Argivisches war auch nach Cypern gekommen — alsdann in Lacedämon, auf der Insel Cythera. Auf diesem Eilande sollten zwar nach Herodot's Angabe die Phönicier den Dienst (ihren Astarte-Dienst) gegründet haben; allein das Wesen desselben war nichts weniger denn fremdartig oder semitisch, im Gegentheil enthielt er nur griechische Elemente, so viel wir aus den wenigen Nachrichten schließen können. Pausanias sprach dem Herodot nach. Eben so fand der Aphrodite-Cult auf vielen Inseln des griechischen Archipelagus statt. Der auf dem Vorgebirge Eryx in Sicilien verdankte offenbar den Phöniciern seinen Ursprung; allein auch er ward durch die Griechen helleniſirt, und nachmals, als die Carthager sich daselbst niederließen, wieder semitisch.

Diesem Gange des Aphrodite-Cultes nach ist der Ursprung desselben zuverlässig in Hellas selbst geschehen; wo dort? ist freilich nicht mehr zu ergründen, aber wahrscheinlich in einem der nördlichen Theile, weil auch Aphrodite zum olympischen Göttersysteme gerechnet worden ist.

Wir haben bei Darstellung desselben nothwendig zwei Seiten zu unterscheiden: die ursprüngliche, ächt hellenische, reine und die nachherige, fremde, zügellose, unsittliche: den Dienst der Aphrodite Urania und den der Aphrodite Pandemos, wie man wenigstens die Göttin späterhin, bei erwachter Reflexion, nach den beiden verschiedenen Seiten hin genannt hat.

Daß jener reinere, edlere Dienst der ursprüngliche gewesen, dafür bürgt uns schon die Annahme seiner Göttlichkeit selbst, wenn wir meinen, daß jeder erregte, erhöhte, verzückte Zustand im Alterthum für die ungewöhnliche Wirkung einer Gottheit angesehen wurde. Und der moralisch-religiöse Sinn, der in jedem unverdorbenen Naturmenschen lebt, kann und wird nur das Moralische eines solchen Zustandes als religiös, als hervorgegangen aus dem Willen einer Gottheit anerkennen. Plato thut, vielleicht aus demselben allgemeinen Grunde, vielleicht auch weil ihm eine historische Kunde zugekommen war, die noch zu seiner Zeit lebte, ebenfalls, an einer Stelle seines Gastmahles, den Ausspruch, die Aphrodite Pandemos sei die jüngere, Aphrodite Urania die ältere.

Freilich darf man diese Reinheit, diesen Adel der Gesinnung

nicht mehr im ungetrübten Maaße in den Zeiten suchen, die wir die historische zu nennen pflegen. Schon Homer ist nicht mehr frei von Frivolitäten in Bezug auf die Aphrodite; auch er weiß schon von ihr Manches, und zwar Manches aus früherer Zeit, das nicht erst zu seiner oder von ihm selbst erdichtet worden ist, zu erzählen, was die Göttin in der Achtung der Welt herabsetzte. Zu seiner Zeit ist sie bereits nicht mehr die züchtige Göttin, welche sie zuverlässig gewesen in jener Periode, da der Grieche den Cultus erfand, die Geschlechtsliebe unter göttliche Obhut stellte. Und mit Abnahme des kindlich-religiösen Sinnes und mit Ueberhandnahme der Leichfertigkeit, des Kaltsinnes gegen Sittlichkeit und Frömmigkeit, der Sittenlosigkeit mußte dieser Dienst, bei der Lieblichkeit und bei der Stärke des Affectes, der gefährlichste werden, mußte zur raffinirtesten Sinnlichkeit herabsinken. Solche Umwandlung konnte und mußte um so eher erfolgen, als die Griechen nach der dorischen Wanderung so vielfach mit den orientalischen Völkern in Vorderasien in Verkehr traten, mit den Völkern, bei denen schon weit früher ein ähnlicher, nur weit sinnlich-roherer Cultus, der Cultus der Astarte, ausgebildet und bei dem lebhaften, feurigen Temperamente der Morgenländer in die gräulichsten Ausschweifungen übergeschlagen war. Nichts destoweniger pflanzte sich der eigentliche, sittliche Cultus der Aphrodite bei reinen, schamhaften, keuschen Seelen, im Kreise sittlicher Familien, selbst in Städten und Gegenden, welche von dem Fremden wenig berührt wurden, fort: er zieht sich durch das ganze Alterthum hindurch, läßt sich hin und wieder bei Schriftstellern und bei bildenden Künstlern erkennen und hat offenbar da den wohlthätigsten Einfluß auf die Zucht im öffentlichen und Privatleben gehabt, indem das religiöse Moment doch zugleich auch einen Zügel des Naturdranges abgab und unschuldige Seelen vor Frechheit und Lüderlichkeit bewahrte. Man darf zur gerechten Beurtheilung des Aphrodite-Dienstes und damit des alten Heidenthums diesen Punct durchaus nicht aus den Augen setzen.

Aphrodite ist denn also die Göttin, d. h. die Urheberin, Schöpferin, Erzeugerin der Geschlechtsliebe, sowohl überhaupt, als auch in einzelnen Fällen, und jeder Leidenschaft, welche durch diese Liebe im Gemüthe des Menschen angefacht wird. Sie weiß und vermag solche physische Gewalt und Lust in allen Wesen zu wecken, nicht bloß in den Menschen, sondern auch in den Thieren, auch sogar in den Göttern. Wie die Götterwelt nehmlich rein menschlich empfindet nach den Vorstellungen des alten Hellenen, so erfahren die Glieder desselben, vom höchsten bis zum letzten, der Aphrodite bezwingende Kraft oder haben sie erfahren, selbst den Zeus, der an ihrer Spitze steht, nicht ausgenommen, von dem man ja gedichtet, daß er mit sterblichen und unsterblichen Frauen geliebelt. Nur allein Pallas Athene, Artemis und Hestia sind unüberwunden geblieben, d. h. die Phantasie der Griechen hat diese Göttinnen von Hause aus als Jungfrauen gedacht, und der Mythos das anerkannt und im Ganzen beibehalten; im Einzelnen hat er sich indessen auch darüber hinweggesetzt. In solcher Beziehung geben die Dichter der Aphrodite

eine höhere Gewalt, namentlich im Olymp, als selbst dem Zeus. Sie heißt darum die allein heilige Göttin (παναγία). Sonderbar freilich, daß sie nun wieder bisweilen in gleichem Abhängigkeitsverhältnisse gedacht und dargestellt wurde zum Eros, nach der Sage dessen Pfeile erlegen wäre. Aber der Mythos und der Dichter schaltet ja hierin mit ungebundener Freiheit.

Als weibliche Gottheit gehört Aphrodite hauptsächlich und vor Allen dem weiblichen Geschlechte an; von diesem wird sie besonders angerufen; dem wendet sie ihre Sorgfalt, ihre Gnade, ihr Wohlwollen zu; von diesem wird sie als Wohlthäterin insonderheit gepriesen. Sie bewirkt, daß das Weib im Manne Liebe erweckt, diesen veranlaßt es sich auszuersehen, es zu schätzen und zu ehren und durch Liebe zu beglücken. Die Mittel und Wege, die zufälligen und gewöhnlichen Veranlassungen gibt sie, führt sie herbei. Sie verleiht dem weiblichen Geschlechte diejenigen Eigenschaften, diejenigen Reize, durch welche es ihm möglich ist, den Mann für sich einzunehmen, zu fesseln, zur Liebe zu vermögen. Mädchen nahten sich daher vor Allen ihren Altären, opferten ihr, brachten ihr Gebete, Gelübde, Opfer dar und flehten mit heißen Worten der Liebe um Gewährung ihrer Wünsche. Umgekehrt sollte sie aber auch den liebenden Jünglingen und Männern ein Beistand, ein Hort sein. Sie zürnte spröden Schönen, sie suchte und wußte sie zu erweichen; sie strafte sie für ihre Unbeugsamkeit und war behülflich den unglücklich Liebenden, die bei ihren Mädchen kein Gehör fanden. Hindernisse, die ein liebendes Paar trennten, räumte sie weg. Darum traten zu ihren Altären Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen, die einander gewogen waren, und baten um Erfüllung ihres beiderseitigen Verlangens. Dann rief man wohl die Göttin zu Zeugen in seinen Gesinnungen und seiner Schwüre und hoffte von ihrer Güte Erhörung. Insofern ward sie gedacht oder dargestellt sitzend auf einem Throne, wie sie Recht spricht denen, die zu ihr nahen und sie um ihre Verwendung, um ihre Hülfe, um ihr Urtheil ersuchen. Sie erbarmt sich unglücklich Liebender (ἐλεήμων), bewirkt Erhörung derselben bei dem andern Theile (ἐπήκοος). Sie will es nicht geduldet haben, daß Jemand sich der Gewalt der Liebe entziehe. Wer diese anerkennt und ehrt und auf ihre Anordnungen eingeht, den liebt sie selbst, den ehrt sie, den belohnt sie, stürzt aber den in den Staub, welcher sie in seinem Uebermuthe vernachlässigt, straft ihn mit unnatürlichen Neigungen oder gar mit dem Tode. Die griechische Sagengeschichte hat dieses Moment in vielen Fällen zur Schürzung oder Lösung eines tragischen Knotens benutzt, oft mit dem größten Glücke benutzt zu herrlichen tragischen Scenen oder Darstellungen, und die dramatische Poesie ist ihr gefolgt. Wir wollen nur an Phädra und Hippolytus, an Herakles und Dejanira erinnern. Dem Leander hilft Aphrodite die Fluthen des Meeres überwinden. Dem Pygmalion belebt sie die Bildsäule; dem Paris, der ihr den Preis der Schönheit zuerkennt, gibt sie zum Besitz die schönste

der Frauen, den Phaon belohnt sie mit einer Schminke, in Folge deren sich alle Frauen auf Lesbos in ihn verlieben, und Anderes der Art.

Freilich war sie dabei zugleich auch die Urheberin alles des Weh's, das die Liebe zu bringen pflegt. Sie ist launenhaft und willkührlich, wie die Verhältnisse unter den Menschen es sind. Oft zwingt sie ungleiche Herzen zusammen; oft läßt sie solche, die für einander geschaffen wären, sich nicht finden; oft zerstört sie, ohne Rücksicht auf sich selbst, ihr eigenes Werk und trennt diejenigen, in denen sie vorher wechselseitige Sehnsucht erweckt. Zuweilen gewährt sie ein reines und durch nichts getrübtes Vergnügen; aber noch öfter doch paart sie mit Freude Schmerz und vermischt das Süße mit Bitterkeit. Die Dichter der Griechen und der ihnen folgenden Römer sind angefüllt mit dergleichen Klagen, von Homer an. Darum singt Hesiodus von der Pandora, Zeus habe der Aphrodite geboten, ihr zuzugesellen das Herz belastende Sehnsucht und die Glieder zehrende Sorgen. Darum werden ihr auch Himeros (die schmachtende Sehnsucht) und Pothos (das heiße Verlangen), zu Personen oder göttlichen Wesen erhoben, zu Begleitern gegeben. Darum ward ihr der verwundende und Schmerzen bereitende Pfeil als Symbol verliehen, wie dem Eros, und sie in dieser Beziehung auch wohl die ungerechte (ἄδικος) und die Wahnsinn-Erregende (οἰστροφόρος) gescholten.

Liebende durften auch nicht verabsäumen, der Göttin zu opfern und Geschenke zu bringen. Vergehen gegen ihren Cultus, gegen ihren Tempel weiß sie gleichfalls zu rächen, nicht minder die Verweigerung versprochener oder angelobter Gaben.

Aber nicht bloß Liebe erweckte die Göttin: sie gewährte auch den Genuß, das Glück derselben, und zwar zuvörderst im edelsten und reinsten Sinne des Wortes, und griff somit hinüber in das eheliche Leben und stand insofern mit dem Zeus (als Gamelios oder Teleios) und insbesondere mit den Horen in dem nächsten Zusammenhang. Diese Aphrodite ziert die Frauen mit den weiblichen Tugenden, durch welche sie sich die Liebe der Männer erhalten, verhilft zu einer wohlgeordneten Verwaltung des Hauswesens, stiftet den Segen in einer Familie, fördert und erhält den Frieden im ehelichen Leben, ist die Ursache der Glückseligkeit, welche aus gegenseitiger Liebe und Treue zwischen Gatten und Gattin hervorgeht. Eine solche Aphrodite kann es nur sein, von der Aeschylus singt, es käme von ihr alles Liebste dem Menschen. In einem Epigramme des Theocrit dankt eine gewisse Chrysogona der Aphrodite Urania für das Glück, welches dieselbe ihr in der Gemeinschaft mit ihrem Gatten und mit ihren Kindern geschenkt habe, und welches von Jahr zu Jahr gewachsen sei. In einem andern Epigramme eines spätern Dichters (Antipater von Sidon) weiht eine Griechin aus Bithynien der Aphrodite ein Standbild und bittet die Göttin, dies kleine Geschenk anzunehmen und dafür gnädig ihr den Lohn angedeihen zu lassen, daß sie ihr häusliche Zufriedenheit und die Einträchtigkeit des Ehegatten schenke. Schade, daß wir dergleichen rührender Denkmäler von religiöser

Dankbarkeit gegen die Göttin der Liebe nicht noch mehrere haben! Wie würden sie so manche christliche Familie beschämen! Eine ähnliche Bewandniß hatte es wohl mit der Aphrodite Morpho (der Wohlbildenden, Wohlgestaltenden) in Sparta, wenn ihr aus Cedernholz gefertigtes Standbild verschleiert war, wie anständige Frauen nur zu gehen pflegten, und Fesseln an den Füßen hatte zur Andeutung: Liebe, die aus Schönheit der Form hervorgegangen, müsse doch in den Grenzen des Anstandes bleiben und müsse treu sein und unverrückt. Die Legende schrieb — natürlich mythisch — dem Tyndareos, einem alten mythischen Könige Laconiens, die Stiftung dieses Cultes zu, bezeugte aber die Richtigkeit jener Auffassung dadurch, daß sie hinzufügte, eben in der angegebenen Bedeutung sei derselbe hergestellt worden. Ehrbare Frauen huldigten der Göttin bloß nur behufs der Erhaltung häuslicher Eintracht, ehelicher Treue und Züchtigkeit im Leben. Die Schwalbe und die Schildkröte, beide Symbole der Häuslichkeit, waren die schönen Symbole dieser Göttin.

Daß man aber überhaupt auch, bei dem gegenwärtigen Culte, an vielen Oertern auf Keuschheit und Sitte hielt, auf diese Tugenden etwas in Griechenland gab, lehren noch folgende Einzelheiten: Im Tempel der Aphrodite zu Sicyon fungirte neben einer Jungfrau, die den Namen der Trägerin des Badewassers für die Neuverehelichten (Λουτροφόρος) führte, eine Frau, als Tempeldienerin, welche streng die Keuschheit bewahren mußte. Alle, die hinzutraten, um der Göttin ihre Huldigungen darzubringen, mußten fern stehen bleiben am Eingange und beteten von da her zur Göttin. Zu Aegira in Achaja durfte kein Mann die Schwelle ihres Tempels betreten.

Dieß mag genug sein, um zu beweisen, daß der Dienst der Aphrodite nicht alles Ernstes, aller Zartheit, aller Keuschheit und Züchtigkeit, aller edlen Momente entbehrt hat*), im Gegentheil, daß sein Charakter zum Theil — und gewiß war das sein Grundcharakter — der edelsten Art gewesen. Und gerade die herrlichsten Kunstdarstellungen bestätigen solches: auf sie werden wir später zurückkommen.

Die Wirksamkeit der Aphrodite auf das menschliche Herz in Bezug auf Erweckung der Liebe wird auf die mannigfaltigste Art von den Alten kund gegeben. Das ersieht man am besten aus den vielen Beinamen, welche die Göttin geführt hat. Ein späterer Schriftsteller gibt deren dreihundert an, durch welche selbige in den Hymnen verherrlicht werde. Bei den Orphikern heißt sie darum die Vielnamige. Und die meisten dieser Epitheten beziehen sich auf diese Wirksamkeit und auf die Mittel, deren sich die Göttin dabei bediente. Alle weiblichen Eigenschaften, durch welche jener Affect hervorgerufen wird, werden auf sie zurückgeführt. Es sind gute und erlaubte, aber auch schlimme und unmoralische Mittel. Hier sind die Zeiten eben-

*) Man vergl. auch Ovid Fast. IV, 97. ff. und Engel's Kypros II. Th. S. 336 f., welchem letztern Werke ich mehrere sehr treffliche Einzelheiten verdanke.

falls zu scheiden. Mit gesteigerter Immoralität ist auch die Zahl der letzteren erst gestiegen. Bei anfänglicher Sittenreinheit werden nur die ersteren ihre Anwendung gefunden haben. Aber schon bei Homer und bei Hesiod leuchtet in der Hinsicht einige Unlauterkeit hindurch.

Unter diesen Mitteln ist nun das erste: körperliche Schönheit, sowohl die von Natur gegebene, als die durch die Kunst erhöhte. Alle Reize der Art schafft und spendet Aphrodite, und zwar dem weiblichen Geschlechte. Aphrodite ist die Göttin (d. h. die Schöpferin) weiblicher körperlicher Schönheit. Insofern tritt sie in nähere Beziehung zu den Chariten oder Grazien, die dasselbe Amt bekleiden, den Menschen anmuthsvoll, liebenswürdig zu machen, und insofern dazu die Naturgaben der schönen Jahreszeit benutzt werden, auch zu den Horen, so daß sie vielfältig mit diesen, aber als ihr untergeordneten Dienerinnen, zusammengruppirt worden ist. Die Huld unsrer Göttin ist bei ihren Lieblingen auf diesen Punct besonders gerichtet. Allein Schönheit kann im Allgemeinen nicht bestehen ohne Jugendfrische, und nur die lebhafte Jugend ist fähig der ächten Liebe, wie sie der Aphrodite etwas gilt. Darum ist der Mensch, vornehmlich das Weib in der Jugendblüthe, ihr geweihet. Die Jugend, von welcher ein Dichter so schön sagt, daß sie throne auf den jugendlichen Augenliedern der Mädchen wie auf denen der Jünglinge, geht darum, nach eben dieses Dichters Ausdrucke, der Göttin als Heroldin voraus. Hiermit verträgt sich wohl, wenn es anderswo heißt, daß Aphrodite auf schöne Frauen neidisch sei. Selbst von einzelnen Theilen des menschlichen Körpers, wofern sie schön sind, heißt es, Aphrodite habe sie den Inhaberinnen verliehen. Man denke an die Legende von der Aphrodite Kallipygos in Syracus, was freilich etwas ins Lächerliche fällt. Aber man muß nur bedenken, was und wie viel der Grieche auf schöne Formen des menschlichen Körpers überhaupt hielt.

Zur Erhöhung der körperlichen Reize bedient sie sich der Blumen, der Kränze, der Schminke, der schönen Gewänder, des Geschmeides von Gold u. s. w.

Der Mythos und die Poesie hat öfter von diesen Darstellungen in symbolischer Sprache den lieblichsten Gebrauch gemacht. So gießt (nach der Dichtung bei Hesiod) Aphrodite Anmuth um das Antlitz der Pandora; so bekränzt sie die Ariadne bei ihrer Vermählung mit dem Dionysos; so verleiht sie den Töchtern des Orion, der Metioche und Menippe, überhaupt körperliche Schönheit.

Allein was sie spendet Derartiges, was sie schafft an Andern, das muß sie, dachte der Grieche, vor Allen am ehesten, im vollkommensten Maaße besitzen. So ward Aphrodite zur schönsten Göttin, sie ward das Ideal weiblicher Schönheit, und Dichter und bildende Künstler machen es sich zur höchsten Aufgabe, sie so reizend als möglich darzustellen. Der Einfluß dieses Cultes auf die Kunst in Darstellung des weiblichen Körpers in höchster Vollkommenheit ist daher außerordentlich gewesen und macht Epoche in der Geschichte der griechischen Kunst. Homer und der homerische Hymnus nennt

bereits die Aphrodite die schönste der Göttinnen und zeichnet sie im Einzelnen also: blühenden Ansehens, holden schmachenden Blickes mit beständigem holdseligem Lächeln auf dem lieblichen Angesicht. Sie ist die Rosenfarbige, die Rosenmundige, die mit rosigem Antlitz. Ihr Auge ist lebhaft, ihr Mund süß lächelnd. Und der Putz, mit dem sie sich umgibt, trägt nur dazu bei, ihre natürlichen Reize zu steigern. Homer singt: Athene verklärte das Gesicht der Penelope mit derjenigen ambrosischen Schönheit, mit welcher sich Aphrodite selbst umgibt, wenn sie sich mit den Chariten vereint zum Tanz. Also einer Art von Salbe oder Schminke habe sie sich bedient! Als die neugeborne Göttin, vom sanften Zephyr getragen, auf Cypern an's Land stieg, da begrüßten, wie der Mythos so schön dichtet, die Göttin die freundlichen Horen, hüllten sie in köstliche Gewänder, zierten sie mit schönem goldenen Geschmeide. Eine andere Dichtung sagt wieder, die Grazien selbst hätten ihr das Gewand gewebt, das sie trüge. Und dieß Gewand strahle heller als das Feuer; der goldene Schmuck der Göttin leuchte wie der Mond in seinem vollen Glanze. Aus dem Grunde heißt sie bei den Alten die Goldene, die Vielgoldene, die Goldreiche. Selbst ihre Nippessachen sind von Gold. In oder um ihr Haar trägt sie Blumen und Kränze.

So die Dichter. Die bildenden Künstler aber, die plastisch ein solches Ideal herzustellen suchten, gaben ihr, und zwar der Aphrodite im edelsten Sinne des Wortes, »im Zeitalter der ausgebildeten Kunst diejenigen Formen, welche die ihrem Geschlechte natürlichsten sind in der höchsten Anmuth. Hier erscheint sie ganz als Weib im idealen Sinne, in viel vollerer Bedeutung als die jungfräuliche Athene und Artemis. Der feine Sinn der Griechen wußte hier das Charakteristische auf das schärfste zu unterscheiden. Die reife Blüthe der Jungfrau ist bei manchen Modificationen diejenige Stufe der physischen Entwickelung, welche in den Formen dieses Körpers festgehalten wird: die Schultern sind schmal, der Busen jungfräulich ausgebildet; die Fülle der Hüften läuft in zierlich geformten Füßen aus, welche, wenig zu festem Stand und Schritt gemacht, einen flüchtigen und weichen Gang zu verrathen scheinen. Das Gesicht in den ältern Darstellungen von einer junonischen Fülle und großartigen Ausbildung der Züge erscheint hernach zarter und länglicher, das Schmachtende der Augen und das Lächelnde des Mundes vereinigt sich zu dem allgemeinen Ausdrucke von Anmuth und Wonne. Die Haare sind mit Zierlichkeit geordnet, bei den ältern Darstellungen gewöhnlich durch ein Diadem zusammengehalten und in dasselbe hineingesteckt, bei den unbekleideten Bildern der jüngern Kunst aber zum Krobylos zusammengefügt.

Indessen hängen hier die wesentlichsten Modificationen der Bildung eng mit der Bekleidung zusammen. Die ganz bekleidete Aphrodite, welche indessen meist nur einen dünnen und den Körper wenig verbergenden Chiton trägt und das hinten herabfallende Obergewand nur ein wenig mit einer anmuthigen Bewegung des rechten Armes vom Rücken herüberzieht, stammt von der Urania der ältern Künstler her, und sie wurde meistentheils als die Göttin einer ehelichen und gesetzlichen,

auf die von der Natur selbst angedeuteten Zwecke ehelicher Verbindung gegründeten Liebe in Zeiten, in denen solche Mahnung Noth that, durch zahlreiche Abbildungen gefeiert. Der Styl der Kunstperiode, aus welcher diese Darstellungsweise stammt, und die Aufgabe selbst vereinen sich, dieser Klasse von Aphrodite-Bildern rundere und stärkere Formen, kürzere Verhältnisse der Gestalt und einen mehr frauenartigen Charakter zu geben, als sonst bei der Aphrodite gewöhnlich ist.

Sehr bestimmt unterscheidet sich von diesen eine zweite Klasse von Bildern, welche ohne Chiton, nur ein Obergewand um den untern Theil des Körpers geschlagen haben und sich zugleich durch das Emporstellen und Aufstützen des einen Fußes auf eine kleine Erhöhung auszeichnen. In diesen steht die Göttin an Bildung einer Heroine nahe: die Körperformen sind besonders fest und kräftig-schlank, der Busen von weniger Rundung als bei den andern, das mit stärker hervortretenden Zügen ausgestattete Antlitz nicht ohne den Ausdruck von Stolz und Selbstbewußtsein, wodurch sie den Beschauenden Ehrfurcht und Achtung gebot, und den Lüsternen gleichsam zurückschreckte. Weniger kräftig, von mehr Fülle und Rundung sind die Formen mehrerer Aphrodite-Statuen, welche, beim Bade dargestellt, den Schooß mit einem Stück des hinten herum liegenden Gewandes bedecken.

Die höchste Aufgabe der Kunst war es, wenn die Aphrodite Urania als das Ideal weiblicher Schönheit enthüllt dargestellt werden sollte, als bewundernswerthe Schöpfung der Natur. Da fand sich die Kunst aufgefordert, die reinste Maaßhaltung, die tadelloseste Darstellung schöner Formen zu geben, ohne jeden andern Zweck als den: Ehrfurcht, Achtung, die reinste Liebe hervorzubringen. Die unberührte Blüthe der jungfräulichen Formen hält dann die vollkommene Mitte zwischen den mehr frauenartigen Formen, der matronalen und den etwas strengern und kräftigern Umrissen der Siegerin Aphrodite: die Kunst erreicht hier in der Darstellung weiblicher Schönheit das höchste und letzte Ziel. Wenn auch das Bad ursprünglich als die Veranlassung dieser Enthüllung gedacht wird, so verschwindet doch hier alle Rücksicht auf Handlung; die Statue wird ganz plastisches Symbol des höchsten weiblichen Liebreizes (der durch die Aeußerung natürlicher Schamhaftigkeit nur noch erhöhet wird) und der Weiblichkeit überhaupt!« So feierte die bildende Kunst, getragen von der Religion, bei den Griechen hier in dem Falle einen wahren Triumph, wie später in der katholisch-christlichen Kirche die Malerei bei Darstellung der Jungfrau Maria. Und das war in einem Lande, wo die Schönheit des menschlichen Körpers für heilig erachtet wurde, für so heilig und ehrwürdig, daß man um ihrer willen Menschen sogar göttlich verehrt hat; wo Feste statt fanden (τὰ καλλιστεῖα), an welchen das weibliche Geschlecht öffentlich um den Preis der Schönheit ihrer körperlichen Formen stritt; wo die Nacktheit des Körpers nicht als Reiz zur Wollust erschien, sondern ein Mittel zur Anerkennung des Göttlichen in der menschlichen Figur. Es ist ge-

wiß nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß — einzelne Fälle ausgenommen, die aber eben als einzelne besondere Fälle uns von den alten Schriftstellern erzählt werden, woraus wir eben ihre Abgesondertheit, ihre Ungewöhnlichkeit erkennen — diese idealen Kunstdarstellungen der Göttin Aphrodite viel mehr Ehrfurcht, Achtung, Scheu, Maaßhaltung, Bezähmung der Leidenschaft hervorgebracht haben, als das Gegentheil, folglich einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Moralität reiner, unverdorbener Seelen geäußert. Sie brachten ächte Liebe hervor, und ächte Liebe ist frei von aller Selbstsucht. Wir glauben dieß um so mehr hervorheben zu müssen, als in den ersten Zeiten des Christenthumes und in unsern Tagen dem griechischen Heidenthume das Obige zum größten Vorwurfe gemacht worden ist. Mit welchem Rechte? mag man aus unserer Auseinandersetzung erkennen. Und jenes Idealisiren der weiblichen Natur geschah bei schon hereingebrochener oder bei eben hereinbrechender Zuchtlosigkeit und Verdorbenheit, so daß das also doppelt anzuerkennen ist.

Nehmlich als die Griechen in Folge der dorischen Wanderung die engen Grenzen ihres Landes überschritten, auf den Inseln des griechischen Argipelagus und an den asiatischen und africanischen und europäischen Küsten des Mittelmeeres Colonien anlegten, da begannen sie Schifffahrt, dann begannen sie Handel, da traten sie vielfach in die nächste Verbindung mit den Bewohnern des Morgenlandes. Küstenstädte, Häfen, Handelsplätze sind zumeist der Entsittlichung, der Verworfenheit, der Unzucht, der Lüderlichkeit ausgesetzt. Der Seemann glaubt sich für seine langen Entbehrungen auf dem Meere schadlos halten zu müssen, der reichgewordene Handelsmann nicht besser als zu materieller Ueppigkeit seinen Reichthum verwenden zu können, und — unter dem zweiten Geschlechte finden sich immer auch schamlose, die solchen Leuten entgegenkommen. Nun war obendrein durch die Phönicier namentlich auf mehreren Puncten, die jetzt von den Griechen besetzt wurden, als z. B. auf der Insel Cypern, ein Cultus verbreitet worden, der mit dem Dienste der Aphrodite einige Aehnlichkeit hatte: es war der Dienst der Astarte oder Astaroth, der, von den Syriern oder Assyriern ausgegangen, sich über einen großen Theil von Vorderasien verbreitet hatte und die Fruchtbarkeit in der Natur, besonders bei deren Erwachen im Frühjahre, repräsentirte. Dem feurigen, sinnlichern Orientalen galt diese Verehrung für ein Anlaß und Mittel zu den empörendsten Ausschweifungen. Der Hellene ward mit dem Culte bekannt; er fand in ihm den heimischen Aphrodite-Cult wieder, und so entstand eine Vermengung beider, welche dem helleniſchen nur zur Verschlimmerung und Verschlechterung gereichen konnte. Man hat freilich diesen Astarte-Dienst späterhin häufig dem der Aphrodite Urania gleich gesetzt; aber wo sind die Beweise hierfür?

Wir wollen dabei nicht leugnen, daß auch im helleniſchen Culte schon frühzeitig Elemente lagen, die einen Anknüpfungspunct darboten: die gedrückte und eingesperrte Lage des weiblichen Geschlechts in Hellas, die geringe Ausbildung, die es genoß, das feurige Temperament, was den Bewohnerinnen der Südländer eigenthümlich ist, mochte

daſſelbe im Ganzen nicht diejenige Stufe der Moralität haben einnehmen laſſen, welche nothwendig war, um die hier ſo feine Grenze zwiſchen Sitte und Unſitte, zwiſchen Erlaubtem und Unerlaubtem zu bemerken und zu beobachten. Die Folge davon war, daß man, um aus der gedrückten Lage zu größerer Freiheit, zur Selbſtſtändigkeit einer Hausfrau zu gelangen, um die Liebe eines Mannes ſich zu erwerben, um ihn zum Eingehen einer Ehe zu vermögen, zu gar mancherlei Mitteln ſeine Zuflucht nahm, die der Moralität zuwider liefen: man ſuchte den Jüngling, den Mann zu berücken, zu bethören, zu bezaubern, zu überliſten. Und anderſeits ſuchten wieder leidenſchaftliche Jünglinge auf abentheuerlichen Wegen oder durch allerhand niedrige Künſte mit den eingeſperrten Frauen und Mädchen Liebeshändel anzufangen, ihrerſeits ſie ebenfalls zu überreden und zu bethören. Und wenn die Liebe in dergleichen Dingen nur zu erfinderiſch iſt, ſo mußte natürlich auch die Göttin der Liebe, Aphrodite, dieſen Charakter annehmen. So ſchon bei Homer. Dieſer Dichter gibt ihr als bezeichnendes Attribut in der Beziehung »jenen wunderköſtlichen Gürtel« — die Griechinnen trugen im Alterthume ſtatt des Mieders oder der Schnürbruſt eine handbreite feinwollene Binde, die von der linken Seite unter der Bruſt angelegt und dann dreimal um den Leib geſchlungen wurde, ſo daß ſie bei jeder Umſchlingung etwas höher kam und den Buſen hob und dadurch der weiblichen Geſtalt eine beſondere Schönheit gab — »buntgeſtickt, wo die Zauberreize verſammelt waren, wo war ſchmachtende Lieb' und Sehnſucht, das Getändel, auch die ſchmeichelnde Bitte, die ſelbſt den Weiſen bethört.« Von Heſiod wird ihr als Amt von Anfang an zugeſchrieben, unter Menſchen wie unter den unſterblichen Göttern, die »Liebesgeſpräche der Mädchen und Lächeln und Intriguen und ſüßer Liebesgenuß und Gekoſe und ſchmeichelnde Rede.« Sie heißt darum Peitho (die Ueberredende, die Zauber-, Schmeichelrede), oder, dieſen Begriff als Perſon oder ſogar als Göttin gefaßt, ward auch wohl gedichtet, Peitho wäre die ſtete Gefährtin der Aphrodite. Jener Gürtel heißt darum geradezu der Zaubergürtel (*φάρμακον*) und die Göttin eine Zauberin (*φαρμακός*). Ja! dieſelbe nimmt ſogar ihre Zuflucht zu Zauberkünſten, Hexereien, iſt Vorſteherin, Meiſterin in denſelben, in welcher Eigenſchaft ſie der Artemis (Hekate) nahe tritt, der ſie doch als einer ewigen Jungfrau ſonſt ſo feindlich iſt. Medea und Circe, die beiden Repräſentantinnen der Zauberei im Alterthume, heißen inſofern ihre Töchter. Offenbar führte ſie darum den Beinamen Mandragoritis von dem Alraun (*μανδραγόρας*), deſſen man ſich bei dergleichen Geheimkünſten zu bedienen pflegte. Inſofern nahte ſie ſich wieder dem Zeus Mandragoras. Jene Mittel bereitet ſie nun entweder ſelbſt den Menſchen oder lehrt ſie bereiten. Und ſo muß ſie freilich auch den Vogel Iynx (Drehhals), der beſonders in der Zauberei der Alten eine große Rolle ſpielt, hervorgebracht: durch ihn ſollte ſie z. B. die Medea berückt haben, den Jaſon zu lieben. Das Alles und Anderes noch der Art wird der Aphrodite zugeſchrieben, weil die Menſchen ſelbſt es thaten, weil Mädchen ſich derglei-

chen Mittel bedienten, um Männer zur Liebe zu verlocken. Selbst zu Verstellungen nahmen sie ihre Zuflucht. Bei Lucian räth eine Mutter ihrer in solchen Dingen noch unerfahrenen Tochter — freilich nur in Dichtung, aber gewiß nicht ohne Wahrheit in der damaligen Wirklichkeit — alle Formen und Eigenschaften, in welchen die Liebesgöttin sich kund thue, anzunehmen, namentlich Zucht, Ehrbarkeit, Herzensreinigkeit, wenn auch nur zum Schein; desto besser werde sie ihr Glück machen. Die Komiker der neuen griechischen Schule sind voll von derlei Andeutungen und haben bei ihren Werken von solchen Mitteln zur Schürzung oder Lösung von Knoten vielfachen Gebrauch gemacht.

Viele Beinamen der Göttin beziehen sich auf diese Vorstellungen des Berückens oder Bethörens der Menschen durch dergleichen Ränke und Kunstgriffe. So heißt sie die Süßkosende, die mit den schmachtenden und zärtlichen und verstohlenen Liebesblicken, die Liebäugelnde, die Liebesflüsternde, die Truggesinnte, die listiger Anschläge Volle, die Verschlagene, die Intriguen-Spinnende, die Ränke-Schmiedende*) ꝛc.

Bei so bewandten Umständen war es denn wohl möglich, daß der verdorbenere, wollüstigere, freiere Astarte-Dienst der Morgenländer Anklang in Hellas und Aufnahme fand, Aufnahme fand sammt dem Adonis-Dienst, der zu demselben gehörte, indem Adonis nur das männliche Princip dessen war, was die Astarte als Weib vorstellte**). Wir wollen unsere Leser nicht damit behelligen, ihnen alles das vor Augen zu stellen, was hier Rohheit, Sinnlichkeit, Ausgelassenheit, Dummheit Schändliches, Thierisches, Abscheuliches, Entsetzliches erdacht hatte. Aber den Griechen muß man zum Ruhme nachsagen, daß sie nicht allgemein in dieses unsittliche Treiben eingingen, daß die Vernünftigern, die Besonnenern, die an ihrem Gefühle, an ihrem Herzen einen leitenden Stern hatten, wohl das Sittliche hier vom Unsittlichen zu unterscheiden wußten und darum sogar eine doppelte Aphrodite statuirten: jene Pandemos oder Gemein-Sinnliche und die Urania (Himmlische). So die Staatsmänner, so später die Künstler, die Philosophen, die Gelehrten. Aphrodite ward insofern aus einer Naturgottheit zugleich zu einer ethischen, obwohl nicht zu leugnen, daß von Hause aus ihr ein solcher Begriff muß beigewohnt haben: die Grenze ist hier so zart und leise, oder vielmehr das Eine ist so mit dem Andern verbunden, daß anfangs gar keine Trennung statt gefunden haben kann. Nur bei fortschreitender Zeit und Bildung in moralischer und intellectueller Hinsicht mußte das sittliche Element sich mehr herausstellen, insbesondere dann, als die Ueberhandnahme der

---

*) Γλυκυμείλιχος, ἑλικοβλέφαρος, ἑλικῶπις, ψίθυρος, παρακύπτουσα, δολόφρων, δολομῆτις, πανοῦργος, δολοπλόκος, μηχανῖτις (zu Megalopolis).

**) Adonis ist das semitische Wort Adon mit griechischer Endung und bedeutet eigentlich den Herrn, ist gleich Baal oder Bel (der Herr), d. i. der Herr des Himmels, während die Astarte die Erde vorstellte. Durch die Kräfte des Himmels und der Erde gedeihen die Producte des Pflanzen- und Thierreiches. Dieß der Sinn jener morgenländischen Culte.

Unsittlichkeit den Gegensatz hervorrief oder beides zum deutlichen Bewußtsein brachte, und es bildete sich nun die Unterscheidung in eine Aphrodite Pandemos und in eine Aphrodite Urania, wenn schon man der letzteren noch spät (doch bereits Herodot) nicht selten die Deutung der Göttin der allgemeinen Liebe gab, z. B. in den Städten Syriens, ob zur Beschönigung des Ganzen oder weil wirklich ursprünglich Aphrodite überhaupt als Urania betrachtet und verehrt worden war, und man jetzt nur, weil man eines unterscheidenden Merkmales bedurfte, dasselbe erwählte, — wobei philosophische und mythologische Deutelei mit im Spiele sein könnte — läßt sich nicht genau sagen. In Griechenland selbst aber hat man ganz zuverlässig jenen Unterschied gemacht.

Denn in Theben — um von der nördlichsten der Städte anzuheben, wo jener zweifache Cultus bestanden — gab es drei Schnitzbilder der Göttin, so alt, daß man sie auf die Urzeit zurückführte, daß man sie für Weihgeschenke der Harmonia ausgab, der vermeintlichen Tochter der Aphrodite. Das eine nannte man die Urania, das andere die Pandemos, das dritte mit einem unklaren Worte Apostrophia (die Abwendende), dessen Erklärung (vornehmlich des Verhältnisses desselben Cultes zu den beiden andern) zwar vielfach versucht aber noch nicht gänzlich aufgeklärt ist. Wir lassen solches daher hier auf sich beruhen. Pausanias, freilich aus dem zweiten nach-christlichen Jahrhundert, gibt bei Gelegenheit dieser Nachricht die ganz philosophische Auslegung der drei verschiedenen Aphroditen. Er deutet auch die Apostrophia moralisch. In Athen ward die Göttin bestimmt unter jenen zwei Titeln verehrt, obwohl hier die Erklärungen des Wortes Pandemos schwankend waren und unter den Gelehrten bis zu dieser Stunde noch geblieben sind; denn einige nehmen das Wort in politischer Bedeutung und sagen, nach dem Vorgange einer ältern Legende, Theseus habe die Verehrung der Aphrodite Pandemos bei den Athenern eingeführt, als er ihre Gemeinden zu einer Stadt vereinigte. Dagegen heißt es wieder nach einer andern Legende: Solon wäre der erste gewesen, welcher der Aphrodite Pandemos zu Athen einen Tempel gebauet. Hiernach wäre πάνδημος soviel als dem Gesammtvolke angehörig, und dieser Cultus wäre ein alle Stämme Attika's vereinigender Cultus gewesen. Allein das ist sicher falsch, obwohl selbst Schwenck in unsern Tagen diese Meinung vorgezogen hat. Die ältern Schriftsteller Plato und Xenophon wissen von dieser Annahme nichts; sie erklären die Aphrodite Pandemos beide übereinstimmend für die Göttin der gemeinen ungesetzlichen Geschlechtsliebe (der Allerweltsliebe). Jene Legenden sind also spätern Ursprungs und bloße individuelle Versuche, den Ursprung des Cultus und jener Benennung auf zwei berühmte Namen der Vorzeit zurückzuführen, darunter der erste noch dazu ein mythischer ist. Die Jünglinge feierten das Fest der Göttin am vierten Tage eines jeden Monats, und wahrscheinlich auf eine sehr ausschweifende Weise. Dagegen hatten sie auch eine Aphrodite Urania, und dieser brachten sie weinlose Spenden dar, mit Bezug auf Nüchternheit und Ordnungsmäßigkeit. Zu Megalopolis in Arkadien

finden wir ebenfalls neben der Urania die Pandemos Aphrodite — eine dritte wußte man zu Pausanias Zeiten nicht mehr zu nennen; auch können wir dieselbe entbehren, da wir hier nur von dem Gegensatze jener beiden sprechen. Zu Elis gab es gleichfalls zwei Bilder der Aphrodite: das eine war aus Gold und Elfenbein, ein Werk des Phidias, und setzte den Fuß auf eine Schildkröte (wie wir schon oben bemerkten, das Bild der Häuslichkeit und Schweigsamkeit). Außerhalb des Tempels, aber im geheiligten Bezirke noch, stand ein anderes, ehernes, unter dem Namen Pandemos, von Skopas gefertigt, auf einem Bocke (dem Sinnbilde der Geilheit) reitend, woraus man sieht, wie große Künstler beflissen waren, das Schändliche, Schimpfliche und Gemeine in seiner abschreckenden Gemeinheit darzustellen. Dieselbe schlimme Beziehung hatte es, wenn die Aphrodite unter dem Namen Epitragia einen Tempel an dem Gestade des Meeres in Attika besaß. Die anfängliche schöne Bedeutsamkeit des Cultes der Aphrodite war somit nun dahin wenigstens bei dem gemeinen Griechen, und der thierischen Völlerei Thor und Thür geöffnet. Nun wurden auch die Tempeldienerinnen der Göttin, die Hierodulen, anfangs gesittete Hörige oder Sklavinnen der Göttin, zu gemeinen Dirnen. Gerade im niedrigsten Rausche und Sinnentaumel glaubte man die Göttin recht zu verehren, so verehren zu müssen. Insofern treten die Aphrodisien oder Festfeier der Aphrodite nahe den Mysterien des Dionysos, der Demeter und Persephone, die, wie wir sehen werden, nicht selten auf ähnliche Weise gefeiert wurden. Da konnte denn ein Dichter, wie Sophocles, die Aphrodite auch als Göttin der Wollust zeichnen, und ihr mehrere Beinamen gegeben werden, die sie als solche charakterisiren, als ἑταίρα u. a. Dieser Theil des Aphrodite-Cultes bot daher, und ganz mit Recht, den christlichen Schriftstellern der ersten Jahrhunderte vornehmlich einen Angriffspunct dar. Aber, fragen wir zu einiger Entschuldigung der heidnischen Griechen, ist denn das Christenthum bis daher im Stande gewesen, seine Bekenner in gehöriger Zucht und in Schranken vor dergleichen Ausschweifungen zu bewahren? Hat die christliche Zeit nicht ähnliche Orgien gefeiert?

Auf die Kunst, wie auf die Moralität hat solche Umwandlung der Vorstellungen von der Aphrodite einen nachtheiligen Einfluß geäußert. Die neuere (attische) Sculptur behandelt ihren deßfallsigen Gegenstand nun mit rein sinnlichem Enthusiasmus und sucht in ihr nicht mehr eine reine weltbeherrschende Macht, sondern die individuelle Erscheinung der reizenden Weiblichkeit; ja sie setzt dieß von ethischen Beziehungen entblößte Ideal auch selbst in einen entschiedenen Gegensatz damit.

Uebrigens kann der Anfang jener Umwandlung schon vor der Abfassung der uns vorliegenden Iliade des Homer geschehen sein, weil die Göttin da bereits unter dem Namen der Cyprischen vorkommt.

Aphrodite ist als Göttin der Liebe auch Veranlasserin der Ehe; sie tritt also insofern in nahe Gemeinschaft zur Ehegöttin Hera, wofern nicht ihr Cult ebenfalls, wie wir oben vermuthet haben, nur ein Absenker des der Hera ist; sie ward selbst zur Aphrodite-Hera (in Sparta),

d. i. zur ehelichen Liebe. Aber darum ist sie noch nicht Göttin der Ehe selbst. Beim Homer fordert Zeus nur von ihr, sie solle fördern hinfort anmuthige Werke der Hochzeit, aber nicht die Hochzeit selbst, und den von ihr erzogenen Töchtern des Pandareos gewährt sie nicht selbst die Vermählung als sittlich bürgerliche Verbindung, sondern heischt selbige für sie vom Zeus. Sie veranlaßt bei Pindar die Medea, mit dem Jason den süßen Bund der Ehe zu verabreden. Eine andere Stelle indessen bei demselben Dichter läßt sie wirklich »vereinigen durch das hochzeitliche Band den Gott Apollo und die Töchter des vielvermögenden Hypsäus« (die Nymphe Cyrene), und spätere Schriftsteller nennen sie geradezu die Stifterin der Heirathen, die Freiwerberin, die Verehelichende, die Herrin oder Königin und Freundin der Beilager und der Hochzeiten *). Darum war ihr, wie der Hera, der Granatapfel heilig, das Symbol der Ehe bei den Griechen, und die Verlobten opferten ihr (zu Hermione).

Aber nicht bloß bis zum ehelichen Bunde begleitet sie die Liebenden; ihre Fürsorge reicht noch darüber hinaus: sie begreift auch den Zweck der Liebe und der Ehe: die Erhaltung des Menschengeschlechts, die Kinder und die Pflege derselben, unter ihre Wirksamkeit. So ward sie denn zur Vorsteherin und Förderin der Geburten, ist Genetyllis, nimmt den Säugling unter ihren Schutz, zieht die Kinder groß (κουροτρόφος), wie z. B. bei Homer die Kinder des Pandareos, bildet sie wieder zur Liebe herauf, mehrt und erhält die Jugendkraft und läßt fern sein das stumpfe Alter. Ja! sie theilt dem Sterblichen sein Loos zu. Hier kommt sie nun wieder in das Bereich der Moiren. Und so läßt es sich ganz wohl erklären, wie Pausanias in seiner Beschreibung Athens erzählen kann: »In der Nähe des Tempels der Aphrodite steht eine Bildsäule derselben Göttin: diese hat eine viereckige Gestalt, wie die Hermensäulen, und die Inschrift besagt, daß es Aphrodite Urania sei, die älteste der Schicksalsgöttinnen.« Epimenides konnte daher Aphroditen und die Moiren zusammen verbinden und von ihnen gemeinsam sagen, sie wären, so wie die Eumeniden, Kinder des Kronos.

Als Göttin, die das Reizende, das Schöne liebt und schafft, die sich gern mit Blumen kleidet, welche die Lust und die Liebe weckt, ist der Aphrodite unter den Jahreszeiten besonders der Frühling werth. Sie erscheint mit ihm; er ist ihr geweiht, in ihm ist sie geboren, bei seinem Beginn zieht sie mit großem Gefolge insonderheit nach Thessalien, nach dem schönen Tempethale, um daselbst die ewig grünen Matten zu besuchen. Sobald die Gewässer sich von den Höhen ergießen, die erstarrte Erde aufthaut, Alles die Einwirkungen des warmen Sonnenscheines erfährt, dann beginnt die Wirksamkeit der Aphrodite. Dann vermählen sich unter ihrem Einflusse Himmel und Erde; sie läßt den Regen vom Himmel träufeln, segnet die

*) Γαμοστόλος, τελεσίγαμος, ξεύκτειρα, θαλάμων ἄνασσα oder βασίλεια, ταλαμπόλος, φιλονύμφιος.

Gefilde mit Fruchtbarkeit, erweist sich gnädig dem Fleiß des Ackerbaues. Sie ist es, welche Leben gibt, Frucht und Nahrung spendet. Sie bringt aber die Frucht nicht sowohl zur Reife, wie Demeter, sondern nur zum fröhlichen üppigen Wachsthum, zur Blüthe, zu neuer Zeugungskraft.

Und mit dem Frühling weckt sie alle lebendigen Wesen aus dem Winterschlummer und der Schlaffheit, erregt die Lust, die Liebe im Vieh, in den Vögeln, in den Fischen im Wasser. Dann kommt auch die Frühlingsunruhe in den Menschen, und er beginnt von neuem zu lieben. Die Blumen sprießen empor, mit denen sich die Göttin so gern schmückt; sie ist geradezu (z. B. den Gnossiern auf Creta) die Göttin der Blumen selbst (ἀνθεία), und ihr werden Blumen gebracht und geopfert. Sie spendet den Schmuck der schönen Jahreszeit, um sich selbst wieder damit zu schmücken und die sie lieb hat. Deßhalb ist auch hier ihr Verhältniß zu den Horen so nahe. Aus gleichem Grunde sind die Gärten ihrer Fürsorge anvertraut. In Athen, haben wir oben gesehen, hatte sie in den »Gärten« einen Tempel und eine Bildsäule. Und wie sich mit der Vorstellung einer sumpfigen Gegend die von Fruchtbarkeit, Gedeihlichkeit verknüpft, so hatte wahrscheinlich ihr Cultus in Milet und auf Samos als »Aphrodite im Röhricht« oder »im Sumpfe« (ἐν καλαμοις oder ἐν Ἕλει) dieselbe Beziehung.

Aber nicht bloß die Natur und sich und die Bräute schmückt und verschönert zur Liebe Aphrodite, sondern das menschliche Leben überhaupt und bei einzelnen Gelegenheiten und kommt auch in diesem Puncte mit den Grazien und Horen, selbst mit Bacchus in nähere Berührung. Wo Freude, Lust, Anmuth, Zauber herrscht, da ist die Göttin gegenwärtig, da spendet sie solches (χαριδῶτις). Geselliges Beisammensein ist nur dann wahrhaft festlich und erheiternd, wenn Liebe, äußere Schönheit, Schmuck, Fröhlichkeit dabei herrscht. Bei Schmausereien und Gelagen darf sie nicht fehlen sammt den Grazien. Sie erfreut selbst durch Tanz: sie nimmt in eigener Person Theil an den Tänzen der Horen und Grazien vor den Göttern wie in der Natur beim Erwachen des Frühlings, ja! selbst bei einzelnen Gelegenheiten. Nach einer zwar späten Dichtung wohnt sie in Gesellschaft der Horen und Grazien der Hochzeit der Psyche bei und tanzt da zum Citherspiele des Apollo. Die wiederholt vorkommende Verbindung der Aphrodite mit den Musen hat dieselbe Beziehung; denn auch Gesang erfreut des Menschen Herz. Doch sind es hauptsächlich Lieder der Liebe, die ihr angenehm sind als Göttin dieses Affectes. Solche Dichter, oder auch Dichter überhaupt, erbitten sich von ihr die Macht und die Anmuth der Rede und des Ausdrucks. Nach poetisch-mythischer Sprache ertheilte sie sogar dem Anchises, ihrem Lieblinge, die Gabe der schönen Rede, des lieblichen mündlichen Vortrages.

Das sind nun die wesentlichen Eigenschaften der Aphrodite; folgende zufällige:

1) Sie ist Göttin des Meeres, d. h. sie bewirkt oder kann bewirken, daß die Menschen auf der See Glück in irgend einer Art

haben. Nichts mehr und nichts weniger. Ausgedehnter ist ihre deßfallsige Thätigkeit nicht. Der Grund solcher Vorstellung war einmal die Idee von der Herkunft der Göttin aus dem Schaume des Meeres, sei es nun eine ursprüngliche, oder beruhe sie auf einer falschen Etymologie, weßhalb sie besonders als Anadyomene (Emportauchende aus dem Meere) gedacht und dargestellt worden ist; zweitens weil sich der Aphrodite-Dienst ganz besonders auf Inseln und in Küstenstädten vorfand und dort vor allen blühte; drittens endlich, weil sie in manchen dieser Plätze, z. B. in Cnidus, geradezu als Stadtgöttin betrachtet und verehrt wurde. In See Stechende riefen sie daher an, brachten ihr Opfer dar und baten sie um glückliche Fahrt, feierten ihr auch wohl besondere Feste. Zu Milet ward in einem Heiligthume des Zeus von der Aphrodite günstiger Wind erfleht. In Cnidus wurde sie eigens εὔπλοια (Verleiherin glücklicher Meerfahrt) genannt; zu Hermione in Argolis hatte sie einen Tempel als πορτία (See-Aphrodite) und als λιμενία (Hafengöttin). Sonst kommen noch bei (spätern) Dichtern die Ausdrücke vor: πελαγία, λιμνσία, ἐναλία, ἐπιπορτία, φιλορμιστείρα, θαλαττία u. a. Artemidor sagt: »Wenn einem Steuermanne, Matrosen oder Schiffer Anadyomene im Traume erscheint, so bedeutet ihm dieß eine glückliche Fahrt; erscheint ihm hingegen Pelagia, so mag er sich auf Sturm und Schiffbruch gefaßt machen.« Hiernach scheint, wie wenn die Aphrodite in der Beziehung unter zwei verschiedenen Gestalten verehrt worden wäre. Sie beschwichtigt den Sturm. Als einst der naukratische Kaufmann Herostratus auf dem Meere schifft und sich ein Sturm erhebt, der ihm den Untergang drohet, flehet er zu dem Bilde der Aphrodite, welches er auf Cypern gekauft hat, und der Sturm hört auf. Man opferte ihr daher bei der Abreise, und zwar am liebsten Gänse. Und wenn der tiefblaue Himmel in das Meer herablächelte, die Fahrt fröhlich von Statten ging, dann war es, wie wenn Aphrodite selbst lächelte: man nannte sie dann die Freundliche, Heitere (γαληναίη). In einem Epigramm an einen König von Cypern bittet Solon die Göttin, daß sie ihn in seine Heimath (Athen) zurückführe, zugleich aber auch, daß sie der neuen attischen Colonie Salamis auf der Insel Wachsthum und Gedeihen schenke. So ward sie denn hier bestimmt gedacht als Beschützerin der Stadt. Aber nun konnte sie sogar betrachtet werden als Helferin zum Siege in der Seeschlacht. Als Conon die Spartaner bei Cnidus zur See überwunden hatte, errichtete er zu Athen der Göttin ein Heiligthum zum Danke für den Sieg, natürlich deßwegen, weil Aphrodite in Cnidus verehrt ward. Der Sieg bei Salamis wurde ihrer Hülfe zugeschrieben. In dieser Beziehung ward sie auch verehrt in Mantinea, und zwar unter dem Beinamen Symmachia (der Mitstreiterin, Bundesgenossin in der Schlacht); ihr hatten die Bewohner der Stadt einen Tempel geweiht zum Andenken an die Schlacht bei Actium, wo die Mantineer dem Octavianus Augustus Bundesgenossen gewesen waren. Doch ist hier wohl mehr die Beziehung auf die vermeintliche Abkunft der cäsarianischen Familie von der Venus (der römischen Aphrodite) als die Ursache jenes be-

sondern Cultus anzunehmen. So hatte denn Aphrodite als Meergöttin viele Tempel auf Vorgebirgen und in Häfen. Die Kunst hat sie nicht selten als solche gebildet in den mannigfaltigsten Situationen.

2) Sie ist Göttin des Krieges. Diese Eigenschaft hat sie unbezweifelt ebenfalls nicht aus einem innern sondern äußern Grunde, und zwar wurzelt selbige unbezweifelt nur in jener alten Zusammenstellung des Ares und der Aphrodite in ehelicher Beziehung, von der wir schon im Homer das bekannte Mährchen lesen, das vielen Lesern und Interpreten ein Räthsel gewesen und bis dato geblieben ist. Die Sache verhält sich wahrscheinlich folgender Maaßen: In einem besondern Theile Griechenlands, wahrscheinlich in einem solchen, wo die Bewohner kriegerisch, wurde im Gegensatze zu der (lemnischen) Genealogie, nach welcher Hephästos ihr Gemahl sein sollte (von welcher nachher noch mit Mehrerem die Rede sein wird), gefabelt, Ares (der Kriegsgott) hätte mit der Aphrodite (der Göttin der Liebe und Anmuth) die Harmonia, d. i. den Frieden, die heilige Ordnung, gezeugt: eine Theogonie, welche von keiner geringen Feinheit der Reflexion Kunde gibt. Unverständiger Weise machte man in Folge derselben, erst später, nachdem man jene Genealogie gar nicht mehr verstand — es scheint beinahe, wie wenn überhaupt die ältesten Griechen höher in der Geistesbildung gestanden hätten, als die nachmaligen, da diese letztern selten den vollen Sinn, z. B. solcher Genealogien, erfaßt und eingesehen haben — auch den Deimos (den Schrecken) und den Phobos (die Frucht), welche wohl mythisch für Söhne des Ares aber nicht für Söhne der Aphrodite gelten können, zu den Abkömmlingen beider. Als nun neben dieser Theogonie sich die lemnische geltend machte von Hephästos' Ehe mit der Aphrodite, ja! durch dieselbe in Schatten gestellt wurde, da ward jenes Verhältniß der letztern mit dem Ares für eine Buhlschaft ausgegeben. Aber einmal mit dem Ares in Verbindung gebracht, wurde Aphrodite nach Homer — denn bei diesem Dichter heißt ja Zeus sie sich entfernt halten von den Geschäften des Krieges — besonders in kriegerischen Staaten, zu einer kriegerischen Göttin, die man wohl auch in kriegerischer Attitüde darstellte. So stand in Sparta hinter dem Tempel der Athene Chalkiökos der Tempel der Aphrodite Areia, deren Standbild zu den ältesten in Griechenland gehörte. Ein zweiter lag auf einer Anhöhe und bestand aus zwei über einander gebauten Tempeln, davon der untere ein Tempel der Aphrodite in den Waffen (ὡπλισμένη, ἐνόπλιος) war, und sie wurde (als Entscheiderin der Schlacht?) den Moiren zugesellt. Auf der Insel Cythera, wo der Aphrodite-Tempel für einen der ältesten in Hellas galt, war die Göttin ebenfalls bewaffnet dargestellt. Gleicher Weise stand sie so zu Corinth im Dreiverein mit Helios und Eros, und auch zu Cnidus kommt sie so vor. In Argos hat sie in derselben Eigenschaft der Scharfsinn Otfr. Müllers finden wollen. Dort wurde sie sogar auch als siegbringende Aphrodite (νικηφόρος) verehrt; die Veranlassung dazu wird uns freilich nur mythisch referirt. Auf Cypern führte die Göttin in gleicher Eigenschaft den

Beinamen ἔγχειος (Lanzen-Aphrodite). Eine geharnischte, sich in Ares Schild spiegelnde Aphrodite beschreibt Apollonius in seiner Argonautika. Und auch die bildende Kunst hat dergleichen Darstellungen geliefert. So wird uns von einem Weihgeschenk des Sophisten Herodes (also doch aus der spätern, der römischen Zeit, in welcher überhaupt zumeist diese Idee von der Aphrodite höhere Geltung bekam) berichtet, welches eine siegreich und martialisch blickende Aphrodite war.

Was die Abkunft der Aphrodite anbetrifft, so gab es eine Legende, die sie zu einer Tochter des Zeus (entweder als des höchsten Gottes, auf den meist Alles zurückgeführt wurde oder als des Gottes der Fruchtbarkeit, der Erzeugung in der Natur) und der Dione (dem weiblichen Principe derselben Eigenschaft) machte. Dieselbe treffen wir bei Homer (in der Iliade). Sie ist gewiß die ältere, die im nördlichen Griechenlande, wahrscheinlich um Dodona herum, entstanden; denn da nur war ja der Dione-Dienst zu Hause. Sie heißt darum die Dionäische (Διωναίη). Ja! machmal wird sie selbst Dione oder Dione Aphrodite genannt, Mutter und Tochter mit einander vermengt, aber nur erst bei Spätern. Eine andere, gestützt auf die Etymologie von ἀφρός, läßt sie entstanden sein aus dem Schaume des Meeres *), der sich um verstümmelte Gliedmaßen des Uranus (des Himmels) gebildet hätte. So bei Hesiod. War hierbei vielleicht auch die Vorstellung im Spiele, daß Uranus und das feuchte Element, die Thalatte (das Meer), das Urpaar aller göttlichen Wesen, wie aller Dinge auf der Erde, wären? Schlimm, daß man das Ganze an die alte ekelhafte Sage von der Entthronung des Uranus durch seinen Sohn Kronos knüpfte. Dagegen schildert wieder der deßfallsige Mythos mit den schönsten Farben, wie die Göttin zuerst an Cythere, dann an Cypern — also auch der Mythos verfolgte den Weg der Verbreitung des Aphrodite-Cultes, den wir oben bezeichnet haben — gelandet, wie, als sie an dem letztern Eilande an's Land stieg, Gras unter ihren Füßen gesprossen wäre, Eros und Himeros, ihre Gefährten, sie zu den andern Göttern geleitet hätten, und wie fortan nun bei Menschen und Göttern ihr Ehrenamt gewesen Liebe, Gekose, Täuschung und Wonne zu gewähren. Nach dem homerischen Hymnus empfangen die Horen sie, als sie dem Meere entsteigt und führen sie zu den Göttern.

Vereinzelt stehende theogonische Dichtungen machen sie entweder zur Tochter des Kronos und der Euonyme (der Wohlnamigen, Berühmten, eine Personification der Verherrlichung, die Aphrodite im Alterthume genoß) oder des Himmels und des Tages (eine ziemlich frostige Idee).

Als Gemahl oder später als Buhle ward ihr, wie wir schon oben gesehen haben, Ares zugetheilt, und aus dieser Verbindung außer der Harmonia, dem Deimos und Phobos nach späterer Dichtung auch

*) Daher die Beinamen ἀφρογενής, ἀφρογένεια.

der Eros und Anteros (Gegenliebe) abgeleitet, während bei ganz spätern Schriftstellern Harmonia zur Mutter der Aphrodite gestempelt wird, local erst (auf der Insel Lemnos), aber später ganz allgemein der Gott der bildenden Kunst in Erz und Feuer*), Hephästos. Und zu diesem Meister (d. h. zu der bildenden Kunst und ihren Werken) gesellte sich schön und sinnig die Göttin der Anmuth (die personificirte Anmuth). So dichtet die Odyssee. Die Iliade dagegen nennt statt der Aphrodite die Charis Aglaja: was denselben Sinn hat und die gegebene Erklärung auf das zuverlässigste bestätigt. Nach einer Dichtung des Herophilus sollte sie mit Poseidon die Nymphe Rhodus (das personificirte Eiland gleiches Namens) erzeugt haben, Rhodus aber, d. h. die Insel, war bekannt wegen ihrer Anmuth und Lieblichkeit.

Unter den übrigen sogenannten Buhlschaften der Aphrodite ist die berühmteste: mit dem Sterblichen Anchises, dem Herrscher am Ida in Troas, »an Gestalt Unsterblichen ähnlich.« Die Veranlassung zu dem Mythus liegt nahe. Aus dieser Vermählung sollte entsprossen sein Aeneas, der bekannte Urahn der Römer. Der Name Aeneas ist gebildet nach der Stadt Aenea am thermaischen Meerbusen, wie Romulus von Roma, und galt gewiß ursprünglich als der Stifter derselben. Aphrodite-Cult war daselbst vorhanden. So konnte sich leicht die (dort ursprünglich locale) Sage bilden, welche nachmals so berühmt und verbreitet gewesen ist.

Außer den schon oben hin und wieder genannten Attributen und Symbolen ist noch zu erwähnen: 1) aus dem Pflanzenreiche die Myrte, die Rose (die Sinnbilder der Treue und Liebe), die Linde (mit deren Bast man im Alterthume die Kränze wand), der Mohn (Sinnbild der Fruchtbarkeit), der Apfel (Sinnbild der Ehe); 2) aus dem Thierreiche die Taube und der Sperling, (als sich stark fortpflanzende Vögel), der Delphin, als berühmter Seefisch (wegen der Beziehung Aphroditens zum Meere), der Hase (wegen seiner Fruchtbarkeit); 3) von Kunstgegenständen der Spiegel, als Mittel zum Putzen. Im alexandrinischen Zeitalter ward ihr auch der Morgen- und Abendstern geheiligt.

Die griechischen Philosophen und Etymologen und Exegeten haben mancherlei Versuche gemacht, den Namen und die Beinamen der Aphrodite zu erklären, das Wesen der Göttin zu bestimmen. Fast lauter Albernheiten, die aufzuzählen nicht der Mühe verlohnt, und die gleichfalls nur zu sehr beurkunden, wie die Alten so wenig tüchtige Alterthumsforscher gewesen. Zu Aeschylus Zeiten deutete man sie physisch-allegorisch für die Fruchtbarkeit in der Natur.

An der Darstellung der Aphrodite haben sich gerade die größten und berühmtesten Künstler des Alterthumes versucht. Warum? ist

---

*) Man hat schon früher die wohlbegründete Bemerkung gemacht, daß Hephästos nicht eigentlich der Gott des Feuers sei, sondern von Hause aus die oben angegebene Eigenschaft und Würde gehabt habe, und diese Behauptung mache ich hier schon geltend, werde sie weiter unten noch mit Mehrerem geltend machen.

schon oben angedeutet worden. Besonders berühmt war ihr Standbild in den sogenannten »Gärten« bei Athen von Alcamenes, sodann die coïsche (bekleidete) und die cnidische (nackte), beide von Praxiteles. Ein noch schöneres Bild soll von Skopas gewesen sein. Gemalt ward sie von Apelles einmal als Anadyomene und sodann für die Stadt Cos; über das Malen dieser zweiten starb der Künstler, nachdem er Kopf und Brust fertig und so meisterhaft gemalt hatte, daß kein Zweiter es wagte, sie auszumalen.

Obgleich nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann, es sei das Werk eines der größten Künstler auf uns gekommen, so sind doch mehrere sehr vorzügliche Copien jener Meisterstücke noch übrig. Die sogenannte mediceische Venus zu Florenz ist unter den Standbildern der nackten stehenden, seitwärts blickenden Göttin die ausgezeichnetste: von außerordentlicher Zartheit und Anmuth. Zwei Nachahmungen aus alter Zeit besitzt das dresdner Antiken-Cabinet. Im Palaste Chigi in Rom ist eine Nachbildung der troischen: vortrefflich sind hier die Augen, Stirn und der Ansatz der Haare. Die niedergekauerte badende Göttin ist in mehreren Werken enthalten, auch in Vasengemälden. Unter den Statuen, welche sie unbekleidet bis zu den Hüften zeigen, von wo dann das umgeworfene Gewand herabfällt, sind die schönsten: die sogenannte Venus von Milo (in Paris) und die der Borghesischen Sammlung. Eine Statue der Aphrodite Kallipygos ist in Neapel. »An Basreliefs, auf Vasengemälden und auf Gemmen kommt sie oft vor in Gruppirungen, theils mit ihrem Söhnchen Eros in tändelnden Darstellungen, nach Art der spätern erotischen Poesie, theils mit den Chariten, indem sie nach älterer Dichtung von ihnen geschmückt wird. Lebendiger und ins Auge fallender sind die zahlreichen Darstellungen der Aphrodite als Seegöttin, bei denen gern die schönste Geburt des Meeres mit den grotesken Wesen der feuchten Tiefe in Contrast gestellt wird, welche bestimmt sind, die wilde und wechselvolle Natur der See auszudrücken.

Unter den eigenen Liebesverbindungen hat die mit Ares am meisten, die mit Adonis, welche immer von der fremdartigen Farbe des Ursprunges der Sage viel beibehielt, die griechische Kunst der guten Zeit wenig beschäftigt. Mehr Kunstwerke knüpfen sich an den troischen Mythos an: die Bewerbung um den Preis der Schönheit hat die Künstler der verschiedensten Gattungen zu manigfachen Darstellungen, selten indeß zu lüsternen, veranlaßt. Ein sehr vorzügliches Bildwerk, Aphrodite die Helena beredend, ihr Versprechen dem Paris zu erfüllen, liegt mehreren erhaltenen Reliefs zum Grunde. Liebenden beistehend, wie dem Peleus zur Erlangung der Thetis, erscheint die Göttin besonders häufig auf Vasengemälden, thronend oder stehend, immer aber vollständig bekleidet, da die hüllenlose Aphrodite der spätern Kunst dem Vasenstyl fremd ist. Nur die Zierlichkeit der Bekleidung und Haltung des Gewandes, so wie die Attribute (Taube, Iynx, Hase, Spiegel, Blume) machen sie hier kenntlich.«

Nach der Aphrodite sind eine ziemliche Anzahl Städte und Oerter benannt gewesen, weil sie eine so gefeierte Göttin war.

Außer der semitischen Göttin Astarte fand sie besonders später in der römischen Venus ein ihr ähnliches göttliches Wesen, deren Cult sich mit dem ihrigen ganz und gar amalgamirte und wegen der ausgebreiteten Herrschaft der Römer nur dazu diente, den griechischen Dienst seinem Wesen nach weiter auszubreiten.

Dem strengen Christenthume dagegen, das vor Allem auf Sittsamkeit, auf Beschränkung, ja! auf Tödtung der sinnlichen Lust drang, mußte jener Cult am auffälligsten sein, und als es seit Constantin die Oberhand im römischen Reiche bekam, war sein erstes und eifrigstes Streben, jene aphrodisischen Orgien oder den ganzen Dienst zu unterdrücken. Die deßfallsigen kaiserlichen Decrete geben Zeugniß hiervon. Die christlichen Schriftsteller oder Apologeten aber zogen, pragmatisirend, den ganzen Cultus in's Gemeine, indem sie Aphroditen für die erste sterbliche Frau erklärten, welche durch ihr Beispiel Zucht- und Schamlosigkeit in ihr Geschlecht, in die Welt gebracht hätte. So alles Göttlichen baar und bloß machten sie den Dienst! So wenig wußten sie ihn recht und billig zu beurtheilen!

Die Eigenthümlichkeiten des cyprischen Aphrodite-Dienstes darzustellen müssen wir denen überlassen, die die Religionen der Semiten oder speciell die Culte auf der Insel Cypern behandeln. Jenes ist bereits sehr ausführlich von Gesenius (im **Thesaurus ling. Hebr.**), dieses von Engel (in dessen **Kypros II. Th.**) genügend geschehen.

---

2. Eros.

Der Name ursprünglich ein appellatives Wort, ächt griechischen Ursprungs; darum zuverlässig auch die Vorstellung, die Sache, wie Plutarch schon geurtheilt (Erot. 12.), ächt hellenisch. Gewiß längst schon kannte der Grieche das appellative Wort ἔρως oder ἔρος, ehe er den Gott sich schuf. Welche Bedeutung hatte dasselbe? Es hieß der Affect des heftigen Trachtens nach einem Gegenstande, der sehnsüchtigsten Begier, der lebhaftesten Zuneigung, der regsamsten Liebe. Den hat also der Hellene personificirt und apotheosirt, d. h. den Ursprung und die Wirksamkeit desselben auf ein bestimmtes göttliches Wesen bezogen. Darum aber mußte dieses Wesen ein Gott werden, weil das appellative Wort ja männlichen Geschlechtes war. Im Folgenden wird sich indessen sogar noch ein innerer Grund davon herausstellen.

Von der Zeit, wo diese Vergötterung eines Naturtriebes vor sich gegangen, erfahren wir aus unsern Quellen auf den ersten Blick nur Negatives: bei Homer finden wir den Gott gar nicht erwähnt; dagegen erscheint er bei Hesiodus, aber in kosmogonischer, d. h. übertragener, also späterer Bedeutung, wie sein Wesen anfangs gar nicht gewesen sein kann. Denn wie sollten wir glauben, daß kosmogo-

nische Speculation ihn, den Eros, zu allererst zu einem Gotte geschaffen habe und er dann später in den Volksglauben übergegangen sei? Gerade das Umgekehrte ist das allein Wahrscheinliche.

Aber welches waren die Stätten des Eros-Cultes? und wo hat derselbe vermuthlicher Weise angehoben? Wir finden ihn in Böotien: zu Thespiä, in Theben und zu Lebadea, ferner in Athen und darum auch (in Milet? und) in der milesischen Colonie Parium in Mysien an der Propontis, und in Amisus am Pontus Euxinus, desgleichen auf Samos; sodann in Aegira in Achaja, in Epidaurus in Argolis, in Laconien zu Leuctra und in Sparta, und darum auch bei den Doriern auf Creta und in Messana auf Sicilien. Sein Ursprung läßt sich sonach örtlich bis nach Böotien hinauf verfolgen, und wirklich treffen wir ihn hier bei den Thespiern in sehr alter Form. Sein erstes Standbild war ein alter roher Stein; zu Pausanias' Zeiten wußte man nicht, welche Herkunft er hatte; allein eben dieses Symbol deutet auf ein hohes Alterthum hin. Hier wurde nun dem Eros ein berühmtes Fest gefeiert alle fünf Jahre, die sogenannten Erotidien; sie gaben den wichtigsten Festspielen Griechenlands in nichts nach: musikalische und athletische Wettkämpfe verherrlichten sie. Aber hier stand, so scheint es, der Cultus des Eros mit dem Musendienst in Verbindung: auch diesem huldigten die Thespier. Und Gesang und Liebe, gehören sie nicht unzertrennlich zum Lebensgenuß? Und den liebte der Grieche. »Sollte es also wohl zu kühn gemuthmaßt sein, wenn man annähme, daß Eros und die Musen beide auf Einem Wege nach Böotien gekommen, und beider Verehrung aus Einer Quelle geflossen sei?« So fragt Manso in seiner Abhandlung über den Liebesgott, und wir stimmen ihm bei. Hiernach wäre die Herkunft des Dienstes bei den Thraciern in Pierien oder im pelasgischen Thessalien zu suchen, der Heimath ja der meisten helleniſchen Culte. Hier konnten ihn die Dorier kennen lernen und mit sich nehmen nach den Ländern, wohin sie von dort wanderten, und von Böotien aus konnte er sich leicht zu den Joniern in Attika verbreiten. Es ist hierbei nur das das Auffallende, warum Homer den Eros nicht unter den olympischen Göttern mit erwähnt, die doch zuverlässig den Thrakern in Pierien ihren Ursprung verdanken. Das kann indessen zufällig sein, und so bleiben wir der obigen Meinung.

Und was war das ursprüngliche Wesen desselben Gottes? — Eros wurde ursprünglich vorgestellt als Knabe, der eben in's Jünglingsalter treten sollte; in Böotien war die Knabenliebe zu Hause, desgleichen in Sparta und auf Creta und an den beiden letztern Orten stand dieselbe mit dem Erosdienste in näherer Beziehung. Eben darauf führt des Gottes Verhältniß zu den Gymnasien und — die deßfallsige Gesinnung und Sitte bei den Griechen. Nehmlich*) »bei den Hellenen herrschte die Neigung zum Schönen über Alles; wo hätte sich dieses mehr zeigen können als im Gebiete der Schön-

*) Hier folge ich Wachsmuth und Höck (Kreta III. S. 106 ff.) vornehmlich.

heit des menschlichen Körpers?« So fanden sie sich denn veranlaßt, nicht bloß der weiblichen Schönheit zu huldigen: sie wurden auch angezogen durch männliche Schönheit, insbesondere durch die jugendliche eines aufblühenden oder aufgeblühten Knaben in der ersten Frische der Jugend. Und die romantische Sehnsucht, die den Hellenen zum schönen Knaben hinzog, mit dem Namen bloßer Freundschaft zu belegen, ist nicht genügend; sie war nicht frei von einer Gluth, die nicht mehr in das Gebiet der Freundschaft gehört, und nicht getrennt von dem Entzücken an der Körperschönheit. Und der Grieche in begeisterter Bewunderung der göttlichen Gabe und in dankbarer Anerkennung der Freude und des Entzückens, was ihm dadurch bereitet wurde, machte in Folge dessen die Liebesgluth, zu welcher er durch das Alles hingerissen wurde, oder den Eros zu einem Gotte, der jene den Menschen einflößte. Das war demnach das ursprüngliche Wesen dieses Gottes, und zwar in allen Ehren, mit allem Ernste, in aller Sittlichkeit. Das kann man schon daraus abnehmen, weil das Ganze unter die Obhut eines Gottes gestellt wurde. Es erschien also als etwas Heiliges, Religiöses. Wenn späterhin das anders ward, wenn sich mit dem Ausdrucke Knabenliebe und Eros auch zweideutige Vorstellungen verknüpften: so hat man das dem ausgearteten spätern Geschlechte, vielleicht auch, wie bei dem Aphrodite-Dienste, der Einwirkung morgenländischer Sittenlosigkeit zuzuschreiben. Aber selbst in der spätern Zeit findet man noch die sichersten Zeugnisse, wie rein und lauter jenes Verhältniß ursprünglich gewesen sein muß, vor allen bei den Völkern dorischen Stammes. Lycurg hatte die Männerliebe als sichersten Sporn zur spartanischen Tugend empfohlen; wer sich durch Reichthum bestimmen ließ zur Wahl seines Lieblings, wurde bestraft, härter aber, nehmlich mit Verbannung oder Tod, derjenige, welcher sich auf unanständige Weise an dem Geliebten versündigte; endlich wurden Liebhaber und Lieblinge der Art dorisch mit Ausdrücken benannt, welche allein ein geistiges Geben und Empfangen bezeichnen. Und so wie in Lacedämon, so auf gleiche Weise, nur noch markirter, hat sich die Männerliebe auf Creta geäußert. Hier spricht für die ursprüngliche Reinheit einmal die große Oeffentlichkeit (die Blutsfreunde des Knaben begleiteten das verbrüderte Paar), zweitens die große Ehre, welche dem Verhältnisse gezollt ward, ein solcher Liebling (κλεινός, eigentl. Berühmter) gewesen zu sein, und umgekehrt der Makel, welcher darauf haftete, keinen Liebhaber zu besitzen, endlich der Umstand, daß weniger Körperschönheit als bescheidene Sitte die Idee der Liebenswürdigkeit bestimmte. Bedenken wir sodann noch, daß der Staat, daß die Gesetzgeber dieses Verhältniß autorisirten, ziehen wir in Betracht das Lob, welches dieser Einrichtung im Allgemeinen dargebracht wurde: so kann nicht der Zweifel an der ursprünglichen Lauterkeit eines Verhältnisses nagen, das nicht nur seiner anfänglichen Tendenz nach rein war, sondern sich auch längere Zeit so erhielt. Das Zusammenleben des Lieblings mit dem Liebhaber ist sogar als ein nothwendiger oder wenigstens höchst nützlicher Theil der Erziehung angesehen worden.

Zur Heilighaltung dieſes Verhältniſſes nun und zur Mehrung der Nützlichkeit deſſelben, beſonders für den Kriegsdienſt, hat der Eros-Cult unverkennbar beigetragen. Der Jüngling machte ſein erſtes Tirocinium unter den Augen eines ältern Mannes. Es war eine fortgeſetzte Verbindung, in welcher der Geliebte zu ſeinem Liebhaber ſowohl in andern Verhältniſſen des Lebens als ganz beſonders im Kriege ſtand. Die von Eros und Ares (dem Kriegsgotte) zugleich Beſeelten fochten nach cretiſcher Anſicht mit verdoppelter Stärke alſo, daß ſich der nur von Einem Gotte Getriebene, der Feind, jenen nicht entgegenzuſtellen wagte. Das Alterthum iſt voll von dem Lobe ſolcher Liebesverbrüderungen im Kriege und von Beiſpielen ihrer hochherzigen Thaten. Die heilige Schaar der Thebaner zu Epaminondas' Zeiten beſtand aus ſolchen gegenſeitig ſich Liebenden und Geliebten und war dem Eros geweiht. Die Lacedämonier opferten dem Eros vor dem Treffen; denn in jenem Liebesbunde lag ihnen die Hoffnung des Sieges. Und auch die Creter ließen durch die Schönſten des Heeres vor der Schlacht dieſem Gotte Opfer bringen.« Einen ſolchen Zuſammenhang von Männerliebe und Eros-Dienſt finden wir aber nicht bloß bei den Doriern, ſelbſt der ioniſche Stamm, die Athenienſer haben dergleichen aufzuweiſen. In Athen hatte der Gott einen Altar beim Eingange in die Academie, und allgemein betrachtete man ihn als den Befreier der Stadt von der Herrſchaft der Piſiſtratiden, da ein Freundſchaftsverhältniß bei der bekannten That des Harmodius und Ariſtogiton — ſie ſchafften den einen Sohn des Piſiſtratus aus dem Wege — eine der Haupturſachen davon war.

Offenbar iſt es dieſelbe Beziehung auf wechſelſeitige Zuneigung von jungen Männern oder Knaben zu einander oder von ältern Perſonen männlichen Geſchlechts zu jüngern gleicher Art, aus welcher Tapferkeit, Begeiſterung, Aufmunterung, Hülfleiſtung zum Siege im Kampfe hervorgehen ſollte, wenn Eros in Gymnaſien verehrt wurde. So hatte er, wie wir oben ſahen, bei der Academie in Athen einen Altar; in Samos weihte man ihm, als ein neues Gymnaſium errichtet wurde, daſſelbe und feierte ihm ein Feſt, Eleutheria, deſſen Bedeutung jedoch unbekannt. Aus gleichem Grunde ſtand des Gottes Bild auch in mehreren andern Ringſchulen und gerade neben den Hauptgöttern des Ringkampfes, neben Hermes und Herakles.

Der Naturgott war demnach zugleich ein ſittlicher Gott, ſo wie in jener Liebe Sinnlichkeit und Sittlichkeit gepaart, die erſte durch die letzte geweihet und geheiligt war.

Das blieb nun freilich nicht ſo im Laufe der Zeit. Als ſittliche Entartung und in der Religion Frivolität über die Griechen kam, da ward auch jenes Liebesverhältniß anrüchig, und gewiß verlor damit auch der Erosdienſt viel von ſeiner eigenthümlichen Reinheit. Schon Solon mußte durch Geſetze dem Laſter Einhalt thun, und zu Ariſtophanes Zeiten ſcheinen ſelbſt dieſe Geſetze wenig Kraft gehabt zu haben. Eben ſo geſchah es bei den Doriern. Zu Plato's Zeiten war meiſt die alte gute Sitte dahin. Nur Einzelnes taucht noch hin

und wieder auf und beweist, daß die Bessern im Volk denn doch immer der Sache eine ehrende Achtung erhielten.

Aber aus jenem inviduellen Wesen des Eros war mittler Weile ein ganz allgemeines geworden: aus dem Gotte der Liebe zwischen Männern und jungen Leuten ein Gott der Liebe überhaupt.

In dieser Beziehung sind die Vorstellungen von ihm fast durchgängig dieselben wie von der Aphrodite Es wird dabei dem, welcher bedenkt, wie local die verschiedenen Culte in Griechenland anfänglich gewesen sind, nicht auffallen, daß zwei Gottheiten für Eine und dieselbe Sache existirt haben bei Einem Volke. Von jener Eigenschaft lesen wir indessen nichts bei Homer und Hesiodus. Dieß darf uns nicht kümmern: der Stoff epischer und solcher Gedichte, wie Hesiod gegeben, konnte eben die Verfasser nicht viel darauf bringen. Dagegen verdankt der Gott die Aufnahme und Behandlung dieser Idee ganz besonders, und dieß aus sehr begreiflichen Gründen, den nachmaligen Lyrikern, Elegikern, Epigrammatisten. »Diese sind es, die seiner noch heutiges Tages am meisten gedenken, diese, die in dem Bezirke, den sie durchlaufen, ihm nothwendig am häufigsten begegnen müssen, diese, die, weil Spiel und Scherz ihr liebster Gesang ist, seines Beistandes am wenigsten entrathen können.« Und jene Dichter des Alterthums sind hierbei mit außerordentlicher Lebendigkeit und Fruchtbarkeit ihrer Phantasie zu Werke gegangen: sie haben sich, möchte man sagen, überboten, um das Wesen des schalkhaften Knaben so recht zu veranschaulichen. Freilich die ursprüngliche Vorstellung von ihm war, wie wir schon oben bemerkten, zuverlässig nicht die eines Knaben, sondern die eines jungen Menschen von entwickelter Schönheit, der so recht frisch und jugendlich zu heftiger Liebe reizt. Jenes Bild verdankt er erst der spielenden Idee späterer Dichter von dem Liebesgetändel der Liebenden.

Nach den Zeichnungen jener Dichter wirkte er nun alles, was die Liebe bewirkt in menschlichen Herzen: er ist Urheber jeglicher Leidenschaft und jeglicher Stimmung, in welche das Gemüth durch jenen Affect versetzt wird. Er ist der Allgewaltige, Siegreiche, Allbezwingende, dessen unüberwindlicher List und Schlauheit Keiner zu entrinnen vermag weder unter den Menschen, noch unter den Göttern, und unter den letztern weder die der Oberwelt, noch die der Unterwelt, noch die im feuchten Element, im Wasser. Er zerbricht die Blitze des Zeus, entwaffnet den gewaltigen Herakles; selbst Aphrodite, seine eigene Mutter, muß seine Einwirkung erfahren. Auch das Thierreich beugt sich seiner Macht: Tiger und Löwen bändigt er, und mit den Ungeheuern der See spielt er nach seinem Belieben. Auf diese Allgewalt beziehen sich eine Menge Symbole: Pfeile, denen Niemand entgehen kann, trägt er im goldenen Köcher; die einen erzeugen Liebe: sie sind von Gold und scharf; die andern verhindern die Liebe und sind von Blei und stumpf. Um die verschiedenen Wirkungen des Affectes auszudrücken, lassen die Dichter ihn diese Pfeile in Feuer, Galle, Gift, Honig tauchen, und sie nur anzurühren, ist schon höchst gefährlich. Auch werden ihm Fackeln beigelegt, von solcher Gluth, daß

sie selbst den Sonnengott entzünden. Alles Herbe, was unerwiderte Liebe bringt, alle Listen und Tücken, welche irgend der Liebende erfährt, werden ihm zugeschrieben, und dann heißt er ungerecht, hartherzig, grausam, von einer Löwin gesäugt, oder Einer, dessen Wiege der rauhe Fels gewesen. Trauen kann man ihm nicht, er mag freundlich sein oder weinen, er mag lächeln oder trauern, er mag küssen und schöne Worte machen — hinter Allem birgt er List und Verrath; es freuet ihn sogar, Qual und Leid zu schaffen. Da die Liebe oft blind ist in ihrer Wahl, so gibt man ihm wohl auch eine Binde um die Augen. Die verschiedenen Situationen, in welche so die Liebe bringt, bewirkt bei Dichtern der anakreontischen und folgenden Zeit, daß man mehrere Eros annahm, seit Simonides schon.

Weil er in dem Allem der Aphrodite durch und durch ähnelte, so heißt er deren Sohn und ist meistens nicht Erreger der betreffenden Leidenschaft aus eigner Macht, sondern er steht in Diensten seiner Mutter, von welcher er auch seine Gewalt bekommen. Er ist nur ihr Werkzeug; durch ihn facht sie Liebe an. Ohne die Aphrodite gibt es keinen Eros. So eng verbunden dachte man sich nun das Wesen der beiden, dem Begriffe nach einander angehörigen Gottheiten. Es ist aber die Urania, welcher er vorzugsweise dient; die Liebe, welcher Eros vornehmlich Vorschub leistet, ist eine sittliche, erlaubte. Von solcher reinen Liebe heißt er ebenfalls, wie seine Mutter, der Himmlische (*οὐράνιος*). Nach orphischer Lehre entfernt er sogar fremde und unreine Triebe von den Eingeweihten. Indem er das Werkzeug der Kypris, ihre rechte Hand ist, vollbringt sie Alles, was sie vollbringt, nur durch ihn. So erregt er denn nicht allein Leidenschaften, sondern auf ihr Geheiß beschwichtigt er auch wieder die Unruhe der Seelen. Er stört das Lebensglück und weiß es zu begründen. Insofern war er den Dichtern ein willkommener Freund und Vermittler. Er heißt Urheber von allen berühmten Liebesgeschichten der alten Welt: von Aphrodite und Adonis, von Hero und Leander, von Akontius und Cydippe, Pyramus und Thisbe u. s. w.

Aber wie Aphrodite's Wirksamkeit besonders auch in das eheliche Leben hinüberspielte, so nicht minder die des Eros, indessen nur insofern die Liebe das Band der Ehe knüpft und erhält. Er schmückt die Braut am Hochzeittage, entkleidet sie am Abend, löst ihr Gürtel und Sandalen. Einen schönen ernsten Sinn hatte es, wenn zu Thespiä Eheleute, zwischen denen Streitigkeiten vorgefallen waren, an den Erotidien dem Gotte Opfer darbrachten und ihn baten um Beilegung des Zwistes. Ein Zeugniß mehr von der ursprünglichen Würde und wohlthätigen Wirksamkeit des Eros-Dienstes! So ward auch der Gott auf goldenen Schalen abgebildet, welche zu Hochzeitgeschenken bestimmt wären (Ptolem. hist. 6.).

Wie seine Mutter ist auch Eros der Repräsentant der Schönheit von menschlichen Wesen seiner Gattung und seines Alters geworden: stets jugendlich schön, kindlich und im Besitz einer holden schelmischen Naivetät und Unschuld; er ist, schon nach Hesiodus, der schönste der unsterblichen Götter, zur (männlichen) Gottheit der Freude und des

Frühlings und der Blumen geworden, wird mit den Kränzen der Horen geschmückt (zur Steigerung seiner Schönheit), ist darum auch Gott der (schönen) Gärten, Haine, Fluren. Er tritt in solcher Beziehung in dasselbe Verhältniß zu dep Grazien wie Aphrodite. Und so läßt es sich erklären, wie zu Elis, im Tempel der Chariten, diese Göttinnen das Bild des Eros zur Rechten auf demselben Fußgestell hatten. Als Gott der Freude ward er auch wohl zusammengestellt mit Dionysos, und gemeinschaftlich mit den Musen namentlich von den Thespiern verehrt.

Heilig war dem Eros als solchem Gott, wie wir ihn im Obigen dargestellt, theils die Rose (als Blume der Schönheit), der Seepolyp (wegen seiner Fruchtbarkeit), der Hase, der Hahn, der Bock (auf Kunstwerken) in gleicher Beziehung, bei welchem letztern freilich das unedle, spätere Element des Wesens des Gottes hervortritt.

Eros hat als das Ideal eines Knaben von jugendlicher Schönheit das Glück erfahren, ebenfalls von den größten Künstlern des Alterthums dargestellt zu werden. Thespiä hat drei derartige Bildwerke von den berühmtesten Meistern besessen, nehmlich eines von Praxiteles aus pentelischem Marmor mit vergoldeten Flügeln, ein Geschenk seiner Geliebten, Phryne, ein Kunstwerk, das ordentliche Wallfahrten wegen seiner Schönheit veranlaßte, eines aus Erz von Lysippus, und zu den Zeiten des Pausanias, als Nero das erst genannte Kunstwerk nach Rom genommen hatte, eines von dem Athenienser Menodorus, eine Nachbildung des geraubten. In Megara war seine Bildsäule von Skopas. Zu Parium am Hellespont befand sich ebenfalls ein Eros von Praxiteles. Endlich war einer im Heiligthume des Hejus in Messana, dem thespischen ähnlich. Den gemalten im Tholos zu Epidaurus hatte Pausanias gemalt, und zwar ganz eigenthümlich, wie er Bogen und Pfeile weggeworfen und statt ihrer die Lyra hatte, also nicht quälend und Bitterkeiten verursachend, sondern in milderer, sanfterer Natur. Zu Aegira in Achaja stand in einem öffentlichen Gebäude das Bild der Tyche (Glücksgöttin) mit dem Amalthea-Horn (dem Symbol des Segens) und daneben ein geflügelter Eros, wodurch das Glück und der Segen ausgedrückt werden sollte, der aus wahrer Liebe (zwischen Eheleuten?) entsteht.

Hier war Eros als ein Knabe von entwickelter Schönheit und von sanfter Anmuth der Geberde dargestellt, und diese Weise herrscht auch durchaus in den einzelnen noch vorhandenen Standbildern vor. Die jüngere Kunst hielt sich an die tändelnde Poesie späterer Anakreontiker und an die Scherze der Epigrammatisten. Zu dem Ende zog sie die Kindesgestalt vor.

»Als ein unentwickelter, schlanker Knabe voll Munterkeit und Beweglichkeit zeigt er sich in den Nachahmungen eines ausgezeichneten Originals eifrig bemüht, die Sehne an den Bogen zu fügen. In ähnlicher Figur kommt er auf Vasengemälden überall zur Bezeichnung des Liebesverhältnisses vor. In blühender aber nie unangenehm weichgeformter Kindergestalt sieht man Eros, und häufiger Eroten, in zahllosen Reliefs und Gemmen die Insignien aller Götter

fortschleppen, zerbrechen, die wildesten Thiere schmeichelnd bezwingen und zu Reit- und Zugthieren machen, unter Seeungeheuern keck und muthwillig umherschwärmen und alle möglichen Geschäfte der Menschen scherzend nachahmen, wobei die Kunst am Ende ganz in ein Spiel ausartet und alle Bedeutung völlig aufgibt: eine unübersehliche Zahl von Bildwerken, welche dadurch noch vermehrt wird, daß auch wirkliche Kinder gern als Eroten dargestellt werden.« Viel Sinniges und Artiges bieten in Betreff dieses Gottes die geschnittenen Steine dar.

So weit die Religion des Eros als physischer und moralischer Gott, wie sie im Volksglauben gelebt hat. Neben derselben hat sich frühzeitig eine kosmogonische Seite geltend gemacht, welche aber, so scheint es, nie in das Volk gedrungen ist, sondern nur in philosophischen Köpfen gelebt und durch die Literatur sich fortgepflanzt hat. Liebe ist, so schloß man, die Bedingung des Entstehens und des Daseins lebendiger organischer Wesen. Dieselbe Kraft muß es gewesen sein, welche auch die unorganischen gebildet hat. Hier ist auch Liebe, d. h. chemische Wahlanziehung, welche die einzelnen Körper vereinigt und zu neuen Productionen umgestaltet hat. Ja! man wandte diese Idee kühner Weise auf das Weltall an, und sprach: Eros hat helfen die Welt erbauen; durch sein Hinzutreten ist sie das geworden, was sie ist. In der That ein großer, ein schöner Gedanke, welcher richtig gefaßt ganz richtig ist; denn durch Vereinigung, Krystallisation u. s. w. der einzelnen Theile ist allerdings unsere Erde gebildet und so gewiß auch die übrigen Weltkörper. Und sonderbar! dieser hohe Gedanke findet sich schon bei Hesiod. Der Dichter singt: »Im Anfang« (der Welt) »war ein Chaos« (eine Masse ohne Form und aus allerlei Atomen gemischt, welches sich der Dichter aber als ein sich selbst Bestimmendes und Selbstzeugendes denkt; denn er sieht darin die dunkle Urquelle alles Lebens). »Darauf aber wurden« (natürlich aus dem Chaos) »die Erde mit der breiten festen Brust« (weiten festen Oberfläche), »der feste Boden, worauf Alles gegründet ist, und Tartara« (die innere dunkle Kehrseite) »in der Tiefe der Erde und zugleich Eros.« Wir setzen die schönen erklärenden Worte Otfried Müller's hierher: »Die Erde, die Mutter alles Lebendigen nach der Vorstellung der Griechen und vieler Morgenländer, wird gedacht sich aus dunkler Tiefe erhebend; ihre Wurzeln sind in der finstersten Nacht; aber ihre Oberfläche ist der Boden, worauf Licht und Leben sich entfalten. Tartara ist so zu sagen nichts als die Nachtseite der Erde, wodurch sie mit dem Chaos immer verbunden bleibt. Wenn in der Erde nebst Tartara der Stoff, der im Chaos enthalten war, zur Erscheinung kommt, so ist in Eros der lebendige Geist als Princip aller Fortpflanzung und Entwickelung hervorgetreten. Es ist in der That ein großer Gedanke des theogonischen Dichters, den Gott der Liebe im Anfang der Dinge aus dem Chaos hervorgehen zu lassen; aber wahrscheinlich ist dieser Gedanke nicht sein Eigenthum, sondern wurde schon in alten Hymnen auf den Eros, die man zu Thespiä sang,

ausgesprochen. Sicherlich ist es kein zufälliges Zusammentreffen, daß diese Stadt, die vierzig Stadien von Askra (der Heimath des Hesiodus) lag, das berühmteste Heiligthum des Eros in ganz Griechenland hatte, und eben hier Hesiod derselben Gottheit eine Bedeutung und Würde verleiht, von der die homerische Poesie nichts weiß. Aber es scheint, daß der Dichter diesen Gedanken aus jenen Hymnen aufzunehmen sich begnügt hat, ohne ihn eigentlich für den weitern Gang seines Gedichts fruchtbar zu machen; denn, wenn es sich auch von selbst versteht, daß alle folgenden Vermählungen und Geburten Eros veranlasse, so würde man doch gern auch ein ausdrückliches Wort des Dichters darüber vernehmen.« So war denn also Eros schon vor Hesiod als ein bei der Entstehung der Welt und sodann bei dem Erzeugtwerden der Götter thätiges Princip gefunden und angenommen worden; er war der harmonische Ordner der Dinge und der Grund alles Erzeugens. Vermöge des Liebestriebes, der in der Welt obwaltet, selbst in den unorganischen Körpern, ist Alles so geworden, wie es da ist.

Diese kosmogonische Idee blickt auch noch bei andern Dichtern hervor. Sappho läßt z. B. den Eros von dem Himmel und der Erde abstammen, Ibykus dagegen aus dem Chaos entstehen. Ganz besonders aber hat dieselbe den Philosophen (Physikern) gefallen und bei der ideellen Reconstruction der Welt jeder sie nach seiner Weise benutzt. Parmenides nannte den Eros als den ersten aller Götter; Pherecydes dichtet, wie Zeus sich in den Liebesgott (Eros) verwandelt, da er die Welt aus dem Urstoff, welchen Chronos (die Zeit) und Chthonia (die Urerde) geschaffen, in schöner Ordnung bilden wollte.

Die Vorstellung von Eros als kosmogonischem Wesen ist besonders von den Orphikern mehr ausgebildet worden. »Das Weltei,« sagten sie, »in dem die materielle Fülle des Chaos war, wurde befruchtet durch die Winde, den bewegten Aether. Da tritt mit goldglänzenden Fittigen Eros daraus hervor.« Sie nannten denselben auch Metis als den Weltgeist; der Name Phanes kam erst bei spätern Orphikern in Umlauf. Sie faßten diesen Eros-Phanes als ein phantastisches Wesen, in dem die ganze Welt noch in organischer Einheit, wie Glieder eines Körpers, zusammen gewesen sei. Aus ihm entwickelt sich dann eine Genealogie von Göttern, ähnlich der hesiodeischen. Bei spätern ist Eros geradezu der Werkmeister des Weltalls. So faßt ihn auch Aristoteles. Auf ganz eigenthümliche Weise philosophirt Plato über ihn im Symposium, aber mehr phantasiereich und dichtend denn reflectirend und constatirend. Aus späterer Zeit ist noch das berühmte Mährchen oder vielmehr die philosophische Parabel von Eros (Amor) und Psyche (der menschlichen Seele im Allgemeinen) zu bemerken, das den Sinn enthält: die Seele des Menschen werde allmählich durch den Eros (die reine himmlische Liebe) für die Unsterblichkeit von den irdischen Schwachheiten und von allem Niederen durch Leiden und Dulden gereinigt, bis sie zu ihrer Verklärung gelange. Der Fabel liegt deutlich die orphische Idee zum Grunde, daß der menschliche Leib ein Kerker für die

Seele sei, daß die Seele in der Erinnerung an ein glückseliges Zusammensein mit Eros in frühern Aeonen, aber verstoßen von ihm und voll fruchtloser Sehnsucht, ihr Leben hier auf Erden hinbringe, bis der Tod beide wieder mit einander vereinige. Die ansprechende Lieblichkeit der Erzählung hat bewirkt, daß sie oft von bildenden Künstlern dargestellt worden. Aber die deßfallsigen Kunstwerke scheinen die Fabel in ihren Grundzügen noch ursprünglicher und sinnvoller zu geben, als es die Erzählung bei Appulejus thut, wie ihnen denn auch sonst nicht die Idee eines die Seele zu höherer Seligkeit emporziehenden, durch Leben und Tod geleitenden Eros fremd ist. Eros erscheint da in höchster physischer Potenz, zu welcher sich die Griechen im frühern Alterthume noch nicht erhoben haben.

Was man hinsichtlich der Abkunft des Eros gedichtet, ist zum Theil schon bei den betreffenden Abschnitten erwähnt worden; hier wollen wir zur Ergänzung desselben noch Folgendes beibringen: Ein bloßer philosophischer Einfall ohne weitern tiefern Sinn gibt ihn für einen Sohn des Poros (Segens) und der Penia (Armuth) aus, der am Geburtsfeste der Aphrodite erzeugt worden. Bei Andern ist Zeus sein Vater (von der Aphrodite), oder es heißt, er habe gar keinen Vater und nur eine Mutter (die Aphrodite), oder seine Aeltern wären nicht bekannt, womit man wohl sagen wollte, man wisse nicht, woher eigentlich die Liebe stamme. Da Ares als der Buhle der Aphrodite galt, so nannten Manche diesen seinen Vater oder auch den Hermes (als Gott der Fruchtbarkeit). Von dem alten lycischen Sänger Olen sollte er ein Sohn der Eileithyia genannt worden sein (der Göttin der Geburten), was eben so frostig ist, als wenn er von Andern für einen Sohn des Hermes und der Artemis (Geburtsgöttin) ausgegeben wird. Endlich heißt er bei einigen spätern Schriftstellern Sohn des Zephyrus (Westes) und der Iris (Regenbogengöttin), worin wohl der Sinn liegt: der Segen, die Blüthe der Natur rühre her vom Wehen des lauen Windes und des Regens. Somit wäre Eros hier in anderer als der gewöhnlichen Bedeutung genommen.

Gruppirt wurde Eros zusammen, außer mit der Aphrodite, den Chariten und Musen, theils mit dem Scherze, der Sehnsucht (Himeros), dem zärtlichen Verlangen (Pothos), der Peitho (Schmeichelrede), der Tyche (Glücksgöttin), dem Dionysos.

Bei den Römern fand er in Amor ein ähnliches Gebilde.

---

3. Anteros.

Anteros heißt die Gegenliebe. Weil man einen Eros hatte, dichtete man diesen Gott der Liebeserwiederung hinzu und machte ihn zum Bruder des erstern und zum Sohne des Ares und der Aphro-

dite. Folgender naive Mythos sollte die Ursache seiner Geburt auseinandersetzen: Eros als Kind wollte nicht gedeihen. Da fragte die Mutter bei der Themis (Orakelgöttin) um Rath und erhielt den Bescheid, sie solle noch einen Knaben zum Gespielen für den erstern gebären. Da ward denn Anteros geboren, und als nun Eros ihn zum Gespielen hatte, wurde der froh und heiter (Liebe ohne Gegenliebe ist traurig).

Anteros ward verehrt zu Athen als wirklicher Gott. Eine Legende berichtet eine ziemlich unwahre Geschichte, wodurch dieser Cultus sollte veranlaßt worden sein. Zu Elis befand sich im Gymnasium nebst dem Altare des Herakles (des Kampfgottes) auch einer des Eros und Anteros zur Mahnung an die Jugend, sich gegenseitig zu lieben. Und auf einer Tänie (Opferbinde) des Herakles, nach welcher die Kämpferbinden gefertigt wurden, war daselbst Eros abgebildet mit einem Palmenzweig (Zeichen des Sieges), den ihm Anteros zu entreißen strebte, worin doch wohl nur der Sinn liegen kann: Liebe und Gegenliebe sucht einander die Palme des Sieges (in der Liebe) zu entreißen. Eine Darstellung, die später oft wiederholt ist und auf noch vorhandenen Kunstwerken erscheint, auch so, daß eine oder zwei Niken dabei sind.

Während Eros goldlockig, wurde Anteros schwarzlockig gemalt, um den Gegensatz zu bezeichnen.

---

4. Himeros und Pothos.

Himeros (von ἵημι) ist als Appellativum die liebende Sehnsucht nach dem geliebten Gegenstande; hier betrachten wir ihn als Gott dieser Leidenschaft. Eine ganz sichere Spur von der Göttlichkeit dieses Wesens finden wir zwar nicht; es mag scheinen, als ob solche nur auf den Vor- und Darstellungen der Dichter und der bildenden Künstler beruht, nicht im Volksglauben existirt habe. Jene haben ihn mehrfach benutzt, aber nur zu Zusammenstellungen mit andern Göttern. Homer singt schon allegorisirend, Himeros sei unter den Zauberreizen am Gürtel der Aphrodite vorhanden gewesen nebst »der schmachtenden Liebe und dem Getändel und der schmeichelnden Bitte, die oft auch den Weisen bethört.« Hesiod gruppirt ihn passend mit Aphrodite zusammen, so daß er dichtet: derselbe wäre ihr gefolgt, als sie geboren worden und zum ersten Male in den Kreis der Götter eingetreten sei. Auch nennt er ihn »den Schönen.« Ein ander Mal singt er wieder — wofern die Stelle ächt ist — Himeros wohne im Olymp unfern den Musen (den Göttinnen des liebende Sehnsucht erweckenden Gesanges) und den Chariten (den Göttinnen des Liebreizes). Bei Pindar erscheint er ganz als der Liebesgott selbst. Lucian nennt ihn einen Sohn der Aphrodite. Als

Bildsäule, ein Werk des berühmten Skopas, stand er in Megara mit Eros und Pothos und der Peitho im Tempel der Aphrodite. Eine schöne sinnige Zusammenstellung! Auf einem Vasengemälde über das Meer fliegend, und dann wieder in bacchischer Umgebung, mit einem Kranze, ist er noch heute zu sehen.

Mit dem Pothos (dem sehnsüchtigen Verlangen) verhält es sich gleicher Weise. Selbstständig und für sich allein kommt er eben so wenig vor, außer auf einem noch vorhandenen Kunstwerke, sinnreich als Flötenbläser.

Bei Dichtern werden, wie mehrere Eroten, so mehrere Pothoi genannt.

---

6. Peitho.

Die Peitho (von πείθω ich suche oder vermag zu überreden) ist die Göttin — sie ward eine Göttin, weil das appellative Wort πειθὼ femininen Geschlechtes war — der Ueberredungskunst. Die große unwiderstehliche Macht derselben wurde von den Griechen erkannt und so einer Göttin zum Wirkungskreise angewiesen. Daß sie wirklich verehrt worden ist, lehren viele Stellen der Alten.

Man muß bei Darstellung dieser Göttin mehrere Unterschiede machen. Erstens erwähnt Hesiodus einer Peitho unter den Töchtern der Tethys und des Oceanus (Theog. 349.). Es hat aber selbst dem neuesten Forscher (Schömann) nicht gelingen wollen, dieselbe mit der Vorstellung von der andern in Einklang zu bringen, sie aus einer Fluß- oder Meergöttin zur eigentlichen Göttin der Ueberredung zu deuten.

Sodann ist unter der Peitho nicht selten zu verstehen die Göttin der Kunst, die Menge in öffentlichen Vorträgen zu überreden. So heißt es vom Dichter Eupolis, er habe gesungen: auf den Lippen des Pericles habe die Göttin Peitho gethront. Was heißt das anders, als daß der große Mann verstanden, das Volk durch seine Beredsamkeit zu leiten? Eben so erzählt Herodot, als Themistocles nach der Schlacht bei Salamis mit der Flotte nach Andros gekommen sei und von den dortigen Einwohnern vergeblich eine Brandschatzung gefordert habe, hätte er ihnen sagen lassen, die Athener wären gekommen in Begleitung der zwei mächtigen Göttinnen, der Peitho und der Anagke (des Zwanges); sie möchten nur zahlen. In beiden Fällen wird sie bestimmt eine Göttin genannt, obwohl sie sonst bloß für eine Personification der Fertigkeit im Sprechen gelten könnte.

Einen besondern Grund hatte ihre Verehrung in Sicyon. Hier besaß die Peitho einen besondern Tempel auf der Burg, und alljährlich gingen sieben Knaben (und sieben Mädchen) am Feste des

Apollo zum Flusse Sythas bei der Stadt, trugen dann die Bildsäulen des Apollo und der Artemis, aus deren Tempeln auf dem Markte nach dem Tempel der Peitho auf der Burg und dann wieder zurück. Diese Feierlichkeit verdankt ihren Ursprung einer localen Veranlassung. Es herrschte nehmlich einstens eine große Pest in und um Sicyon. Die Wahrsager verkündeten, sie könne nicht entfernt werden, wofern Apollo und Artemis, die Götter der Pest, nicht gesühnt würden. Zu dem Ende wurden sieben Knaben und eben so viele Mädchen im Anzuge demüthig Flehender an den Fluß Sythas gesandt, durch deren Bitten die Götter veranlaßt, überredet worden wären, auf die Burg von Sicyon zu kommen, d. h. die Pest habe aufgehört. An dem Platze aber, wo man dachte, daß sie zuerst hingekommen wären, baute man der Peitho, als welche das bewirkt hätte, einen Tempel. Die Legende wußte später Manches hinzuzufügen: sie knüpfte das Ganze an die delphische Sage von der Tödtung des Pytho und erzählte: nach dieser That wären Apollo und Artemis nach Aegialea (dem nördlichen Küstenland des Peloponnes) gekommen, um sich, nach Sitte des Alterthumes, vom Morde sühnen zu lassen; es sei aber daselbst an einem, Phobos (Schrecken) genannten, Orte ein Schrecken über sie gekommen und deßhalb hätten sie sich nach Creta zum Karmanor (einem im Alterthume bekannten Sühner) gewandt. Allein die Aegialeer (Sicyonier) habe eine Seuche betroffen, und da hätten denn die Seher den obigen Ausspruch gethan und die Sache sei so vermittelt worden, wie oben angegeben ist. Hier war also frommer Aberglaube die Ursache der Verehrung der Peitho: sie wäre gleichsam die Vermittlerin zwischen den Menschen und den betreffenden Göttern gewesen. Noch im römischen Zeitalter zur Zeit des Schriftstellers Pausanias, feierte man dieses Fest. Und wenn es auch eigentlich nicht hier in den erotischen Götterkreis gehört, so bekundet es doch die Gottheit und die göttliche Verehrung der Peitho im griechischen Alterthume.

Die Peitho war aber auch die personificirte und zur Göttin erhobene Schmeichelrede, welche vermag Liebe anzufachen, selbst zu Liebe zu bethören. Als solche kommt sie schon bei Hesiodus vor; dieser dichtete, sie wäre nebst den Grazien beschäftigt gewesen, die Pandora, welche durch ihre Schönheit die Menschen berücken sollte, mit goldenen Ketten zu schmücken, d. h. sie so auszustaffiren, daß sie vermochte die Menschen zu bethören. Insofern war es auch ein ganz passender Gedanke des Dichters Hermesianax u. a. späterer, die Peitho selbst zu einer der Grazien zu machen, da ja die Anmuth überredend, berückend ist. In solcher Eigenschaft war aber die Peitho insbesondere mit der Aphrodite vereint, theils in der Vorstellung, theils auf Kunstwerken. So stand eine Bildsäule derselben in Megara im Tempel der Aphrodite (neben denen des Himeros, Pothos, Eros und neben der Göttin des Zuredens [Paregoros]), desgleichen in Athen auf dem alten Markte, und zwar noch zu Pausanias' Zeiten, und die Bildsäulen waren neu und rührten von nicht unberühmten Künstlern her. Doch war man über die Bedeutung der Göttin

zweifelhaft. Die Aphrodite hatte hier nehmlich den Beinamen πάνδημος, welchen Einige bekanntlich (vergl. oben) für die Göttin der gemein-sinnlichen Liebe, Andere für die der alle Demen des Landes vereinigenden Liebe erklärt haben. Im ersteren Sinne paßte dann die Peitho unmittelbar hierher; im letztern müßte sie gefaßt werden als politische Göttin: die die Landgemeinden zu einer städtischen Bürgerschaft vereinigt und zu gemischter Liebe und Ehe veranlaßt hätte; darum erzählte die Legende, Theseus (das personificirte Gesetzgeben und Ordnen der Staatsverhältnisse) hätte diesen doppelten Cultus eingeführt, damals eben, als er die verschiedenen Landgemeinden in Attika in die einzige städtische Gemeinde Athen zusammengezogen habe. Andere wollten ja aber wissen oder vermutheten vielmehr, Solon habe erst das Heiligthum errichtet. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß die erstere Meinung und Erklärung die richtigere ist. Auch in Corinth war's ähnlich (Otfr. Müller's Dor. I. S. 405). Darum gesellt Plutarch die Peitho den Ehegöttern (Zeus, Hera, Aphrodite, Artemis) als selbfünfte und Phurnutus sie nebst den Grazien und dem Hermes (als dem Gott der Beredung) der Aphrodite zu. Nach späterer Mythologie sollte sie auch die Mutter der Iynx (der Liebeszauberin) sein.

Bei jener Verwandtschaft der Vorstellungen von der Peitho, namentlich mit der Artemis, ist es nicht zu verwundern, wenn diese Göttin sogar unter dem Beinamen Peitho verehrt worden ist: nehmlich zu Argos. Der Mythos suchte später die Veranlassung zu solcher Verehrung in dem Schicksale des Danaus und dessen Töchter; eigentlich aber und ursprünglich bezog sie sich gleichfalls auf das Erotische, weil ja auch die Aphrodite mit in dem Mythos eine Rolle spielt.

Wie Pindar singt, gehe sie als Dienerin der Aphrodite zur Seite, mit Geißel und Schlüsseln in der Hand, die spröden Herzen, selbst mit Gewalt, zu eröffnen. Von einem schönen Mädchen mit bezaubernder Rede, heißt es bei einem andern Schriftsteller, die Peitho habe auf ihren Lippen gethront, und, umgürtet mit dem Gürtel der Aphrodite, hätte sie die Kypris mit allen Chariten bei sich aufgenommen.

Euripides (fragm. Androm.) nimmt der Peitho alle Göttlichkeit, indem er sagt, es gäbe keinen andern Tempel derselben als die Rede, und ihr Altar befände sich in der Menschennatur.

Bei den Römern fand man ihres Gleichen in der Suada oder Suadela.

---

7. Hymen oder Hymenäus.

Hymen war den alten Griechen erstens das physische Zeichen der Jungfräulichkeit, dann die Jungfräulichkeit selbst, welche in der Ehe und durch die Ehe verloren gehen muß, wenn der Zweck derselben erreicht werden soll. Dieser Zweck wurde aber von dem Hel-

lenen gar wohl erkannt in aller seiner Wichtigkeit. Darum sahe man in jener Aufopferung etwas Höheres, eine göttliche Veranstaltung und gab die Sache einer besondern Gottheit zum Kreise ihrer Wirksamkeit: man machte aus dem Worte (männlichen Geschlechtes) Hymen einen Gott und rief ihn an in einem hochzeitlichen Liede, welches gesungen ward, wenn die Braut am Abende bei Fackelschein in das Haus des Bräutigams solenniter geführt wurde. Dadurch wurde Hymen oder, wie er auch hieß, Hymenäus (sc. θεός), auch zur Gottheit des Brautgesanges, der gleichfalls Hymenäus (sc. ὑμνός) genannt wurde.

Die älteste Spur dieses Gottes findet sich in den Fragmenten der Dichterin Sappho, an deren Brautlager ein späterer Dichter deßhalb den Hymen Hymenäus — hier also der eine Ausdruck den andern ergänzend — »mit hellleuchtender Fackel« gestellt hat. Bei Euripides und Aristophanes erscheint der Gott als gewiß. Spätere Dichter haben mit einer gewissen Fülle dem Gegenstande ihre Phantasie und ihre Darstellungskunst zugewandt. Man findet ihn geschildert als einen geflügelten, verschieden bekränzten, wunderschönen Knaben (von mädchenhafter Schönheit), größer und ernster als der häufig mit ihm verbundene Eros, mit einer Brautfackel und einem (Braut-) Schleier in den Händen, an den Füßen safrangelbe Socken oder ihn ganz in ein Kleid dieser Farbe gehüllt, wodurch er als ein festlicher Gott dargestellt wird; denn das Alterthum liebte das Hochgelbe bei festlichen Anzügen zu festlicher Freude. So phantasiereich und zugleich so angemessen der Sache wußte der Grieche wieder hier das von ihm erschaffene Wesen auszustatten zu einer in ihrer Art idealen Gestalt!

Eben so wunderlieblich sind mehrere mythische Dichtungen über den Gott. Weil mit der Hochzeit unmittelbar die Jungfräulichkeit erlischt, so machte ihn eine Legende zu einem sterblichen Jünglinge, der in der Blüthe seiner Jahre am eignen Hochzeitstage sein letztes Lied singt, um dann von der Muse, seiner Mutter, zu Grabe getragen zu werden. In gleichem Sinne drückte man in sehnsuchtsvollen Gesängen an Hochzeitstagen seine Trauer aus um den entschwundenen oder entschwindenden Jüngling, von welchem man nun dichtete, er wäre einst nach eigener kaum vollzogener Ehe plötzlich verschwunden oder unter Trümmern begraben worden. Nach anderer ähnlicher Dichtung war er ein ausgezeichnet schöner Jüngling, welcher vor der Zeit dahinstarb, weßwegen man seiner an Hochzeitfeiern gedenke; oder der bei der Vermählung des Dionysos mit der Ariadne durch Singen des Brautliedes um seine Stimme gekommen wäre. Noch ein andrer Dichter läßt ihn, den im Gesange Erfahrenen, seinen Geist aushauchen, als derselbe die Hochzeit des Dionysos und der Althäa durch heilige Lieder verherrlicht habe.

Aus diesem Grunde machte man ihn, den dionysischen Sänger, zum Sohne des Dionysos von der Aphrodite. Sonst dichtete ihn eine (argivische) Sage zum Sohne des Argos (des personificirten Landes) und der Perimele (Gesangreichen), oder gab ihm zur Mut-

ter entweder eine der Musen überhaupt oder speciell theils die Urania, theils die Calliope, theils die Terpsichore. Selbst Apoll sollte nach Andern sein Vater sein, während noch Andere ihn nur zu einem gewesenen Liebling des Gottes des Gesanges oder des Thamyris (eines im höchsten Alterthume berühmten Sängers) oder auch des Hesperus (des Abendsternes, weil der Hymenäus bei dessen Lichte gesungen ward) machten u. s. w.

Mehr bürgerlich und ziemlich prosaisch, weil pragmatisirend, sind die Legenden der Argiver und der Attiker gewesen. Die erstere nennt den Hymenäus einen wirklichen Jüngling aus Argos, der, als er zufällig an der Küste von Attika vorübergeschifft, attische Jungfrauen von pelasgischen Seeräubern — im Alterthume sprichwörtlich — befreit habe und in Folge dessen von diesen Mädchen bei ihrer Verheirathung im Brautliede zuerst angerufen worden wäre. Die zweite (attische) Legende macht ihn zu einem athenischen Jünglinge, von zarter, mädchenhafter Schönheit, der einst einer von ihm geliebten, aber seine Liebe nicht erwiedernden oder wegen seiner Armuth von den Aeltern ihm verweigerten Jungfrau nach Eleusis zum Demeterfeste in Mädchenkleidung gefolgt sei. Da hätten Räuber ihn, den so gekleideten, sammt den daselbst versammelten Jungfrauen entführt. Er aber habe selbige, als sie irgendwo gelandet und eingeschlafen wären, getödtet, wäre mit den Jungfrauen nach Athen zurückgekehrt und hätte unter dem Versprechen, die dort von den Aeltern schmerzlich vermißten Töchter wieder gerettet zurückzubringen, wenn man ihm seine Geliebte zum Weibe gäbe, das Mädchen erhalten. Und weil er in überaus glücklicher Ehe gelebt, riefe man ihn nun als Genius der Brautleute im bräutlichen Gesange an.

Nach orphischer Lehre wurde der zufolge jener Sagen für verblichen erklärte Hymenäus durch Asklepios, den Gott der Arzneikunde, wieder in's Leben gerufen. Ein frostiger Versuch, den, trotz jener Sagen von dem Tode des Gottes, doch noch fortbestehenden Cultus zu erklären und zu rechtfertigen.

Der aus dem Alterthume herrührenden noch vorhandenen Darstellungen des Gottes sind wenige. Besondere Bilder gibt es nur eines von ihm, die meisten in Gruppen.

---

8. Hera, die Göttin der Ehe.

Der Name ist ächt griechisch. Zuverlässig ist auch er ursprünglich appellativer Bedeutung gewesen. Er stammt nicht von ἀήρ (die Luft), auch nicht von ἔρα (die Erde) ab, sondern hat zweifelsohne seine Wurzeln im Verbo ἄρω oder eigentlich ἄρω, ich verbinde, füge zusammen, woher ἥρα oder ἥρη, wie λήθη von λάθω (λανθάνω).

Diese von mir schon früher vorgetragene Meinung ist nicht widerlegt worden, wohl aber hin und wieder gebilligt. Und sie empfiehlt sich nicht bloß durch ihre Natürlichkeit, sondern auch dadurch: a) daß die Ehe wirklich, zufolge sehr vieler und ganz ausdrücklicher Zeugnisse, der Mittelpunkt der Wirksamkeit gewesen ist, die man der Göttin beigelegt hat; b) daß sich von da aus, als von einem individuellen Gegenstande, der übrige Wirkungskreis der Hera leicht erklären und daran knüpfen läßt, was umgekehrt nicht der Fall ist; denn wie will man von der Gemahlin des Zeus und der Aethergöttin, wie man sie gewöhnlich nennt, zur Ehegöttin kommen? c) daß in den meisten und gerade an den Hauptstätten ihres Cultes die oben angegebene Eigenschaft zu Tage tritt, desgleichen in den meisten mythischen Dichtungen und in den Kunstdarstellungen von ihr; endlich d) daß die Ehe im Familien- wie im politischen Leben der Griechen eine so gewichtige Rolle gespielt hat, wie man in den Schriften von Jacobs, Wachsmuth u. A. eines Mehreren lesen kann, daß sie wohl konnte und mochte unter die Obhut einer besondern Gottheit gestellt werden. Auch ist ja kein Volk so roh, daß es nicht diesen Haupt-Wendepunkt des menschlichen Schicksales, besonders im weiblichen Leben, zu einem Gegenstande religiöser Feier gemacht hätte.

Das Wort Hera bedeutete also eigentlich die Verbindung, nehmlich zweier Personen beiderlei Geschlechtes zu einem ehelichen Paare, die Vermählung. Und weil das Wort femininen Geschlechtes war, so wurde auch die gleichnamige Gottheit eine weibliche, und darum wieder vorzugsweise die Ehegöttin für das weibliche Geschlecht. Aber sie war und blieb das nicht bloß für den Act der Hochzeit, sondern ward auch Göttin für das Mädchen, für die zur Ehe reife Jungfrau, für die Braut, für die Mutter-Werdende, für die Matrone, sogar für die Wittwe. Und das Alles bloß in Beziehung auf den Mann. Sie kommt darum unter den Namen vor: Παῖς Ἥρα, Παρθένος oder Παρθενία Ἥρα, Ἥρα Νυμφευομένη, Ἀφροδίτη Ἥρα, Ἥρα Γαμηλία, Ἥρα Χήρα. Der Mittelpunct ihres Charakters jedoch ist der einer heirathsfähigen schönen Jungfrau, oder einer vollständigen Ehefrau mit der Tugend der Keuschheit und Zucht, aber auch mit dem Fehler der Eifersucht auf ihre eheliche Würde und auf den Mann.

Ihr Cult war sehr verbreitet, einer der verbreitetsten, und bei dem weiblichen Geschlechte vornehmlich gewiß sehr gefeiert. Weniger hehr und heilig steht sie da in den mythischen Dichtungen und bei den Poeten vom Fache, schon bei Homer: bei diesem tritt der Charakterzug der Eifersucht und eifersüchtiger Rache meistens etwas zu grell hervor, und die Göttin erscheint nicht selten als böse Xanthippe. Die dichterischen Zeichnungen sind oft nicht edel genug und ziehen den Charakter der Hera wohl selbst in's Gemeine und Niedrige herab. An sie hat man sich also weniger zu halten, denn an den eigentlichen Cultus und an die Darstellungen der bildenden Künstler, wofern man das Wesen der Göttin richtig erfassen und beurtheilen will.

Zuverläſſig hat ihr Cultus auch im nördlichen Griechenlande ſeinen Urſprung genommen, aber nicht in Epirus — hier wäre ſonſt Dione nicht ſo aufgekommen — ſondern in Pierien oder im ſpätern Theſſalien, in vordoriſcher, pelasgiſcher Zeit. Denn einmal finden wir Hera-Dienſt in den Sagen der Stadt Iolcus, die bei oder bald nach der theſſaliſchen Einwanderung zu Grunde gegangen iſt, und zweitens war die Göttin ſchon vor Homer aufgenommen in den olympiſchen Götterkreis. Von hier war dann der Dienſt gewandert nach vielen Theilen von Hellas, und von da wieder hin nach vielen Colonien: in vordoriſcher Zeit bereits nach Argolis (mit den Achäern), wo ihr Heräon auch unter doriſcher Herrſchaft nichts an Anſehen verlor. Und ſo war er denn gewiß auch auf den Zwiſchenſtationen geblieben: in Böotien, auf Euböa, in Attika.

Wir folgen bei Darſtellung der einzelnen Culte der geographiſchen Eintheilung des Landes, und zwar in der Folge, wie ſie durch die Wanderungen der griechiſchen Stämme von Norden her bedingt iſt. Wir beginnen mit dem böotiſchen. Hier finden wir ihn zuerſt in Alalkomenä, von welcher Stätte die Göttin den Namen der alalkomeniſchen hatte; ſodann in Coronea. Da hatte ſie einen Tempel mit einem alten, berühmten Standbilde von Pythodor. Hera war dargeſtellt mit Sirenen auf der Hand. Ein ſchlechter Mythos ſagt: Hera habe einſtens die Sirenen zum Wettkampfe mit den Muſen beredet, wobei ihnen dieſe zur Strafe die Federn aus den Flügeln gerupft und ſich Kränze daraus gemacht hätten; darum trüge jenes Standbild die Sirenen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Künſtler (durch dieſes Symbol des Bezauberns) habe ausdrücken wollen, wie Hera das weibliche Geſchlecht ſo auszuſtatten pflege mit körperlichen Reizen, daß ſie die Männer zur Ehe veranlaſſe. Hera war alſo hier Ehegöttin. Ein Hauptpunkt ihres Cultes in Böotien war die Stadt Platää und der Berg Cithäron. In jener Stadt war ein ſehenswerther Hera-Tempel mit dem Bilde einer Hera Teleia (hochzeitlichen) vom berühmten Praxiteles, aus Marmor, aufrecht ſtehend, daneben ein ſitzendes Bild derſelben Göttin von Callimachus, und dieſe Hera hieß die bräutliche (*νομφευομένη*). Alle ſieben Jahre feierte man der Göttin zur Ehren die kleinen Dädalen (das Standbildfeſt) und alle ſechzig die großen. Dabei ſtellte man bildlich die Vermählung des Zeus mit der Hera dar. Die Feſtfeier war höchſt merkwürdig. In dem unweit Alalkomenä ſich hinziehenden Walde ragten hoch über die übrigen Bäume ſtarke Eichen empor. Zu dieſen zogen die Plataäenſer und legten gekochtes Fleich hin für die Vögel. Raben flogen dann wohl hinzu, werden aber immer verſcheucht, bis denn endlich einer ein Stück erwiſcht und damit fortfliegt. Nun beobachtete man genau, auf welchen Baum der Vogel ſich ſetzte. Dieſen hieb man um und ſchnitzte daraus ein Bild (der Hera), Dädalon genannt, bewahrte ſolches ſo lange auf, bis bei der Wiederkehr der großen Dädalen vierzehn vorräthig lagen. Da wurden jene Holzbilder vertheilt unter die das Feſt gemeinſchaftlich feiernden ſtädtiſchen Gemeinden von Coronea, Theſpiä, Tanagra, Chäronea, Orchomenus,

Lebadea, Theben, und zwar mittelst des Looses. Darauf eilen sämmtliche Gemeinden mit den ihnen zugefallenen Bildern nach dem Flüßchen Asopus zum hochzeitlichen Bade derselben, schmücken jegliches mit dem bräutlichen Schleier und stellen es auf einen Wagen, nachdem sie eine Brautjungfer dazu erwählt. Es wird zum zweiten Male gelooſt über die Ordnung, in welcher die Gemeinden ziehen sollen. So fahren sie dann bis auf den Gipfel des Cithäron, auf welchem ein hoher Altar aus viereckigen Balken errichtet ist, wie ein Gebäude von Steinen. Stadtgemeinden und Obrigkeiten wetteifern mit Privatleuten, reichen oder armen, der Hera Teleia eine Kuh (das ihr geweihte Thier) und dem Zeus (Teleios?) einen Stier, auch wohl kleineres Vieh, zu opfern, dann alle Opferstücke auf trockenes Reisholz zu legen, sie mit Wein zu begießen, duftendes Räucherwerk darüber zu streuen und das Alles sammt den Schnitzbildern zu verbrennen. Der Berg Cithäron war somit gleichsam der Endpunct der Feier. Auf ihm hatte die Göttin ein uraltes Bild, einen ausgehauenen Stamm; von ihm führte sie den Namen die cithäronische Hera, und eine Grotte zeigte man, welche die Brautgrotte der Göttin gewesen sein sollte, und eine Legende ging von derselben um, Zeus wäre als junger Gott verliebt in die jungfräuliche Hera gewesen — an das nahe Geschisterverhältniß der beiden Götter, zufolge cretischer Sage, dachte man hier wohl schwerlich — und habe sie nach der deßfallsigen in Hellas üblichen Gewohnheit vom Berge Euböa in Argolis (wo die Göttin auch einen Tempel gehabt hat) entführt und in jene Grotte auf dem Cithäron versteckt. Hier habe er unter dem Schutze der Leto Mychia (der Göttin der dunkeln Verborgenheit) mit ihr eine Zeitlang als Braut verkehrt, endlich seine Ehe mit ihr öffentlich bekannt gemacht. So brachte es nehmlich die Sitte in Hellas mit sich; der Mythos beobachtet solche bei diesen seinen Dichtungen. Eine andere Legende gab oder sollte geben Auskunft über die Entstehung jenes Dädalenfestes und erzählte: Hera habe einstmals während ihres Ehestandes, aus irgend einem Grunde der Eifersucht, mit Zeus gegrollt und wäre von ihm weggegangen nach dem Berge Euböa in Argolis. Der Gemahl hätte lange nicht vermocht sie zu beschwichtigen. Er habe also (er, der selbst ein Gott des Wahrsagens war!) den weisen König Cithäron (den personificirten Berg) in Platää — Andere nennen den Alalkomenes (den vermeintlichen Urahn der Alalkomenier) — um Rath gefragt. Dieser rieth, ein verhülltes, hölzernes Bild auf einem Wagen, mit Rindern bespannt, zu fahren und öffentlich zu verkünden, er führe des Asopus (des personificirten Flusses) Tochter, Platää (die personificirte Stadt), als Weib heim. Das that Zeus. Und, von Eifersucht getrieben, eilte Hera herzu, zerriß den Schleier des Bildes, und — erfreut sich getäuscht zu sehen, versöhnte sie sich wieder mit dem Gatten und bestieg nun selbst als Braut (*νομφευομένη*) den Wagen. Von den tritonischen Nymphen — Triton ist ein Fluß in Böotien — berichtet eine böotische Sage, sie hätten jenem Eichbilde das hochzeitliche Bad gebracht.

Auf der Insel Euböa rühmten sich die Bewohner ebenfalls,

Zeus und Hera hätten daselbst ihr hochzeitliches Beilager gefeiert. Es war dort eine Grotte, Elymnion, am Berge Oche: dort sollte das Götterpaar im Verborgenen geweilt haben, während Macris (der ältere Namen Euböa's), die Amme, die entführte Braut gesucht habe, namentlich in der Grotte des Cithäron, aber von dem Berggotte Cithäron abgewiesen worden wäre.

In Attika stand ein Tempel der Hera am Wege, wenn man von der Stadt nach dem Hafen Phaleron ging, mit einer angeblich von Alcamenes gefertigten Statue. Eine kirchliche Anordnung befahl, daß dieser Tempel während der Eleusinien geschlossen bliebe, so wie umgekehrt der Demeter-Tempel zu Eleusis, wenn in Athen der Hera geopfert ward. Auch durfte kein Hera-Priester von dem kosten, was der Demeter-Priester gekostet hatte, weil, wie die Legende sagte, Demeter der Hera gram wäre wegen der Vermählung ihrer Tochter Persephone mit Hades, welche sie bewirkt, was deutlich genug auf den Cult der Hera als Ehegöttin hinweist. Auch wurden zu Athen Bußen eingefordert von den Hagestolzen zum Vortheile des Tempels der Hera. Ferner rufen die Frauen in des Athenienſers Aristophanes' Comödie, »Thesmophoriazusen,« die Hera an als »die der Hochzeit Schlüssel hat,« und in einer andern, »die Vögel,« führt Zeus die Hera auf dem Brautwagen einher, und Eros ist Brautführer und Wagenlenker.

In Argolis lag der Göttin vornehmstes Heiligthum zwischen den beiden Städten Argos und Mycenä, und beide hießen deßhalb beim Homer die Lieblingsstätten der Hera. In der Gegend ward Alles auf die Göttin bezogen. Aus dem nahen Berge Euböa, von dem Blachfelde Prosymnia und der Anhöhe Akräa machte die Legende drei Töchter des Asterion (eines personificirten Flusses gleiches Namens) unter denselben Namen und erzählte von ihnen, sie wären die Ammen der Hera gewesen. Die Göttin hatte daher, nächst dem der argivischen, die Beinamen der akräischen, der prosymnischen. An jenem Flusse wuchs ein Kraut von derselben Benennung (Asterion, Sternkraut), von dessen Blättern sich die Einwohner des Landes und der Göttin Kränze wanden. Die Blumen-tragenden Mädchen aber (Anthesphoren) sangen im Tempel ein eignes Lied zur Flöte, und die Göttin galt den Argivern als Antheia (Blumengöttin), weil man zur Verherrlichung der Hochzeitfeste, mithin auch zur Verherrlichung der Heräen, Blumen verwendete. Hera ward hier verehrt als Jungfrau (παρθένος), die ihre Jungfräulichkeit jährlich erneuerte, indem sie im Quell Canachus sich badete (d. h. ihr Bild gebadet wurde), und zugleich als Ehegöttin (τελεία). Jungfrauen waren ihre Priesterinnen. In der Vorhalle des neuen Tempels — der ältere brannte zu Anfange des peloponnesischen Krieges ab — standen alte Bilder der Chariten, mit welchen, als den die Bräute, folglich auch die Hera als Brautgöttin, schmückenden Göttinnen, Hera sehr häufig zusammengestellt worden ist. Auf der andern Seite stand ein Bett, das sogenannte Brautbett der Hera, in dessen Beziehung eine besondere Feier begangen wurde, die sich auf Hochzeit und Ehesegen bezog.

Das im Tempel selbst befindliche, kolossale Standbild aus Elfenbein und Gold war sitzend, ein Werk des Polyclet. Auf dem Haupte hatte es einen Goldkranz, das Zeichen — sie war hier gebildet als Königin der Götter — der königlichen Würde, und auf demselben waren dargestellt die Göttinnen, welche der himmlischen Brautgöttin Anmuth und Schmuck bereiten, die Chariten und Horen. In der einen Hand hielt die Göttin den Granatapfel (im Alterthume das Symbol der ehelichen Liebe) und in der andern das ihre Herrscherwürde bezeichnende Scepter mit einem Kuckuk (dem Symbole des listigen Hintergehens und Berückens). Neben dem Standbilde soll eine Hebe gestanden haben, die Göttin des Jugendalters, welches ja durch die Ehe immer von neuem wieder erblüht und erblühen soll. Außerdem befand sich daselbst ein Altar, an welchem die Hochzeit des Herakles (des Gottes athletischer Kraft) und der Hebe, nicht ohne Beziehung auf die Ehegöttin, dargestellt war. Alle fünf Jahre feierte man die Heräen, und zwar mit Wettkämpfen, bei denen es galt einen befestigten Schild herunterzureißen. Für solche Feier sammelte sich eine Zahl rüstiger Jünglinge, welche, begleitet von einer zahllosen Menge und beschirmt von andern Jünglingen in hellfunkelnden Waffen, von Argos nach dem Kampfplatze zogen. Hundert Opferstiere, deren Hörner mit Blumenkränzen geziert waren, wurden voran geführt, der Göttin an Ort und Stelle geopfert und das Fleisch unter die Anwesenden vertheilt. Von diesem Opfer hieß das Fest Hekatombäon. Das Opfer selbst aber ward genannt Lecherna (Zweigbett), wahrscheinlich weil von Zweigen ein Bett gemacht wurde für solche, die sich nächstens zu verehelichen gedachten, zur guten Vorbedeutung. Zu der außerordentlichen Festfeier erschien dann die Oberpriesterin aus Argos persönlich. Sie fuhr auf einem Wagen mit zwei Stieren (der Göttin geweihten Thieren) von bewundernswerther Weiße und Schönheit, und sie war gewählt aus einer der angesehensten Familien der Stadt. Eine im Lande heimische Sage erzählte von der Göttin, die auch hierin als Ehegöttin erscheint: Zeus, ihr späterer Gemahl, habe sich in die jungfräuliche Hera, die sich aber von den übrigen Göttern zurückgezogen gehalten, verliebt und, um zum Zwecke zu kommen, sich in einen solchen Vogel, der wegen seiner List zum Symbole der Ueberlistung gestempelt war, in einen Kuckuk verwandelt, darauf (als Aethergott) Sturm und Regen erregt und sich auf den Berg Thornax, der nachmals den Namen Kokkygion oder Kuckuksberg geführt hat — der Ort ist wegen seines Namens vom Mythos gewählt — im südlichen Argolis, gesetzt. Hier wandelte Hera einsam und allein, kam zufällig auch zum genannten Berge und setzte sich an der Stätte nieder, wo ihr später — der Mythos will auch den Grund angeben, warum der Tempel gerade hier gebaut war — ein Tempel und zwar ihr als Teleia errichtet worden. Da flüchtete der vom Regen starre vermeintliche Kuckuk, seine Rolle wohl spielend, zu ihr und setzte sich auf ihren Schooß. Und Hera nahm ihn mitleidig auf und bedeckte ihn mit ihrem Gewande. Da ward er aber wieder Zeus, und als sie aus Furcht vor ihren Aeltern

nicht Gehör leisten wollte, versprach er ihr die Ehe. So ward sie die Seine. Hier also wiederum Beziehung auf das oben erörterte Grundwesen der Göttin. Eine andere Legende berichtete, sie erlange alljährlich durch ein Bad im argivischen Quell Canachus ihre Jungfräulichkeit wieder. Das soll heißen: sie wurde in Argos selbst als Jungfrau verehrt und das Andenken daran alljährlich durch ein Bad ihres Standbildes erneuert. Eine Jungfrau war hier ebenfalls ihre Priesterin. Sie führte daselbst auch die Beinamen Gamele (Hochzeitliche) und Eileithyia (die Sich-Windende, Kreisende oder die den Ehefrauen im Wochenbette Beistehende) oder Eilionia, und man opferte ihr in der letzten Eigenschaft Hunde als leicht und viel gebärende Thiere. Ein argivischer Mythos bei Homer weiß darum zu erzählen, wie die Hera dem Weibe des Sthenelus in Argos zu Hülfe geeilt wäre, damit dieses konnte den Eurystheus gebären.

Dieser argivische Cultus war unbezweifelt zunächst nach Sparta übergegangen; denn hier hieß sie an einer Stätte vorzugsweise die argivische Hera. Sparta galt mit für einen Lieblingsaufenthalt der Göttin, weil sie daselbst nicht weniger hehr und heilig gehalten wurde. So war sie denn natürlich auch hier — Ehegöttin. Nächst solchem Tempel hatte sie ein zweites Heiligthum daselbst unter dem Namen Hypercheiria (der Hand-über-Haltenden, Schirmenden), worin jenes alte Schnitzbild unter dem Namen Aphrodite Hera (ehelichen Liebe), bei welchem die Mütter opferten, wenn ihre Töchter sich vermählten. Die Legende gab eine ganz unpassende Veranlassung dieses Dienstes an. Ueberdem ward nicht minder in Sparta das hochzeitliche Bad der Göttin — auch die Brautleute mußten sich jedes Mal baden — symbolisch dargestellt. Die Badejungfern der Göttin hießen Heraïden. Welchen Bezug der Cultus der Hera unter dem Beinamen Aegophagas (Ziegen-Esserin) gehabt habe, können wir nicht errathen, auch nicht aus der ganz unstatthaften Legende.

Von Laconien aus (doch wohl erst in dorischer Zeit?) war der Dienst nach dem (dorischen) Cnossus auf Creta übergesiedelt worden. Dort befand sich noch in ziemlich später Zeit ein Heiligthum der Göttin, in welchem die Landeseingebornen alljährlich feierliche Opfer darbrachten, und man ahmte dabei die Hochzeitsgebräuche nach, wie sie der Ueberlieferung zufolge anfänglich durch Zeus und Hera gehalten worden. Denn die Legende sagte, die heilige Hochzeit des obersten Götterpaares (ὁ ἱερὸς γάμος) sollte auf Creta bei Cnossus gefeiert worden sein. Außerdem beging man auf der Insel ein Fest der Hera zu Ehren, Herochien genannt, dessen Namen auf den ehelichen Besitz (ἔχειν) der Göttin durch Zeus hindeutet.

Der epidaurische, äginetische — die Heräen wurden hierselbst ähnlich gefeiert, wie in Argolis — der corinthische (und darum auch der syracusanische und corcyräische), der megarische (und darum nicht minder der byzantinische), der coische (der freilich hier eine asiatische Färbung annahm), der rhodische u. s. w. sind gleichfalls nur Nebenzweige des argivischen gewesen und haben daher höchst wahrscheinlich im Ganzen dieselbe Eigenschaft gehabt, wenn sie auch in einzel-

nen unwesentlichen Stücken vielleicht davon abgewichen sind. Dagegen tritt die Uebereinstimmung des Wesens wie der Gebräuche so recht bei dem Hera-Dienste auf Samos hervor. Dieses, so wie ausdrückliche Zeugnisse bekunden, daß der letzte ebenfalls von Argos ausgegangen ist. Der Tempel war hier einer der größten und schönsten: er lag in der Vorstadt von Samos, unfern dem Flüßchen Imbrasus, an welchem, nach samischer Legende, die Göttin sogar geboren sein sollte. Weil sie selbst auf der Insel als Jungfrau verehrt und ihr Bildniß in dem Flusse gebadet wurde, so hieß derselbe, so wie die ganze Insel, davon der (die) Jungfräuliche (παρθενία). Die Sage ging, die Argonauten — denen man im Alterthume viele solcher Stiftungen zuschrieb, wenn man nicht wußte, von wem sie herrührten — hätten den Tempel gegründet, das Bild der Göttin aber aus Argos dahin gebracht. Dieses Bild, ein sehr altes Werk, soll ein bloßes Brett oder Holzpfahl gewesen sein. Das spätere Kunstwerk stellte die Göttin dar als Braut im Brautanzuge. Hier war ihr besonders der Strauch des Keuschlammes heilig, als ein Gewächs, das Keuschheit sollte bewahren helfen. Darum hieß es in einer Legende der Samier, die Göttin wäre unter einem solchen Strauche geboren worden. Der Mythos aber erzählte, meist ganz übereinstimmend wieder mit den Hochzeitsgebräuchen bei den Griechen: des Eurystheus' (eines alten argivischen Königs) Tochter, Admete (die Jungfräuliche) flüchtete von Argos nach Samos. Hier erschien ihr Hera, und sie ward Priesterin bei dem Tempel der Göttin, den nach dieser Sage Leleger (ein alter als Seefahrer bekannter Volksstamm des griechischen Archipelagus) und die Nymphen (des Imbrasos, oder soll man mit Meinecke sagen: Minyer?) gegründet haben sollten. Um das Bild der Göttin wieder zu haben, was Admete mitgenommen, warben die Argiver Tyrrhener (in alten Sagen berüchtigte Seeräuber), sie sollten es rauben. Doch als sie dasselbe bereits zu Schiffe gebracht hatten, ging das Schiff nicht von der Stelle. Erschrocken schafften sie das Bild wieder zurück an das Ufer und flohen davon. Die Samier suchten nach dem Bilde, und als sie es gefunden, banden sie es fest mit Keuschlamm, meinend, es sei ihnen entlaufen gewesen, hüllten es ganz in Zweige von diesem Strauche. Admete aber that die Zweige wieder weg, reinigte das Bild und stellte es wieder an seinen Ort. Seitdem (d. h. von Anfang an; denn der Mythos sucht erzählend das bereits Bestehende zu erklären) ward es jedes Jahr ein Mal an das Ufer des Meeres getragen und verschwindet so, wie eine entführte Braut. Dann bindet man es an einen Stamm von Keuschlamm und zieht die längsten Zweige von beiden Seiten und von oben über und um dasselbe, so daß es ganz umwunden und unkenntlich ist. Nun durchsuchen Jungfrauen und Frauen, mit Zweigen von Keuschlamm gleichfalls umkränzt, das Gesträuch am Ufer auf Anmahnen der Priesterin. Das Bild wird gefunden, von der Priesterin seiner Fesseln entledigt und an seinen alten Platz gebracht. Dieß Fest nannte man Tonea (das Spannfest) nach jenem Umspannen des Bildes mit Keuschlamm.

Heracult (ob auch ein Zweig des argolischen?) fand ferner Stat in Arcadien in der Stadt Stymphalus, aber in einer größern Ausdehnung seines gewöhnlichen Wesens. Die Göttin wurde nehmlich hier verehrt sowohl als Mädchen (παῖς) in dem einen Tempel, als auch in dem andern als heirathsfähige Jungfrau oder Braut (τελεία) und in einem dritten als Wittwe (χήρα). Hera war hiernach den Stymphaliern der Hort des weiblichen Geschlechtes durch alle Stände hindurch.

Wir erwähnen noch des Hera-Dienstes in Elis. Die Göttin führte da den Beinamen der Olympischen, wohl von der Ebene Olympia. Sie hatte hier einen Tempel, unter dessen Weihgeschenken sich der berühmte Kasten des Cypselus befand, und der reich war an Statuen anderer Götter, welche mit der Hera in Conner gedacht wurden, als des Zeus, der Horen, der Hesperiden (der Wächterinnen der Aepfel, die der Hera heilig waren). Von ihrem feierlichen Cultus daselbst wird uns gemeldet: sechzehn Frauen webten alle fünf Jahre der Göttin einen Peplos (Obergewand) und hielten das Fest ab, das da bestand in einem Wettlaufe von Jungfrauen, die eben zur Ehre der jungfräulichen Hera liefen. Der Mythos dichtete, die Beziehung auf Ehe andeutend, also über die Entstehung der Festfeier: Hippodamia, die mythische Gemahlin des mythischen Pelops, von welchem die Sagengeschichte des Peloponnes so voll ist, habe dieses Kampfspiel eingesetzt zum Danke für ihre Ehe mit Pelops.

Zuletzt ist auch des Hera-Dienstes auf Lesbos zu gedenken, weil er, wenn schon mit einiger Besonderheit, denselben Charakter zur Schau trägt, wie die vorher erwähnten. Es war nehmlich da ein Platz, der Hera geweiht. Auf diesem wurde das bekannte Schönheitsgericht (τὰ καλλιστεῖα) über die jungen Mädchen gehalten, die sich zu dem Zwecke versammelt hatten, natürlich mit Rücksicht auf zu schließende Heirathen.

Dieß sind der Zeugnisse genug von den verschiedensten Cultusstätten, die es zur völligen Gewißheit darthun, daß Hera hauptsächlich und gewiß auch ursprünglich als Ehegöttin betrachtet und verehrt worden ist. Dahin zielen nicht minder viele Beweisstellen aus literarischen Werken. Hera wird da öfter genannt die hochzeitliche, die (Mann und Weib) Verbindende, die Ehestifterin, die Herrin der Hochzeiten*), außer den schon oben hin und wieder erwähnten Beiwörtern. Und überdieß gibt es noch eine Menge anderer Zeugnisse: Hera, heißt es bei Homer, verleihet sterblichen Weibern Schönheit und Ansehen, um desto eher Männer zur Ehe zu reizen; neuvermählte Frauen brachten ihr Opfer dar, vornehmlich ihr Haupthaar (früher der Schmuck ihrer Jungfräulichkeit); Hagestolze sollten ihr verhaßt sein, ingleichen solche Männer, welche durch schändliche Liebe die männliche Jugend entnerven, wie z. B. die Sage von Lajos bezeugt.

Ihr ἱερὸς γάμος mit Zeus ward übrigens nach den verschiedensten

*) Γαμηλία, γαμηλή, ζυγία, γαμοστόλος, πρύτανις τῶν γάμων.

Puncten von Griechenland hinverlegt, und die Mythologie war angefüllt mit Dichtungen der Art. Die Phantasie mancher Pocten hat sich in dieser Schilderung oft sehr schön ergangen: die Chariten sollten das Lager zugerüstet, alle Götter Geschenke gebracht haben u. dergl. m.

Sie war dabei das Vorbild einer wahren Ehefrau, einer züchtigen, treuen, keuschen Ehefrau im Gegensatze zu jedem Nebenweibe, repräsentirte die Monogamie. Ihr Wesen spielte somit auch stark in's Moralische über. Sie sollte auf jene Tugenden halten bei Eheleuten und bei Mädchen. Unkeusche strafte sie daher, wie z. B. nach der Sage die Töchter des Prötus durch scheußliche Krankheit. Und wie viel weiß die Mythologie zu erzählen, wie hart sie besonders gegen diejenigen Töchter von Sterblichen verfahren sei, mit welchen ihr Gemahl gebuhlt! Und darin hat der Dienst der Hera gewiß sehr wohlthätig auf die Griechen eingewirkt. Freilich war das zugleich der Punct, wo der Charakter der Göttin in der Vorstellung umgeschlagen ist in die schon oben erwähnte Eifersucht. Ein Punct, der eben wieder den Dichtern vielfach gedient hat zu vielen, oft rührenden und ergreifenden Erzählungen. Man nehme nur die Sagen von der Leto, der Jo, der Semele, der Alcmene! Welch ein reicher Stoff zu tragischen Darstellungen, und wie vielfach ist er so schön, z. B. von einem Aeschylus, benutzt und bearbeitet worden! Dieß kann uns wieder aussöhnen mit dem, was die Dichter in der Beziehung gegen das Moralische und Religiöse gesündigt. Wo nicht diese beiden Seiten hervortreten, da tritt wenigstens das Aesthetische hervor in den religiösen Vorstellungen der Griechen und ist von uns zu beachten und anzuerkennen.

Hera mußte nach der Denkweise der Griechen als Göttin der Verheirathung selbst auch verheirathet sein. Und hier begegnete der Vorstellung doch wohl leicht der Gott, der als der Allwaltende eingriff auch in die menschlich-häuslichen Verhältnisse, der von dem männlichen Geschlechte als der Stifter der Ehe angesehen und verehrt ward! Zeus wurde also Gemahl der Hera. Die Göttin verdankte solche Erhebung vielleicht auch zugleich ihrer heiligen Verehrung in so vielen Städten und Gegenden, nach welcher sie so hoch, so hehr dastand. Genug! sie ward Ehegenossin, Gattin des höchsten Gottes, und so erscheint sie zumeist noch bei Homer, nur nicht sofort Himmelskönigin*), d. h. Herrin der Götter und des lichten Weltenreiches. Das ward sie erst später, und zwar zumeist in Folge von synkretistischer Deutelei, indem man ihren Cult mit dem der phrygischen Cybele vermengte. Der homerische Hymnus gibt ihr indessen schon diese höchste Ehre: er nennt sie »die unsterbliche Königin, erhabenen Ansehens, welche selbst die seligen Götter scheuen und verehren gleich dem Blitze sendenden Zeus.«

---

*) Wir heben diesen Punct hervor, weil in der neuesten Zeit hierüber auch Nägelsbach unrichtig geurtheilt hat. Jacobi in seinem mythol. Wörterbuche hat das Rechte.

Weil Hera in manchen Gegenden und Städten so hochheilig geachtet wurde, mehr als die andern Gottheiten, so betrachtete man sie da auch als Schutzgöttin des Staates, z. B. in Argos, in Corinth, in Byzanz, wo sie auf den Burgen thronte, Burggöttin war. Diese Eigenschaft ist ihr jedoch nur äußerlich angekommen; sie hängt nicht mit ihrem eigentlichen Wesen zusammen. Man müßte denn dabei an ihr Herrscherverhältniß im Himmel gedacht haben.

Eben so äußerlich und local war ihr Cultus als Hera Hoplosmia (Bewaffnete) in Olympia in Elis oder (weil sie einen Altar bei den Schranken für die Rosse hatte) als Hera Hippia (Rossegöttin). So mag sie auch wohl zur Tropäa (Siegverleiherin) geworden sein. In Corinth soll ihr Fest ein Trauerfest gewesen sein, inwiefern? erfährt man nicht klar. Von ganz spätem Ursprunge war ihr Dienst zu Elis als Hera Ammonia, nach Zeus Ammon so benannt.

Hinsichtlich ihrer Genealogie ward sie gedichtet zur Tochter des Kronos und der Rhea, weil man dieses Aeltern-paar ja überhaupt an die Spitze der Götter gestellt. Erzogen aber sollte sie sein nach argivischer Sage, die wir schon oben berührt, von den Töchtern des Flußgottes Asterion, nach arkadischer von Temenus, dem Sohne des Pelasgus (dem individualisirten Pelasgervolke), nach einer dritten von Oceanus und Tethys. Das dichtete man wohl darum, damit Hera dem Zeus später als eine Unbekannte erschiene, in die er sich verlieben sollte. Olen, der alte Dichter, hatte die Horen als Erzieherinnen derselben aufgeführt. Schöne Allegorie! Als ihre Kinder werden genannt Hephästos und Eileithyia. Spätere aus dem alexandrinischen Zeitalter machen sie, das Grundwesen der Göttin ganz verkennend, zur Mutter des Prometheus vom Giganten Eurymedon.

Homer stellt die Hera dar ganz angemessen dem Wesen einer Frau, deren Ideal sie war: sehr schön im Aeußern, von hehrem Wuchse, weißarmig, großäugig, schön gelockt. Und diese Reize wurden erhöht durch ein herrliches Gewand, das ihr die kunstfertige Athene selbst gefertigt, und das sie mittelst goldener Spangen über der Brust zuhäkelte. Dann band sie ihre prächtige Gürtelbinde um, mit hundert Borden versehen, zierte sich auch noch mit anderm Schmucke, bis sie zuletzt den weißen, gleich der Sonne strahlenden Schleier überwarf und schöne glänzende goldene Sandalen unter die Füße band. Ueberdieß salbte sie sich noch mit duftendem Oele und ordnete das ambrosische Haar auf dem Haupte. Auch saß sie, wenn sie saß, auf goldenem Throne und hieß darum die Goldthronende.

Als Dienerinnen, wohl zumeist für den Anzug, waren ihr die Horen zugetheilt, desgleichen die Hebe, so daß diese z. B. die Rosse ihres Zweigespannes anschirrt, während jene sie abschirren. Aber auch die Grazien sind ihr zur Hand, die Verleiherinnen der Anmuth, des Lieblichen, sind ihre Begleiterinnen. Gleichfalls eine herrliche Symbolik. Nicht minder sollte Iris in ihrem Dienste stehen und die Befehle der Herrscherin vollbringen. Ihrem Charakter nach erscheint Hera bei Homer theils würdevoll und hochsinnig, theils aber

auch zänkisch, eifersüchtig, trotzig, streng, und so meist bei den übrigen Dichtern.

Von ihren Symbolen sind schon im Vorhergehenden mehrere beiläufig aufgeführt, als der Granatapfel, der Kuckuk, die weiße Kuh ꝛc. Außerdem sind zu nennen die Krähe, der Pfau.

So wie der Hera-Cult der Moralität und der Poesie vielfachen Vorschub geleistet hat, so nicht minder der bildenden Kunst. Es war eine schöne, eines größern Künstlers würdige Aufgabe, eine Göttin zu erdenken und herzustellen, die das Ideal einer zur Ehe reifen Jungfrau oder einer geschmückten Braut oder einer ehrwürdigen Matrone wäre und damit zugleich die Hoheit und Würde einer Götterkönigin vereinigte. Die ausgezeichnetsten Künstler des Alterthumes haben sich daran versucht. Praxiteles hat zwei Statuen der Art gefertigt, eine sitzende für Mantinea und eine stehende für Platää. Auch Alcamenes hat eine geliefert. Das schönste Gebilde der Art hatte aber Polyclet für den Tempel bei Argos geschaffen: es hat Epoche gemacht in der griechischen Kunstgeschichte.

Die bildende Kunst behielt nun jene schöne homerische Zeichnung von der äußern Schönheit der Göttin bei; nur den stolzen und herben Charakter ließ sie fallen, als wenig sich zu Kunstdarstellungen eignend, oder sie hat denselben nur insoweit ausgedrückt, als er sich mit der edelsten Vorstellung der Hera als Ehegöttin und als Ehegenossin des höchsten Gottes vertrug. So erscheint sie denn in folgender Gestalt, wie selbige wahrscheinlich von Polyclet war festgestellt worden: »Das Antlitz zeigt die Formen einer unvergänglichen Blüthe und Reife der Schönheit, sanftgerundet ohne Ueberfülle, Ehrfurcht gebietend ohne Schroffheit. Die Stirn, von schräg herabfließenden Haaren umgeben, bildet ein sanftgewölbtes Dreieck, die gerundeten und offenen Augen (Ἥρα βοῶπις) schauen gerade vor sich hin. Die Gestalt ist blühend, völlig ausgebildet, durchaus mangellos, die einer Matrone, welche stets von neuem im Brunnen der Jungfräulichkeit badet, wie von Hera erzählt wurde. Das Costüm ist ein Chiton, der nur Hals und Arme bloß läßt, und ein Himation (Oberkleid), das um die Mitte der Gestalt liegt; der Schleier ist in Statuen der vollendeten Kunst meist nach dem Hinterhaupt zurückgeschlagen oder auch ganz weggelassen.«

In Darstellungen des menschlichen Lebens eingreifend, erscheint Hera stets als die Vorsteherin des Ehebundes, als Zeuxia, das Weib dem Manne übergebend.

Zusammengruppirt ist sie z. B. worden mit Zeus, so auf einem schönen Relief von Chios und zwar thronend.

Von den eigentlichen schönen antiken Bildern der Hera ist keines mehr vorhanden, wohl aber fünf vorzügliche Büsten, nach dem polycletischen Ideal gearbeitet.

Die alten Philosophen und Exegeten haben ihre Ungeschicklichkeit in der Auffassung und Deutung der alten Götter bei der Hera gleichfalls bewährt. Manche haben ihren Namen von ἠράω, andere von ἀήρ, noch andere von ἔρα hergeleitet und danach Stellen, wie die bei Ho-

mer, wo sich Zeus und Hera als Eheleute geriren, physisch gedeutet. Die Orphiker und Neuplatoniker haben viel mit der heiligen Hochzeit gespielt und die erstern sogar ihre muckerhaften Ausschweifungen dadurch zu beschönigen gesucht.

Als die Römer mit der griechischen Religion vertraut wurden, glaubten sie ihre Juno in der Hera wiederzufinden, Verschiedenes mit einander vermengend.

---

9. Eileithyia.

Der Name dieser Göttin stammt ab vom Verbo εἴλω, εἴλομαι, ich winde mich (beim Kreisen), ich kreise. Er bezeichnet also ursprünglich diejenige Göttin, welche nach dem Volksglauben den kreisenden Frauen in dem Augenblicke der Angst beisprang, ihnen half die Schmerzen überwinden und die Geburt glücklich vollbringen. Und eine solche bittere Nothwendigkeit, wie sie dem weiblichen Geschlechte von der Natur auferlegt ist, welche von den Hebräern sogar für einen Fluch des Weibes angesehen wurde, konnte wohl den Griechinnen ein Anlaß werden, eine höhere Macht anzurufen und Hülfe daher zu erwarten.

Ursprünglich war Hera diese Göttin selbst; sie wurde unter solchem Beinamen selbst in spätern Zeiten noch an manchen Orten verehrt. Εἰλειθυία ist mithin ursprünglich ein bloßes Eigenschaftswort gewesen, wo die Endung (θυία) nur für Adjectivendung zu nehmen ist. Später hat sich bei größerer Markirung und Hervorhebung des Begriffes daraus eine besondere Gottheit hervorgebildet. Nun läßt sich auch erklären, wie Hesiod sagen kann, Hera habe die Eileithyia gezeugt und zwar von Zeus. Homer kennt mehr als eine Eileithyia, nennt sie aber ebenfalls Töchter der Hera.

Auch dieser Dienst war ziemlich verbreitet: wir finden ihn, unsrer dürftigen Quellen ungeachtet, in Athen, zu Aegion und Pellene in Achaja, in Megara, zu Argos und Hermione, in Sparta, in Messene, in Elis, in Arcadien zu Tegea und Kleitor, zu Amnissus und Inatus auf Creta. Hier hatte Eileithyia überall Tempel, zu Argos zwei, in Sparta ebenfalls mehrere. In Hermione stand sie im höchsten Ansehen. Auf Creta, in der amnisischen Grotte bei Cnossus, sollte sie geboren sein: so fabelte man da, weil ihr Dienst dort so heilig geachtet war. An mehreren Oertern ihrer Verehrung hatte man über sie auch mancherlei Legenden, die zumeist auf das nicht zu bezweifelnde Wesen der Göttin hindeuten. So heißt es in einem cretischen Mythos (bei Homer), sie habe der Rhea bei der Geburt des Zeus beigestanden. Nach einem andern sendete Apollo sie zu seiner Geliebten Evadne. In der Sage von Apollo's und Artemis' und von Herakles' Geburt spielt sie eine gewichtige Rolle.

Wo ihr Cultus angehoben, das läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Eine Sage der Insel Delos läßt sie von den Hyperboreern kommen, eine andere, cretische, aus Creta. Auf beide ist nichts zu geben. Ihr Dienst hat gewiß in Griechenland selbst seinen Anfang gehabt, wann? ist auch nicht mehr zu ermitteln.

In den meisten Fällen zeigt sich Eileithyia als eine gütige, wohlwollende Göttin. Doch kann sie auch eine zürnende werden: sie kann die Schmerzen verlängern, die Geburt hindern. Verletzung der Jungfräulichkeit straft sie durch Wehen bei der Geburt, und deßhalb fürchten die Jungfrauen sie. Häufige Kindbetten sind ihr verhaßt. Im Allgemeinen aber heißt sie die Huldvolle, die Helferin der Mütter, die Löserin (von Schmerzen), die den Schwer-Gebährenden Beistand leistet*) u. s. f. Artemis, als Tödterin so vieler Kindbetterinnen, ist ihr unbequem und feindlich.

Von ihrer dichterischen oder künstlerischen Darstellung in Bezug auf ihr Aeußeres und auf ihren sonstigen Charakter wissen wir nichts, außer, daß ihre Standbilder, zumeist wenigstens, bis auf die Füße oder bis auf Gesicht, Hände und Füße verhüllt waren.

Als Symbol ward ihr gegeben die Fackel (eine Andeutung, daß sie das Kind an's Licht fördert).

Eben darum wurde sie außer mit Hera zusammengestellt mit den Moiren (Schicksalsgöttinnen), als welche das Geschick der Neugebornen sofort spinnen, und die deßhalb bei Pindar die Beisitzerinnen der Eileithyia heißen (ja! Olen hatte die Eileithyia der Schicksalsgöttin gleich gestellt); ferner mit der Hebe, die das zur Blüthe fördert, wem Eileithyia das Leben gegeben, in Elis mit der Aphrodite Urania und mit dem heimischen Landesheros, Sosipolis (Staatsretter), endlich mit Eros, der nach jenes selben Dichters Olen Dichtung ein Sohn derselben sein sollte. An manchen ihrer Cultusstätten stand ihr Heiligthum neben dem des Asklepios (Heilgottes).

Etymologen haben später ihren Namen von ἔλθω, ἦλυθον hergeleitet und darum manche schlechte Fabeleien ersonnen, die wir billig übergehen.

---

*) Πραΰμητις, μητροπόλος, ἐπιλυσαμένη, μογοστόκος.

b) Haus und Staat.

1. Die Hiſtia oder Heſtia, die Göttin des Hausheerdes und des Hauſes.

Einer der reinſten und edelſten, vom häuslichen Gemüthsleben der Hellenen zeugende Cultus. Er hat ſeinen Urſprung genommen in und aus dem Schooße des Zuſammenwohnens der Familien um Einen Heerd: derſelbe war der Mittelpunct, um den ſich alle Glieder ſchaarten, der ſie vereinte, der ſie feſſelte, an einander knüpfte und mit gegenſeitiger Zuneigung und Liebe erfüllte, welche auch auf den Ort ſelbſt überging, dieſen ihnen lieb, theuer, ſogar heilig erſcheinen ließ. Der Heerd war die Bedingung der ſchönen, traulichen Geſelligkeit der Glieder einer Familie.

Der Name der Göttin iſt hergenommen von dem Namen der Stätte ſelbſt, der ſie vorſtand: ἑστία oder ἱστία (von ἵστημι, ἕστηκα), hieß eigentlich der Raum, wo das Haus hingebaut oder hingeſtellt ward oder war, der Standort deſſelben. Und weil bei den älteſten Griechen, wie bei den Hütten der Armen auf dem Lande noch zu unſrer Zeit, der Feuerheerd davon der Mittelpunct, das Erſte war, was beſtimmt wurde, darum hieß ἑστία oder ἱστία der Feuerheerd, der Heerd, worauf das Feuer brannte und fortwährend unterhalten wurde, damit man immer Gelegenheit hatte, wieder Feuer zu haben, wenn man deſſen bedurfte; der Mittel, es anzumachen, gab es ja damals ſo wenige: durch Reiben von Hölzern konnte es nur erlangt werden, oder wenn der Blitz in einen Baum einſchlug und den in Brand ſetzte. Das letztere, weil es vom Himmel kam, mußte natürlich für eine göttliche Gabe erſcheinen bei ſeiner Nutzbarkeit, bei ſeiner Unentbehrlichkeit im Familienleben. Das kam alſo dazu, um dem Heerde des Hauſes die Idee der Heiligkeit in vermehrtem Maaße zu geben. So führt uns denn die gegenwärtige Erörterung in das erſte und älteſte Haus- und Familienleben der Griechen hinein. Da konnte man in dem Feuer aus der Höhe und in dem traulichen Beiſammenſein der Mitglieder einer Familie um den Heerd ein Göttliches finden und erfaſſen, ſich vorſtellen, eine Gottheit habe das Anlegen eines ſolchen Centrums des häuslichen Kreiſes zuerſt die Menſchen gelehrt und waltete über das Wohl deſſelben. Und weil der Hausheerd (ἑστία) ihr Eigenthum war, ſo durfte man nur den Namen deſſelben perſonificiren, ſo hatte man einen Namen für die Gottheit. Aber ſie mußte weiblich gedacht werden, weil auch das griechiſche Wort femininen Geſchlechtes war. Sie war mithin eine ächtgriechiſche Göttin, und ſelbſt der Aegyptoman Herodot ſpricht ihr den ägyptiſchen Urſprung ab. Uebrigens hat ſie vielleicht am wenigſten mythiſche Geſchichte.

Hiſtia alſo oder Heſtia war urſprünglich die Göttin des häuslichen Heerdes, auf welchem das immerwährende Hausfeuer brannte, und wie der Heerd der Mittelpunct des Hauſes war, ſo hatte ſie ihren Sitz, ihren Ehrenplatz in der Mitte der Häuſer. Dieſer war ihr Heiligthum, ihr Altar: hier ſollte ſie wohnen; hier opferte man ihr; hier loderte ihr zu Ehren das ihr heilige Heerdfeuer; von hier aus floß jegliches Glück, jegliche Nahrung, jeglicher Schutz und Segen des Hauſes, der Familie. Sie bewachte und beſchützte das Haus und Alles in demſelben, war den Griechen die Bedingung alles deſſen, was Schönes und Herrliches, Theures und Gemüthliches in den Worten liegt: Haus, häusliches Leben, häusliche Sicherheit, häusliches Glück; ſie war die Göttin alles deſſen*). Ohne das Haus und ohne das Feuer auf dem Heerde wären die alten Griechen den Unbilden der Witterung und wilder Nahrung ausgeſetzt geweſen, würden ſie unſtät und iſolirt umhergeirrt ſein und zerſtreut gelebt haben. Spätere Schriftſteller ſchreiben ihr darum ſogar die erſte Gründung der Häuſer zu. Nichts, was für Gegenwart und Zukunft Wichtiges in einer Familie vorging oder beſchloſſen wurde, konnte begonnen oder vollbracht werden, ohne ihr Opfer und Gebete darzubringen. Das geſchah z. B. bei einer Abreiſe, bei der Heimkehr; am ſiebenten Tage nach der Geburt eines Kindes lief die Hebamme um den Heerd (ἀμφιδρόμια) u. ſ. w.

Als ſolche Göttin des Hauſes und des häuslichen Segens ward ſie im Alterthume von Dichtern und Künſtlern mit dem Hermes zuſammengruppirt, mit dem Gotte des Erwerbes (in dieſem Falle). Ihr wurden diejenigen Sachen zur Verwahrung übergeben, auf welche man im Hauſe den meiſten Werth legte.

Mit dem Feuer, vermöge ſeiner zerſetzenden und reinigenden Kraft, verband das Alterthum immer den Begriff des Reinen, aber auch mit dem einer Jungfrau, und ſo iſt es leicht zu erklären, warum der Grieche ſeine Heſtia ſich vorſtellte als reine Jungfrau, die immer den Stand der Ehe verſchmäht habe.

In genealogiſcher Hinſicht wußte die cretenſiſche Legende von ihr zu erzählen, ſie wäre die erſtgeborne Tochter des Kronos und der Rhea (als der Aeltern der olympiſchen Götter überhaupt) und Schweſter des Zeus. Als erſtgeborne Tochter wäre ſie auch von ihrem Vater zuerſt verſchlungen worden. Nach Ovid, der darin aber gewiß älteren Autoritäten folgte, war ſie die Letztgeborne. Derſelbe Widerſpruch findet ſich in einem homeriſchen Hymnus, und dort ſo aufgelöſt: Kronos hätte ſie zwar zuerſt erzeugt; aber nach Zeus Willen und Anordnung wäre ſie die jüngſte. Alſo ward die Heſtia von einigen Mythologen für die älteſte der Göttinnen, von andern für die jüngſte ihrer Entſtehung (d. h. der Entſtehung ihres Cultus) nach gehalten. Und dieſer Zwieſpalt findet ſich noch jetzt. Nitzſch hat neuerdings

*) Daher ihre Beinamen: δωματίτης, ἔνοικος, ἐφέστιος, ζύνοικος, rerum custos intimarum.

(im III. Bande seiner Anmerk. zu Homer's Odyssee S. 98 f.) zu erweisen gesucht, daß gewiß dieser Cultus bei den Griechen nicht alt gewesen, indem der Heerd in Homer's Zeitalter noch keine heilige Stätte gewesen, wie nachmals, Hestia auch in den epischen Gesängen dieses Dichters noch gar nicht als Göttin erscheine, während Hüllmann (Ursprünge d. röm. Verfassung S. 19.) sie der Urzeit zuschreibt und diesen Satz gegen jene Einwürfe durch die Annahme zu stützen sucht, daß ihrer (der Hestia) Homerus nicht gedenkt, müsse als zufällig (?) angesehen werden. Wir sind Hüllmann's Ansicht, ohne die letzte Behauptung zu theilen. Denn einmal liegt die Idee einer göttlichen Veranstaltung des Hausheerdes und der göttlichen Gabe des Feuers so nahe, daß selbst im höchsten Alterthume die Hellenen im kindlichen Zustande der Bildung die Gottheit der Hestia erdenken und feststellen konnten: das liegt in der Natur der Sache. Sodann wird sie ja doch auch schon bei Hesiod erwähnt als Göttin, und zwar in einer noch unangefochtenen Stelle. Und drittens finden wir den Cultus der Vesta (d. i. der griechischen Hestia) bei den Römern gleich beim Anfang ihrer Geschichte. Zuverlässig ist er also mit den Pelasgern in vordorischer Zeit von Epirus nach Italien, nach Latium gewandert und dort unter dem Namen mit vorgesetztem Digamma aufgetreten, wie es dem ältesten Sprachidiome der Griechen angemessen ist. Es wäre möglich, daß der Dienst im nördlichen Griechenlande gäng und gäbe gewesen, nicht so im südlichen, und daher auch nicht in den griechischen Colonien in Kleinasien, weßhalb ihn Homer nicht gekannt. Hiernach wäre er dort später eingeführt worden. Und so könnte wirklich nicht mit Unrecht behauptet werden von Einigen, Hestia (d. h. ihr Dienst) wäre die jüngste, von Andern, sie wäre die älteste der Göttinnen. Gewiß ist also der Ursprung ihres Cultes im nördlichen Griechenland zu suchen; gewiß ist er einer der ältesten und — einer der verbreitetsten gewesen. Denn wo es Prytaneen gab — und deren gab es in jeder Stadt wohl eins — da war er. Für jenes hohe Alter zeugt auch, daß man (nach Theophrast) der Göttin auf ihrem Altar grüne Gräser darbrachte — gewiß die einfachste Art von Opfern.

Aber wie bei den Menschen in der Mitte ihrer Häuser die Göttin Hestia ihren Sitz, ihren Ehrenplatz hätte, so meinten die Dichter hätte Hestia ihren Ehrenplatz, ihren heiligen, ewigen Sitz, im Olymp, in den Palästen der Unsterblichen beim Heerde daselbst.

Um den Grund ihrer Jungfräulichkeit und daß sie die Schutzgöttin des Hauses wäre, zu erklären, wußte die Legende zu berichten: sie wäre zwar vom Poseidon und vom Apollo zur Gattin begehrt worden. Allein sie hätte mit der Hand das Haupt des Vaters Zeus berührt und einen heiligen Eid geschworen, daß sie allezeit unvermählt und Jungfrau bleiben möchte. Und dafür habe ihr der Herrscher des Himmels die Ehre gewährt, daß sie seitdem auf jedem Heerde verehrt würde als des Hauses schützende Göttin. »Apollo ward aber ihr Bewerber genannt, weil er der Gott zu Delphi war, wo sie ein Standbild im pythischen Tempel hatte, vorzüglich heilig verehrt ward, und wo sie

sein heiliges Haus (als Hausgöttin) verwaltete, wie der homerische Hymnus sagt.« Warum Poseidon als ihr zweiter Bewerber genannt wird, ist unbekannt.

Wenn nun der Hestia das Feuer des Heerdes angehörte, so konnte man leicht glauben und annehmen, ihr gehöre auch das auf den Altären an, die ja nur heiligere Feuerheerde waren. Aus diesem Grunde wurde sie zur Göttin oder Vorsteherin der Opfer und hatte nach dem homerischen Hymnus als Göttin des heiligen Altarfeuers Theil an den Ehren in sämmtlichen Tempeln der Götter. Sie wurde daher bei Opferhandlungen zuerst und zuletzt angerufen, auch das letzte Opfer ihr dargebracht, und bei Opfermahlen floß ihr der erste und letzte Opferwein. Solches ward sogar zum Sprüchwort (ἀφ' Ἑστίας ἄρχεσθαι = von der rechten, gebührenden Sache anfangen).

Weil nun der Heerd ein heiliger Ort war, so war er erstens im Stande, Fremden, Unglücklichen, Verfolgten, Schutz-, Sicherheit-, Zuflucht-Suchenden das Gesuchte, ein Asyl, zu gewähren, und die Hestia ward die Göttin, die Schutzgottheit solcher Flehenden. In diesem Falle ward sie also eine moralische Göttin und trat in nähere Gemeinschaft mit Zeus, als dem sittlichen Gotte der Gastfreundschaft und der Schutzflehenden. Sie ward wie dieser deßhalb ἑφεστία benannt. Als solche nimmt sie sich der Hülflosen an, wahrt ihre Rechte, sichert sie, daß sie namentlich nicht mehr der Blutrache preis gegeben sind. Wer zu ihrem Sitze, dem Hausheerde, floh und diesen erfassen konnte, war sicher vor jeder Unbill, hatte Anwartschaft auf menschlichen Schutz jeder Art: er hatte sich unter den Schutz der Göttin begeben.

Zweitens ward jeder Schwur dadurch geheiligter und bindender, wenn er an dem Altare der Hestia, am Heerde ausgesprochen wurde. So schon bei Homer.

Aber als aus dem Familienleben sich unter den Hellenen ein Staatsleben ausbildete, da ging der Hestia-Cult mit hinüber, und die Göttin ward nun eine politische. Wie im Hause der Hausheerd der Mittelpunct der Familie gewesen war, so ersahe man auch einen Mittelpunct für die städtische oder staatliche Gemeinde. Festigkeit des Wohnsitzes, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, Zusammenhalten, Eintracht unter den Bürgern hielt man hier für eben so nothwendig und ersprießlich, als für eine Familie Geselligkeit und häuslichen Sinn. Und so machte man einen heiligen Staats- oder Stadtheerd gemeinhin in der Mitte der Stadt, in den Prytaneen oder Rathhäusern. Hier hatte die Göttin (als πρυτανῖτις) ihr besonderes Heiligthum (θάλαμος), in welchem der heilige Heerd und ihr Standbild errichtet war. Auf dem Heerde brannte das heilige Feuer, durch welches das gemeinsame Staatsleben versinnbildet ward. Es brannte immerwährend. Unterhalten wurde es und der Göttin geopfert in Delphi wie in Athen durch Wittwen, die dem Ehestande ferner entsagt hatten; denn unvermählt mußte das Weib sein, das der weiblichen, reinen, jungfräulichen Gottheit diente. Ging einmal dieses

ewige Feuer aus, so durfte es nicht anders wieder angezündet werden als auf natürlichem Wege, entweder durch den Brennspiegel oder indem man durch das Reiben zweier Hölzer ein Flamme gewann. Bei solchem Heiligthum der Hestia opferten die Prytanen beim Antritt ihres Amtes und weihten ihr Gebete im Namen ihres bürgerlichen Vereines. Und wenn eine Colonie das Mutterland oder die Mutterstadt verließ, so nahmen die Auswanderer gewiß heiliges Feuer mit, das sie am Stadtheerde im Prytaneum anzündeten, brachten es an den Ort der Niederlassung und zündeten im Prytaneum der neugegründeten Colonie davon die Lebensflamme für den jungen Staat an. Ein schönes Symbol von Anhänglichkeit an dem Vaterlande und wie man das Bestehen der neuen Gemeinde sofort an die Bande der Religion knüpfte, durch diese das neue Institut zu heiligen suchte! Von der Hestia glaubte man ferner, daß sie nicht nur die Bürgergemeinde der Stadt schützte, sondern daß sie auch auf die Beschlüsse des Senates und des Volkes wohlthätig einwirkte (Ἑστία βουλαία). Als solche hatte sie in Athen in der Bule (Rathhause) einen Altar und eine Bildsäule neben dem Altare des Zeus Bulaios und Athene (Bulaia), mit welchen Göttern sie also hier zusammentraf. Man feierte ihr ein besonderes Fest, die Hestiäen, und brachte ihr an demselben die Erstlinge aller Art. Von diesen Opfern durfte nichts an Andere mit fortgenommen werden; daher von unmäßigen Essern die Redensart: Ἑστίᾳ θύειν (d. h. Niemandem anders etwas mittheilen, sondern Alles für sich behalten = Selber essen macht fett).

Auch diese öffentlichen Heiligthümer der Hestia waren unverletzliche Zufluchtsörter für Schutzflehende, und die Göttin die Schirmerin derselben. Und bekam der Staat Gäste, oder kamen Gesandte aus fremden Gegenden, so bewirtheten die Prytanen dieselben im Hause des heiligen Heerdes der Stadt, und hier waren sie sicher vor jeder Unbill des Volks: sie waren dem Schutz der Göttin anvertraut. In ähnlicher Beziehung wurden ihr öffentliche Documente zur Verwahrung übergeben. Plato z. B. räth an einer Stelle seines Werkes über die Gesetze, die Proceß-Acten in dem Tempel der Hestia aufzuheben. Und als einstmals zwischen den öffentlichen Parteien in Megalopolis in Arcadien eine Aussöhnung statt fand, wurden die Bedingungen auf eine Säule gegraben und diese neben dem Altare der Hestia aufgestellt. Bei feierlichen Abschlüssen von Friedensverträgen, öffentlichen Beschlüssen, Bündnissen wurde sie ausdrücklich und vor Allen angerufen, wie bei den Privat- und häuslichen Schwüren.

Besondere Tempel mußte diese Hestia, diese politische Göttin, im Alterthume nur wenige haben: sie hatte ja eben ihre Heiligthümer in den Prytaneen. Außer denen in Athen und zu Delphi wird ein ihr besonders geweihter Tempel, aber ohne Standbild, bloß mit einem Altar, nur in Hermione erwähnt. Zufolge ausdrücklicher Zeugnisse hat sie noch außer den bereits erwähnten Stätten in Olympia in Elis, auf Naxos (Parthen. erot. c. 18.), auf Tenedos, in Jasos, einer argivischen Colonie in Kleinasien, und in Naucratis in Aegypten (Hermeas bei Athen. IV, 32.), bekanntlich einer grie-

chischen Niederlassung, Verehrung genossen. Allein annehmen läßt sich, daß dieser Cult überall, und in allen nur einiger Maaßen ansehnlichen Ortschaften, einheimisch gewesen ist.

Die Kunst hat die Hestia dargestellt in ernster Würde, schlanker als Göttinnen, die man sich als Mütter dachte, mit einem Schleier, der das Hinterhaupt verhüllte, und in der Kleidung mütterlicher Göttinnen, theils in stehender, theils auch in sitzender Stellung. Eine Hestia in letzterer Attitüde war ein Werk des berühmten Skopas. Sonst hatte sie auch noch einen Scepter in der Hand — z. B. im Prytaneum zu Tenedos — welcher sie charakterisirt als Prytanengöttin, als Vorsteherin einer Stadt. Der Scepter nehmlich war schon bei den alten Griechen das Symbol der Herrschaft, im vorliegenden Falle das der Prytanenverwaltung.

Erhalten hat sich übrigens keines der, im Alterthume wohl ohnehin nicht sehr zahlreichen, Standbilder. Auf Vasen nur finden wir die Göttin zuweilen mit beigeschriebenem Namen.

Der Hestia-Cult hat in seiner ursprünglichen sowohl als in seiner politischen Bedeutung, so wie er von Anerkennung des Schönen und Herrlichen des gemeinsamen Familien- und Staatslebens zeugt, umgekehrt gewiß sehr viel wieder dazu beigetragen, diesen Sinn unter den Griechen zu nähren und zu unterhalten, die Heiligkeit des Eides zu erhöhen, Ehrlichkeit in allen häuslichen und bürgerlichen Beziehungen zu fördern, zur Gastfreundschaft gegen Fremde, zur Menschlichkeit gegen Unglücklich-Verfolgte anzuregen. Er ist mithin ein sehr wesentliches Moment in der Sittengeschichte der Hellenen gewesen.

Als späterhin die Banden des Familien- und des öffentlichen Lebens sich lockerten, der Volksglaube und die Religiosität sanken, da mußte auch die Heiligkeit dieses Cultes abnehmen. Und die Philosophen trugen mit ihren unrichtigen, oft phantastischen Auffassungen und Erklärungen das Ihrige dazu bei. Heraklit und seine Anhänger erklärten die Hestia für die allgemeine Wesenheit (οὐσίαν) der Welt oder für das Princip der Bewegung (ὠσίαν), und spätere kosmogonische Philosophen machten sie zum Heerde des Weltalls und zum Feuer in dessen Mittelpuncte. Da trat sie denn ein in die Gemeinschaft mit der Erdgöttin (Gäa), mit der (phrygischen) Cybele, mit Demeter und Persephone und mit der Artemis, ward öfter mit diesen vermengt, so z. B. von Euripides (Lobeck Aglaoph. p. 79.). Und so darf es uns nicht auffallen, wenn wir irgend wo von einer Δημήτηρ ἑστιοῦχος oder (bei Sophocles) von einer Persephone unter dem Namen χθονία Ἑστία lesen. Der irdische Hestia-Dienst, meinte man, wäre nur ein Abglanz des höhern, himmlischen, und was dergleichen schiefe und phantastische Erklärungen und Ansichten mehr waren. Aber so närrisch sie sein mochten, sie brachten den Volksglauben doch in Fluß, schwächten das Innige, Herzliche desselben.

2. Themis, die Göttin der gesetzlichen Ordnung, zunächst der staatlichen.

Ein höchst interessanter Cultus, der uns einen tiefen Blick in das geistige und staatliche Leben der Griechen schon in ältester Zeit, thun läßt. Das praktische Bedürfniß muß hier sehr früh zur Reflexion und zu tiefer Einsicht in die Nothwendigkeit der Sache geführt haben.

Bei dem Zusammenleben der Hellenen in Gemeinden muß sich bald nach solcher Vereinigung herausgestellt haben, wie nöthig und nützlich es sei, die gegenseitigen Rechte des Individuums gegen Anmaßung, Uebergriffe, Uebervortheilen festzustellen, den Kreis derselben nach allen Seiten hin zu begrenzen oder, mit Einem Worte, eine Ordnung festzustellen, die bedingt ist durch Gebrauch, Billigkeit, Gesetz, Recht. Diese Ordnung nannte nun der Grieche Themis (das Setzen, Satzung von θέω, τίθημι, ich setze), und sie kam ihm schon frühe so bedeutsam, so wichtig vor zur Glückseligkeit des Erdenlebens, daß er darin etwas Göttliches erkannte, noch dazu, da er auch in der Natur gleiche Gesetzlichkeit und gleiche Ordnung wahrnahm.

Die Themis ward so den Hellenen die staatlich-moralische und die physische Gesetzmäßigkeit in der Welt überhaupt.

Weil diese Gesetzlichkeit so alt ist als die Natur und das Zusammenwohnen der Menschen selbst, so macht sie der Mythos — wieder ein Beweis von richtiger Reflexion schon in hesiodischer oder gar vorhesiodischer Zeit — zu einer Titanin, d. h. zu einem der frühesten, vergötterten Wesen, indem sie Hesiod auf die ersten Urelemente des Weltganzen, auf den Uranus und auf die Ge (Himmel und Erde) zurückführt. Darum heißt sie bei dem Rhetor Aristides geradezu die älteste der Göttinnen. Und weil man weiter philosophirte, die höchste göttliche Macht und Vorsehung könne nur verbunden mit weiser Ordnung und Gesetzlichkeit die Welt so erhalten, wie sie sich zeigt: so ließ man (ebenfalls bei Hesiod) den Zeus, als den Repräsentanten der erstern, sich frühzeitig vermählen mit der Themis und mit derselben die Horen (anfangs auch hier die Repräsentantinnen der gesetzlichen Ordnung in der Natur [vergleiche Pindar], dann aber die der gesetzlichen Ordnung im Menschen-, vornehmlich im Staatenleben), die Eunomia, Dike, Eirene, (s. oben den Artikel über die Horen) und sodann die Moiren zeugen (d. h. sie habe begründet die Lebensloose der Menschen und die bestimmten Zwecke der Dinge in der Welt). In letzterer Beziehung heißt es darum von ihr, sie wäre auch im Besitz des Weissagens, d. h. sie ertheile den Rath, der zur gesetzlichen Ordnung im menschlichen, vornehmlich dem Staatenleben, gehöre, und hätte vor Apollo das berühmte Orakel zu Delphi im Besitz gehabt. Doch ist das erst eine spätere Idee. Eben so, daß

sie an Kenntniß der Zukunft die weisesten der jüngern Götter, selbst einen Zeus und Poseidon, weit übertreffe, obwohl darin die schöne, wahre Idee liegt, daß in der Welt das bestimmte Gesetz herrscht, nach welchem immer aus einer bestimmten Ursache und Handlung eine bestimmte Wirkung und That und Folge hervorgeht.

Ebenfalls ein schöner Gedanke, die Folge einer feinen Reflexion, ist es, wenn Themis eine Wohlrathende, eine Helferin heißt (denn ohne gesetzliche Ordnung kann ja nichts in der Welt bestehen) oder eine Beisitzerin des Zeus, mit welcher derselbe, wie ein homerischer Hymnus sagt, auch öfter Rath pflegt (d. h. die bloße Macht kann die Welt nicht erhalten, wofern nicht Ordnung, Gesetzmäßigkeit hinzukommt, mit waltet).

Doch spielt sie bei Homer auch eine dienende Rolle: sie sorgt, damit es ordentlich beim Mahle hergehe, für gleichmäßige Vertheilung der Speisen an der Göttertafel; sie beruft die Götterversammlung auf den Olymp, so wie sie über die Volksversammlungen bei den Menschen waltet; denn auch da muß es gesetzmäßig hergehen, und mit Ruhe und Ordnung. Der (späte) Redner Aristides fügt dem auch die Rathsversammlungen hinzu. Der erwähnte homerische Hymnus läßt den Ares (als Gott des gerechten Krieges) ihr ein Beistand und Helfer sein (d. h. bisweilen müssen selbst die Waffen gebraucht werden, um gesetzliche Ordnung aufrecht zu erhalten oder wieder herzustellen).

Bei den Tragikern erscheint Themis öfter als eine Göttin, welche durch Strafe und Züchtigung wieder in Ordnung bringt, was gesündigt worden. Vornehmlich trägt sie Sorge für Erfüllung gethaner Eide und Gelübde und für Bestrafung derjenigen, welche dieselben unterließen. Ihr Wirkungskreis spielt somit hinüber in den der Dike (Gerechtigkeit) und der Nemesis.

Verehrt ist sie worden namentlich an folgenden Plätzen: in Böotien, theils in Tanagra, theils zu Theben (wo sie mit dem Zeus Agoräos [Marktzeus, dem Schützer und Ordner der Volksversammlungen] und mit den Moiren ein Heiligthum und ein Standbild hatte), in Attika theils zu Athen, theils zu Rhamnus (wo ihr Tempel verbunden war mit dem der rhamnusischen Nemesis), zu Trözen in Argolis (hier waren zwei Altäre sogar der Themis [in der Mehrzahl] geweiht), zu Olympia in Elis (daselbst hatte sie im Tempel der Hera ein Bild nebst ihren auf Thronen sitzenden Töchtern, den Horen, von dem berühmten Künstler Doryklides gefertigt; der Sinn dieser Gruppirung mit Hera ist aber dunkel, und an einer andern Stelle war ein Heiligthum der Ge, daselbst ein Aschenaltar, und an der Mündung eines Erdschlundes, wo wahrscheinlich Orakel gegeben wurden, ein Altar der Themis, die hier also Orakelgöttin war), endlich wahrscheinlich auch in Arcadien am Flusse Ladon im Flecken Onkäum (hier stand neben der Statue der Demeter-Erinnys [der zürnenden] eine andere, welche von Einigen für die einer Themis erklärt wurde, gewiß nicht ohne Grund, da die Themis die zürnende

Demeter beschwichtigen konnte, d. h. Morde gesühnt oder wieder gut gemacht werden konnten).

In den Mythen spielt sie bisweilen eine vermittelnde Rolle, aber nur als Orakelgöttin. So sollte sie mit Apollo das Orakel zu Delphi selbst gestiftet, dem Deucalion und der Pyrrha nach der großen Fluth den Rath gegeben haben, wie sie die Erde wieder bevölkern könnten, und endlich dem Kronos geweissagt die Usurpation seines Sohnes Zeus, und den Atlas gewarnt, daß er nicht sollte Jemanden aufnehmen als Gast aus dem Geschlechte des Zeus.

Auf antiken Münzen findet man sie abgebildet, nach dem Athene-Ideal, mit dem Füllhorn (um anzudeuten den Segen, der aus der gesetzlichen Ordnung zu fließen pflegt) und mit der Wage (zum Zeichen, daß gesetzliche Ordnung ein genaues Abwägen der Verhältnisse erheischt).

Der Geschichtschreiber Ephorus hat die Themis eine sterbliche Frau genannt. Er pragmatisirte also, leitete den Gottesdienst von einer Sterblichen her, die sich wahrscheinlich dadurch ausgezeichnet hätte, was die Göttin repräsentirte.

Wir würden hier den **Theseus** folgen lassen müssen, als den vermeintlichen Urheber — das Wort kommt her von θέω = τίθημι, θήσω, θήσας, der gesetzt, geordnet hat, nehmlich den Staat — der staatlichen Ordnung, wenn er nicht ein in Attika nur localer Heros geglaubt, erst spät (seit der Schlacht bei Marathon), aber auch nur in Attika, verehrt worden wäre. Zudem ist sein Cultus nicht darum erfolgt, weil er die zerstreuten Bewohner Attika's in eine einzige Gemeinde, in Athen, gesammelt und in eine geordnete, staatliche Verbindung vereinigt hatte, sondern zumeist in Folge der vielen Sagen, die ihn so verherrlicht und zu einem zweiten Herakles umgeschaffen.

---

c) Der Kreis der Gottheiten der Güter des Glückes und des Geschickes und der Strafe.

1. Die Moiren.

Diesem Cultus liegt die Erfahrung zum Grunde, die nur der Mensch zu häufig bei Ausführung seiner Pläne, seiner Wünsche, seiner Hoffnungen macht, daß er von äußern Verhältnissen abhängt, die ihm Hindernisse in den Weg stellen oder ihn in Bahnen ver-

setzen, in Verhältnisse, an die er nicht gedacht, die er nicht erwartet hatte, sie seien gut oder böse. Der Mensch fühlt da seine Abhängigkeit von einer höhern Macht, seine Ohnmacht; er fühlt sich unfrei. Das Ganze erscheint ihm als ein unabänderlich bestimmtes Gesetz, dem er nicht entgegenzuwirken vermag, selbst mit der größten Kraftanstrengung nicht, das er ruhig gewähren lassen muß. Besonders ist solches hinsichtlich der Lebensdauer der Fall. Und weil er den Wunsch hegt nach langem Leben, so macht ihn der Gedanke unmuthig, traurig. Dieser Zug ist es vornehmlich, der sich fast durch den ganzen Moiren-Dienst hindurchzieht: derselbe hat darum etwas Tragisches, und das um so mehr, als man über das große Weltgesetz in der Natur und im Menschenleben unklar dachte (vergl. Schömann Aeschyl. Prom. S. 170.).

Weil die Schicksale der einzelnen Menschen so verschieden sind, so dachte der Grieche sich die Bestimmung derselben als ein Verleihen, Vertheilen und nannte diese Vertheilung μοῖρα (von μείρομαι). Anfangs schrieb er selbige dem höchsten Gotte, dem Herrn der Welt, dem Zeus zu, als welcher Alles angeordnet habe und anordne. Und diese Vorstellung zeigt sich noch fast durchgängig bei Homer, wo Ζεὺς und μοῖρα Διὸς ganz gleichbedeutend sind. Bereits finden sich aber daselbst auch einige unzweifelhafte Spuren, daß man diese Vertheilung persönlich dachte, sie sich dachte als waltende Gottheit anfangs im Dienste des Zeus, später sogar wohl über Zeus, je nachdem man sie als eine individuelle Anordnung dieses Gottes oder als eine Anordnung desselben nach höhern (physischen oder moralischen) Gesetzen erfaßte. So läßt Herodot z. B. den Zeus und alle Götter den Moiren untergeben sein.

Anfangs nahm man gewiß nur eine an, aber weil die Vertheilung der Güter bei den einzelnen Menschen so verschieden ist, so sprach man bald von mehreren in unbestimmter Zahl. So schon bei Homer die Kataklothen. Nachmals schied man wohl zwischen Anfang und Ende der Lebensdauer, oder zwischen dem Guten und Bösen, was sie brächten, und nahm eine Zweizahl an, so wie wir sie noch später bei den Delphiern und bei Empedocles finden. Aber als man in die Moiren den Begriff des dem Menschen unabwendbar zugetheilten oder (bildlich ausgedrückt nach der, schon bei Homer öfter vorkommenden, lieblichen Weise, jene Göttinnen im Allgemeinen Spinnerinnen [Kataklothen] zu nennen) zugesponnenen Lebenslooses anfing zu legen und darauf diese einzelnen Begriffe (Loos, Spinnen, unabwendbar) spaltete: da begann man drei anzunehmen und nannte sie: Klotho (Spinnerin), Lachesis (Loos), Atropos (die Unabwendbare, Unabänderliche). So bereits Hesiodus; daher ihre Beinamen: die Dreigeschwister, die Dreigestaltigen*).

Bei diesem Dichter heißt es zwei Mal von ihnen, sie spendeten den sterblichen Menschen Gutes und Schlimmes. Solche Doppelnatur

*) Τριαδελφαί, τρίμορφος.

haben die Moiren auch sonst; doch ist die schlimme, die der eisernen Nothwendigkeit, im Ganzen bei weitem die überwiegende. Darum heißen sie zwar wohl die Rechtvertheilenden, Tiefweisen, die Alles, wie es bestimmt ist, zu Ende führen, aber auch die Unerbittlich-Durchgreifenden, die Leidvollen, die Unglück-Spendenden*), die Harten, Grausamen, Düstern, Unsanften, Ernsten, Unbeugsamen. Auf solchen Begriff führt nicht minder die doppelte Genealogie derselben bei Hesiod: in der einen Stelle — wenn sie anders ächt ist — heißen sie Töchter der Nacht (aus welcher alles Schlimme herstammt), in der andern Töchter des Zeus (als des obersten Lenkers der menschlichen Schicksale) und der Themis (der physischen und moralischen Weltordnung). Dagegen heißen sie bei Andern Töchter der Anagke (Nothwendigkeit), oder Kinder des Erebos (Finsterniß) und der Nacht, oder des Kronos und der Nacht, oder des Oceanus und der Erde (die man, nach neptunistischer Ansicht, als Aeltern wohl von Allem ohne Unterschied, in späterer Zeit betrachtete). Die Moiren, so meist unbeherrscht, sich selbst regierend, führen nach Aeschylus das Steuer der Nothwendigkeit, lenken das Geschick und wachen darüber, daß die jedem Wesen nach den unabänderlichen physischen und moralischen Gesetzen zugetheilte Bestimmung ungehindert sich entwickele. Ihren Faden kann Niemand wieder auflösen.

Zusammengestellt in der Vorstellung wurden sie erstens mit Zeus, von dem ja sonst das Schicksal der Menschen bestimmt wird, »der da weiß, was die Moiren den Menschen verleihen oder versagen«: beiderlei Wesen haben also sehr nahe Beziehung. Entweder ist Zeus den Moiren unterthan oder die Moiren gehorchen dem Zeus. In letzterer Beziehung heißt Zeus Moiragetes (Moirenführer). Darum läßt die mythische Dichtung die Moiren ihm im Gigantenkampfe und im Kampfe mit Typhon beistehen; ihm war ja der Sieg vom Schicksale bestimmt. Und eines Males sendete er sie ab, um die zürnende Demeter zu begütigen. Zweitens werden sie beigesellt dem Apollo als dem Kenner und Weissager der menschlichen Schicksale, der deßhalb ebenfalls als Moiragetes betrachtet worden ist; drittens der Eileithyia, wie wir früher schon sahen, die ebenfalls die Spinnerin genannt worden ist, und so, daß Pindar jene die Beisitzerin der tiefweisen Moiren nennt, welche dem Kinde sein Schicksal bei der Geburt bestimme, und Apollo bei demselben Dichter zur Geburt des Jamos die Eleuthe nebst den Moiren hinzubringt, ja! Pindar läßt sie in dieser Beziehung sogar bei der ersten Einrichtung, Stiftung eines Festes zugegen sein; viertens der Aphrodite Urania, die ja ebenfalls Geburten erzeugt, die deßhalb in Athen eine Moire genannt wurde; fünftens dem Prometheus beim Schaffen der ersten Menschen (sinnige Zusammenstellung!); sechstens der Tyche (Glücksgöttin), die Pindar eine der Moiren heißt; siebentens den

*) Ὀρθονόμοι, βαθύφρονες, τελεσφόροι, βαρεῖαι, διάταιαι, μογεραί, βαρυδότειραι u. s. w.

Eumenyen, deren nahe Verwandten (Mutterschwestern, bei Spätern sogar Schwestern) sie genannt werden; ja! sie, die unabweisbar die Folgen jeder Frevelthat vollstrecken, hatten nach der Legende ihr Amt von den Moiren, als die mit ihnen nach dem Gesetze der Nothwendigkeit jedes Schicksal fest und sicher zu seinem Ziele führen; achtens den Keren (den Göttinnen des gewaltsamen Todes); neuntens dem Pluto und Charon (welche die Todten empfangen, die ihnen von den Moiren zugesendet werden); zehntens den Horen, als den Alles zur bestimmten Zeit zur Reife oder Ausführung Bringenden; elftens den Musen, insofern sie singend, nach der Alten Weise, das Schicksal der Menschen verkündigen sollten.

Also hier überall dieselben Beziehungen auf Verhängniß, Schicksale, Lebensdauer, Tod. Doch stehen die Moiren auch in Beziehung zur Ehe und zum Brautstand, da dieses ein Hauptpunct in dem Leben der Mädchen ist. So weihten Bräute ihre Locken den Moiren. Auch nahmen diese Göttinnen nach einer Legende Theil an der Hochzeit des Peleus und der Thetis. Nach einer andern bestimmten sie dem Zeus erst die Themis, dann die Hera zur Gemahlin: der Sinn ist klar.

Wir finden den Dienst der Moiren an folgenden Stätten mit folgenden Eigenthümlichkeiten: in Delphi (hier standen im Tempel des Apollo als Moiragetes zwei Statuen; statt der dritten war [nach Pausanias] Zeus vorhanden [auch als Moiragetes]), in Theben (daselbst hatten sie nahe dem Heiligthume der Themis [der Göttin der gesetzlichen Ordnung im Staate] und des Zeus Agoräos [Gott der Volksversammlungen] ein Heiligthum, jedoch ohne ihre Bildsäulen; es lag in dieser Gruppirung der Tempel der Sinn, daß das Schicksal des Staates von der Beobachtung der gesetzlichen Ordnung und von weisen Berathungen abhängt), in Athen (attische Schriftsteller, wie Aeschylus, Plato erwähnen ihrer in Schriften), in Megara (hier waren sie im Olympieion des Zeus an dem Haupte desselben, nebst den Horen, vom Künstler angebracht zu herrlicher Symbolisirung des Wesens des Zeus), in Sicyon (wo die Eumeniden einen Eichenhain und darin einen Tempel hatten, und in dem Haine stand unter freiem Himmel ein Altar der Moiren, wo eben so wie auf dem Altare der Eumeniden geopfert wurde, nehmlich alljährlich trächtige Schafe [Bezugs der Zukunft, was diese trägt und bringt]), in Corinth (hier hatten sie an dem Wege nach der Burg hinauf mit Demeter und Persephone einen Tempel), in Sparta (woselbst ihnen ein Tempel gehörte), in Akakesion in Arcadien (da war in dem Tempel der Despoina [Persephone oder Demeter] ihr Bild nebst dem Apollo in der Wand angebracht, als Relief wahrscheinlich) und endlich in Elis (allwo sie einen Altar hatten zu Olympia neben dem des Apollo).

Man sieht, der Cultus war, da er sich noch an so vielen Oertern aus unsern spärlichen literarischen Notizen nachweisen läßt, ziemlich verbreitet. Auch hat über ihn mit Geist und Sinnigkeit die griechische Nation gewaltet, obwohl im Ganzen die ernsten Schicksalsgöttinnen der heitern Kunst der Hellenen nicht eigentlich zusagten. Daher die Bildner wenigstens, sie nicht zum idealen Gegenstande

ihres Strebens gemacht haben. Wir kennen kennen und besitzen im Ganzen genommen nur eine sehr geringe Anzahl von derartigen Kunstdarstellungen. Auf den ältern begnügte man sich mit symbolischer Bezeichnung der hohen Gewalt der Moiren: auf einigen haben sie Scepter in den Händen, oder im Einzelnen Klotho die Spindel oder die Schriftrolle des Schicksals, Lachesis den Globus mit einem Stäbchen, das Horoskop deutend, oder eine Rolle haltend oder schreibend, Atropos mit der Wage oder der Sonnenuhr (die Zeit anzudeuten, in welcher sich das Menschenloos unabänderlich erfüllt) oder mit einem Schneidewerkzeug, z. B. einer Scheere. Als Prophetinnen erscheinen sie auch als Sängerinnen, gleich den Musen mit Federn auf dem Kopfe. Klotho mit der Spindel ist ganz späte Darstellung. Zu bemerken ist hierbei, daß zwischen den einzelnen nie eine so strenge und scharfe Absonderung statt gefunden hat, daß man nicht z. B. alle spinnend erwähnt fände. Daher erscheint auf Kunstwerken zuweilen bloß eine; so wie bei spätern Schriftstellern öfter nur eine, nehmlich Klotho, für alle genannt wird. Dabei ist denn das schöne Bild des Spinnens so recht hervortretend. Dieses Attribut ist aber in dem Fall, wie Welker scharfsichtig bemerkt hat, »etwas Andres als die Laute des Apollo und der Musen, der Dreizack des Poseidon, der Blitz des Zeus, die der Einbildungskraft als wirklich gehandhabte Dinge erscheinen. Sie sind nicht ein Sinnbild eines eigentlichen Handelns, sondern Sinnbild von einer mit der Sache verschmolzenen und verwechselten Metapher.« Das Bild ist auch später in so weit fortgesetzt worden, als man von Abreißen, Abschneiden oder Abspinnen des Fadens redete. Der ursprünglichen Idee der Moiren und den Namen der einzelnen nicht angemessen ist es, wenn ein späterer lateinischer Schriftsteller die Aemter der Moiren scharf trennend, erklärt: Klotho zettle das Leben an, Lachesis webe es, Atropos zerschneide es. Eine solche scharfe Trennung hat nicht einmal die bildende Kunst beobachtet.

Ein, nicht eben geistreicher und der Idee des Ganzen angemessener, Einfall ist es, wenn Plato meinte, Lachesis besinge die Vergangenheit, Klotho die Gegenwart, Atropos die Zukunft, und eben so wenig ist es ästhetisch, wenn spätere Dichter die Moiren als alte und häßliche Frauen schildern, oder treffend, wenn Lycophron sie lahm heißt, in Bezug auf den zögernden Gang des Schicksals. Nicht viel mehr Sinn läßt sich dem Gedanken des Verfassers des Gedichtes: »der Schild des Herakles« abgewinnen, wenn er die Atropos die hinfällige, kleinere, würdevollere, älteste unter den Moiren nennt. Und wenn sich das auf das sinkende Menschenalter beziehen soll, so stimmt es wenigstens nicht mit den übrigen Vorstellungen von den Moiren überein. Dagegen zeugt's von poetischem Aufschwung einer frei waltenden Phantasie, wenn bei Pindar die Looserin Lachesis dem Helios schwören muß, daß die Insel Rhodus ihm unabänderlich auf immer als Loos zufallen solle.

In der mystischen Lehre von der Persephone werden die Moiren gepriesen, daß sie sammt den Chariten diese Göttin unter Reihen-

tänzen aus der Unterwelt heraufführten. Das sollte wohl den Sinn haben, daß solches zwiefache Leben der Göttin für immer beschieden wäre.

Bei ihrer näherern Bekanntschaft mit der griechischen Religion fanden die Römer ihr Fatum und ihre Parcen in den Moiren der Hellenen wieder und nahmen die Vorstellungen von ihnen auf.

Gleichbedeutend mit den Moiren im Singular ist die Aesa, d. h. etymologisch auch der Theil, der Antheil an zeitlichen Gütern, das Schicksal. Allein, als poetisches Wort, ist dasselbe nie zur Bezeichnung einer Person in's Leben und in den Volksglauben übergegangen, eben so wenig der männliche Moros von gleicher Bedeutung, obwohl vornehmlich von schlimmer, weßhalb er ein Sohn der Nacht geheißen, und der Thanatos (Tod). Heimarmene (der zugetheilte Theil), von gleichem Wortstamme, wie Moire, als Schicksal gedacht, und Pepromene (das Bestimmte, das Verhängte) sind gleiche Vorstellungen gewesen und können nur als bloße Personificationen gelten. Dagegen ist

2. Tyche (Zufall, Glück)

nicht bloße Personification gewesen, sondern hat wirkliche Verehrung genossen. Das Wort bedeutet eigentlich das, was sich zufällig begibt, und zwar zumeist im guten Sinne (die gute Tyche), das Glück in seinen Wechselfällen. Das ist der Tyche Wirkungskreis. Ein für Poesie und bildende Kunst sehr schönes Sujet! Doch findet sich vor Pindar keine Spur von ihrem Dasein im griechischen Culte. Späterhin war aber ihre Verehrung ziemlich verbreitet, wohl in Folge der Verbreitung der Herrschaft der Römer über Griechenland, bei denen die Fortuna eine so große Rolle spielte.

Der Dichter Alcman nennt sie sehr schön und wahr Schwester der ewigen Ordnung (Εὐνομίας) und der Ueberredung (Πειθοῦς) und Tochter der Vorsicht (Προμηθείας), so daß sie ihm erschien als Göttin des glücklichen Erfolges, des Gelingens, und Pindar nicht unpassend eine der Moiren und gibt ihr größere Macht als ihren Schwestern. Er heißt sie eine Tochter des Befreiers Zeus, wohl zunächst in Bezug auf das Glück des von dem Einfall der Perser befreieten griechischen Volkes. Treffend sagt er weiter, sie lenke ein zwiefaches Steuerruder (das des Glückes und des Unglückes). Sie heißt die Gute, die Retterin, die Erhalterin der Staaten*), und als Wohnsitz wurden ihr die Burgen angewiesen; daher ihr Beiname Burggöttin.

An den verschiedenen Stätten ihres Cultes hatte Tyche verschiedene, von den Künstlern meist mit Geschmack und mit Geist gewählte Symbole. Zu Theben hatte sie einen Tempel, darin ihr Bild, das den Plutos (Reichthum) trug; zu Lebadea in Böotien besaß die »gute Tyche,« zusammen mit dem »guten Dämon,« ein heiliges Gebäude,

*) Ἀγαθή, σώτειρα, φερέπολις, ἀκραία.

in welchem diejenigen, die eben daselbst das Orakel des Trophonius befragen wollten, zuvor eine bestimmte Anzahl Tage zubrachten. In Athen hatte dieselbe beim Prytaneum eine Statue (sie hatte hier also politische Bedeutung) und beim Stadium einen Tempel mit einer elfenbeinernen Bildsäule; auf der Burg zu Sicyon hatte Tyche einen Tempel als Akräa (Burggöttin), also auch politische Beziehung, und ein Standbild; in Argos, in Hermione, zu Pharä in Messenien (da war ein Tempel und ein altes Bild ihr geweiht); in Elis (in der Stadt hatte sie einen kleinen Tempel mit einem Schnitzbilde; zu ihrer Linken stand der hier locale Sosipolis [Stadtretter] als Knabe mit einer besternten Chlamys, in der Hand das Amalthea-Horn [das Symbol des Segens] haltend, und in Olympia stand ein Altar der »guten Tyche«), zu Aegira in Achaja (auch hierselbst besaß sie einen Tempel mit einem Standbilde, welches das Amalthea-Horn hielt, daneben einen geflügelten Eros, anzudeuten, wie Pausanias meint, daß Liebe mehr von Glück als von Schönheit abhängt; in diesem Tempel befand sich auch noch das Bild des Mitleids, der Sympathie, dargestellt als ein Greis Sympathos mit weinenden Mienen, angethan mit einem Panzer: nach der Legende sollte er närrischer Weise tapfer für das Vaterland kämpfend gefallen und beweint worden sein), in Syracus (daselbst hatte ein Stadtviertel seinen Namen von dem Tempel der Tyche), in Messana (wo Hejus zu Cicero's Zeiten eine schöne Ἀγαθὴ Τύχη besaß), in Smyrna (wo der Bildner Bupalus das erste Bild gemacht hatte mit der Himmelskugel auf dem Haupte [dem Symbole der Allgewalt] und dem Horn der Amalthea in der einen Hand).

Praxiteles soll sie ebenfalls (die Ἀγαθὴ Τύχη) dargestellt haben, wie? ist freilich unbekannt, und den »guten Dämon« vielleicht daneben.

Es erhellt hieraus, daß die Göttin gedacht wurde in Bezug auf Allgewalt über menschliche Schicksale, oder auf Spendung reichlichen Segens an einzelne menschliche Individuen wie an ganze Staaten. In solcher Beziehung stand sie nahe den Moiren. Pindar hatte sie sogar, wie wir oben sahen, für eine der Moiren erklärt, »die über ihre Schwestern hinaus ein Mehres vermöge,« und Pausanias billigte diese Ansicht.

Als die Römer anfingen, ihre Religion mit der griechischen zu verschwistern, setzten sie ihre Fortuna der hellenischen Tyche gleich.

---

3. Nemesis.

Das appellative griechische Wort νέμεσις (von νέμω, νέμομαι) heißt das Theilen, Zutheilen, aber nicht wie bei den Moiren ein Zutheilen der Schicksale vor dem Leben eines Menschen, eine Prädestination, sondern ein Zutheilen des für eine gethanene Handlung ver-

dienten guten oder schlimmen Lohnes. Gewöhnlich aber wird es bloß im schlimmen Sinne gebraucht für das Zutheilen von Strafen für unvorsichtige, unbesonnene, ohne Maaßhaltung vollbrachte Thaten. Die Göttin Nemesis ist nur Personification und Apotheosirung dieses Begriffes, und folglich das Wesen, welches nach dem Glauben der alten Griechen Jedem den verdienten Lohn zuertheilt für das, was er, vornehmlich in Bezug auf die Götter, Ungehöriges und Ungebührliches gethan. Zu solchem Ungehörigem und Ungebührlichem gehört jedes schnöde, gottlose Wort, jedes sich Ueberheben über das gewöhnliche menschliche Maaß, sei es in materieller oder in sittlicher Hinsicht, jeder Uebermuth, jedes Ueberschreiten der den Menschen von der göttlichen Weltordnung gesetzten Grenzen. Die zu vernachlässigen heißt sein zugetheiltes Loos verkennen und die Strenge der göttlichen Ahndung gleichsam herausfordern.

Als eine sehr abstracte Idee ist die Nemesis erst spät — bei Hesiod findet sie sich zuerst — personificirt und nachmals apotheosirt worden. Verehrung hat sie genossen, sichern Nachrichten zu Folge, a) in Rhamnus, einem attischen, am Meere in der Nähe von Marathon belegenen Flecken, von welchem sie den Beinamen der rhamnusischen erhalten. Ihr Heiligthum ward hier gestiftet in Folge des berühmten Sieges der Athenienser über die Perser, wo Nemesis, so meinte der Grieche, den Uebermuth der Feinde nach Gebühr gedemüthigt und bestraft hätte. Man erzählte sich, die Perser hätten, als sie nach Marathon gezogen, einen Marmorblock aus Paros mitgebracht, um daraus das Denkmal ihres unzweifelhaften Sieges zu machen. Nemesis aber habe ihren Uebermuth den verdienten Lohn finden lassen, und da habe Phidias (nach Andern Diodotus) aus jenem Blocke das Bild der rhamnusischen Nemesis gefertigt; b) zu Paträ in Achaja, wo sie ohnweit des Theaters einen Tempel hatte; c) zu Smyrna, und zwar befand sich daselbst ein Heiligthum der Nemesisse (in der Mehrzahl), über deren Statuen die Chariten, ein Werk des Bupalus, angebracht waren, zur Andeutung, daß, Maaß in Allem zu bewahren, dem Menschen Anmuth, Wohlgefälligkeit gewähre; die Schnitzbilder der Göttinnen waren mit Flügeln versehen, weil, wie Pausanias vermuthet, sich die Nemesis am meisten an Liebenden bewähre; darum wohl habe man ihr Flügeln gegeben wie dem Eros. Aus dem Grunde war es vielleicht auch, daß zu Paträ jenes Heiligthum neben dem Tempel der Aphrodite stand. Ja! vielleicht war selbst die rhamnusische Göttin etwas Aehnliches, und jene Sage von der Stiftung des Tempels in Folge des marathonischen Sieges nur erdichtet; denn des Phidias Schüler Agorakritus machte, wie Plinius uns meldet, aus seiner Aphrodite, weil sie den Preis nicht gewann, eine Nemesis, und zwar die zu Rhamnus, durch bloße Veränderung der Attribute.

Die Nemesis war dem Obigen zufolge ein böse Göttin, eine rächende, feindseliggesinnte, ein ernstes, finsteres, zu fürchtendes Wesen, das sogar nicht duldet, daß ein Mensch zu reich, zu mächtig wird. Und so erscheint sie uns immer bei den alten Dichtern und

Schriftstellern. Bei Herodot ergreift die göttliche Nemesis den überschwenglich reichen und seines Reichthums sich brüstenden Crösus; Pindar fleht zum Zeus, daß er zum Glücke der Blepsieden nicht möge gelangen lassen die feindselig gesinnte Nemesis, und von den glücklichen Hyperboreern singt er, »daß sie, fern von Mühsal, entschlüpfen der rächenden Nemesis,« d. h. ein stetes ungetrübtes Glück genießen.

Daraus nur kann man sich erklären, warum Hesiodus sie eine Tochter der Nacht nennt, welche sie, wie er hinzusetzt, »den Menschen zum Uebel gebar,« oder zur Tochter des Erebus (der Unterwelt), der alles Scheuselige verbirgt. Frostig ist, wenn sie eine Tochter des Oceanus heißt, auf den im Alterthume Alles zurückgeführt ward, dessen Ursprung man nicht weiter verfolgen konnte oder mochte. Den strengen Charakter bezeichnet es, wenn sie Adrestea (die Unentfliehbare) genannt wird.

Man bildete sie im Alterthume als jungfräuliche Göttin von strengem Wesen. Mit dem gebogenen Arme hält sie das Gewand vor der Brust (das Sinnbild des Maaßhaltens) und schaut sinnend in den Busen (das Zeichen des ernsten prüfenden Denkens und Selbstbeschauens). In der Linke hält sie als Symbol einen Zaum, oder (als Strafwerkzeuge) ein Schwert, oder eine Peitsche, oder ein Rad mit einem Greif.

Die ganze Vorstellung, der ganze Cult der Nemesis ist eine herrliche Idee, die nicht ohne tiefe Bedeutung für den Charakter der Griechen ist. »Das ganze Gebiet des menschlichen Lebens umfassend« — wir bedienen uns der eignen trefflichen Worte Zell's, um zugleich daran zu beweisen, wie man über einen solchen Cult urtheilen kann und soll — »waltet die Göttin Nemesis, erzeugt im Schooße der Nacht, oder nach einer andern Sage, Tochter der Gerechtigkeit, die Göttin des strengen Maaßes, welche den Uebermuth straft im Thun und Handeln einzelner Menschen und ganzer Völker, die jeden, der sich nicht selbst mäßigt, in die Schranken der Ordnung mit vernichtender Macht zurückdrängt. Es läßt sich nicht leicht eine tiefer empfundene, klarer ausgesprochene und reicher ausgeführte ethische Allegorie irgendwo nachweisen als diese. Keine Anschauung, keine Lehre war auch dem griechischen Geiste eigenthümlicher als diese. Ja! in ihr liegt recht eigentlich der ganze, bis jetzt noch von keinem Volke erreichte Vorzug der Griechen. Dieses Maaß, dieser überall angewendete goldene Spruch: »»Nichts zu viel,«« war es, der ihr ganzes Denken und Thun in klarer Einfachheit und Ruhe hielt, entfernt von allen über die Schranken einer gesunden, natürlichen Menschheit hinausschweifenden Gefühlen, Wünschen und Gedanken. Dieses Maaß schuf ihre Götter eingeschlossen in menschliche Formen, und doch so voll Kraft und Erhabenheit; dieses Maaß schuf ihre Kunst, welche in ihren schönsten Werken mit weiser Enthaltsamkeit sich überall auf das Wesentliche beschränkt; es zeigt sich in den Lehren ihrer Philosophen, welche die richtig gemessene, gleiche Entfernung von allem Aeußersten und Uebertriebenen für den sichersten Weg der Tugend und

wahren Lebensweisheit hielten. Dasselbe Maaß endlich spricht sich aus in ihrem Widerwillen gegen alle überschwengliche Macht und Vorzüge einzelner Stände und Personen und gestaltete darnach die Freiheit ihres politischen Lebens.«

Daraus mag man zugleich abnehmen, mit welchem Rechte die Griechen den allgemeinen Begriff von Nemesis nicht bloß personificirt, sondern sogar vergöttlicht haben. Gewahrten sie darin nicht mit Grunde ein göttliches Wollen und Mahnen?

---

4. Ate.

Das Wort Ate (ἄτη) bedeutet (gemäß der schönen Auseinandersetzung von Nägelsbach) als ein appellatives Wort in erster oder sinnlich-physischer Instanz: Verwirrung des sinnlichen Bewußtseins, Störung des Normal-Zustandes der natürlichen Besinnung, Sinnenbethörung, z. B. durch Wein, zweitens, in sittlicher Beziehung, die Bethörung im Handeln, das thörichte, unbesonnene Handeln, und drittens dessen Folgen: die Thorheit oder die Schuld durch Verletzung entweder seiner selbst oder Anderer in Folge unheilvoller, geistiger Verblendung und sittlicher Bewußtlosigkeit.

Bethörung aber setzt ein bethörendes Etwas voraus, und weil der Mensch in solchem Zustande sich nicht bewußt ist, woher derselbe kommt, wie er entsteht: so schreibt er es der Gottheit selbst zu. Der Mensch hat für sich keine Schuld; es ist ein blinder Drang, der ihm von außen eingegeben, eine Besessenheit von einem fremden satanischen Unholde. Bei Homer geht diese Ate oder Bethörung noch von allen Göttern aus, und es ist demnach dort der Geist der Berückung und Verblendung zu unsittlichen und unverständigen Handlungen noch nicht getrennt, sondern ruht noch in dem Begriff der Gottheit, des Göttlichen überhaupt. Zwar erscheint jene verderbliche Kraft der Bethörung bereits personificirt; allein sie ist, wie Eris und andere Personificationen, bei dem Dichter noch im Ganzen so sehr allegorisches Wesen, hat noch so wenig fest umschriebene Persönlichkeit, daß, was sie gethan hat, ohne Weiteres auch wieder andern Gottheiten zugeschrieben wird. Indessen möchte ich in dem Mythos von Herakles' Geburt (der natürlich älter ist als Homer und einem andern, wahrscheinlich einem europäisch-griechischen Dichter oder Mythologen seinen Ursprung verdankt), der da mythisch das vermeintliche Recht der Dorier auf ihre, im Peloponnes nach ihrer Wanderung aus Thessalien eroberten, Länder nachweisen soll, doch bereits eine Apotheosirung annehmen. Denn erstens heißt Ate da eine Tochter des Zeus, lebt im Olymp, schont selbst ihres Vaters nicht. Der den Mythos erzählende Dichter nur, Homer, findet solches nicht mit seinen übrigen Ansichten im Einklang; weßhalb er hinzufügt: Zeus habe im Grimm

die Unholdin an den glänzenden Locken des Haupthaares erfaßt und sie unter dem Schwur, daß sie nie zum Olympos hinfort und dem Sterngewölbe des Himmels wiederkehre, vom Himmel herabgeworfen. So weilte sie denn seitdem auf der Erde und bethörte — die Menschen. Dadurch scheint er ihre nicht reine Göttlichkeit anzukündigen.

Hesiodus kennt sie gleichfalls, nennt sie aber eine Tochter der Eris (des Streites, der ja gewöhnlich den Menschen seiner Besonnenheit beraubt): eine Genealogie, die mehr gefallen muß, als die homerische.

Bei den Tragikern kommt Ate augenscheinlicher als Göttin vor. Aeschylus nimmt sie als Rächerin, welche nach der Anordnung der Götter — also spielt sie hier eine dienende, untergeordnete Rolle — die gebührende Strafe über den Frevler, den Uebermüthigen und über sein Geschlecht bringt, die den Schuldigen erfaßt und in ein Meer von Jammer und Elend stößt. Somit fällt ihr Wesen zum Theil mit der Nemesis, der Ara und dem spätern Begriffe der Erinnys zusammen: sie war dem Griechen eine furchtbare, Verderben bringende Göttin.

Homer zeichnet sie »als Jungfrau mit glänzenden Locken, schreckenvoll; leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund' auch naht sie; nein! hoch wandelt her sie auf den Häuptern der Männer, reizend die Menschen zum Fehl.«

Von Darstellungen der bildenden Kunst verlautet nichts. Die Ate scheint nie so in den Volksglauben übergegangen, daß sie wirkliche Anbetung genossen hätte, ihr Tempel und Altäre und Standbilder geweiht worden wären. Sie war mehr Fiction der Dichter. Daher ist sie nicht künstlerisch behandelt worden. Indessen ist nicht zu verkennen, daß die ganze Idee sehr viel Tragisch-Poetisches an sich trägt.

---

5. Die Erinnyen oder Eumeniden.

Erinnys oder Erinys (ἐρινύς) ist eigentlich ein Ajectiv, abgeleitet vom Verbo ἐρινύειν, einem arcadischen Worte mit der Bedeutung zürnen, rächen, was seine Wurzel in ἐρίζειν, ἔρις hat und mit dem lateinischen ira und rixa verwandt ist. Es bedeutet ursprünglich zürnend, rächend. Noch zu Pausanias' Zeiten war es das Beiwort, welches man in Arcadien vorzugsweise der Demeter gab: diese Göttin wurde hier unter dem Beinamen verehrt.

Das gibt uns eine überraschende Aufklärung. Woher ist es gekommen, daß man jene Gottheiten sich als Frauen dachte? Die Frage läßt sich nur auf folgende Weise beantworten: man dachte sich eigentlich die Demeter als Erinnys, als zürnend, und daraus hat

sich der ganze Cultus der Erinnyen entwickelt. Die Demeter, die chthonische Göttin, deren Hausen und Wirken in der Erde war, woher alles Grausige, Schreckliche kommt, zürnte also, pflegte zu zürnen den Menschen, eigentlich wohl dann, wenn sie die Saat nicht keimen, nicht gedeihen ließ, die Aerndten nicht segnete.

Aber dieser Zorn war doch eigentlich ein Begriff, der zur sonstigen Vorstellung von der Göttin nicht eben wohl paßte, die oft so gütig war, so segensreiche Aerndten bot. Es war daher natürlich, daß sich jener Begriff trennte, und die Erinnys sich zu einem besondern göttlichen Wesen gestaltete, natürlich eben auch als Göttin, weil Demeter eine Göttin war.

Allein wenn selbige zürnte, so mußte sie beleidigt sein. Das konnte nun auf mehrfache Weise geschehen, und folglich auch die Ursachen des Zürnens mehrfach sein. Daher sich die Einzahl der Erinnys bald in eine Mehrzahl verwandelte. Schon bei Homer finden wir ein Schwanken in dieser Beziehung.

Aber an etwas Concretem hat sich gewiß auch dieser Cultus erhoben. Und was könnte das sein? Welcher Rachezorn könnte so groß, könnte so gerecht und naturgemäß, folglich so göttlich erscheinen dem rohen Natursohne, daß der ihn für die Eingebung oder Wirkung einer Gottheit selbst erklären und anerkennen mochte? Doch wohl vor Allem die Blutrache, jener dem Naturmenschen so natürliche Unwille über den Mord eines Mitgliedes aus der Familie? Und richtig: so tritt uns das Wesen der Erinnyen im Allgemeinen, in den Nachrichten der Alten darüber, entgegen. Sie sind die Göttinnen, welche zürnen ob eines begangenen Mordes, er sei freiwillig oder unfreiwillig, und denselben mit allen Schrecken an dem Mörder zu rächen trachten. Vornehmlich ahnen sie ihn, wenn er an Aeltern oder Verwandten verübt worden ist, weil er da den Menschen am abscheulichsten, am meisten zu rächen erscheint. Sie bezeichnen also das Furchtbare, das Entsetzliche der That an sich, ohne Rücksicht auf vorhandene oder nicht vorhandene Absicht, der That, »die, aus welchen Motiven immer begangen, ein Riß in den Ordnungen der Natur ist, der beängstigend und verwirrend auf das menschliche Gemüth wirken muß« und daher unter jeden Umständen zu ahnden erscheint, um den Riß wieder gut zu machen, um die gestörte Harmonie wieder auszugleichen, um die Welt vor Aehnlichem in's Künftige sicher zu stellen. So meinten theils die Verwandten, welche eine solche That anging: das war das objective Verhältniß des Mörders. Und das subjective? das quälende Bewußtsein, diese That verübt, einen seines Gleichen um's Leben gebracht zu haben, deßhalb von dessen Angehörigen verfolgt zu werden, nirgends des eigenen Lebens sicher zu sein. Beide Theile begegnen sich in dem Naturgefühle, daß solche That ungehörig, strafbar, dem Gesetze in der Brust, der göttlichen Anordnung entgegen sei. »Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden,« das ist schon eine uralte Ansicht. Und wenn gleich im menschlichen Leben die Erinnys sich im eigenen Gewissen des Menschen zeigt, das eigne menschliche Gewissen selbst

ist: so faßten doch die Alten, zufolge der ihnen angestammten oder angewöhnten Betrachtungsweise, dieß böse Gewissen des Mörders oder diesen Haß gegen ihn als ein Symptom der Macht eines äußerlichen, göttlichen Wesens, einer allgemeinen dämonischen Gewalt gegen und über den Menschen auf. »Wie Himmel und Erde und Sonne und Mond in ewigem und unverrücktem Bestande ohne Unterlaß und überall auf gleiche Weise wirksam erscheinen, so sind auch die Erinnyen wie ein Naturgesetz der moralischen Welt anzusehen. Ohne Rücksicht auf die besondern Umstände der That, ohne Ansehen der Personen und Verhältnisse treffen sie den, welcher die heiligen Banden des Blutes durch Frevel zerrissen hat.«

Wo aber mag unter den Griechen das Gefühl des Göttlichen in dieser Anordnung, zuerst erwacht und zur nationellen Anerkennung gekommen? wo der großartige, ästhetisch-tragische Cultus der Erinnyen entstanden sein? Zuverlässig im südlichen Hellas, wo vorzugsweise der geheimnißvolle Dienst der Demeter geblühet, zuverlässig in Arcadien, wo nach der obigen Auseinandersetzung der provincielle Ausdruck ἐρινύειν zu Hause war, wo eine Demeter Erinnys noch in spätern Zeiten verehrt wurde, und sich überhaupt noch späthin Erinnyen-Cult (zu Megalopolis) vorfand. An der großen Erd- und Unterweltsgottheit, durch welche dem Menschen Leben und Gedeihen, aber auch Untergang und Tod (in der Persephone) kommt, indem selbige als die Gekränkte und Grollende gefaßt wurde, wo irgend der Menschen Thun jene heiligen und ewigen Naturgesetze verletzt hatte, konnte die Idee von den Erinnyen am ersten Realität und besondere Persönlichkeit und Göttlichkeit erlangen. Von Arcadien mag sich der Cult nach Mycenä, später, nach dessen Zerstörung durch die Dorier, von dort wieder nach Cerynea in Achaja, ferner nach Attika (Colonus und Athen) und Phlyä und nach Theben und Potniä bei Theben verbreitet, also ein Mal einen entgegengesetzten Weg genommen haben, als wir sonst bei den meisten Culten der Griechen gefunden; indessen vergleiche man den Pan-Dienst!

Und das ist nicht etwa in historischer Zeit geschehen, sondern jedenfalls vor der dorischen Wanderung. Denn in Folge dieser Wanderung ist er nicht verbreitet — wir finden in unsern Quellen nicht die geringste Spur davon — sondern im Gegentheil unterdrückt, vertrieben, beschränkt worden. Er erhielt sich nur da, wo die Dorier nicht hinkamen, außer in Sicyon. Erst in späterer Zeit baueten die Aegiden in Sparta auf Befehl eines Orakels, und zwar nur speciell den Erinnyen des Lajus und Oedipus (Herodot. IV, 149.) einen Tempel.

Zufolge jener ursprünglichen Idee nun waren die Erinnyen — denn der Grieche übertrug alle Eigenschaften oder Wirkungen der Sache auf die Gottheit, die derselben vorstand — beim Homer im Nebel wandelnde, furchtbare, entsetzliche Wesen*). Selbiger nennt bald

*) Ἀεροφοῖτεις, στυγεραί, δασπλῆτεις.

eine bald mehrere, gibt aber weder Abstammung noch Zahl an, sondern dichtet bloß, daß sie im Erebos (in der Finsterniß unter der Erde, wo alles Grausige wohnt) hausen sollten. Die Vorstellung von ihrer Wesenheit ist bei ihm noch ziemlich zerfahren. Die Erinnyen sind executive Gewalten im Dienste der unterirdischen Gottheiten (des Hades und der Persephone) zur Strafe des Meineides, zur Vollziehung des älterlichen Fluches und zur Aufrechthaltung des Familienrechtes, des älterlichen Respectes überhaupt, endlich zum Schutze derjenigen, die geheiligt sind durch ihre Hülflosigkeit, die somit unter unmittelbarer Obhut der Götter gedacht werden. In allen diesen Verhältnissen sind sie Rächerinnen des Unnatürlichen, eines Frevels, der die natürliche Weltordnung zu zerstören droht. Unnatürlich erscheint aber den homerischen Menschen schon fortdauerndes, wenn gleich schuldloses Glück. Darum treten auch hier die Erinnyen, mit Gewalt und Befugniß der Nemesis, ein. Ist nun aber schon der Neid der Götter fähig, sich in Haß zu verwandeln, wie viel mehr, wenn die Gottheit persönlich beleidigt wird! D. h. dann treten die Erinnyen vor Allem thätig auf. Selbst noch im Hades werden solche Schuldigen gestraft. Man sieht hieraus: die ursprüngliche Idee der Erinnyen als bloße Bestraferinnen des Menschenmordes hat sich bereits bei Homer erweitert. Aus solchen concreten Bestraferinnen waren sie Züchtigerinnen geworden für andere ähnliche große Verbrechen: sie fingen an den Mord überhaupt zu bestrafen, die Verletzung der Kindespflicht gegen die Aeltern, die Uebertretung des Gastrechtes an Schutzflehenden und an Bettlern, Unehrerbietigkeit gegen ältere Personen. Ja! da man im Alterthume schon den Meineid für eines der schwersten Verbrechen erkannt hatte; da man Treue und Redlichkeit für die unerläßliche Bedingung des Zusammenlebens der Menschen hielt: so wurden die Erinnyen selbst Rächerinnen des Meineides. So zeigen sie sich bei Homer.

Hesiodus, oder vielmehr der Mythолog, dem er gefolgt ist, dichtet: die Ge (Erde) hätte aus den Blutstropfen, die dem von Kronos, seinem vermeintlichen Sohne, gemißhandelten Vater Uranus entflossen wären, und die sie in ihren Schooß aufgenommen, die Erinnyen geboren. Es war das, nach der Sage der alten Griechen, die älteste derartige Missethat, welche in der Welt von einem Sohne an seinem Vater geschehen war. Vaterblut war da vergossen. Aus diesem Vaterblut mußten die bluträchenden Göttinnen entstanden sein, welche Blut forderten, wenn seitdem ähnliche Unthaten vollführt würden. In dem Lehrgedichte: »Werke und Tage« lesen wir, daß die Unholdinnen immer am fünften jedes Monats umhergehen sollten, die gebrochenen Eide zu rächen; dieser Tag galt nehmlich für einen schlimmen Tag.

So spielt denn in den ältern Dichtern die traurige, finstere, Entsetzen erregende Seite noch die einzige Rolle im Charakter der Erinnyen, und sie erhielt sich, als die Hauptrolle, geltend durch das ganze Alterthum hindurch. Den Tragikern war sie eine willkommene Idee. Aeschylus ist stark in crasser Zeichnung der Göttinnen: er nennt

sie Töchter der Nacht (von der alles Grausige herstammt), im Dunkel hausend, getrennt von den Göttern, nicht Göttern, nicht Menschen gleichend an Gestalt, schwarzumhüllt, Gorgonen ähnelnd oder ungeflügelten Harpyien, mit Schlangen im Haar, Blut oder Geifer aus den Augen triefend; Sophocles sie Töchter des Skotus (der Dunkelheit) und der Ge. Wenn sie bei den Tragikern auch Kinder der Götter heißen, so soll das bezeichnen die göttliche Strafe, welche den Frevler zu erreichen hat. Uebrigens heißt bei ihnen die Erinnys auch erzfüßig (um ihren sichern Gang), vielfüßig (um ihre unermüdliche Verfolgung), vielhändig (um ihre Geschäftigkeit anzuzeigen, anzudeuten, daß sie die Frevler verfolgt und alle erhascht; denn als Jägerinnen, als Hunde [sie heißen auch Drachinnen des Hades, der Unterwelt] folgen sie dem Frevler über Land und Meer, bis sie ihn ereilen); auch schauen sie scharf, so daß ihnen kein Verbrechen verborgen bleibt. Aeschylus dichtet noch besonders, daß sie dem Uebelthäter jenen furchtbaren Hymnus sängen, welcher Wahnsinn errege, den Geist irre mache, fessle, die Menschen zu Gerippen umforme, sich nicht zur Laute eigene. Mit dem Wehgesange wichen sie nie von dem ein Mal mit Fluch beschwerten Hause, und wachsam, wie sie wären, rasteten sie nicht, bis die Strafe gebüßt sei, damit Dike (die Gerechtigkeit) nicht verletzt werde. Kein Gebet, kein Opfer, keine Thränen, keine Klagen können sie erweichen. Euripides u. A. gaben ihnen Flügel. Spätere Dichter setzten das grausige Bild noch weiter fort, bisweilen selbst in's Uebertriebene, und wissen nun auch bezeichnende Namen für sie — die Dreizahl ward dabei gäng und gäbe — nehmlich: Megära (die Hassende), Tisiphone (die Mordrächerin), Alecto (die nicht Ablassende) zu erfinden. Man änderte auch wohl die Genealogie um: Euphorion z. B. machte die Unholdinnen zu Enkeltöchtern des Phorkys, des Symboles des Entsetzens, vielleicht von der Medusa (dem Sinnbilde des Schreckens), Andere zu Töchtern der Nacht und des Acheron u. s. f.

Allein fast keine Gottheit ist bei den Griechen so schrecklich, daß sie nicht auch die entgegengesetzte heitere, milde hätte. Die Erinnyen sind auch Eumeniden, d. h. wohlwollende, und σεμναὶ θεαί, d. h. ehrwürdige, achtungswerthe Göttinnen. Das sind sie auf folgende Art geworden. Nehmlich fast immer hat die allgemeine Sitte den Glauben bestimmt, gemodelt, und darum ist eben die Sittengeschichte die Leuchte der Religionsgeschichte, so wie umgekehrt. Jener Wendepunct in der Vorstellung der Griechen von den Erinnyen muß geschehen sein schon wenigstens um 750 v. Chr., wohin man etwanig das Zeitalter des Dichters Arctinus setzt; denn in dessen Aethiopis findet sich zuerst eine Sühnung. Gewiß existirte da auch bereits in Athen der areopagitische Gerichtshof, dessen Ursprung man ja in die frühesten Zeiten zurücksetzt, und dieser urtheilte über Mordvergehen, auch so, daß er Sühne annahm und decretirte. Die Lage eines vorsätzlichen oder unvorsätzlichen Mörders war nun einerseits höchst traurig. Nicht bloß, daß er selbst die Qualen seines eigenen Gewissens fühlte; er ward ähnlich wie ein Aussätziger oder Miselsüchtiger im

Orient, behandelt. Jedermann mied, jedermann floh ihn. Und eben so mußte er Jedermann fliehen. In Athen war es das Erste, daß ihm der Zutritt zu allen Heiligthümern und zu allen durch gottesdienstliche Gebräuche geweihten Versammlungen untersagt ward. Selbst in dem gerichtlichen Verfahren war Alles so angeordnet, daß man mit ihm nicht einmal unter einerlei Dach zu sein brauchte. Früher, ehe der Staat sich solcher Unglücklicher annahm und über sie richten ließ, war ihr Zustand noch trauriger. Da mußten sie fliehen aus dem Lande und, die Heimath meidend, unstet umherirren, immer gewärtig von einem der Verwandten des Getödteten aufgesucht, eingeholt und eben so gemordet zu werden; denn die Blutrache geht selbst über die Gränzen der Heimath hinaus. Der flüchtige Mörder muß in beständiger Angst über sein Leben zittern. Allein anderseits genoß ein solcher Unglücklicher auch eine eigenthümliche Ehrfurcht und Achtung, wie eine alt-hellenische Humanität überhaupt sie einem jeden Armen, Bedrängten, ohne viel nach der Ursache seiner Bedrängniß zu fragen, zu gewähren vorschrieb. Man zollte ihm Theilnahme, Mitleiden, selbst gastfreundliche Aufnahme, selbst Schutz. Konnte er den häuslichen Heerd erreichen, konnte er die Hausgötter umfassen, so ward er sogar seines Lebens sicher. Natürlich wird man nun auch darnach getrachtet haben, ihn mit seinen Verfolgern auszugleichen, zu versöhnen: bei fortschreitender Humanität wird man das nicht bloß für erlaubt, sondern für Pflicht, ja! für die Aufgabe der öffentlichen Gerichte gehalten haben, vornehmlich bei unvorsätzlichen Mordthaten. Man wird zu dem Ende nicht blos Geldstrafen, sondern vornehmlich religiöse Sühngebräuche angewendet haben, so daß eigentlich nicht der Mörder mit der Familie des Gemordeten in Verbindung gedacht wurde, sondern mit den betreffenden Gottheiten, mit den Erinnyen. Und ward es für möglich gehalten, jene beiden Theilen zu versöhnen, so nicht minder diese. So wurden aus den furchtbaren, finstern Erinnyen versöhnliche, beschwichtigte, beruhigte, wohlwollende Göttinnen: sie wurden Eumeniden. Es ist das ein, bloß auf das Aufhören ihrer Rache bezüglicher, Euphemismus. Aber er gefiel so, es gefiel die umgewandelte Idee von den Göttinnen dermaaßen, daß man sich in Athen (wohl auch gewisser Maaßen aus heiliger Scheu, um sie nicht etwa zu beleidigen) enthielt, ihren eigentlichen Namen auszusprechen und sie nur die »ehrwürdige Göttinnen« nannte. Dieselbe Bedeutung haben sie an den meisten der oben aufgeführten Cultusstätten und in den Mythen, die sich auf selbige beziehen, und die immer aus dem Leben des Oedipus und des Orestes hergenommen sind, weil diese beiden Uebelthäter der Urzeit in der Phantasie und in der Sage der Hellenen für die Norm solcher Leute gelten, und alles Derartige auf sie übergetragen wurde, selbst die später aufgekommenen Sühngebräuche. Links am Wege von Megalopolis nach Messenien in Arcadien stand ein Heiligthum der Erinnyen als Manien (Rasend-Machende, also im schlimmen Sinne gedacht) und als schwarze, nicht weit davon ein Hügel, worauf ein steinerner Finger, von welchem der Hügel das

Finger-Mal hieß. Hieran gränzte ein Ort Ake (Heilung), und bei diesem war ein Heiligthum der Eumeniden unter dem Namen der weißen (d. h. der sühnbaren, gnädigen, versöhnlichen), denen man hier zugleich mit den Chariten opferte, zum Zeichen, daß man da wieder Gunst bei den Göttern und Freude am Leben erlangen könnte. Die Legende sagte — und es spiegelt sich darin der Sinn des Ganzen — Orestes sollte an jenem ersten Orte gerastet haben, und hier wären ihm die Erinnyen schwarz erschienen; bei dem Finger-Mal sollte er sich in der Raserei einen Finger abgebissen, am dritten Orte Ake aber Heilung gefunden. Denn als er sich den Finger in der Raserei abgebissen, wären ihm die Göttinnen als weiße erschienen. Da wäre er zu sich gekommen und hätte nun den schwarzen (Erinnyen) sühnende Todtenopfer, den weißen (Eumeniden) darnach andere Opfer dargebracht. Es war mithin dort ein förmliches Institut zur Entsühnung von Mördern. Der steinerne Finger wies jedenfalls auf die Sühnstätte hin. Ferner am Wege von Sicyon nach Titane traf man nach Passirung des Flusses Asopus einen Eichenhain: darin befand sich ein Tempel der Eumeniden, wie die Sicyonier sie nannten, und wirklich waren es die sühnbaren Göttinnen; denn an dem jährlichen Feste, das man ihnen daselbst feierte, goß man Honigspende (das Symbol des Sänftigens) aus und bediente sich der Blumen statt der Kränze u. s. w. In dem achäischen Cerynea fand sich gleichfalls ein Heiligthum der Göttinnen. Dieses sollte Orestes gegründet und durch das Opfer eines schwarzen Schaafes die Erinnyen in Eumeniden verwandelt haben. Die Bedeutung des Mythus liegt nahe. In dem attischen Flecken Colonus waren allerhand heilige Stellen, die der Glaube an die Mächte der Unterwelt geweiht hatte: im Haine der Erinnyen, welche man hier die ehrwürdigen Göttinnen (Σεμναί) nannte, eine sogenannte »eherne Schwelle,« die als eine Pforte zur Unterwelt galt, und unter andern auch eine Stätte, wo Oedipus unterirdisch wohnen und als ein segensreicher Dämon dem Lande Glück und Frieden, den Feinden des Landes aber, namentlich den Thebanern, Verderben bringen sollte. Dieser Cultus und damit auch der Mythos war höchst wahrscheinlich da erst entstanden, als zwischen beiden Staaten einst eine Spannung und ein kriegerisches Verhältniß eingetreten. »Der rührende Gedanke aber, daß Oedipus, den die Erinnyen im Leben so schwer verfolgt, in ihrem Heiligthume Ruhe nach dem Leiden gefunden habe, ist auch in andern Gegenden mythisch ausgesprochen und an bestimmte Oertlichkeiten geknüpft worden; daß jedoch ein solches Opfer der rächenden Gottheiten, mit ihnen versöhnt und selbst beruhigt, auch eine Macht Segen zu spenden habe, hängt mit dem Grundgedanken der Religion der chthonischen Götter bei den Griechen zusammen, welche gerade den Mächten der Erde und der Nacht eine verborgene und geheimnißvolle Fülle von Lebenskräften zuschreibt.« Aber aus Cultus wie aus der Sage leuchtet deutlich hervor, daß hier gleichfalls eine Sühnstätte der sonst strafsüchtigen Göttinnen war.

Bei der Hauptstadt Attika's, bei Athen selbst, lag eine berüch-

tigte Grotte an dem Areshügel (Areopagus), welche gewiß durch ihr Wesen dazu Veranlassung gegeben hat, daß man den Cult der Erinnyen daselbst einrichtete: man glaubte, es ginge daselbst in die Unterwelt, und die Göttinnen stiegen da hinab und herauf; in ihr war ein Asyl für Sclaven und Bedrängte. Mit dem Blutgerichtshofe, welcher dort abgehalten wurde, und welcher im Alterthume so berühmt war, stand der Cult der Eumeniden daselbst, in genauester, nächster Berührung: er hatte hier, in Folge dessen, einen ganz besondern Charakter angenommen. Die Blutrache war nehmlich zu Athen gewiß schon sehr frühzeitig nicht dem beleidigten Theile überlassen geblieben, sondern dem obgenannten Gerichte übertragen worden, und Solon hat die Einrichtung beibehalten. Gewiß ist das Gericht zwar mit Gerechtigkeit, wodurch es im Alterthume berühmt gewesen, aber in erforderlichen Fällen zuverlässig mit Mäßigung, mit Milde, selbst bei Mordthaten, zu Werke gegangen. So nun begann hier sich der ursprünglich harte Begriff von den strengen Göttinnen zu mildern: er ging über in den der gerechten Göttinnen als Vorsteherinnen einer geordneten peinlichen Gerichtspflege, die bei der Strafe eines Mordes nie das Maaß überschritten, deren Zorne und Züchtigung nur der wirkliche Bösewicht anheimfiele, nicht auch zugleich der Unschuldige. Ja! selbst der Schuldige könnte, wenn er sein Unrecht bereute, versöhnt, die Göttinnen ihm günstig gestimmt werden. Und vor diesen strengen zwar, aber doch gerecht und mild richtenden Eumeniden hatte der Athenienser eine so besondere Scheu, daß er kaum ihren Namen auszusprechen wagte, sie nur immer die ehrwürdigen Göttinnen (σεμνὰς θεάς) oder die Ehrwürdigen mit der furchtbaren Miene (ποτνίας δεινώπας), wie auch wohl die Versammlung der Richter selbst sein und erscheinen mochte, oder geradezu die namenlosen Göttinnen (τὰς ἀνωνύμους θεάς) nannte. Ihnen muß der des Mordes Angeklagte Recht gewähren; er schwört bei diesen erhabenen Gottheiten. Verurtheilt, wird er ihnen, die er heraufbeschworen, und dem Kriegsgotte, dem der Hügel eigentlich geweihet ist, und den er aufgewiegelt, hingegeben; dagegen aber losgesprochen, ist er ihrer Macht entzogen und opfert ihnen als versöhnten, höhern Wesen. Zu dem Behufe war in der Nähe am Fuße des Hügels ein Tempel gebauet. In dem Heiligthum standen die Bilder der Göttinnen, und diese hatten nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pausanias gar nichts Furchtbares. Es waren deren nur zwei, zum Zeugniß, daß die Zahl der Erinnyen verschieden angenommen wurde. Blutfarbene Gewänder von Purpur wurden ihnen umgelegt, gerade wie in Syracus Demeter und Kora als thesmophorische Göttinnen purpurne Kleider hatten, welche bei furchtbaren Eidesleistungen von den Schwörenden umgenommen wurden: ein neuer Beweis der Verwandtschaft der beiderseitigen Gottheiten. Auch beging man ihnen ein eignes Fest, Eumenideen geheißen. Zeus Soter (der Retter) und Apollo (als Gott der Sühne) wurden mit ihnen zusammengestellt. An dieß ihr Heiligthum knüpfte eine spätere Zeit die Sage von dem in alter Zeit hier über den Orestes gehaltenen Gericht, in

welcher sich das Wesen der Erinnyen und ihr Verhältniß zum Areopag deutlich ausspricht, und welche Aeschylus mit so vieler Kunst und mit so vieler Berücksichtigung des eigenthümlichen Charakters der Göttinnen bearbeitet hat.

Geopfert wurden ihnen gemeinhin schwarze oder trächtige Schafe; ihre Verehrung geschah in tiefer Stille (ἡσυχία); deßhalb hießen ihre Priester die Hesychiden.

In der Zeit der griechischen Philosophen wurden die Erinnyen die ursprünglichen strengen Wahrerinnen des moralischen Sittengesetzes, so wie die Hüterinnen der ewigen Gesetze in der Natur. Und so konnte z. B. Heraclit den berühmten Ausspruch thun, dessen wir in der Darstellung der Geschichte der griechischen Religion (S. 63.) Erwähnung gethan haben: daß, wofern die Sonne von ihrer Bahn abweichen würde, sie von den Erinnyen würde gezügelt werden. Und von jenen meinte Pythagoras das Wort, wenn er sagte, die unreinen Seelen wären von den Erinnyen in unauflösbaren Fesseln gebunden (Lobeck Aglaoph. p. 1100.).

Die bildende Kunst hatte, wie wir in einigen spärlichen Nachrichten lesen, im Alterthume es nicht versäumt, die Erinnyen mehrfach darzustellen, z. B. selbst ein Calamis und ein Skopas. Doch sind ihr, so viel wir aus den wenigen noch vorhandenen Denkmälern ersehen können, die gorgonen-ähnlichen Grauengestalten der äschylischen Bühne fremd geblieben; sie hat sich begnügt, in Vasengemälden und auf etruscischen Sarkophagen die Vorstellung der raschen Jägerinnen hervorzuheben.

Die Idee der Erinnyen hat etwas außerordentlich Erhabenes und tiefgefühlte, im Innersten des menschlichen Herzens und in der Erfahrung tief begründete ethische Wahrheit. Und mit eben dieser Wahrheit hat der Grieche sie in seinen plastisch-sinnlichen Vor- und Darstellungen zu zeichnen verstanden. Das ästhetische Moment ist also hier eben so sehr zu bewundern. Und was wird diese schreckende Zeichnung für einen abschreckenden Eindruck auf das Volk gemacht, wie oft den oder jenen von einer Mordthat abgehalten haben in einer Zeit, wo noch keine strenge Polizei oder Regierung den Uebelthäter so zügelte wie jetzt! »Man kann die Qualen und nie ruhenden Vorwürfe eines schuldbewußten Gewissens nicht wahrer und lebendiger empfinden und darstellen, als es von den Griechen in der Vorstellung dieser Göttinnen geschehen ist.« Und wie schön, wie wahrhaft christlich ist die Idee, daß man die Schuld auch sühnen, mit der Gottheit wieder in das Verhältniß der Begnadigung eintreten könne!

In Verbindung gebracht, wegen Aehnlichkeit der Vorstellungen, wurden die Erinnyen bei den Alten mit der Dike, der Göttin der Gerechtigkeit, mit der Nemesis und mit den Moiren.

Die Römer vereinten sie mit ihren Furien.

d) Der Kreis der Götter menschlicher Fertigkeiten und Beschäftigungen.

1. Pallas, Pallas Athene, Athena.

Der Name Pallas ist ächt griechischer Herkunft, und offenbar das Verbum πάλλω (ich schwinge) die Wurzel. Dafür spricht der Klang, die Bedeutung, der Accent und die Analogie ähnlicher Bildungen. Es wird nun noch nachzuweisen sein, erstens warum das weibliche Geschlecht gewählt, zweitens was geschwungen worden oder Specielles dabei zu denken ist.

Das Schwingen ist ein Hin- und Herbewegen von Etwas, ein Handhaben desselben mit Behendigkeit und Geschicklichkeit. Gewiß ist, weil Pallas als eine Göttin gedacht worden, dabei ursprünglich an eine weibliche Beschäftigung zu denken. Und welche könnte das anders sein als die, welche von jeher dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise eigenthümlich und auch eine Haupteigenschaft der Pallas gewesen ist? Wir meinen das Spinnen und Weben. An mehrern Plätzen ihres Cultus war dieß durch betreffende Symbole angedeutet: die ältesten Athena-Bilder (Palladien) führten Spindel und Wocken; ihre Bildsäule zu Erythrä in Kleinasien führte gleichfalls den Wocken, und bei Theocrit heißt der Wocken ein Geschenk der Athena. Es ist also entweder τὸν oder τὴν ἄτρακτον oder τὴν ἠλακάτην zu suppliren, d. i. die Spindel. Von dem auf die Spule gewickelten Faden (πῆνος oder πηνίον) trug die Göttin (nach Aelian) den Beinamen πηνῖτις. Und wie oft heißt sie sonst die Göttin des Webens und Spinnens (ἡ ὑφαντικὴ καὶ ταλασία θεά)? Auch hat diese Fertigkeit etwas so Merkwürdiges, Nützliches, Wichtiges, Werthvolles, daß man sie wohl für die Gabe einer Gottheit nehmen konnte. Eine weibliche Beschäftigung konnte aber nur unter die Obhut einer Göttin, die Erfindung einer weiblichen Kunst nur einer weiblichen Gottheit zugeschrieben werden. Darum ward also Pallas (ἡ Παλλάς) eine Göttin.

Nun lag es aber auch nahe, in den Kreis der Wirksamkeit der Pallas alle diejenigen Beschäftigungen zu ziehen, welche mit dem Spinnen zusammenhängen, als da ist die Kunst zu weben, zu sticken, Kleider zu fertigen. Weil aber das Alles durch die Kunstfertigkeit der Hand geschieht, ward der Kreis ausgedehnt auf Jegliches, was mittelst derselben hervorgebracht wird. So wurde denn Pallas zur Ergane oder Ergatis (Handwerkerin) überhaupt, d. h. nicht bloß weibliche Arbeiten, sondern Alles, wobei Handfertigkeit und Geschicklichkeit in Betracht kommt, ward der Göttin unter Schutz gegeben, ihr als Erfindung zugeschrieben. So wurde sie die Göttin des Zimmerhandwerks, sei es für Häuser oder für Schiffe; aus dem Grunde

heißt schon bei Homer der erdichtete Harmonides (Zusammenklitterer, Vereiniger), welcher verstanden hätte mit den Händen allerlei Kunstwerke zu bilden und dem Paris auch die dahin schwebenden Schiffe gezimmert zu haben, ein Liebling der Pallas Athene, und der erfahrene Zimmerer, welcher mit der Schnur abmißt den Balken des Schiffes, ein Schüler derselben. In gleicher Beziehung sollte Pallas Athene bei der Ausrüstung der Argo, nach der Argonautendichtung, geholfen haben, und Argus, der vermeintliche Erbauer der Argo (d. i. der Schnellen), so genannt nach dem Namen des Schiffes, wird ein Liebling der Göttin genannt. Eben so sollte sie das Schiff haben fertigen helfen, auf welchem der mythische Danaus mit seinen Töchtern aus Aegypten entfloh. Ja! es heißt von ihr, daß sie überhaupt das erste Schiff gezimmert oder die Menschen das Schiffszimmerhandwerk gelehrt habe. Darum stand sie dem ganzen Schiffswesen vor, insofern dieß im Bauen und durch's Bauen besteht. Aber auch die ganze Zimmerkunst wurde unter ihre Obhut gestellt: ihr wird die Erfindung derselben zugeschrieben, und der Zimmerman heißt ihr Diener. Epëus (von ποιέω?), singt Homer, hat das ilische Roß mit Hülfe der Pallas Athene angefertigt, und eine Legende aus späterer Zeit wollte erzählen, wie derselbe bei seiner Rückfahrt von Troja nach Italien sei verschlagen worden; dort aber habe er in dem Tempel der Athene zu Metapontum sein Zimmerhandwerkszeug, mit welchem er das trojanische Pferd gezimmert, aufgehängt. D. h. es war in dem Tempel der Pallas zu Metapontum das Handwerkszeug eines Zimmermannes aufgehängt, nach einer öfter vorkommenden Sitte, und später wußte man nicht mehr, von wem es herrührte; darum sollte es der mythische Epëus gethan haben der den Mythologen aus der trojanischen Dichtung bei Homer bekannt war. Unter solchen Umständen glaubte man ihr auch den Häuserbau zu verdanken. Ja! selbst der Stellmacher heißt ihr Diener; die Pallas Athene sollte den Pflug erfunden haben. So tritt sie näher den agrarischen Gottheiten und selbst in deren Kreis. Die Wagen, sowohl die Last- als die Streitwagen, hätte sie auch anzufertigen gelehrt. Da stieg sie nun auf zur Göttin der Kunst, überhaupt in Holz zu arbeiten: z. B. selbst die Drechslerkunst sollte sie den Menschen mitgetheilt haben. So verstand sie denn den Schaft des Speeres zu fertigen und zu glätten, während Hephästos das Eisen dazu lieferte, wie zum Pfluge. Und so traten diese beiden Gottheiten wieder nahe zu einander, Athene aber zugleich den Kriegsgottheiten, wohl auch um deßwillen, weil ἄτραχτος und ἠλακάτη, übergetragen, wegen der Aehnlichkeit beider Instrumente, nicht minder den Speer bedeutete.

Mit dem Allen hing zusammen ihr vermeintliches Erfinden und Anfertigen musicalischer Instrumente, theils aus Holz, theils aus Metall. Sie verstand und lehrte zu fertigen die Leier, die Cither, die Flöte, die Trompete, und so kam sie wieder nahe dem Wirkungskreis eines Pan, Apollo, Hermes. Bald dehnte sich der Umfang ihrer Götterschaft aus auf das Schuhmacher- und Riemerhandwerk. Da sollte sie unter Anderm erfunden haben die Zügel zu fertigen, ward so zur

Rossegöttin (Hippia) und verwandt dem Poseidon. Er dehnte sich aus auf das Maurerhandwerk, auf die Kunst Steine zu brechen und zu bearbeiten, und auf die Töpferkunst. Und auch in letzterer Beziehung trat sie näher dem Hephästos, dem dieselbe Fertigkeit (schon bei Hesiod) beigelegt wird als dem Gotte, der in und mit Feuer arbeitet.

Aber da war nur ein Schritt zu thun, und — Pallas Athene erhob sich zur Göttin der eigentlichen bildenden Kunst, natürlich seit der Zeit, wo diese Kunst sich selbst unter den Griechen zur idealen emporarbeitete, vor allen der Kunst in Stein zu arbeiten mit dem Meisel, ihn zu formen, anfangs zu Spitzsäulen, später zu wirklichen Statuen. Doch war ihr auch die Bildnerei in Erz nicht fremd. Und auch so kam sie hier wieder dem Hephästos nahe.

Aber Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit und Klugheit und Weisheit sind dem gewöhnlichen Verstande verwandt oder sogar gleiche Begriffe. Und so ward Pallas dem Volksglauben der Hellenen nicht minder zur Göttin des Denkvermögens, der Intelligenz, der Verständigkeit, des Scharfsinnes, der Vorsicht.

So wurde die höchste göttliche Kraft im Menschen den Hellenen zur Göttin, und es entstand eine religiöse Idee, ein religiöser Charakter, der zu den edelsten und schönsten des griechischen Heidenthums gehört, der schon im Aeußern imponirt durch die reine Jungfräulichkeit, die bei ihr im Volksglauben, in der Mythologie, in der Kunst constant festgehalten und wahrscheinlich darum erdacht worden ist, weil Mädchen vor Allen jene weiblichen Künste des Spinnens, Webens, Wirkens u. s. w. im höchsten Alterthume trieben, und diese Eigenschaft zur reinen Idee von der Kunst und Wissenschaft so schön auch paßt.

Seinen Ursprung genommen hat der Cultus unbezweifelt in Thessalien in vordorischer Zeit, und seine Verbreitung denselben Gang gehabt, den die meisten übrigen Culte und die hellenische Nation selbst, nehmlich von Norden nach Süden. Denn Pallas ist einmal eine der Hauptgöttinnen des olympischen Götterstaates, was sie schwerlich hätte werden können, wofern sie nicht in der Nähe des Olympus bekannt gewesen wäre. Sodann finden wir aus der historischen Zeit noch die deutlichsten Spuren vom dortigen Bestehen des Pallas-Dienstes. Da war nehmlich besonders merkwürdig das Heiligthum der itonischen Göttin, gleichsam die Mutterkirche des später nach demselben errichteten Bundestempels der Böoter von gleicher Benennung im böotischen Lande, wenn auch nicht mehr als die Localität sich an jener Stelle nachweisen läßt. Die Böoter waren im (nachmaligen) Thessalien die Haupteinwohner der Landschaft Aeolis gewesen; allein dieses Aeolis eben ward der Hauptsitz der Thessalier, welche Herrschaft und Besitz des Landes durch eine große Schlacht mit den Böotern bei Arne gewonnen. Hiernach kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß Aeolis im Ganzen demjenigen Theile Thessaliens angehört, welcher vorzugsweise Thessaliotis genannt wurde. Da nun lag die Stadt Kierion, welche an die Stelle des böotischen Arne getreten war, in der großen Ebene des Penëus zwischen dem Enipeus oder Apidanus

und einem Nebenflusse desselben. Nicht weit von diesem Arne muß das thessalische Itonus belegen gewesen sein, und dabei das älteste und ursprünglichste Heiligthum der itonischen Athene an einem Flüßchen Kuarius oder Kuralius, welcher sich weiterhin (aber wohl erst mit dem Enipeus vereinigt) in den Peneus ergoß. Früher die Hauptgöttin der Böoter an dieser Stelle, wurde ihr Cultus beibehalten von den eingedrungenen Thessaliern, und die Göttin gleichfalls von ihnen als Nationalgottheit verehrt. Ein schlagendes Beispiel hierfür ist doch wohl, daß, als die Thessalier und Phoceer in späterer Zeit eine große Schlacht am Parnaß lieferten, das Feldgeschrei der erstern die Pallas Itonia war (Pausan. X, 1, 4.). Dürfen wir einigen andern, freilich etwas zweifelhaften Nachrichten trauen, so lag noch ein anderes Arne im nachmaligen Phthiotis, desgleichen ein Iton oder Itonus an einem Flüßchen Kuralius. Auch hier scheint ein Heiligthum der Pallas, und zwar ein sehr ansehnliches und berühmtes gewesen zu sein. Außerdem hat man in historischer Zeit die Pallas in Thessalien verehrt als Athene Budea. Die Bedeutung derselben ist nun zwar dunkel; allein es zeugt doch die Nachricht für das Bestehen des Cultus der Göttin in diesem Lande.

Jene Böoter, welche der Gewalt der Thessaler weichen mußten, siedelten sich in dem nachmals nach ihnen benannten Lande an und brachten natürlich jenen Cultus mit. Ja! sie machten ihn von neuem unter sich hier recht heimisch, und zwar unter gleichen Beinamen wie in Thessalien, nehmlich unter dem der itonischen Pallas. Das Heiligthum ward gegründet in der Nähe von Alalcomene, im Gebiete von Coronea, welches früher sogar Arne geheißen haben soll, so daß hier also dieselben geographischen Namen wiederkehren, wie wir sie oben in Thessalien kennen gelernt haben. Wahrscheinlich setzten sich die Böoter in dieser Landschaft zuerst fest, ehe sie Theben und Orchomenus eroberten; auch mag der bald gesteigerte Ruhm des alalkomenischen Heiligthumes in ihnen den Glauben erweckt haben, daß die Pallas in dieser Gegend, in den Uferebenen des copaïschen Sees sich gern aufhalte. Und darum wurde bei dem itonischen Heiligthum das Stamm- und Bundesfest der Böoter (die Pamböotien) gefeiert, wie ohne Zweifel auch schon bei dem gleichnamigen Tempel in der frühern Heimath geschehen war.

Aber nicht unwahrscheinlich fanden die neuen Einwanderer bereits auch Heiligthümer der betreffenden Göttin vor, namentlich um den copaïschen See her und am Bache Triton. Fast an allen Oertern um denselben hatte sie Tempel und Altäre; ihr Dienst hatte sich also glaublicher Weise schon vorher dahin verbreitet, gewiß in Folge der frühern Wanderung thessalischer Volksstämme. Wenn die Behauptung der Landeseinwohner, daß hier ehemals ein Eleusis und ein Athen existirt habe, welches der allmählich anwachsende See mit seinen Wellen bedeckt, wahr ist: so läßt sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, daß an den Ufern jenes Sees vorher eine der spätern attischen verwandte Bevölkerung vorhanden gewesen, die mit gleichem Eifer dem Dienste der Pallas anhing und bei seinem Weiter-

Vorrücken nach Attika hin, denselben mitnahm. Das können keine Andern gewesen sein, als die Jonier oder die nachmaligen Attiker. Und sie werden zuverlässig den Cult nicht erst in Böotien erdacht und gestiftet, sondern weiter her, aus Thessalien, mitgebracht haben, wo sie in vorhistorischer Zeit gehauset. Daraus läßt sich erklären, wie der Dienst der Pallas in Böotien in historischer Zeit so verbreitet sein konnte.

Allein jene ältern Inhaber des Pallas-Dienstes, die Jonier, machten denselben in dem neuen Lande Attika ebenfalls, und daselbst mehr noch denn im frühern Böotien, einheimisch. Er wurde der Haupt-Cultus des Landes, vornehmlich wohl, als sich die einzelnen Stämme sammelten und eine gemeinsame nach dem Namen des Landes benannte Stadt (Athen) gründeten. Da erhob man sie zur Landesgöttin, gab ihr die Burg der neuen Stadt zum Wohnsitze (πολιάς, πολιοῦχος), verlieh ihr solchen Glanz, daß sie nach dem Lande vorzugsweise benannt wurde (Ἀθήνη oder Ἀθηναία, die attische), und denjenigen Typus, wie er markirt uns im gesammten historischen Alterthume in der Total-Anschauung entgegentritt. Daß die Gründung der Stadt wirklich mit der Gründung des attischen Athene-Cultes zusammenhing, geht aus der innigen Verschmelzung hervor, welche zwischen den ältesten Erinnerungen der Athener und den Gebräuchen und Sagen von der Göttin statt findet. Der Pallas-Dienst ist hier mit Allem auf das Innigste verwachsen: mit der Landescultur, mit der Staatseinrichtung, mit der Mythologie. Wir beschränken uns bei der Erörterung dieses Punctes auf das Wesenlichste, da Otfr. Müller (in der allgem. Encyclop. u. d. A. Pallas-Athene §. 4 ff.) des Mehreren darüber gehandelt hat. Pallas Athene ist hier zunächst Göttin des attischen Ackerbaues geworden, und das konnte sie werden als vermeintliche Erfinderin des Pfluges. Ihr Cultus stand deßhalb in Athen mit dem des Erechtheus oder Erichthonius oder Erysichthon — diese Namen bedeuten ursprünglich dasselbe: den Pflüger, und sind erst in der spätern Mythologie getrennt worden — ferner mit dem des Hephästos (als erstem Verfertiger der Pflugschaaren) und mit dem der cecropischen Jungfrauen, Aglauros, Herse und Pandrosos und der erechtheischen, Protogenia und Pandora (Erstgeborne und Allgeberin), ingleichen mit Hermes (als Ackersegens-Gott) und Poseidon in enger Verbindung. Nicht minder standen die Priestergeschlechter: die Butaden, Eteobutaden, Buzygen, deren Namen und Dienstverrichtungen sich alle auf den Feldbau und auf Pflügen mit Stieren beziehen, mit dem attischen Athene-Dienst in genauem Vereine, und gleicher Weise sind die betreffenden vielen Mythen großentheils aus den Cultusgebräuchen der Göttin hervorgegangen. Und weil Attika vorzüglich Oelbau trieb, so wurde Athene hier speciell die Göttin des Oelbaues, der der Oelbaum geheiligt war. Auf der Burg wurde der angebliche Mutterbaum aller attischen Oelbäume als Heiligthum gezeigt; von hier sollte ein Sprößling nach der Akademie und von da weiter verpflanzt worden sein. Jener stand im Pandrosium. Und der Staat wendete

die sorgfältigste Pflege auf all die heiligen Bäume. In der Akademie war zugleich ein Altar des Zeus als Zeus Morios (der die wilden Oelbäume [μορίαι] schützen sollte) oder Katäbates (des aus dem Aether herabsteigenden Regen-, Blitz- und Donnergottes), zum Beweise, daß hier Athene wirklich zu einer, gleich dem Zeus, Fruchtbarkeit gewährenden physischen Göttin geworden ist. Bei den Gebräuchen der Panathenäen spielte die Olive die bedeutendste Rolle: Greise, so wie alte Frauen, schritten in dem Zuge mit Oelzweigen (θαλλοφόροι) einher. Die Sieger in den Wettkämpfen dabei wurden mit Oelzweigen bekränzt und erhielten als Preise Krüge, gefüllt mit dem Oele der heiligen Oelbäume.

Athene war ferner in Athen politische Göttin: sie stand den Phratrien (Gemeinden) vor (Ἀθηνᾶ φρατρία), nahm als solche Theil an dem Feste der Apaturien, d. i. der Gemeindeglieder (= ὁμοπατρίαι). In derselben Beziehung hieß sie auch Genetias (von γένος, das Geschlecht); als Rathsgöttin (βουλαία) wurde sie im Rathhause durch Opfer der Prytanen verehrt; als Vorsteherin und Lenkerin des Staats führte sie den Beinamen Archegetis.

Aber die Göttin war hier auch Kriegsgöttin. Auf der Burg befand sich ein altes Bild, ein Palladium, d. h. nach genauerem Sprachgebrauche: eine stehende, mit der Aegis gepanzerte, Schild und Speer emporhaltende Pallasfigur. Ihr Cultus nähert sich insofern dem des Ares. Aglauros (gewiß ursprünglich nur ein Beiname der Pallas) wird in der Sage zur Geliebten des Gottes, und die Epheben schwören in deren Tempel den Waffeneid. Auf der Burg befand sich ein Schnitzbild der Athena-Nike-Polias.

Bei alledem aber hatte sie doch auch hier ihren ursprünglichen Wirkungskreis beibehalten. Es werden die Athener als Gründer des Dienstes derselben als Ergane, gerühmt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die attischen Dädaliden, oder Handwerker und Künstler in Erz und Stein und Thon, ihre zunftmäßige Kunstübung unter den Schutz dieser Gottheit gestellt hatten, so wie auch in dem Hephästeum (im innern Ceramikus, d. i. dem Töpferquartiere), dem Hauptheiligthume der ehemals hier wohnhaften Töpferzunft, neben dem Hephästos das Standbild der Athene aufgestellt war. Auch die Chalkeen standen mit dem Dienst der Athene-Ergane in Verbindung. Ingleichen stand sie hierselbst mit Prometheus als dem Horte der Thonarbeiter in nächster Beziehung. Ein bemerkenswerther Beitrag zur Charakteristik der Athener! Diese waren hiernach wirklich von jeher ein kluges und kunstfleißiges und betriebsames Volk. Nicht Klugheit überhaupt, oder die Spinn- und Webekünste als Gemeingut der Weiber allein, sondern Athenisches liegt hier zu Grunde.

Der deßfallsige attische Cultus fand schon in vorhomerischer Zeit, in Folge der dorischen und ionischen Wanderungen, mehrfache Verbreitung. In Kleinasien unter den Joniern wurde daher Athene besonders als Polias verehrt, wie namentlich in Erythrä, wo sie später von dem alten Künstler Endäus dargestellt war als ein großes Holzbild, sitzend auf einem Throne, in jeder ihrer beiden Hände

eine Spindel haltend, in Priene, Phocäa (daher auch in Massilia, und daher auch eine massilische Colonie den Namen Athenopolis führte); »von Milet ist die assasische Athene bekannt; von der milesischen Colonie Cyzikus die iasonische Athene, deren Weihung man mythisch an den Argonautenzug anknüpft; zu Teos bezog man die Athene auf die dort bestehende Einrichtung der Burgen (πύργοι) statt der Demen; daher die Athene Epipyrgitis in der teïschen Colonie Abdera.«

Eben so konnte der Cultus aus dem mittlern Hellas, namentlich von Böotien aus, mehrfach mit den Aeoliern nach den äolischen Colonien wandern, und vielleicht erhielt so selbst Ilion den Dienst der Athene Polias und das alte Palladion, das man denn später, auf die Auctorität Homer's, für das älteste und für die Mutter der übrigen ausgab, statt daß es nur ein Abzweig des eigentlich helleniſchen war.

Die weitere Verbreitung, vornehmlich über die Ortschaften und Gegenden des Peloponnes, läßt sich im Einzelnen nicht angeben. Mit Wahrscheinlichkeit nur läßt sich behaupten, daß der arcadische und der ursprünglich (achäisch-) argolische vordorisch gewesen, der trözenische von Attika her gekommen, und der achäische mit den Achäern aus Argolis nach Achaja gewandert ist (in Folge des dorischen Einbruchs). Woher die Dorier ihn hatten, ob sie bloß den vorgefundenen übten oder ihn aus dem nördlichen Griechenlande mitgebracht, ist nicht zu entscheiden, wohl aber sicher, daß er hier zumeist den Charakter des Volks, den kriegerischen, angenommen, z. B. in Sparta, wo der Pallas neben dem Zeus Agetor (anführenden) bei der Ueberschreitung der Landesgrenze die Opfer, Diabateria geheißen, dargebracht, sie selbst als Erfinderin der (kriegerischen) Flöte gepriesen und mit den Dioscuren in Verbindung verehrt wurde, in Argolis als Athene Salpinx (Trompeten A.); auch wurzelte daselbst der vom kriegerischen Charakter der Göttin zeugende Mythos vom Perseus (dem Vernichtenden, Tödtenden) und der Gorgo (Schrecklichen) oder Gorgo-Meduſa (der auf Mord Sinnenden) — diese beiden Namen sind ursprüngliche Epitheta der Pallas — ingleichen vom Diomedes u. s. w. Nicht minder läßt sich in mehreren Fällen der Gang nachweisen, den der Athene-Cult von den dorischen Mutterstädten nach den Colonien genommen hat: der megarische ging z. B. nach Byzanz (als Poliuchos, und die Göttin wurde hier die Beschirmerin der Landenden [σῳζβασία]), von Argolis nach Rhodus und nach Phaselis; der corinthische nach Syracus, der laconische nach Thera und Cyrene (wo die Göttin einen neuen Tritonsee fand) u. s. f.

Das Alles in vorhomerischer und vorhesiodeïscher Zeit, woraus man denn abnehmen kann, wie der Cultus bereits ganz ausgeprägt und abgeschlossen in den Gesängen dieser beiden Dichter erscheinen kann und muß, eben so der Charakter der Göttin, ihr ganzes Wesen, die Vorstellung von ihr. In Folge dessen wird sie dort geschildert als eine Jungfrau, deren Herz nie die Liebe bezwungen, stattlich von Körperbau, blauäugig, schöngelockt. Sie ist die Göttin aller weiblichen und männlichen Kunstfertigkeit. Mit Hephästos zusammen lehrt

sie die Menschen jegliche Kunst, und die Künstler sind ihre Lieblinge. Namentlich aber übt sie selbst die edle Weberei und theilt sterblichen Weibern dieselbe mit, stets gewogen den fleißigen und geschickten, wie z. B. der Penelope. Aber auch Göttin des Krieges ist sie, insofern er mit Klugheit, Umsicht und Ueberlegung geführt wird, im Gegensatze zum Ares, dem wilden und unbändigen, den nur rohe Kraft und persönliche Tapferkeit charakterisirt. Darum rufen die Helden sie an, so oft sie ein Wagstück unternehmen, welches nicht bloß Kühnheit, sondern auch Klugheit erfordert, und umgekehrt beschützt die Göttin muthige und zugleich kluge und schlaue Männer, wie den Diomedes, den Achilles, den Odysseus; dagegen sind ihr übermüthige und in ihrem Uebermuthe unbesonnene Leute, wie die beiden Ajax, verhaßt. Sie ist es, welche die Kriegsbeute machen läßt; darum brachte man ihr, der Beutemacherin (λαφρία), als Weihgeschenk dar die Waffen erlegter Feinde. Trojaner und Achäer ehren sie mit gleicher Achtung. In Troja ist sie Burggöttin, Stadtbeschützerin: ihr bringen daselbst die Frauen zum Tempel ein köstliches Gewand und geloben ihr herrliche Opfer, wenn sie die Stadt beschirmte vor den Feinden. Eben so kennt Homer schon ihren hervorstechenden Cultus und ihre Mythologie in Attika: er nennt sie die Erzieherin des alten Königs Erechtheus und weiß, daß sie zu Athen in einem prächtigen Tempel verehrt und herrliche Feste ihr jährlich gefeiert wurden. Bereits hat auch der reflectirende Verstand über sie genealogisirt und sie, als die Vorsteherin und Spenderin der höchsten Gabe im Menschen, auf den höchsten Gott zurückgeführt, sie zur Tochter des Zeus gemacht. Als Göttin der Hand- und Kunstfertigkeit, welche Ausflüsse, Wirkungen der Intelligenz, der Klugheit des Menschen sind, heißt sie zugleich Tochter der Metis (des Nachdenkens, der Weisheit). Und — wahrscheinlich weil ein Mythos sie, die Weisheit und Klugheit, aus dem Kopfe des Zeus entstehen ließ, wie wir dieser menschlichen Anlage auch als Sitz den Kopf im Allgemeinen anweisen, und der andere sie eine Tochter des Zeus und der Metis nannte, beides aber später in Einen Mythos etwas roh und ungeschickt vereinigt wurde — weiß Hesiodus (und Homer deutet darauf hin Il. V, 880.), daß Zeus die Metis, seine erste Gemahlin — damit will der Mythos wohl sagen oder jener Reflectirende, welcher ihn erfand, daß Zeus bei der Weltregierung von Anfang an der Weisheit bedurft hätte, d. h. sie ist sichtbar in der Welt und muß von Anbeginn thätig bei der Weltschöpfung gewesen sein — auf den Rath der Ge (der Erde, als orakelndes Wesen) verschlungen habe, bevor sie geboren, da ihr Kind sehr klug und mächtig werden würde, und da der neue Götterkönig wegen seiner (noch wankenden) Herrschaft besorgt gewesen. Er habe darauf selbst die Athene aus seinem heiligen Haupte geboren, und zwar wäre sie bewaffnet und die Lanze schwingend daraus hervorgesprungen und der betreffende homerische Hymnus weiß die Begebenheit überaus schön auszumalen, wenn er hinzufügt: Himmel, Erde und Meer wären dabei erbebt und staunend

Helios am Himmel mit dem Sonnenwagen halten geblieben, bis die junge Göttin ihre Waffen abgelegt.

Und wenn sie so als ein dem höchsten Gotte nächst verwandtes, seinem Haupte sogar entsprungenes, ihm bei der Regierung der Welt als Weltgeist und höchster Verstand zur Seite stehendes Wesen, eine reine Jungfrau aus und in reiner ätherischer Höhe, geboren auf eine ganz ungewöhnliche Art, gedacht und dargestellt wurde: so weiß man in der That nicht, ob man mehr dieses schöne Gebilde der Phantasie bewundern soll oder den hellenischen Geist, der solches Gebilde erschuf, der so tiefe Abstractionen und Reflexionen in eine so schöne Figur zu kleiden vermochte. Doch hat Homer auch die niedrige Sphäre, den Wirkungskreis der Göttin im Menschenleben, nicht verabsäumt zu benutzen zu seinen poetischen Fictionen und sie oft als bloß vergötterten Verstand und Klugheit handeln lassen, aber meistens nie ohne den hehren Charakter derselben festzuhalten und sie würdevoll hinzustellen.

Die nachfolgenden Dichter, vornehmlich Pindar und die Tragiker, sind ihrem Vorbilde, dem Homer, gefolgt und haben im Allgemeinen den hohen, edlen Charakter der Athene in seiner Hoheit bewahrt. Die Philosophen aber und Interpreten deuteten, vermöge ihrer nackten, kalten, nüchternen Reflexion, sie meistentheils zu einer bloßen, nackten, menschlichen Einsicht und Verständigkeit oder Kunstfertigkeit um, ohne an das Hohe und Göttliche zu denken und zu mahnen, was in dem ganzen Cultus und in der Idee von der Göttin liegt. Auch haben sie es nicht an falschen Etymologien und Wortverzerrungen fehlen lassen.

Mittler Weile erweiterte sich der Kreis der Eigenschaften nach einigen Seiten hin. Weil sie für die Göttin der Klugheit und des klugen Rathes im Allgemeinen galt, so wurde sie auch diejenige, welche im Falle einer Krankheit guten Rath ertheilte: sie wurde eine Gesundheitsgöttin (Ἀ. Ὑγιεία) und trat somit ein in den Kreis dieser Götter, an deren Spitze Asklepios steht. Eine solche Pallas ward vornehmlich in Athen verehrt, wo Perikles der deßfallsigen Göttin ein Standbild auf der Burg errichtete. Ein anderes hatte sie im Districte von Acharnä. Damit ist verwandt die Athene-Päonia, die in Athen und in Oropus Verehrung genoß, und die Athene-Optiletis oder Ophthalmitis (Augen-A.): wenigstens bezog die Legende den Ausdruck auf eine Heilung der Augen. Desgleichen war der Tempel der »Mutter Athene« zu Elis (so genannt, weil sie die kinderlosen Frauen daselbst mit Kindern gesegnet haben sollte) von ähnlicher Beziehung. Ja! Athene ward dadurch überhaupt zur Retterin (σώτειρα). Und in Seeplätzen konnte sie nun sogar zur Göttin der Schifffahrt werden, welche Vorstellung auch Aehnlichkeit hatte mit ihr als Vorsteherin der Schiffszimmerkunst. Daher nun das Palladium auf den Schiffen der Athener. Auch rührte davon ihr Beinamen Anemotis (Wind-A.) in Methone her. Endlich ist hierher noch zu rechnen, daß sie als reine Jungfrau (παρθένος) auch insbesondere Göttin der Jungfrauschaft wurde, die den Unvermählten vornehmlich

günstig und hold wäre, dagegen ungünstig denen, die sich vermählen wollten, auch den Unkeuschen und Ehebrecherischen, der in solcher Eigenschaft sogar ein Tempel, der berühmte Parthenon, auf der Burg zu Athen erbaut wurde, und die in ihrem Dienste die höchste Sittenreinheit fordere. Wenn wir nicht auch das noch hinzu rechnen wollen, daß sie (als Göttin der Klugheit und der Weisheit, selbst in staatlicher Beziehung) die Gesetze des Zaleucus (in Locri Epizephyrii in Italien), nach der eigenen Aussage desselben, ihm sollte vorgeschrieben haben; daß ihr mit Zeus beinahe gleiche Macht zugeschrieben wurde in der Handhabung der Gerechtigkeit, der bürgerlichen Ordnung, der Gastfreundschaft (ξενία), und daß sie im Zeitalter der Kunst zur Göttin der idealischen bildenden Kunst emporstieg.

Daneben war nicht minder die mythische Poesie geschäftig, die Geschichte der Pallas Athene anzubauen oder einzelne Partien derselben auszuführen, als z. B. die Erfindung und Wegwerfung der Flöte (seit der Zeit des Alcibiades), die Verwandlung der (erdichteten) Arachne (Spinne) in eine Spinne u. a. dergl. liebliche Schöpfungen. Die Stickereien auf dem Peplos (Gewand, Ueberwurf), den die Athenienser der Göttin an den Panathenäen darbrachten, welche den Sieg der olympischen Götter über die Titanen (der olympischen Weltordnung über frühere, rohe Gewalten) darzustellen pflegten, mußten natürlich den Antheil der Göttin an diesem erdichteten Factum vornehmlich in's Licht stellen. Das berühmte Gericht in Athen, das bei einem Heiligthume der Göttin in der Unterstadt vom Collegium der Epheten über unvorsätzlichen Mord abgehalten wurde (ἐπὶ Παλλαδίῳ), gab Veranlassung zur Sage von der Lossprechung und Reinigung des Orestes durch die Pallas Athene, der feuerlose Opfercult auf Rhodus (in Lindus) zu der schönen Legende, die uns Pindar mittheilt, u. s. f. Die Poesie fand hier ein reiches Feld zu ihren Productionen vor, und sie hat es zu vielen herrlichen Dichtungen benutzt.

In Betreff der bildenden Kunst war es gewiß nicht leicht, das vielgestaltige Wesen der Göttin in einen bestimmten, engen Rahmen zu fassen. Dasselbe fand — ich folge hier wieder zumeist der vortrefflichen Zusammenstellung Otfr. Müllers — seinen Mittelpunct besonders darin, daß es »als ein dem Himmelsgotte Zeus eng verwandtes, reines und erhabenes Wesen, als eine Jungfrau ätherischer Höhe gedacht wird, welche eingreift bald in die physische Welt und dort Fruchtbarkeit und Gedeihen spendet, bald in das Menschenleben und dort durch Erfindung von Kunstfertigkeiten aller Art die Cultur nach allen Seiten hin fördert, bald aber auch feindselige Wesen (namentlich die wunderbar mit ihr zusammenhängende Gorgo) vernichtet. Wenn aber in dieser ältesten Anschauungsweise Physisches, Technisches und Geistiges eng verbunden, und diese ätherische Jungfrau zugleich als Zeus' Verstand, als die in Zeus aufgenommene und wiedergeborne Metis (nach Hesiod) gedacht wurde: so überwog, dem allgemeinen Entwickelungsgesetze des griechischen Lebens gemäß, in der homerischen Zeit durchaus die letzte Vorstellung, und Athena war die Göttin kräftigen Wirkens, hellen Geistes geworden, eine Beschütze-

rin jedes Standes und jedes Menschen, der Tüchtiges mit Besonnenheit angreift und vollbringt. Die Kunst, welche in frühern Zeiten die Pallas fast vor allen andern Gottheiten in's Auge gefaßt hatte, stellte in den alten Palladien, welche mit erhabenem Schilde und gezucktem Wurfspeer gebildet wurden, besonders die vorkämpfende Gottheit (ἀλαλκομένη) dar; doch gab es auch Bilder in ruhiger und sitzender Stellung, und neben den Waffen wurden ihr, zur Bezeichnung friedlichen Wirkens, auch Rocken und Spindel in die Hand gegeben. Auch die Lampe (das Symbol der lichten Intelligenz) scheint ein altes Attribut der Gottheit. In den Statuen der vorgeschrittenen altgriechischen Kunst erscheint Athena immer in kampfrüstiger Stellung, mehr oder weniger vorschreitend, über dem Chiton mit einem steifgefalteten Peplos und einer großen Aegis bekleidet, die bisweilen auch, als Schild dienend, über dem linken Arme lag oder außer der Brust auch den ganzen Rücken bedeckte; dagegen sie später immer mehr zusammengezogen wird. Die Umrisse des Körpers haben in Hüften und Brust wenig von weiblicher Fülle; zugleich sind die Formen der Beine, Arme, des Rückens mehr auf männliche Weise ausgebildet. Das Gesicht hat bereits die eigenthümliche Form, welche die vervollkommnete Kunst weiter entwickelte, aber dabei sehr derbe und anmuthslose Züge.

Phidias vollendete das Ideal der Athena, und seitdem sind ruhiger Ernst, selbstbewußte Kraft und Klarheit des Geistes immer der Grundcharakter der Pallas gewesen. Ihre Jungfräulichkeit ist nichts als die Erhebung über alle weibliche Schwäche: sie ist selbst zu sehr Mann, um sich dem Manne hingeben zu können. Die reine Stirn, die lang- und feingebildete Nase, der etwas strenge Zug des Mundes und der Wangen, das stark und fast eckig geformte Kinn, die nicht weit geöffneten und mehr nach unten gerichteten Augen, das kunstlos längs der Stirn zurückgestrichene und in den Nacken herabwallende Haar — Alles Züge, in denen die frühere Schroffheit zur Großheit umgebildet erscheint — stimmen ganz mit dem Charakter dieser wunderbaren idealen Schöpfung überein. Spätere Versuche, diesen Ernst völlig in Anmuth aufzulösen, konnten nur in das Charakterlose fallen.

Die Modificationen solcher Gestalt hängen eng mit der Bekleidung zusammen.

Zu gruppenweisen Compositionen hat der bildenden Kunst Stoff gegeben: a) das Hervorgehen der geharnischten Jungfrau aus dem Haupte des Zeus — ein beliebter Gegenstand —; b) der am panathenäischen Peplos dargestellte Gigantenkampf, wobei die Göttin auf dem von ihr erfundenen Viergespanne fuhr; c) der Streit der Göttin mit Poseidon um die Schutzherrschaft von Attika; d) wie Athena durch Perseus (einen ihr eng verbundenen Dämon) die Gorgo, ihr grauenvolles Gegenbild, erlegt; e) ihr mystisches Verhältniß zum Erichthonius, durch welches die Göttin einen Zug von mütterlichem Wesen erhält, der mit ihrer jungfräulichen Strenge eine sehr interessante und reizende Mischung bildet.

Häufiger sieht man die Pallas Athene bei Handlungen, wo sie persönlich weniger betheiligt ist, als Organe bei Schiffsbau u. a. architektonischen Unternehmungen, so wie bei weiblichen Arbeiten rathend und helfend. Auch die Erfindung wie die Verschmähung der Flöte ist Gegenstand sinniger Compositionen. Als die allgemeine Helferin der Heroen, hat sie in den Darstellungen aus diesen Mythenkreisen überall ihre Stelle.

Wichtig sind für die Kunstsymbolik die Embleme Eule und Hahn, wovon jene, abgesehen von der ursprünglichen Naturbeziehung (γλαυκῶπις), das ernste Nachdenken, dieser die rege Thätigkeit und Kampfrüstigkeit der Göttin bezeichnet.«

Unter den erhaltenen Bildsäulen gilt die (1798) bei Velletri in Italien gefundene für die beste.

Der Dienst der Athena hat bei der Reinheit und Lauterkeit des Charakters, unter welcher man sie sich dachte, bei dem Umfange ihres Wirkungskreises und bei der Verbreitung des Cultes unbezweifelt sehr viel beigetragen zur Erhaltung, Belebung und Veredlung des religiösen Sinnes unter den Griechen, und eben so hat er gewiß energisch in vieler Hinsicht eingewirkt auf das praktische Leben, auch auf die Steigerung der Kunst zu rein gehaltenen, idealen Schöpfungen. Freilich, »wäre die Athena nie mehr als ein allgemeiner Begriff, wie Klugheit, Weisheit gewesen, wofür die alten Philosophen und Interpreten sie erklärten; hätte nicht eine concrete Anschauung, die mit dem Namen Pallas bezeichnet wurde, in den Gemüthern der Griechen und insbesondere der Athener gelebt: so hätte auch die Wirkung dieser Idee auf das gemüthliche und thätige Leben nie so mächtig sein können. In dieser Beziehung gehört eine solche positive Idee nicht bloß der Religion und Mythologie, sondern zugleich der ganzen Bildungsgeschichte der Griechen an, da es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß, wenn einerseits der Stammcharakter der Athener sehr viel zu den Zügen dieses idealen Gebildes beigetragen hat, andrerseits auch wieder ein solches Ideal mit großer Macht dahin wirkte, die Bildung und Thätigkeit des Volks in einer gewissen, stetigen Richtung zu erhalten. Jener Athener, der sich seine Landesgöttin nahe und von ihren Fittigen geschirmt glaubte, mußte in dieser Vorstellung ein Sporn zu besonnener, kräftiger Thätigkeit, rüstiger und aufgeweckter Uebung der Künste, humaner und wohlwollender Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, beherzter Abwehr der Feinde des Vaterlandes erhalten.«

Den Römern schien ihre Minerva die Pallas der Griechen zu sein: sehr falsch, wie wir bei Darstellung der römischen Religion zeigen werden.

2. Hermes.

Die Darstellung dieses Cultes hat ihre besonderen Schwierigkeiten. Einmal ist dem Namen etymologisch nicht so beizukommen, daß man auf sicherm Boden zu stehen glauben könnte, sodann ist der Wirkungskreis des Gottes so weit und so vielseitig, daß man nicht weiß alle Eigenschaften sofort zu übersehen und in naturgemäßer Ordnung, wie sie sich der Aehnlichkeit der Begriffe nach entwickelt haben möchten, aufzustellen. Wo soll man also anfangen? wo enden? Die schriftlichen Quellen sind für die Sache zu jung, schon ein Homer zu jung. Er schon läßt nicht mehr das Ursprüngliche klar erkennen. Und in den bisherigen Darstellungen herrscht eine solche Willkür, Verschiedenheit und Planlosigkeit, daß man sich auch da fast aller Hülfe baar sieht.

Zuverlässig hat der Cult auch dieses Gottes sich an etwas ganz Concretem, dem rohen Naturmenschen in die Sinne Fallendem, Auffallendem entwickelt. Was ist nun dieß? Der Name Hermes kommt — unter allen aufgestellten Etymologien dürfte diese die wahrscheinlichste sein — vielleicht von ἔρω, ἔρω (sero) her, ich füge Wörter zusammen, ich rede. Hermes heißt also der Redner und ist, als Gott gefaßt, zuerst und ursprünglich der Gott der menschlichen Rede gewesen, insofern dieselbe Vortheile bringt. Und das ist ein Gegenstand, der der menschlichen Reflexion als göttliche Gabe erscheinen konnte. Denn was ist wunderbarer als die menschliche Rede? und was mächtiger und wirksamer in der Menschenwelt? Zugleich ist noch zu erinnern, daß bei den Alten die Function eines Redners als Gesandten bei politischen Verhandlungen, bei Ausrichtung von öffentlichen Aufträgen u. s. w. höchst geehrt und geachtet war, etwas Ehrwürdiges, Heiliges an sich trug, das leicht zu göttlicher Anerkennung hinführen konnte oder vielmehr zur Annahme eines Gottes für die Sache. Ueberdem läßt sich hieran naturgemäß die ganze Reihe der Eigenschaften des Gottes knüpfen, was noch ein Beweis für die Richtigkeit unsrer Ansicht ist. Und wir haben so wirklich etwas Concretes, Naheliegendes, woran sich der Cultus entwickeln konnte.

Hermes nun, ursprünglich als der Gott, der den Menschen die Gabe der Rede, besonders der Ueberredung gegeben hat oder gibt, sie sei gut oder schlimm, wenn sie nur Vortheil bringt — der Grieche berechnete etwas der Art meist nur nach irdischen Vortheilen, vornehmlich im höhern Alterthume, wo das sittliche Gefühl noch nicht fein genug, die Reflexion noch nicht scharf genug war — sollte nach Hesiod's Dichtung in dieser Eigenschaft auf Zeus' Befehl die Gabe der Lüge, schmeichelnder Rede und verschlagenen Sinn der Pandora (dem Ideal eines verführerischen Weibes) mittheilen. Beredte und verschlagene Menschen hießen aus gleichem Grunde seine Söhne, und wer verstand Andere durch Worte zu bezaubern und zu berücken, zu etwas zu vermögen, der war der Mann des

Hermes, der war sein Schüler oder Erzeugter, sein Freund oder sein Liebling.

Aber was der Gott Andere, die Menschen, lehrte, das mußte er nach der Vorstellung der Griechen natürlich am meisten selbst sein. Er war also der Rede Meister (λόγιος, λόγων, προφήτης): er wußte vor Allem zu überreden, durch Worte Andere herumzubringen.

Der gewandte, listige, verschlagene Redner schickt sich aber am besten zu gesandtschaftlichen Sendungen, zu diplomatischen u. a. Aufträgen, welche, sollen sie gelingen, der geschickten Worte bedürfen. Solche Leute stehen also unter seinem Schutze, sind seine Leute: er geleitet sie auf ihren Reisen, er gibt ihnen die Worte ein, welche sie sprechen müssen, um den Zweck ihrer Sendung zu erreichen; er fügt es bei der andern Partei, daß sie solchen erreichen (πομπός, πομπαίος, πομπαῖος). Er ward daher zugleich Gott der Reisenden, Gott der Wege, der jene beschirmt und es straft, »wenn ein Mann abweiset den Pfad vermissenden Wanderer« (εἰνόδιος, ἡγεμόνιος), und seine Bilder standen auf Wegen und an Pforten.

Andrerseits ist er aber auch das wieder selbst: er ist der kluge, verschlagene Gesandte, und von wem anders als von den Göttern? namentlich vom Zeus an die Mitglieder des Göttervereines oder an die Menschen, allein ja nicht bloßer Götterbote, der nur Aufträge bringt und einholt, sondern der sie meistens zugleich wirklich ausrichtet (διάκτορος, ἄγγελος, τρόχις τοῦ Διός). Insofern unterscheidet er sich wesentlich von der Iris. Diese ist nur zur bloßen Willensverkündigung der Götter bestimmt, gleichsam ein bloßes blindes Werkzeug, während Hermes, der anstellige Gott, regelmäßig zu solchen Aufträgen und Botschaften gebraucht wird, bei denen zugleich selbstige Klugheit und Geschick anzuwenden ist, um den Zweck zu erreichen.

Ein solch gesandtschaftlicher Beruf war aber im Alterthume Sache der Herolde (κήρυκες). Diese standen also überhaupt unter seiner Obhut: er wachte über sie, daß ihnen nichts Uebles widerfuhr. Nun war er natürlich der Herold aller Herolde und der Herold der Götter. Als solcher verrichtet er auch wohl die niedrigen Dienste eines Mundschenken oder Wagenlenkers, nicht minder die eines Opferherolds, der die Opferthiere herbeiführt und für die Opfer der Götter sorgt.

Auf der andern Seite ist er indessen speciell wieder der Geleiter der Träume (ἡγήτωρ ὀνείρων, ὀνειροπομπός), jener Botschafter des Zeus an die Menschen, zu denen er natürlich nun auch die Macht haben muß Schlaf zu erwecken: er ist Einschläferer (ὑπνοδότης, ὕπνου προστάτης). Er gilt nun nicht minder als Geleiter der menschlichen Schatten nach der Unterwelt, die Zeus nach seinem ewigen Rathschlusse hat sterben lassen. Er besucht und kennt so die unterirdischen Räume des Tartarus.

Aber da tritt er ein in die Reihe der chthonischen Götter und theilt mit diesen manche ihrer Eigenschaften.

Das ist der Verlauf Eines Theiles seines Wirkungskreises. Wir kehren zum Ersteren zurück.

Als eine nothwendige Eigenschaft eines Abgeordneten und Sprechers im Alterthume galt, wie wir oben gesehen, die Verschlagenheit, die List, die durch Worte zu überreden vermag, wenn sie auch nicht moralisch ist, wenn sie nur zum Zwecke führt. Hermes ward daher überhaupt der Gott der List, der Verschmitztheit, der Verschlagenheit. Daher solche Leute ihm besonders angenehm waren. Aber er selbst war der Verschmitzteste, das Ideal der feinen List.

Freilich immer mehr in Bezug auf materiellen Vortheil: also des feinen Raffinements, der abgefeimtesten Ränke und Kniffe, um zu dem beabsichtigten Zwecke zu kommen. Hermes war also der Gott der Diebe und der Kaufleute, überhaupt der Menschen, welche auf dem Wege der Speculation und des Raffinirens zu einem Gewinne, zu einem Vortheile gelangen wollen oder gelangen. Hermes ward Handelsgott, und weil auf den Märkten Handel und Verkehr getrieben wird, so stand sein Bild gewöhnlich auf diesen Plätzen, und er hieß dann der Marktgott (*ἀγοραῖος, κερδῷος, διέμπορος*).

Allein damit tritt er überhaupt in die Reihe derjenigen Götter ein, welche Gewinn, welche Reichthum, welche Segen gewähren, es sei wo es wolle, im Hause, auf dem Felde, bei der Heerde (*πλουτοδότης*), was sich der Mensch erwirbt durch seiner Hände Arbeit. Er ist Haus-, Feld-, Heerdengott (*ἐριούνιος, ἐριγδούπιος, νόμιος*).

Aber auch was das Glück bescheert, gibt Hermes. Darum ist er Vorsteher des Würfelspieles. Loosende warfen ihm zu Ehren ein Oelblatt auf die Loose und zogen dieß zuerst hervor. Ein unerwarteter Fund ward ihm zugeschrieben, und darum hieß ein solch unverhofftes Glück *ἕρμαια* oder *ἕρμαιον*, und wo wir in einem solchen Falle sagen würden: Halb Part! da sagte der Grieche: Ἑρμῆς κοινός (gemeinschaftlich Hermes). Und entstand in einer Gesellschaft plötzlich eine Stille, deren Grund man sich nicht erklären konnte, so hieß es, Hermes sei eingetreten (um das zufällig eingetretene Schweigen als einen göttlichen Zufall zu bezeichnen). Und so waren seine Bilder als Kopfstücke (von und nach ihm Hermen genannt) aufgestellt auf Straßen, Thüren, Pforten, damit er überall Segen bringe und spende (in Athen erst spät, seit Hipparch).

List war nöthig auch bei den gymnastischen Kämpfen und Wettspielen, um zum Siege zu gelangen. Hermes wurde daher nicht minder betrachtet und verehrt als Gott der Gymnasien und der Gymnastik, und sein Bild stand häufig bei oder in den Plätzen, die zu solchen Uebungen bestimmt waren. Endlich sind List und Erfindungsgabe verwandte Begriffe, und so konnte Hermes auch zum Erfinder von musicalischen Instrumenten, z. B. von der Syrinx, werden.

Das sei eine Uebersicht des Kreises der Eigenschaften, die man dem Hermes zugeschrieben. Sein Dienst muß sehr alt sein: ganz zuverlässig ist er ein vordorischer, ein pelasgischer Dienst; denn in Arcadien war er von jeher heimisch, und dieses Land hat bei der dorischen Wanderung bekanntlich seine Bewohner nicht gewechselt. Nicht minder sieht man aus Homer, daß derselbe alt, sehr alt schon zur Zeit des Dichters gewesen sein muß; denn was der von Hermes

erzählt, und wie er es erzählt, kann nicht von gestern hergerührt haben. Uebrigens zeigt auch das gewöhnliche Symbol des Gottes als Gottes der Fruchtbarkeit, des Segens, vermöge seiner Rohheit und thierischen Natürlichkeit ein höchstes Alter. Die Schriftsteller der Alten nennen dieß Symbol geradezu ein pelasgisches.

Dagegen läßt sich nicht angeben, wo etwa der Cultus seinen Anfang möchte genommen haben. Zum olympischen Götterkreise gehörte er zwar, und daraus läßt sich etwanig abnehmen, daß auch er aus dem nördlichen Theile von Hellas, aus Thessalien, hergerührt. Die Arcadier und die Schriftsteller der Alten nennen Arcadien als das Land der Entstehung. Allein wer kann und wird sich auf solche unkritische, mythische Nachrichten verlassen? Und wie kam Hermes sonst unter die Götterfamilie des Olympus, wenn sein Cult nicht in Thessalien den Ursprung genommen hätte?

Er war übrigens sehr verbreitet über Griechenland und seine Colonien, theils weil da überall Verkehr und Handel blühte, theils weil in manchen Gegenden viel Viehzucht getrieben wurde, theils weil Herolde überall gebraucht und die Beredsamkeit beliebt war. Hauptstätten desselben waren Theben, Athen, Argos (und daher auch Rhodus), Corinth, Sparta (und daher auch Thera und Cyrene), vornehmlich aber Arcadien, was man deßhalb eben schon im hohen Alterthume für das Geburtsland des Gottes ausgab. Bereits Homer kennt und erzählt die deßfallsige Legende.

Ueberhaupt mußte Hermes bei seinen vielen und interessanten Eigenschaften, bei seiner ganzen merkwürdigen Individualität vielen Stoff zu mythischen Dichtungen bieten. Zuerst genealogisirte man — ein arcadischer Mythus — Hermes sei der Sohn des höchsten Gottes Zeus und der Mäa (Mutter, d. i. wohl Himmelsmutter, Allmutter nach localem arcadischen Volksglauben, die man aber dann im allgemeinen Glauben zu einer Plejade umwandelte und eine Tochter des Atlas, des Himmelsträgers, oder der die Säulen hält, welche den Himmel und die Erde auseinander halten). Sie sollte ihn geboren haben in Arcadien, in einer Grotte des Berges Cyllene, auf welchem sein Tempel stand. Daher eben dieser Mythos so lautet. Höchst naiv und ergötzlich schildert der homerische Hymnus (wahrscheinlich nach älterer Legende) den neugebornen Knaben: wie er gleich nach der Geburt seinen klugen Erfindungsgeist und seinen verschmitzten Diebescharakter bewährt, wie er am ersten Mittage schon die Cither spielt und sofort aus der Wiege der Mutter entschlüpft, um Apollo's Rinder zu stehlen, auf dem Wege dahin die Laute erfindet (mit sieben Saiten die Schaale einer Schildkröte bespannt), diese an Apollo abtritt und dafür die Hirtenpfeife, die Syrinx entdeckt (als Gott der Heerden, der er im weidereichen Arcadien wohl sein konnte), von Apollo zum Heerdengotte und zum Herrn über alle Thiere des Erdbodens gemacht wird und das Amt bekömmt, die Seelen der Verstorbenen in den Hades zu geleiten. Und in wie viele andere Mythen ist er verwebt! Man konnte ihn ja in solchen Dichtungen prächtig anwenden als Vermittler einer Begebenheit,

als Unterhändler, als der, welcher den Knoten schürzen und lösen half. Sein Wesen, sein Charakter paßte vortrefflich.

Homer und Hesiod haben ihn vielfach und mit großem Vortheil für ihre Gedichte angewandt, namentlich der erstere. Bei ihnen erscheint Hermes folgender Maaßen gezeichnet: er ist seinem Wesen nach zunächst der behende, rasche (ταχύς) Herold, Bote, Gesandte der Götter. Diese lassen z. B. durch ihn den Aegisthus warnen, nicht den Agamemnon zu tödten; der Nymphe Calypso überbringt er den Befehl des Zeus, den Odysseus zu entlassen, und geleitet den Priamus heimlich in's griechische Lager, oder überhaupt alle Lieblinge der Götter, des Zeus, wenn sie sich auf gefahrvolle Wege begeben. Er schließt den Menschen die Augen nach Belieben zum Schlummer und weckt sie wieder; er führt die Träume ihnen zu. Darum bringt man ihm vor dem Schlafengehen ein Trankopfer. Er geleitet die Seelen, z. B. die des Herakles, in die Unterwelt, wo er allein Zutritt hat. Als gehorsamer Bote des Zeus hat er den hundertäugigen Argos getödtet und führt daher den Namen Argiphontes. Er ist sodann Gott der List und der Schlauheit, gewandt in Wort und That, nicht scheuend Lüge, Betrug und Diebstahl, wofern es nur mit Verschlagenheit und Feinheit geschieht. So befreiet er den Ares durch List aus dem Kerker der Aloiden; ihm wird, auch von den andern Unsterblichen, der Auftrag, aus dem Lager der Griechen den Leichnam Hectors zu stehlen. Listige Diebe und Betrüger, wie z. B. Autolycus, der Großvater des Odysseus, »hoch vor Menschen berühmt durch Verstellung und Schwur,« standen unter seiner Obhut, hatten von ihm diese Eigenschaft bekommen. Aus gleichem Grunde war er dem Odysseus, dem listigen und verschmitzten, gewogen und stand ihm, z. B. gegen die Zauberin Circe, bei. Der selbst mit Anmuth von Zeus Ausgerüstete, der Vielgewandte, Schmeichelworte-Ersinnende verleiht Anmuth und Preis allen menschlichen Werken, theilt auf Zeus' Befehl Schmeichelrede, Schlauheit, Betrug, schamlosen Sinn und hinterlistigen Charakter der Pandora mit und führt sie den Menschen zu als betrügliches Geschenk. Er liebt es, mit den Menschen zu verkehren, die Bitten der Flehenden zu erfüllen; er segnet sie, aber besonders ihre Heerden. Wer dergleichen Reichthum besaß, wie z. B. der Trojaner Phorbos (der Weidende), der war ein Liebling des Gottes. Er wird darum mit der Hekate (als Göttin des Segens) zusammen angerufen, oder ihm sammt den Nymphen geopfert; denn auch diese Halbgöttinnen wurden gedacht als förderlich dem Hirtensegen. Solcher vereinten Wirksamkeit ist es zuzuschreiben, wenn man sinnig erzählte (nach Homer), die Nymphe Polymele (mit vielen Schaafen Gesegnete) habe dem Hermes unter allen Begleiterinnen der Artemis am meisten gefallen und von ihm den Eudorus (Wohlbegabten) geboren. Es heißt der Gott wegen seines Wohlthuns an die Menschen der Segenspender, Nutzenbringer, Friedensstifter, Herzerfreuer *).

*) Ἐριούνιος, δώτωρ ἐάων, γαμμόφρων.

Er erscheint den Sterblichen meist unter der Gestalt eines schönen Jünglings; sonst wird er (als Herold) geschildert als ein kräftiger Mann, versehen als Götterherold mit jenem Stabe, durch dessen Kraft er die Menschen einschläfert und wieder aufweckt. Dieß ist der schöne, goldene, dreiblätterige, unvergängliche Stab des Glücks und des Reichthums, den Apollo ihm gegeben haben sollte, und von welchem Hermes selbst Chrysorrhapis (Goldstabträger) heißt. Außerdem trägt er ein Paar schöne, goldne Sandalen, welche vermögen ihn mit Windeseile über Land und Meer durch die Lüfte dahin zu tragen.

Diese homerischen und hesiodischen Vorstellungen haben sich später wenig oder gar nicht verändert, außer daß man dem Gotte noch einen Reisehut (πέτασος) gab als einem, der in Bewegung, gerade auf Reisen wäre. Derselbe war flach gestaltet, versehen mit breiter Krempe. Im Uebrigen bleibt Hermes der alte, und die Dichtkunst sowie der Mythus bedienen sich seiner gewöhnlich, wo von Seiten der Götter, besonders des Zeus, etwas geschehen soll. So reinigt er nach späterer Dichtung in Verbindung mit der Athene die mordbefleckten Danaiden auf Zeus' Befehl; er holt die Erinnyen herauf aus der Unterwelt zur Bestrafung des Lycurgus; er geleitet den Perseus, als er sich aufmacht das Haupt der Meduſa (nach argivischer Sage) zu holen; den Dionysos nimmt er aus den Flammen, die ihn verzehren könnten, oder Zeus gab ihm denselben, um ihn zur Ino zu bringen, wie er den Aristäus zur Ge und zu den Horen trägt zur Erziehung.

Von seinem diebischen Benehmen erzählte man viele Geschichten: man gefiel sich ordentlich darin. Die Argonautensage wußte zu berichten, daß der Argonauten-Herold, Aethalides, ein Sohn des Hermes (des Heroldsgotts) und der Eupolemia (Wohlkriegerischen) gewesen (also war er eigentlich Kriegsherold) und von seinem Vater die Gabe erhalten habe, nichts zu vergessen, eine Gabe, welche Rednern und Gesandten vor Allem nöthig ist. Eben so werden die beiden Argonauten, Ergetus und Echion, erfahren in Listen, Söhne des Hermes genannt, gesegnet an Habe.

Außerdem bemerken wir noch, daß man ihn zum Gotte der Zahlen, der Buchstaben, des Maaßes, Gewichtes, der Musik und der Sternkunde gemacht hat, daß man ihm (nach späterer Ansicht) auch die Erfindung und Einrichtung der Opfer zuschrieb; daß man ihn als Gott der Redner und der Beredsamkeit im Zeitalter dieser Kunst, und der Dialektik im Zeitalter der Philosophie betrachtete.

Geopfert wurden ihm unter Andern (als Gott der Rede) die Zungen der Opferthiere.

Geweihet war ihm theils die Schildkröte (mit Bezug auf die Erfindung der Lyra), theils der Palmbaum (wegen der Gymnastik; seine Zweige schmückten die Sieger), theils der Fisch Boar (der Rufer) oder Box (wegen des Heroldsamtes), der Hahn (als Kampf- oder Rufgott?), die Seemöve (wegen ihres raschen Fluges) und die Myrte, das Symbol der Liebe und der Fruchtbarkeit (bei Homer).

Zusammengestellt findet er sich mit folgenden Göttern: a) als Gott der Fruchtbarkeit und des Segens auf Flur und in der Heerde theils mit Aphrodite (woraus sogar eine Vermengung dieses männlichen und weiblichen Principes in den Hermaphroditen hervorging), theils mit Hecate, theils mit Cadmus oder Cadmilus, einem sogenannten Cabiren, einer localen Gottheit der Fruchtbarkeit und des Segens bei den Thebanern und auf Samothracien, der nur insofern dem Hermes ähnlich, aber von den syncretisirenden Alten mit demselben innig verschwistert und sogar vermengt worden, allein eigentlich ein ganz verschiedener Gott ist; b) als gymnastischer Gott mit Herakles und Eros; c) als chthonischer Gott (wie nicht minder in Bezug auf Erndtesegen, Erdfruchtbarkeit) mit Dionysos, Demeter, Persephone; d) als Heerdengott und als musicalischer Gott mit Apollo.

Wir gehen jetzt die vornehmsten Stätten seines Cultes durch mit Bezug auf die Vor- und Darstellungen und Legenden von ihm. Zu Tanagra in Böotien ward er verehrt als Widderträger (κριοφόρος), weil ihm zu Ehren ein Widder um die Stadt an einem Tage von dem schönsten Jünglinge getragen wurde (eine Legende sagte, der Gott habe einst eine Seuche von der Stadt abgewendet). Ferner war er daselbst der Heroldsgott; denn ein Berg hieß den Tanagräern Kerykion (Heroldsberg), und man fabelte, Hermes sei auf demselben geboren. Außerdem kannten sie ihn noch als Vorkämpfer (πρόμαχος) in den Gymnasien. Eine schlechte Legende erklärte das ganz falsch. Es gab da endlich ein besonderes Heiligthum des Gottes, in welchem man die Reliquie eines Erdbeerbaumes — dieser war dem Hermes geheiligt, man weiß nicht aus welchem Grunde — bewahrte und sagte, der Gott wäre unter demselben erzogen worden. In Theben stand seine Bildsäule vor dem Heiligthume des ismenischen Apollo, und er hieß deßhalb Pronaos (der gleichsam den Tempel bewachte). Außerdem ward er hier Epimelios genannt (der Hort der Schaafe). Zu Coronea endlich hatte er einen Altar auf dem Markte, war also Marktgott.

Zu Athen hieß ein Gymnasium das des Hermes, und am Eingang in die Burg stand er als Propyläos (der Gott vor dem Thore, der solches behüte). Von besonderer Heiligkeit dünkte den Athenienſern das Holzbild des Gottes in dem Tempel der Athene Polias, zu welcher Göttin er hier zu Lande in besonders enger Beziehung stand; denn beide Gottheiten trafen darin zusammen, daß sie daselbst den Segen des Feldes spenden und mehren sollten. Die Sage ließ dieß Bild von Cecrops geweiht sein, d. h. es war sehr alt. Merkwürdig! es war so mit Myrtenzweigen (die Myrte war dem Hermes heilig) bedeckt, daß man es selbst gar nicht sehen konnte. Sicher verhüllte es nichts anders, als den sinnlich-roh dargestellten Zeugegott. Aus gleicher Beziehung galt die sogenannte Tochter des Landesahnherrn Cecrops (hergenommen von dem cecropischen Demos), Herse (Thau, Thaugöttin), zu Athen für die Geliebte des Hermes, wie wir oben unter dem Artikel schon bemerkt haben, und als Frucht

dieser Liebe ward Cephalos genannt (der vermeintliche Ahnherrn des cephalischen Demos). Die attischen Herolde (Opfer- und Festherolde, κήρηκες) — und sie spielten in Athen eine sehr bedeutende Rolle; in ihrer Familie war diese Würde erblich — meinten, sie stammten von einem Urahnen Keryx her; der aber sei ein Sohn des Hermes (des Gottes der Herolde) und der andern Tochter des Cecrops, der Aglauros. Endlich war der Gott hier in Athen, in der großen Handelsstadt, Markt- und Handelsgott und der Diebesgott, wie aus Aristophanes hervorgeht und daraus, daß ein Markt-Hermes aus Erz am Wege nach der gemalten Halle stand.

Auf Samos, einer ionisch-attischen Colonie, feierte man ihm als dem Freudengeber (χαριδότης, als segnendem Gotte; denn sein Segen ist erfreulich) ein Fest, an welchem es nur erlaubt war zu stehlen. Die Legende meinte: darum, weil die Samier zufolge eines Orakelausspruches nach dem gegenüber auf der Küste von Kleinasien gelegenen Mycale gewandert, dort zehn Jahre lang sich von Stehlen und Rauben genährt hätten, bis sie wieder heimgezogen wären; der wahre Grund aber war der, daß man glaubte, an dem Feste den Diebesgott durch Diebereien ehren zu müssen.

In Achaja bei Pellene stand Hermes in Hermenform als Dolios (Listiger), und man glaubte von ihm, er sei als solcher willig, die Wünsche der Menschen in Erfüllung zu bringen. In der Stadt selbst wurde ihm ein Fest gefeiert, ein Kampfspiel. Zu Pharä stand ein marmorner Hermes mitten auf dem Markte, und dort sollte der Gott Orakel ertheilen auf höchst eigenthümliche, kindische Weise, und in der von der achäischen Colonie Croton gegründeten Colonie Metapontum in Großgriechenland oder Unteritalien ward Hermes als Paidokoros (Knabenaufseher) verehrt in Bezug auf die Gymnastik. Eben dort soll er auch der Leichte, Heitere (εὔκολος) genannt worden sein.

In Arcadien herrschte, gemäß der Beschaffenheit des Landes, der Cultus des Hermes als Heerdengott vor; doch fehlte auch nicht eine Vertretung der übrigen Eigenschaften. In Tegea hatte er einen Tempel unter dem Titel Aepytos (der Hohe), wahrscheinlich weil sein Tempel hoch auf einem Berge lag. Auf dem Hügel Akakesios, an dessen Fuße die Stadt Akakesion lag, stand ein Steinbild des Hermes, der darnach benannt war (Akakesios). Zu Phigalea stand das Bild des Gottes im Gymnasium; in Phaneos hatte er einen Tempel mit einer Statue von Stein, und es wurde ihm daselbst ein besonderes Fest gefeiert. Auch Nonakris hat Hermes-Cult gehabt.

In Argos opferte man ihm dreißig Tage nach jedem Sterbefalle als dem Psychopompos (Geleiter der Seelen nach der Unterwelt), und im Bereiche des Heiligthums des (lycischen) Apollo stand ein Schnitzbild des Hermes und in dem Tempel selbst ein Hermes, welcher die Schildkröte ergriffen hatte, um eine Laute daraus zu machen; in der argivischen Colonie Rhodus ward er verehrt als Handelsgott (ἐπιπολαῖος). Und so könnten wir noch von Laconien, Elis sprechen.

Doch genug hiervon. Hermes erscheint da im Wesentlichen als derselbe.

Hinsichtlich seiner Nachkommenschaft dichtete man unter Anderm: Palästra (die personificirte Gymnastik) wäre seine Tochter (oder seine Geliebte). Den Prylis (den personificirten Waffentanz) nannte man seinen Sohn (in Bezug auf Kampf?).

Für die bildende Kunst war es eine schwierige Aufgabe, den Hermes würdig darzustellen: einmal wegen seiner vielen Eigenschaften, zweitens mußte es bei jeder Eigenschaft doch immer so geschehen, daß er der Eine war und blieb. Und es sind gerade die größten Künstler gewesen, die sich daran versucht haben: ein Phidias, Polyclet, Praxiteles, Skopas, Calamis u. A. Da er vornehmlich in der Eigenschaft als Herold der Götter, insbesondere des Zeus, gedacht wurde, so erhielt er deßhalb zuerst und hauptsächlich die Gestalt, in der auch die ältere Poesie ihn uns darstellt, nehmlich die »eines tüchtigen, kräftigen Mannes mit starkem, zugespitztem Barte, langen Haarflechten, in einer zurückgeschlagenen Chlamys (dem für rasche Bewegung geeignetsten Kleide), mit einem Reisehut, mit Fußflügeln, in der Hand das oft einem Scepter ähnliche Kerykeion (caduceus). So zeigen ihn die ältern Kunstwerke durchgängig.« Eine interessante Figur! Lauter Bewegung, lauter Leben, mit größter Eile, mit größter Besonnenheit. Man sieht es dem Gotte an, er will etwas mit Klugheit, mit Pfiffigkeit ausführen, sich seines Auftrages auf geschickte Weise entledigen. »Als solcher Ausrichter höherer Befehle sieht man ihn dann wohl halb sitzend und halb schon wieder aufspringend, um davon zu eilen, bisweilen (in Bronze), sich keck durch die Lüfte schwingend; auch von langer Reise ausruhend, wobei er aber den Arm nur auf einen Pfeiler stützt, nicht über das Haupt schlägt: eine Bewegung, die für Hermes zu weich und nachlässig wäre.«

»Die höhere, ästhetisch-schönere Ausbildung der Hermesgestalt ging indessen von den Gymnasien aus. Sie wird wahrscheinlich erst der jüngern attischen Schule, nach dem peloponnesischen Kriege, verdankt. Jetzt wurde er der gymnastisch-vollendete Ephebos mit breiter ausgearbeiteter Brust, schlanken aber kräftigen Gliedmaaßen, welche besonders durch die Uebungen des Pentathlon (Lauf, Sprung, Discus) ihre Ausbildung erhalten haben; seine Bekleidung, die der attischen Epheben, eine Chlamys, welche meist sehr zusammengezogen erscheint, und nicht selten der Petasos als Bedeckung des Kopfes, dessen Haar nach der Sitte der Jünglinge in diesem Alter kurz abgeschnitten und wenig gelockt erscheint. Die Züge des Gesichts geben einen ruhigen und feinen Verstand und ein freundliches Wohlwollen kund, welches sich auch in der leisen Neigung des Hauptes ausspricht: sie erstreben nicht das Edle und Stolze des Apollo, aber haben, bei breiteren und flacheren Formen, doch etwas ungemein Feines und Anmuthiges.«

»Unter den Statuen unterscheidet man erstens eine Classe, in wel-

chen das Hermes-Ideal sich offenbar am höchsten steigert: reife Jünglingsgestalten, voll gediegener Kraft, deren Ausdruck im Gesicht mit einem sanften Lächeln zusammenschmilzt, in fester, ruhiger Stellung, die Chlamys von dem Prachtbau der Glieder zurückgeworfen und um den linken Arm gewickelt: wo Hermes offenbar als Vorsteher gymnastischer Uebungen und Ertheiler leiblicher Kraft gefaßt ward, wie auch der Palmbaum daneben andeutet. Daran schließen sich ähnlich bekleidete Statuen, wo indeß der Gestus des erhabenen rechten Armes zeigt, daß Hermes als Gott der Redegewandtheit, als Hermes Logios zu fassen sei.«

»Der Beutel war in der spätern Zeit unleugbar ein Hauptattribut des Hermes.«

»Hermes den Opfermeister, den Beschützer des Viehes, besonders der Schafheerden, den Leier-Erfinder, endlich den Seelenführer und Wiederbeleber der Todten sieht man meist in Kunstwerken von geringerem Umfange.«

»Den kleinen Dieb (als Kind) aber hat ein Bildhauer mit derselben Schalkheit und schelmischen Freude an eigener Schlauheit auszustatten gewußt, die der homerische Hymnus so unübertrefflich schildert.«

»In seinen Liebesverhältnissen, wovon einige ausgezeichnete aber schwer zu erklärende Darstellungen auf uns gekommen sind, zeigt Hermes viel von der derbsinnlichen Art, die ihm von jeher eigen war.«

»Ueberall zu brauchen und stets dienstgefällig, ist Hermes auch in größern Compositionen, so selten er eine Hauptrolle spielt, als Führer, Geleitsmann, Ueberbringer (besonders von Säuglingen an ihre Nährerinnen), mitunter auch als scherzhafter und possierlicher Gesell, eine sehr gewöhnliche und immer angenehme Erscheinung.«

Es sind uns noch manche schöne antike Denkmäler von Hermes erhalten, z. B. eine treffliche Statue im Vatican, ein zu Herculanum gefundener sitzender — ein treffliches Werk! — zu Neapel ꝛc.

Hermes scheint das Glück gehabt zu haben, am wenigsten den schlechten und falschen Deutungen und Erklärungen der Philosophen und Exegeten anheim gefallen zu sein. Wenigstens ist uns keine besonders bemerkenswerthe bekannt. Doch meinten die Griechen in dem phönicischen oder ägyptischen Thaut oder Thot ihren Hermes wieder zu erkennen und trugen daher in spätere Zeit Manches auf diesen über, was eigentlich jenem allein zugehörte.

Die Römer fanden einseitig ihren Handelsgott Mercurius in dem griechischen Gotte wieder, der doch viel mehr war als bloßer Handelsgott.

Sollen wir ein Gesammturtheil über den Hermes-Cult abgeben, so war derselbe, von Seiten der Moralität aus betrachtet, nichts weniger denn zu billigen: er fiel sogar ins Rohe, Schmutzige. In religiöser Hinsicht ist anzuerkennen: er griff in sehr viele Verhältnisse ein, war reich an mannigfaltigen Vorstellungen und frommen Beziehungen. In artistischer Hinsicht war er ausgezeichnet sowohl

für die Dichter als für die bildenden Künstler durch Reichthum von Ideen, zu welchen er Veranlassung gab.

---

3. Die Musen (als die Göttinnen des Gesanges).

Der Name Muse (Μοῦσα) ist offenbar eigentlich nichts Andres als die feminine Form eines Particips (μών, μοῦσα, μόν) von einem Verbo μῶ, μεῖν, was nachmals im spätern Griechisch, wie solches uns in den noch vorhandenen Denkmälern der Schriftsprache vorliegt, als Verbum purum (μάω) erscheint, vornehmlich im dorischen Dialecte. Dieß heißt nun zu deutsch: ich denke nach, ich sinne. Μοῦσα ist also die Sinnende, und es nur zu erforschen und nachzuweisen, welch Substantiv dabei eigentlich zu ergänzen sei? Ἡ θεά (die Göttin) wäre zu allgemein. Es muß auch hier wieder etwas Concretes angenommen werden, was zur Entstehung des Cultus so wie des Namens Anlaß gegeben. Wer mit Creuzer's, Hermann's und Buttmann's Forschungen bekannt ist, dem kann nicht zweifelhaft erscheinen, daß ἡ Νύμφη zu suppliren ist, oder wenn wir Musen in der Mehrzahl nehmen (was noch annehmlicher, da offenbar der Grieche sofort sich mehrere Göttinnen der Art wird vorgestellt haben), αἱ Νύμφαι. Sicherlich nehmlich hat sich der Musen-Dienst aus dem Nymphen-Dienste entwickelt, wie aus den nachherigen Auseinandersetzungen hervorgehen wird, und diese hat man sich zuverlässig von Anfang an in der Mehrzahl gedacht, und darnach auch die Musen.

Ist dieses richtig, so gehörte freilich dieser ganze Cult eigentlich in diejenige Kategorie, welche wir weiter unten bei den Flußgöttern behandeln werden, unter die Wassergottheiten. Allein da derselbe sofort nach seiner Trennung ein ganz verschiedenes Wesen, einen ganz andern Charakter angenommen hat, auch in diesem seinem Ursprunge nicht bekannt genug ist, und darum seine Stellung unter die Nymphen auffallen würde: so haben wir ihn unter die gegenwärtige Rubrik genommen, unter die Culte, welche menschliche Zustände und Verhältnisse, menschliche Fertigkeiten und Künste betreffen.

Manchen Quellen schrieb man im Alterthume die Kraft der Begeisterung zu, und darum natürlich auch den Nymphen, die diesen Quellen vorstanden: jener Begeisterung nehmlich, die erforderlich ist zum Weissagen und darum auch zum Dichten und zum Singen; denn das Weissagen und Dichten, und das Dichten und Singen galt dem Alterthume für eins und dasselbe. Ja! da die Nymphen für Göttinnen gehalten wurden, die überall im Verborgenen sich aufhielten, einige in Quellen, andre in Bergen, andre in Bäumen: so glaubte man von ihrer geheimen Macht sogar alle diejenigen ergriffen, welche von irgend einem ungewohnten Triebe, dessen Ursache nicht in die Augen fiel, hingerissen schienen, und nannte sie

Nymphen-Besessene (νυμφολήπτους). Also der Begriff des psychischen Ergriffen-Seins war jenen Wassergottheiten nicht fern. Nun! so konnten sie auch angerufen werden von solchen, die begeistert sein, die weissagen, die dichten und singen wollten. Und dazu finden wir die überzeugendsten Belege in mehreren noch vorhandenen Schriftstellern. Und weil man sich bewußt ward, daß man zur intellectuellen Erfassung dessen, woran die Phantasie oder das aufgeregte Gefühl im Menschen voll ist, des Einkehrens in sich selbst, des Nachdenkens, des Meditirens bedurfte: so nannte man die Nymphen selbst, die solches schaffen und gewähren sollten, die Nachdenkenden, Musen.

Indessen erschien doch diese Eigenschaft der Wassergöttinnen bald als so eigenthümlich, dem eigentlichen Wesen der Nymphen so fern, daß sich der Begriff davon lostrennte, zu einem selbstständigen erwuchs und, als gekettet an das ursprüngliche Beiwort oder Participium, dieses zu einem Nomen proprium umgestaltete. Es wurden also die Nachdenkenden zu eigenen Wesen, zu eigenen Gottheiten mit dem besondern Begriffe, daß sie die Kraft hätten zu begeistern zu Gesängen; Dichter und Sänger wären ihre Schüler, ihre Lieb- und Günstlinge, und, was sie spendeten, verständen sie natürlich im höchsten Grade selbst.

Wo sie das geworden? Doch wohl unter einem Volke, welches Gesang und Dichtkunst liebte und übte, darin etwas Göttliches fand, weil dadurch das menschliche Leben höher potenzirt wird an Heiterkeit und Fröhlichkeit, an Genuß und an Werth. Und als ein solches lernen wir in den Annalen der politischen und der Culturgeschichte der Griechen die Thraker kennen, die ursprünglich in Pierien um den Olympus-Berg, in Thessalien und Macedonien, seßhaft waren, sich aber später, wenigstens zum Theil, nach dem mittlern Hellas in das nachmals so genannte Böotien gezogen und um den Helicon und Parnaß niedergelassen hatten. Und in diesen letztern Gegenden finden wir überall in historischer Zeit den Musen-Dienst heimisch, und, hier locale, Nachrichten und Mythen wiesen den Ursprung desselben auf jene Thraker zurück. Allein wo wir ihn dort finden, da ist er nicht entstanden. Sie haben ihn mitgebracht. Er hat bereits seinen Ursprung in Pierien gewonnen, wo ja so Manches auch in der Mythologie der Musen hinzeigt: Pierien sollte ihr Vaterland sein; dort sollte Zeus sie gezeugt haben; von da kommen sie, nach Hesiod's Dichtung, zu ihrem Vater nach dem Olymp, wo sie dann wohnen; sie heißen davon die pierischen, die Pieriden; Pieros, der aus dem Namen des Landes gebildete, erdichtete Ahnherr der Pierier, heißt ein Sohn eines Thrakers und auch ein Macedonier und sollte den Musen-Dienst am Helicon in Böotien gegründet haben; nach einer andern Sage war er König von Emathia (einer Landschaft von Macedonien an der Grenze von Thessalien) und seine Töchter die Emathiden, d. h. die Musen. Auch werden selbige Pimpleïden genannt nach einem Berge und Quelle Pimplea unweit Dion in Pierien, desgleichen Libethriden nach einer Berggegend ebendaselbst. Und die Geburt so

wie das Leben und das Grab des berühmten thracischen Sängers, des Repräsentanten der gesangreichen Thraker, versetzte die Sage gewöhnlich nach Pierien an den Olympus oder nach Dion oder nach Libethra in Macedonien, wo die Musen selbst den Sänger beerdigt und ihm den Grabgesang gesungen haben sollten. Hier befand sich auch ein Schnitzbild des Sängers, und auf einer Steinsäule im Gebiete von Dion stand seine angebliche Graburne. Und der Pindus galt für einen der Musen-Berge. Alles die triftichsten Zeugnisse für den Ursprung des Cultes in jenen Gegenden. Darum fanden die Musen auch ihre Aufnahme in den Kreis der olympischen Götter, wie sie bei Homer und Hesiod erscheinen.

Von da wanderten sie mit den Thrakern südwärts nach dem eigentlichen Hellas, und hier gewann der Cultus mehrfache, sehr berühmte Stätten, und ihre Beinamen eine reiche Vervielfältigung. Auf dem Helicon hatten sie einen Hain, und die dortigen Quellen Aganippe und Hippocrene (Roßquell) waren ihnen heilig, wobei sich offenbar ihre ursprüngliche Beziehung (als ursprüngliche Nymphen) wieder herausstellt. Die letztere jener Quellen, dichtete man, wegen ihres Namens, als entstanden durch den Hufschlag eines Rosses, und zwar nannte man dieses Roß Pegasus (Quellroß, von πηγή, die Quelle, wahrscheinlich eben deßwegen so benannt, nicht, wie Schwenck will, als Sinnbild des Wassers überhaupt; auch hier erfordert die Sache ein Concretes) und die Musen hiernach Pegasiden, so wie nach dem Berge selbst Heliconische oder Heliconiden. Zwiefach standen hier ihre Bildsäulen. Ihnen sollten hier auf dem Berge zuerst die Aloiden (pierische Heroen) geopfert haben. Auf dem Wege nach dem Musenhain befand sich das Bild der Eupheme (Wohlredenheit), welche in der Legende sehr schön für die Amme der Musen galt, und dieser zunächst stand eine Statue des (vermeintlichen) alten Sängers Linus, für solchen Platz allerdings auch sehr wohl geeignet und die Bedeutung des Musen-Dienstes hierselbst sattsam andeutend. Der Musenhain war umwohnt. Dort feierten die anwohnenden Thespier das Fest der Musen und veranstalteten dabei musicalische Wettkämpfe, Museen genannt. In der Stadt Thespiä hatten die Göttinnen unweit des Marktes einen Tempel.

Eben so war der Parnaß in der Nähe von Delphi den Musen (daher Parnassiden genannt) geheiligt, ingleichen ein Quell Castalia (nach welchem sie die castalischen heißen), und bei demselben hatten sie einen Tempel, aus gleichem Grunde wie oben.

Von dieser Gegend aus konnte sich der Dienst dann leicht weiter verbreiten: zuvörderst nach Attika. Hier hatten sie bei Athen am Ufer des Flüßchens Ilissus — also hier wieder die Beziehung auf Wasser und Nymphen; denn auch Nymphen wurden dabei verehrt — einen Altar, und ein Platz außerhalb Athen hieß der Musenplatz (μουσεῖον), wahrscheinlich weil man hier, wenigstens in frühester Zeit, musicalische Wettstreite hielt. Zu Corinth war ihnen die Quelle Pirene geweiht, und die corinthische Legende ließ selbige gleichfalls durch den Hufschlag des Pegasus hervorgebracht sein; darum ihr Cult auch in

Ambracia. In Trözen opferte man ihnen zusammt dem Hypnos (Schlaf), was wegen der Träume geschehen sein muß, welche nehmlich ja auch durch die Thätigkeit der Phantasie hervorgebracht werden. Hier bringt sie ferner ein localer Mythus mit einem gewissen Ardalus (d. h. der Anheber, der Erheber eines Tones, der Bläser, von ἄρω, ἀΐρω), dem vermeintlichen Erfinder der Flöte (der deßhalb ein Sohn des Hephästos [des Gottes der künstlichen Werke] sein sollte), in Verbindung. In Sparta, wo sie Mohen (Μῶσαι) hießen, opferte man ihnen vor der Schlacht, wahrscheinlich damit sie sollten die Flöte, unter deren Spiel man in den Kampf ging und den Schlachtgesang (den castoreischen Gesang) anstimmte, recht laut und schön erklingen machen, und somit die da so nothwendige Ordnung erhielten. Aber auch zu Sicyon finden wir den Cult, ingleichen in Megalopolis, auf Creta (wo sich ein Platz Museum fand und man fabelte, die Sirenen hätten daselbst mit den Musen gestritten), zu Metapont in Unteritalien, zu Stagira und — bei den Flöten spielenden, musicalischen Lydiern. Und, merkwürdig! hier erscheinen sie eben wieder als Nymphen, in ihrer ursprünglichen Wesenheit. Sie waren den Lydiern unbezweifelt durch die Jonier bekannt geworden, die ja nach der Sage durch die Musen, in Form eines Bienenschwarmes, sollten nach Kleinasien übergeleitet worden sein.

Wie erscheinen sie nun bei den Dichtern? in welcher Zahl? in welchem Charakter und Wesen?

Die Zahl der Musen, um mit dieser anzufangen, ist sehr verschieden angenommen: sie steigt von drei bis neun. Drei sollen es gewesen sein, die zuerst auf dem Helicon, angeblich von den Aloïden, Ephialtes und Otos, Verehrung gefunden, und zwar unter den Namen Melete (Nachdenken), Mneme (Gedächtniß, Erinnerung), Aöde (Gesang). Eine sinnreiche Nomenclatur! Eben so viele verehrte man auch in Sicyon, von denen eine aber Polymathia (Vielwissen) hieß. Auch nicht ohne Verstand! In Delphi nahm man (neben den dort verehrten neun Musen) gleichfalls drei an, die man nach den drei Saiten der Cither benannte. Nicht minder hat der Dichter Eumelus aus Corinth drei aufgeführt: Cephisso (hergenommen vom attischen Flusse Cephissus), Apollonis (die apollonische, wegen der Aehnlichkeit der Musen mit Apollo), Borysthenes (vom Flusse Borysthenes, welcher wegen der vielen Schwäne, jener gesangreichen Vögel, berühmt war). Andere zählten vier unter den Namen: Arche (Anfang, weil die Dichter öfter ihre Gesänge begannen: ich fange an zu singen [ἄρχω]), Melete, Thelxinoe (Bezauberin des Geistes), Aöde. Fünf schuf der Dichter Epicharmus und Myrtilus: die Nilo (vom Flusse Nil), Tritone (vom Fluß oder See Triton), Asopo (vom Flusse Asopus), Heptapora (Siebenmündung?), Acheloïs (vom Flusse Achelous), Tipoplo (?), Rhodia (?). Der Philosoph Crates nahm acht an, nach seinen (philosophischen) Ansichten, und so viele sollen auch zu Athen geglaubt worden sein, was aber beim Volke gewiß nicht der Fall war, sondern nur bei einigen Philosophen: gewiß beruht die Sache auf Plato's Annahme der sogenannten acht himmlischen Kreise, mit welchen dieser die Musen in Verbindung brachte. Die Zahl neun

kommt zwar bereits bei Homer vor (Od. XXIV, 60.), allein in einer Stelle, welche sich offenbar als späteres Einschiebsel kund gibt, sicher dagegen bei Hesiod.

Dem Homer sind die Musen bestimmt die Göttinnen des Gesanges: als solche lehren sie die sterblichen Sänger, und die rufen selbige beim Beginne ihres Singens an, entweder überhaupt oder statt aller wenigstens eine. Sie wohnen auf dem höchsten Gipfel des Olympus. Gewöhnlich erscheinen sie in Gesellschaft des Apollo (als Gottes der Kunst, die Cither zu spielen), zu dessen Spiele sie bei der Tafel der Götter — wie im Morgenlande bei irdischen Königen junge Mädchen — ihre Gesänge in Wechselchören erschallen lassen, wie sie denn aber auch um irdische Helden, z. B. um den gestorbenen Achilleus, Klaggesänge erheben. So sind sie lieblichen, gefälligen, heitern, wohlwollenden Charakters. Allein sie können auch zürnen und eifersüchtig werden, wie man das bei Apollo und den übrigen Göttern findet: wer ihnen übermüthig begegnet, der empfindet ihre Strafe. So wußte die Sage zu berichten, daß Thamyris, der sich einst durch Gesang und Saitenspiel ausgezeichnet hatte, von ihnen blind gemacht und seiner Kunst beraubt worden sei, weil er sich gerühmt, selbst die Musen darin besiegen zu wollen. Uebrigens nennt Homer sie Töchter des Zeus (d. h. er führt die schöne Kunst des Gesanges auf den höchsten Gott zurück) und (als ionisch-epischer Dichter) immer die olympischen.

Bei Hesiodus (dem böotischen Sänger) heißen sie die heliconischen, obwohl sie nach seiner Ansicht oder Dichtung auf dem Olympus geboren waren, und ihre Wohnungen wenig unter der höchsten Spitze des Berges, wo Zeus seinen Palast hat, liegen; von wo sie nur zu Zeiten nach dem Helicon gehen, in der Hippokrene sich baden und auf dem Gipfel dieses (böotischen) Gebirges um den Altar des Zeus ihre lieblichen Chortänze aufführen. In ihrer Nähe wohnen, nach einer lieblichen Allegorie, Himeros (das Liebesverlangen) und die Chariten (die Göttinnen des Liebreizes). Auch Hesiod kennt sie als Töchter des Zeus, nennt aber nicht minder ihre Mutter, nehmlich Mnemosyne (das Gedächtniß, Erinnerungsvermögen, was zu erklären ist aus dem Absingen der Gedichte im höhern Alterthume vor Erfindung der Buchstaben und Bekanntwerden der Schreibkunst; aus dem Grunde riefen auch die Dichter die Musen besonders dann an, wenn sie viele Eigennamen von Personen oder Ortschaften aufzählen wollten, wie Homer im Anfange seines Schiffscatalogs; darum sollen sie [nach Plutarch] an manchen Oertern den gemeinschaftlichen Namen Mniä [Erinnerungen] geführt haben), und ihre neun Namen lauten ihm: Clio (die Rühmende), Euterpe (die Wohlerfreuende), Thalia (die Blühende, mit besonderer Beziehung auf das blühende, d. i. das festliche, fröhliche Leben bei Gastmählern), Melpomene (die Singende), Terpsichore (die Chorfreude), Erato (die Liebliche), Polyhymnia (die Hymnen-Gesangreiche), Urania (die Himmlische), Calliope (die Schönstimmige). Das sind eigentlich lauter Beiwörter, die der Muse überhaupt zukommen, und darum nicht wohl geeignet zu Namen der verschie-

denen Musen, deren Wesen und Charakter im Einzelnen dadurch näher sollte bezeichnet sein. Die letzte nennt Hesiodus die vorzüglichste der Musen, als welche den ehrwürdigen Königen folge (nehmlich sie verherrlichend). Auch das ist nicht treffend und scharf. Apollo wird ebenfalls mit den Musen von ihm zusammengestellt und gesagt, daß von beiden die Sänger und Citherspieler auf Erden herkämen. Endlich heißt es von ihnen, sie hätten den Hesiodus, als er einst in einem Thale unterhalb des Helikon als Hirte die Schafe gehütet, und die Nacht bei den Heerden zubrachte, angetroffen und ihn den schönen Gesang gelehrt. Auch schreibt ihnen Hesiod die Kunst des Tanzens zu, welches ja im Alterthume mit dem Gesange und Saitenspiel verbunden zu sein pflegte. Im Ganzen aber spielen sie beim Hesiod wie beim Homer eine untergeordnete Rolle, weil man sie sich eben als Mädchen, d. h. als unselbstständige Personen, dachte, wie die Nymphen.

In den nächstfolgenden Zeiten blieben diese Vorstellungen so, außer daß verschiedene Dichter, je nach ihrer Ansicht und Meinung, die Abstammung der Musen verschieden darstellten. Die Dichter Alcman und Mimnermus nannten sie Töchter des Uranus oder des Aethers und der Gäa (Erde), auf welches Aelternpaar man sonst wohl Alles zurückführte, der Dichter Eumelus Töchter Apollo's (was darum nahe liegt, weil Apollo in so naher Verbindung mit ihnen gedacht und sogar zum Musagetes [Musenführer] gestempelt wurde, gleichsam zum Gesangdirector der Jungfrauen), Mnaseas und Aratus Töchter des Zeus und der Plusia (der Reichen, weil der Gesang nur die Festmahle der Reichen schmückt). Der Dichter Epicharmus entlehnte ihre Abkunft von der Geographie und machte sie zu Töchtern des Pierus und einer pimpleïschen Nymphe.

Von Mythen, die über sie gedichtet worden sind, merken wir besonders ihren angeblichen Wettstreit mit den Sirenen, den man gedichtet, um dichterisch nachzuweisen, wie die letztern zu Unholdinnen geworden; man ließ den Streit sogar damit endigen, daß man erzählte, die Musen hätten den Sirenen die Federn aus den Flügeln gerupft und sich damit das Haupt geschmückt. Nach einer andern Dichtung gingen die neun Töchter des in Pierien herrschenden Pierus einen gleichen Wettkampf mit ihnen ein, und die Folge davon sollte gewesen sein, daß jene in Vögel verwandelt worden wären von verschiedener Art. Im Wettkampfe zwischen Apollo und Marsyas sollten sie Schiedsrichterinnen gewesen sein. Auch ist ihr Wettstreit mit Philammon im Gesange bekannt, und der mit Thamyris ist schon oben erwähnt.

Berühmte Sänger des mythischen Alterthums heißen gewöhnlich ihre Söhne, obwohl sie im Allgemeinen als Jungfrauen gedacht wurden. So Linus ein Sohn des Amphiaraus und der Urania, oder des Apollo und der Calliope, oder Terpsichore, Orpheus Sohn der Calliope, oder der Clio, Thamyris Sohn der Erato u. s. w. Selbst die Sirenen (wegen ihres Gesanges) heißen irgendwo Töchter des Achelous (als Wassergottes) und der Melpomene oder Terpsichore.

Bei der Geburt berühmter Dichter ersetzen sie auch wohl die Stelle der Moiren und stehen der kreisenden Mutter bei und verleihen sofort dem Neugebornen die Gabe der Dichtkunst. Es ist eine herrliche Dichtung, wenn es in dieser Beziehung noch anderweitig heißt: sie hätten gesungen auf der Hochzeit des Meles und der Nymphe Cretheis, weil aus dieser Ehe Homer hervorgegangen.

Die Sphinx bei Theben sollen sie, als Göttinnen der Dichtkunst und darum als (halbe) Göttinnen des Weissagens, das bekannte Räthsel gelehrt und den Aristäus sogar in der Weissagekunst und darum insbesondere auch in der Heilkunde, die ja ehemals zumeist in Orakeln bestand, unterrichtet haben. So treten sie noch näher zu Apollo und sogar nahe zu Asklepios hinzu.

Außer mit Apollo werden sie auch mit Hermes (als Erfinder musicalischer Instrumente) und mit den Chariten (zur Andeutung der Lieblichkeit des Gesanges) zusammengestellt. Euripides nennt diese letztere Gruppirung mit Recht die »angenehmste, lieblichste Sippschaft.«

Einen neuen Um- und Aufschwung erhielt der Musen-Dienst — nachdem er durch die Physiker Anaximander und Xenophanes insoweit etwas verkümmert und fälschlicher Weise aufgefaßt worden war, als diese Männer und Andere, die ihnen gefolgt, unter den neun Musen und Apollo die zehn Töne der menschlichen Stimme, oder wie Varro, der Römer, unter den drei Musen, die es nur gäbe, den Ton des Wassers, der Luft und der menschlichen Stimme verstanden — dadurch, daß er von den attischen Philosophen und deren Anhängern herangezogen wurde. Nehmlich ein Museum war zwar den Griechen ursprünglich ein bloßer Tempel der Musen gewesen; aber bei dergleichen Heiligthümern wurden auch heilige Feste begangen und durch Absingung von Gedichten unter Begleitung musicalischer Instrumente verherrlicht, auch wohl durch musicalische Wettstreite. Zu solchem Zwecke waren aber größere Räume nöthig, welche man wahrscheinlich begrenzte, mit Säulenhallen umgab, des Schattens wegen auch wohl mit Bäumen bepflanzte. Solchergestalt erweiterte sich der Begriff eines Museums: der praktische Zweck stellte sich mehr heraus, und es bedeutete nun einen Platz, mit schattigen Baumgruppen besetzt und mit Säulenhallen umgeben, bestimmt zu Vorträgen von Gesängen unter Begleitung von Saiteninstrumenten, neben welchem oder auf welchem dann ein Tempel der Musen stand. Manchmal scheinen aber auch ganz freie Plätze der Art den Namen Museum geführt zu haben, wie bei Athen und auf Creta. Weil dergleichen Räume wiederhallten von Gesang und Saitenspiel, so hießen oft bei Dichtern, wegen der Aehnlichkeit, Haine die Museen der Vögel, der Cicaden u. s. w.

Jene Räume aber, waren sie mit Bäumen besetzt, wurden außer der Zeit der Festfeier gewiß auch zu Zusammenkünften und zu musicalischem und anderm Unterrichte der Jugend benutzt, und nach Einführung der Dialogie seit Socrates zu gegenseitigen Gesprächen zwischen Jüngern und Erwachsenern. Ja! man wird zu solchem Behufe

gerade gern und eigens solche Räume gewählt haben, weil die Philosophen bald anfingen ihre Wissenschaft unter den Schutz und die Vorsteherschaft der Musen zu stellen, sie als einen Theil der Musik betrachteten, sie gar mit diesem Namen benannten. So wurden die Musen Göttinnen der höhern Ausbildung, vornehmlich der Dialogie, der Philosophie. Kein Wunder also, wenn nun auch Gymnasien, wie zu Athen, wo es keine solche Museen gab, insofern sie für Philosophen und ihre Zusammenkünfte dienten, unter den Schutz der Musen gestellt wurden, wenn z. B. Plato denselben in der Academie einen Tempel erbauen ließ, und man noch zu Pausanias' Zeit daselbst einen Altar der Musen zeigte. Nicht minder ward ihnen im Lyceo geopfert, und Theophrast besaß einen Garten mit mancherlei Gebäuden zum Behuf seines philosophischen Studiums und Unterrichts, und ganz in der Nähe davon einen Musentempel mit den Bildsäulen dieser Göttinnen. Und weil zu solchen Studien und Vorträgen Hülfsmittel nöthig waren, Sammlungen, so legte man dergleichen bei den Musentempeln an. Ein merkwürdiges Zeugniß hierfür gibt es ab, wenn Diogenes von Laerte uns erzählt, Theophrast habe bei jenem seinem Musentempel eine Halle besessen, in welcher er seine Landcharten aufzubewahren testamentarisch verordnete. Bücher, Bibliotheken werden auch nicht gemangelt haben. Und so begann sich an den Namen der Museen der Begriff gelehrter Sammlungen anzuknüpfen, und die Musen wurden Vorsteherinnen philosophischer und gelehrter Studien. In dieser Form ging der Cult nach Alexandria über in Aegypten. Hier bauete wahrscheinlich Ptolemäus Lagi schon, den Musen einen Tempel in der neuen Stadt, innerhalb der königlichen Burg, und gründete dabei jene Bibliothek, die zum Sprüchworte, und jene Anstalt, welche unter dem Namen des alexandrinischen Museums weltberühmt geworden ist. Ein ähnliches Museum ward später in Antiochia gestiftet. Darnach nennt man nun noch jetzt Sammlungen von Kunstdenkmälern, Alterthümern u. s. w. Museen. Und so greift der Musen-Dienst selbst in unsere Zeit herüber.

Aus der alexandrinischen Periode muß der sogenannte orphische Hymnus auf die Musen sein; denn er sagt, daß dieselben die Urheberinnen aller geistigen Bildung u. s. w. wären.

Auch dieser edle und hohe Dienst ist der gemeinen Behandlung nicht entgangen. Historische Pragmatiker haben später in den Göttinnen nichts weiter sehen wollen, als die neun sterblichen Töchter des Pierus mit den neun Namen der Musen; die wären wegen ihrer Gesangfertigkeit von der abergläubigen Vorwelt unter die Gottheiten erhoben worden.

Im Ganzen stellte man sie sich äußerlich vor als Mädchen mit goldenem Kopfputz (χρυσάμπυκες).

Anlangend ihre Darstellung durch die bildenden Künstler, so hatten die ältern derselben sich begnügt, sie »in der Dreizahl darzustellen und unter selbige die Hauptinstrumente der Musik (Lyra, Barbiton und Flöte) zu vertheilen. Erst als das jüngere Ideal des

Apollo Musagetes in dem Gewande der pythischen Musiker ausgebildet war, wurde die Neunzahl dieser ebenfalls meist in Bühnengewänder gekleideten Jungfrauen mit feinen sinnvollen Gesichtern, durch Ausdruck, Attribute, zum Theil auch durch die Stellung fein unterschieden, von mehreren berühmten Künstlern aufgestellt. Besonders scheint es zwei, von einander unabhängige Hauptgruppen gegeben zu haben, da bei mehreren Figuren, wie sie in Statuen, Reliefs und Gemälden vorkommen, zwei Hauptvorstellungen sich scheiden lassen; doch waren auch diese nicht so allgemein anerkannt, und überhaupt die Rollen der einzelnen Musen nicht so fest bestimmt, daß nicht auch daneben zahlreiche Abweichungen vorkommen könnten.

Die Federn auf den Häuptern werden aus dem Siege über die Sirenen erklärt.«

Der Vertheilung der verschiedenen Künste unter die neun Musen, welche im Cultus keine Geltung gefunden hat, erst spät geschehen und auch nie fest angenommen worden ist, folgte indeß die spätere Kunst. Ihr zu Folge galt Clio für die Muse der Geschichte (darum ward sie dargestellt mit offener Papierrolle bei offnem Bücherbehälter); Calliope, die Muse des Epos, hielt Wachstafel, Schreibgriffel und Papierrolle; Melpomene, als Muse der Tragödie, war mit Weinlaub bekränzt (weil die Tragödie dem Weingotte Dionysos geheiligt war) und gebildet mit Cothurnen, Schwerdt, Heldenmaske, Keule; Euterpe, als Muse der lyrischen Dichtung, hatte die Flöte, Terpsichore, die Muse der Chöre, die Lyra und das Plektrum, Erato, die Muse der erotischen Poesie, auch der Mimik, die Lyra, Urania, die Muse der Sternkunde, einen Globus und ein Stäbchen; Polymnia (Polyhymnia), die Muse der Hymnen, ward ernst-nachdenklich, und Thalia, die Muse des Lustspiels und der idyllischen Dichtung, mit dem Epheukranz, der komischen Maske und dem Hirtenstabe abgebildet.

Der Musen-Dienst bei den Römern war bloße Nachahmung des griechischen und ist nur Sache der Dichter und Gelehrten geblieben, nie oder nur wenig und spät in den Volksglauben übergegangen.

Aber was ist es doch im Allgemeinen für ein zarter, lieblicher Cultus! Welche Liebe setzt er voraus zum Schönen, zur Kunst, zur Musik und zum Gesange! Welche Abstraction zugleich, in dem Allen etwas Schönes zu finden, und welche Religiösität, darin ein göttliches Walten zu erkennen! Wie die Alten selbst schon darüber dachten, lehrt die einfach-schöne Dichtung bei Pindar (in den Fragmenten): Bei des Zeus Vermählung hätten die Götter, als Zeus gefragt, ob sie eines Dinges bedürften, sich's erbeten, daß er ihnen Götter schaffen sollte, welche die großen Schöpfungswerke der Welt hier und all die Pracht derselben doch mit Worten und mit der Kunde des Gesanges preisen würden. Gewiß nun fügte die Dichtung hier hinzu: die Götter hätten gezweifelt, solches selbst thun zu können. Und darauf hätte Zeus, der Bitte der Götter zu willfahren, den Apoll und — die Musen erzeugt.

4. Prometheus (als Hersteller des Feuers).

Das Feuer ist für den Menschen eine so unentbehrliche, so wohlthätige physische Kraft, daß man es mit Recht für eine göttliche Schöpfung hält. Es muß dem kindlich-naiven Naturſohne nur auffällig sein, daß es nicht zu Tage liegt, daß es verborgen ist, daß es erst von Seiten des Menschen der klugen künstlerischen Herstellung und dann der geschickten Unterhaltung bedarf, um es immer zur Hand zu haben und zur Anwendung bringen zu können. Solche menschliche Klugheit (προμήθεια) im Anmachen und Unterhalten des Feuers personificirte der Grieche zu einem höhern Wesen; und weil das Sache des kräftigen, klugen Mannes ihm zu sein schien: so ward ihm jener allgemeine Begriff nicht ein weibliches, sondern ein männliches Wesen (ὁ προμηθεύς). Prometheus dünkte also den Hellenen das höhere, übermenschliche, aber nicht göttliche, Wesen zu sein, welches vermöge seiner Klugheit den Menschen das Feuer hergestellt habe, und hatte anfänglich wohl den Begriff eines sittlichguten Wesens. Die Entstehung dieser Vorstellung ist in vordorischer Zeit unter den Joniern Attika's und des spätern Achaja's zu suchen.

Aber wenn der Mensch erst Kraftanstrengung, besonders geistige, vornehmlich Raffinement nöthig hat, um sich die Wohlthat des Feuers zu verschaffen; wenn es ihm nicht ohne Mühwaltung zu Theil geworden ist oder wird, so sahe darin der kindliche Verstand der alten Hellenen ein Vorenthalten von Seiten der Götter, in dessen Besitz natürlich das Feuer wäre, die es in Verwahrung hätten. Und das deuchte ihm eine Strafe zu sein*). Aber wofür?

Der Gutmüthigkeit und religiösen Gewissenhaftigkeit der Griechen — speciell der Jonier, auch im nachmaligen Achaja — ward es auffallend, daß die Sitte bei ihnen herrschte, bei den Opfern vom Opferfleische den größern und bessern Theil für sich zu nehmen und zu verschmausen und den Göttern den geringern Theil, oft nur Knochen in Festhaut eingewickelt, zu spenden. Das schien ein listiges Hintergehen, ein schlaues Bevortheilen zu sein. Die mythisirende Phantasie dichtete also Folgendes: Als nach Entthronung des Kronos und nach Antritt der neuen Weltherrschaft durch Zeus die Dinge so geordnet werden sollten, wie sie es nach der Vorstellung der Griechen doch waren, und die Götter und die Menschen sich gegenseitig auseinander zu setzen suchten über die beiderseitigen Verpflichtungen zu einander: so ward nun auch die heilige Sitte des Opferns eingesetzt. Als Repräsentant der Götter erscheint Zeus, als der der Menschen Prometheus, »und zwar als ihr Repräsentant im strengsten Sinne des Worts, so daß, was er will und thut, auch als von ihnen

*) Der Verfasser dieses hält nehmlich nicht mit Weiske (Prometheus S. 209.) die Feuerentwendung für den ältesten Theil der Prometheus-Sage.

gewollt und gethan betrachtet werden muß. Argliſtig denkt dieſer auf ein Mittel, um den Göttern den ihnen gebührenden Theil zu verkürzen: er legt auf die eine Seite das Fleiſch und die Eingeweide des Opferſtiers, mit der Haut umwickelt, auf die andere Seite die Knochen, mit gleißendem Fett lockend überdeckt, und heißt nun den Zeus wählen, welchen Theil er wolle, in der thörichten Hoffnung, daß dieſer ſich durch den Schein betrügen laſſen werde. Zeus nimmt den ſchlechtern Theil, nicht als ob er ſich wirklich hätte täuſchen laſſen, ſondern weil er die frevelnde Argliſt ſtrafen und ſie deßwegen ſich ganz erfüllen laſſen und ohne Ausrede überführen will.« In dieſem Mythos erſcheint Prometheus im ſchlechtern, im unmoraliſchen Sinne als der Repräſentant der menſchlichen Klugheit und Verſchmitztheit, die nur auf eignen Nutzen bedacht iſt und dabei ſelbſt die Ehrfurcht gegen die Götter aus den Augen ſetzt. Zeus ſtraft nun die Menſchen für jenen Frevel, den Prometheus in ihrem Namen und in ihrem Sinne vollbracht hat, dadurch, daß er ihnen das Feuer vorenthält.

Aber die Menſchen haben es ja doch, wie die Wirklichkeit lehrt! Nur nicht als Gnadengeſchenk von den Göttern, meint in Folge des Vorigen der Mythos, ſondern Prometheus — und hier erſcheint er wieder als der Repräſentant der menſchlichen Klugheit und Schlauheit, und als der es nicht mit den Göttern hält, ſondern mit den Menſchen wohl meint — hat es ihnen auch wider den Willen des Zeus zu verſchaffen gewußt: er hat es den Göttern heimlich entwendet. Darin liegt nichts Andres als die obige Vorſtellung: der Menſch iſt im Beſitz der Fertigkeit, Feuer anzumachen, und dieſe Fertigkeit verdankt er ſeiner eignen Klugheit, deren Repräſentant Prometheus iſt, dieſe perſonificirte Klugheit.

Der Mythos weiß das Gewebe noch weiter auszuſpinnen, wie trotz dieſer Klugheit und raffinirenden Schlauheit oder trotz der Vormundſchaft des Prometheus die Menſchen (d. h. die Männer) doch nicht glücklich geworden und nicht glücklich ſind. Zeus ſendet ihnen — es muß ein Weiberfeind geweſen ſein, der dieſes gedichtet — die Pandora (die Allbegabte, nehmlich mit allen Reizen der Verführung), die Repräſentantin des weiblichen Geſchlechtes; die Menſchen nehmen ſie auf trotz der Abmahnung des Prometheus »und werden demnach für die Täuſchung, die Prometheus, argliſtig, aber fruchtlos gegen Zeus verſucht hatte, auf entſprechende Weiſe durch eine Täuſchung geſtraft, der ſich zu erwehren ſie nicht weiſe genug ſind. Prometheus aber, der Vertreter der Menſchen, büßt ſeine That, an eine Säule gefeſſelt, wo ein Adler ihm die Leber zerfleiſcht, bis endlich ein ſterblicher Held, Herakles, ihn erlöſt.« Solcher Geſtalt iſt durch den Mythos und in dieſem Mythos der Repräſentant der menſchlichen Fertigkeit im Feueranmachen zu einer moraliſchen Perſon geworden.

So bei Heſiodus. Die nachfolgende Zeit weiß den Prometheus mythiſch (als ſolchen Inhaber der höchſten Klugheit) zum Berather des Herakles zu machen, als dieſer die goldenen Aepfel der Hesperiden holen ſoll, und (als einen Wohlthäter der Menſchheit) zu einem Ka-

diräer und Freunde der kabirischen Demeter, welche, ebenfalls als Wohlthäter der Menschen, in andrer Art nur, gedacht wurden.

Anders im Cultus: da lebte er in der ursprünglichen Idee als Gott des Feueranmachens und des Feuers fort. Seine Verehrung war aber und blieb beschränkt auf Attika. Hierselbst finden wir solche an zwei Plätzen: einmal in dem Flecken Colonus, sodann in der Stadt Athen. Dort war er Feuerträger (πυρφόρος), wie ihn Sophocles nennt, d. h. wahrscheinlich der dort so dargestellt war von der Kunst, wie er den Menschen das Feuer brächte; auch heißt er bei demselben Dichter Titan und ausdrücklich ein Gott. Hier, in Athen, waren zwei Stätten seines Cultus: einmal in der Academie, zweitens in dem Stadtviertel der Töpfer, im Ceramikus. An jener hatte er einen Altar mindestens, an dem Eingange in die Academie; dort war ein altes Basament, worauf Prometheus als der ältere und vordere, Hephästos als der jüngere und zweite abgebildet war, also beide Götter als ähnlich in der Vorstellung: Prometheus als Gott des Feueranmachens, Hephästos als Gott der Künste, bei welchen man des Feuers bedarf. Von jenem Altare aus liefen diejenigen, welche einen Fackelwettlauf dem Prometheus und dem Hephästos zu Ehren hielten (offenbar in Bezug auf jenen Wirkungskreis der beiden Götter) an dem Feste, welches die Prometheen genannt wurde. Hier zündete man zugleich an dem sogenannten »heiligen Feuer« die Fackel an. Der Fackellauf ging nach dem Ceramikus, demjenigen Quartiere Athens, wo vornehmlich Feuer zu Thonarbeiten gebraucht wurde. Die Bewohner dieses Quartieres nahmen natürlich besondern Antheil an den Prometheen. Denn Prometheus ist der Geber des Feuers; als solchen ehrten ihn die Thon-Plastiker, um des Ofens willen, durch den ihre gemeinen und ihre edlen Gebilde der Terra cotta gehen mußten, und darum hießen die Töpfer Prometheusse, vom Brennofen, wie Lucian richtig bemerkt hat. »Die Folgerung ist unabweislich, daß auch der Fackellauf des Prometheus im Ceramikus diesen Entstehungsgrund und diese ursprüngliche Bedeutung habe. Hier stand nun ebenfalls Hephästos mit dem Prometheus im innigsten Bunde. Aber auch Pallas Athene fehlte darin nicht als die dritte; sie war ja auch Göttin der Töpfer und Plastiker in Thon und kluge Hüterin des Brennofens.«

Diese Verbindung des Prometheus aber mit der Thon-Plastik hat dem Mythos wieder Gelegenheit gegeben zur Dichtung, daß Prometheus Schöpfer, Bildner der ersten Menschen aus Thon wäre (schon vor oder seit Sappho). Nun ward er auch Vater des Deucalion (als des vermeintlichen Urahnen der Menschen); doch sollte er auch dessen Rathgeber gewesen sein, und hier erschiene er dann als Repräsentant der Klugheit. Auch Vater des Hellen sollte er sein, des vermeintlichen Urahnen der Hellenen, aus eben jenem Grunde, u. s. w.

Spätere Dichter (wie z. B. Aeschylus) und Philosophen (z. B. Plato) und Mythologen und Exegeten haben die Prometheus-Idee noch weiter ausgebildet und erweitert, ohne derselben gerade viel zu

nützen. Deuteleien haben sie sogar herabgesetzt oder verflüchtigt. Den Feuerraub setzte man nach Lemnos u. w. dergl. m. ist.

Kunstdarstellungen vom Prometheus sind uns nicht bekannt.

---

5. Hephästos (als den Gott der Bildnerei).

Der Name, so hellenisch er auch geformt ist, entzieht sich jeder etymologischen Auflösung und Deutung. Zu bemerken ist, daß die Form des Namens auf Inschriften (statt Ἥφαιστος) auch Ἵφιστος ist, was auf die Wurzel ἰφις, vis, ἴς, Kraft, Stärke, hinzudeuten scheint. Wir müssen uns bei der Darstellung dieses Gottes rein an die Ueberlieferungen halten. In denselben erscheint nun Hephästos sofort und immer, vor Allem als Vorstand der Kunst, Metall vermittelst des Feuers durch Guß und durch Schmieden zu künstlichen Werken zu formen. Es ist eine schiefe Ansicht, ihn sofort zum Gotte des Feuers zu machen: Hephästos bedient sich dessen eigentlich nur als Mittels zu seinem eigentlichen Berufsgeschäfte. Die Eigenschaft als Feuergott ist erst die secundäre. Der Grieche betrachtete ja das Feuer auch nicht als Gabe eines Gottes, sondern als einen Raub. Er hat nie ein Element wirklich angebetet. Man sehe nur die Stellen in den ältern Autoren schärfer an.

Uebrigens ist der Gott ein merkwürdiges Gebilde der Phantasie so, wie er uns schon entgegentritt in den homerischen Gedichten. Die Poesie daselbst »stellt ihn im Ganzen als tüchtigen und kunstreichen Schmidt dar, aber verwebt damit Züge einer seltsamen Symbolik, indem sie ihn ungeheuerlich, mißgestalt, hinkend und in seinem ganzen Wesen possirlich, als Hahnrei im Hause und Pikelhering im Olymp schildert.« Was ist hiervon Volksglaube? was bloßer Mythus? was hat Homer hinzugefügt? Das sind die Fragen, die sich uns hier aufdrängen, die aber schwerlich werden mit Schärfe gesondert, beantwortet werden können. So viel ist wohl richtig: was Homer gibt an Schilderungen und an Sagen, die nicht geradezu zu seinen Gedichten nothwendig gehören, sondern die er von Hephästos so einwebt, sind schon vor ihm, vielleicht schon lange vor ihm erdacht und in Schwang gebracht gewesen. Der erste Blick lehrt das. Nehmen wir solches zum Maaßstab, so fand der Dichter etwa Folgendes vor in Bezug auf den Glauben an diesen Gott:

Hephästos war der Gott der Sintier auf Lemnos, also ein Localgott eines vermuthlich thracischen, barbarischen (ἀγριόφωνοι) Volksstammes, der sich dort angebauet, und daselbst eine Stadt Hephästia gegründet hatte. Es dürfte zweifelhaft sein, ob der Name der Stadt von dem Namen des Gottes gebildet sei oder umgekehrt. Im letztern Falle wäre Hephästos so geschaffen von der Phantasie wie andere Stammherren anderer Städte. Diese Sintier müssen

ganz besonders die Kunst verstanden haben in Erz zu arbeiten; daher verehrten sie speciell einen solchen Gott der Arbeiten in Erz. Ob sie jene Kunst selbst erfunden haben? Kaum möchte man das von einem der roben Thrakerstämme glauben. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie selbige von einem fremden, gebildetern Volke überkommen haben. Und wer könnte dieß anders sein, als die Phönicier, die notorisch auf Thasos und der gegenüberliegenden Küste Thraciens Gold gesucht und gegraben *)? Höchst bemerkenswerth und für unsre Meinung wohl schlagend ist die Stelle bei Homer (Il. XXIII, 740 ff.), wo eines silbernen kunstvollen Bechers Erwähnung geschieht, den kunsterfahrne Sidonier geschaffen, aber phönicische Männer auf finstern Wogen gebracht, im Hafen (von Lemnos?) feil geboten und endlich dem Thoas (dem Könige von Lemnos) geschenkt. Eben so heißt es bei demselben Dichter an einer andern Stelle (VII, 473.): die Hellenen hätten für Erz und blinkendes Eisen Wein von den Lemniern erhandelt. Diese Metalle mußten also hier gesuchte Artikel sein, und sie waren es, weil sie hier verarbeitet wurden. Gehen wir von dieser Ansicht aus, dann ist's auch nicht unerklärlich, warum Hephästos in so wunderlich auffallender Gestalt gedacht und dargestellt worden ist. Die Phönicier verehrten bekanntlich jene Pataken, d. h. zwergartige Gottheiten, deren Füße wohl krumm waren. Jene brauchten ja auf ihren Schiffen für ihre weiten Reisen so kleine Schutzgötter. Eine Statue ähnlicher Art mögen die Sintier ihrem Gotte gesetzt haben. Die Griechen in vordorischer Zeit (z. B. die Minyer, welche bekanntlich sogar weite Seefahrten unternahmen, in Thessalien wohnhaft, nicht fern von Lemnos) haben zuverlässig Kunde von dem Gotte, seiner Form und seiner Bedeutung bekommen, sich vielleicht selbst mit eignen Augen überzeugt, und stark wie sie in der Phantasie und im Dichten waren und im Verknüpfen ihrer heimischen Vorstellungen mit den fremden, so nahmen sie den ihnen eigentlich fremden Gott in ihr Göttersystem auf, rechneten ihn sogar — die Minyer waren ja Thessalier — zu den olympischen Göttern, ohne ihn deßhalb gerade zu verehren. Darum eben finden wir den Cultus des Hephästos nirgends unter den Griechen in Griechenland selbst (über den attischen und seine Entstehung s. nachher) oder sonst häufig in seinen Colonien. Es existirte der Gott mithin anfangs bloß in der Phantasie und in der Sage der Griechen, die natürlich so Manches wird von den Vor- und Darstellungen der Sintier aufgenommen haben. So ist z. B. sehr wahrscheinlich, daß dieselben erzählten, ihr Gott sei (gleich einem Meteorsteine) vom Himmel gefallen; denn das ist ein öfter vorkommender Glaube oder Mythos. So hatten denn die Griechen vor Homer folgende Glaubenssätze und Legenden

*) Derselben Ansicht ist Rhode (res Lemnicae. 1829. pag. 30.), obwohl er sie nicht recht entwickelt hat. Aber das gefällt mir besonders, daß er die Meinung verwirft, der Dienst des Hephästos sei deßwegen auf Lemnos heimisch gewesen, weil die Insel vulkanisch. Diese Ansicht ist erst spätern Ursprungs.

über Hephästos: er sei zwar kräftig und stark von Körper, aber durchaus nicht schön, sondern lahm und im Gehen langsam und auf beiden Füßen hinkend *). Beim Gehen bediene er sich daher eines Stockes. Er ist der Gott der durch Hülfe des Feuers möglichen Bearbeitung der Metalle und als solcher natürlich darin selbst der Erfahrenste, der Kunstfertigste, der Geschickteste und Weit- und Hochberühmte **), kann seine Kunst auch Menschen mittheilen, die er liebt, und diese stehen unter seinem besondern Schutze. Lemnos ist sein Lieblingssitz: dort wird er ganz besonders verehrt von den Bewohnern, den Sintiern. So viel in Bezug auf Lemnos. Nun fügte der Grieche aus dem Kreise *seines* Glaubens Folgendes hinzu: er nahm unter die Glieder seines olympischen Götterreiches den Hephästos auf; der mußte mitwohnen auf dem Olymp; dort hätte er sich einen ehernen unvergänglichen, leuchtenden Palast erbauet, eines Gottes würdig; daselbst wäre seine Werkstätte, wo zwanzig künstliche Blasebälge auf seinen Befehl das Feuer anfachten. Er wäre der Sohn des Zeus und der Hera; aber weil er lahm geboren, so hätte ihn die Mutter aus dem Olymp wegzuschaffen beschlossen und aus dem Himmel geworfen, und er wäre ins Meer gefallen; dort hätten sich seiner angenommen die Meergöttinnen Eurynome und Thetis (die letztere hat vielleicht *Homer* hinzugefügt, um den weitern Verlauf seiner Iliade zu begründen). Nach neun Jahren wäre er indessen wieder auf den Olymp zurückgekehrt, ohne der unfreundlichen Mutter zu zürnen, der er sich sogar gern gefällig erwies, wo er nur konnte, einstmals sich ihrer selbst annahm gegen den erbitterten Gemahl. Da ergriff ihn dieser beim Fuße und schleuderte ihn zornig vom Himmel herab, daß er einen ganzen Tag lang fiel, bis er endlich halbtodt auf der Insel Lemnos niederfiel, wo die Sintier ihn aufhoben (diese Erzählung von einem doppelten Falle des Gottes ist wahrscheinlich ursprünglich ein doppelter Versuch [zwei verschiedener Legenden], einmal die Lahmheit des Gottes — der homerische Bericht anticipirt die Lahmheit fälschlicher Weise, um den Sturz zu veranlassen — zweitens die Sage der Sintier, daß ihr Gottesbild vom Himmel gefallen, und das Factum, daß *sie* gerade ihn nur verehrten, zu erklären). Wie er wieder in den Olymp kommt? davon in der Sage oder im Homer kein Wort: so etwas wird oft stillschweigend vorausgesetzt oder als unwesentlich übergangen. Genug! Homer bedient sich im Fortgange der Dichtung seiner so, wie er wieder ein gehöriges Mitglied des Göttervereines auf dem Olymp ist. Zur Gemahlin ist ihm gegeben in der Iliade die schöne Charis, in der Odyssee die Aphrodite (als Göttin äußerer Anmuth und Lieblichkeit). Beides hat ein und denselben Sinn: zu den Kunstwerken, die Hephästos schafft, gesellt er oder gesellt sich die äußere Schönheit:

---

*) Seine Beinamen der Art sind: *ἀμφιγυήεις, χυλλοποδίων.*

**) Daher *κλυτοτέχνης, κλυτοεργός, κλυτόμητις, πολύμητις, πολύφρων, τεχνήεις, χαλκεός.*

eine vortreffliche sinnige Allegorie, die uns doch wahrlich jeder Verwunderung überhebt, wie die schönste der Göttin in der Vorstellung der Griechen dem häßlichsten Gemahl anverlobt werden konnte!

Homer bedient sich seiner Person in mehrfacher Beziehung zur Belebung und Verschönerung der eigenen Gedichte. Einmal gebraucht er ihn, den willigen, gutmüthigen, dienstfertigen, dazu, der Hera zuzureden sich mit ihrem Gemahl zu versöhnen, damit die Handlung in der Iliade ihren gehörigen Fortgang gewönne, und läßt ihn sodann, um dem Gedichte auch scherzende Laune beizumischen, ihn, den lahmen, die übrigen Götter mit Wein bedienen und dabei im Götterſaal umher humpeln, daß die Unsterblichen in lautes Gelächter ausbrechen. Ferner muß Hephästos selbst alle diejenigen Sachen verfertigt haben oder verfertigen, deren sich die Götter und Helden in seinen Gedichten entweder bedienen, oder bedienen sollen, weil der Dichter sie als ausgezeichnet hinstellen will. So werden dem Gotte denn die Paläste der Götter, die wandelnden Dreifüße, die Aegis und das Scepter des Zeus, der goldne Henkelkrug für den Dionysos, für den Hypnos (Schlafgott) der goldene Sessel zugeschrieben. Als er bei der Eurynome und Thetis im Schooße des Meeres weilt, »da schmiedet er mancherlei Kunstwerke in der gewölbeten Grott': Spangen und Ring' und Ohrengehenk', Haarnadeln und Kettlein.« Und zur Unterstützung seiner Person bei seinem schwerfälligen, unsichern Gange hat er sich künstlich zwei Dienerinnen aus Metall gefertigt, ihnen aber Rede und Bewegung verliehen, die ihm unter die Arme greifen. Einen Harnisch von seiner Arbeit trug Diomedes; einen kunstreichen Schild verfertigte er dem Achilles. Sein Werk waren die goldenen und silbernen Hunde, welche den Palast des Phäakerfürsten Alcinous auf Scheria zu beiden Seiten bewachten. Und als Diomedes einst im Kampfe mit den Troern gewaltig unter diesen wüthete, und Idäus, der Sohn des Dares, in Gefahr ist von ihm getödtet zu werden, läßt Homer ihn durch Hephästos, trotz dem, daß dieser es mit den Achäern hält, gerettet werden, damit der alte Mann, der sein Priester ist, und dessen andrer Sohn schon gefallen, nicht ganz kinderlos würde. Als endlich der Flußgott Xanthus seine Wogen mächtig anschwellen ließ, um dem Achilles, der schon unzählige Troer gemordet, zu wehren, da muß ihn Hephästos (auf Antrieb seiner Mutter Hera) mit seinem Feuer bekämpfen.

Nicht ganz so erscheint der Gott bei Hesiod. Der läßt ihn nur einen Sohn der Hera sein, den sie geboren aus Rachsucht und Eifersucht gegen ihren Gemahl Zeus. Auch diesem Dichter ist Hephästos der vor Allen mit Kunstfertigkeit gezierte Künstler, der dem Herakles den berühmten Schild fertigt, welchen Hesiod, oder wer der Verfasser des Gedichtes ist, mit so vieler Ueppigkeit schildert. Allein im Uebrigen läßt er den Gott, aus Erde und Wasser zusammengemischt die Pandora fertigen auf Zeus Befehl und ihr menschliche Stimme und Lebenskraft einflößen und jungfräuliche Schönheit, den unsterblichen Göttinnen am Antlitz zu gleichen, so daß mithin Hephästos

hier als Thonkünstler erscheint. Entweder hat sich nun der erste Begriff, wie er sich beim Homer findet, verallgemeinert, von einem Künstler in Erz zu einem bildenden Künstler überhaupt, oder unsere ganze obige Darstellung ist falsch, und Hephästos überhaupt gleich von Anfang an Gott der Bildnerei gewesen. Wir können aber nur dem Ersteren unsere Beistimmung geben, da sich ja leicht und gewöhnlich der concrete Begriff in der Praxis der Menschen verallgemeinert.

So war denn aus einem Gotte des Bildens in Erz ein Gott der Bildnerei überhaupt, also auch in Thon, geworden. Aber »als kunstreicher Gott, der, wie Athene, auch den menschlichen Künstlern Geschicklichkeit verleihet, ja! mit Athene den Menschen überhaupt die Künste lehrt, die das Leben erheitern und schmücken, tritt er mit dieser Göttin in genauere Verbindung, ohne sich jedoch ihrem erhabenen Charakter zu nähern. Solche Verbindung zeigt sich nicht nur in mehreren Sagen, sondern besonders auch in dem attischen Cultus.« Und zu diesem geben wir jetzt über.

Nehmlich außer auf der Insel Lemnos, wo Hephästos bestimmt einen Tempel hatte und außer vielleicht (wie Münzen andeuten, in Folge der vulcanischen Natur der Insel und in Folge dessen, daß man später feuerspeiende Berge und vulcanische Eilande mit dem Gotte und seiner Kunst, in Erz zu arbeiten, in Verbindung brachte und sie zu seinen Wohnplätzen oder Werkstätten dichtete) auf der Insel Lipara — aber da nur erst in ganz später Zeit — findet sich Hephästos-Cult nur in Athen. Hier aber ist er sehr heimisch gewesen. Der Gott hatte hierselbst einen Tempel oberhalb des Ceramikus (Töpferviertels), also als Töpfergott oder Künstler in Thon, wie ihn uns Hesiod hat kennen gelehrt; in selbigem stand ein Bild der Athene (wegen der engen Beziehung, in welche beide Gottheiten als Gottheiten der Kunstgeschicklichkeit zu einander getreten). Die Töpfer verehrten ihn als ihren Schutzpatron, so daß er als der Schutzgott ihres ganzen Viertels, des Ceramikus, galt. Ein attischer Demos (städtische Gemeinde) führte den Namen der hephästischen, und neben ihm war ein andrer, der der Cerameis oder Töpfer, und beide gehörten zu einer und derselben Phyle (Stadtviertel) Akamantis (der unermüdlichen, d. h. fleißigen, thätigen, weil sie wohl hauptsächlich die fleißigen Handwerker umschloß). Außerdem gab es ein Fest, an welchem mit Fackeln nach einem Ziele gelaufen ward, und wo der, dessen Fackel nicht ausging, oder nicht ausgegangen war, wenn er am Ziele erschien — es lag darin eine Beziehung auf das Feuer als das Mittel bei der Ausübung der bildenden Künste oder der Handwerker, der Töpfer und Schmiede — den Preis davontrug (λαμπαδοφορία), und dieses Fest hieß die Hephästieen. Es galt dem Hephästos sammt dem Prometheus, als welcher das Feuer dem Menschen verschafft hätte, und welcher ja ebenfalls zum Horte der Töpfer geworden war. Ein andres besondres Fest aber, der Hephästiaden oder jener Schmiedeinnung, waren die Chalkeen oder das Fest der Metallarbeiter (im October), und hier liegt wieder die Beziehung auf Metallbearbeitung

als eine Gabe des Hephästos vor Augen. Nach einer Nachricht sollte dieses Fest früher der Athene gegolten — also hier ebenfalls die Verbindung beider Gottheiten, die einander so ähnlich waren — und Athenäen oder Pandemos (Allvolksfest) geheißen haben, und mithin ein allgemeines Fest gewesen, später jedoch ganz dem Hephästos als Metallfest zugetheilt und nur von den betreffenden Handwerkern allein begangen worden sein. Gewiß ist diese Nachricht in Bezug auf den ersten Passus nicht ganz richtig, und Athene anfangs gemeinschaftlich mit Hephästos verehrt worden. Das scheint auch daraus hervorzugehen, daß an dem Feste Priesterinnen mit zwei der vier Errhephoren den heiligen Peplos der Athene zu weben anfingen. Außerdem stand am Hausheerde eines jeden Athenienſers ein thönerner Hephästos als Epistates (Vorstand, Hort) des Hauſes. So trat er in nahe Beziehung zur Hestia, und das nun freilich als Gott des Feuers, so wie nicht minder zum Prometheus, als dem Titanen, der den Menschen das Feuer verschafft haben sollte.

Hephästos ist auch in attische Mythen verflochten worden, zusammen mit Athene und mit dem attischen, die Kunst des Pflügens repräsentirenden Landesheros Erechtheus oder Erichthonius, zu welchem er insofern nahe hinzutrat, als er, wie Athene das Holz, das Eisen am Pfluge fertigte. Dieses gegenseitige Verhältniß hat der Mythos auf sonderbare Weise dargestellt, die noch von ziemlicher Rohheit und darum von hohem Alter zeugt. Hephästos sollte sich in die jungfräuliche Athene verliebt und sie von Zeus zur Gattin begehrt oder wohl gar ihr haben Gewalt anthun wollen. Allein sie stieß ihn, auf jungfräuliche Reinheit haltend, zurück. Indessen ward ihm bei der Gelegenheit ein Knäblein geboren mit Schlangenfüßen (oder ganz Schlange); die Schlange aber ist das Symbol der Erde. Folglich hier Beziehung auf Ackerbau. Athene erzog den insgeheim, ließ ihn durch einen Drachen bewahren und gab ihn dann den Töchtern des Cecrops (oder Erechtheus), der Agraulos, Pandrosos und Herse (oder der Pandrosos allein) in einer Kiste zur Verwahrung u. s. w., wie wir das bereits bei den Culten der Thaugöttinnen und der Athene mit Mehrerem besprochen haben. Dieses von der Kunstgöttin Athene, von der Ländlichkeit und dem Thau erzogene Kind, das mittelst des Pfluges die Erde aufwühlt und fruchtbar macht, ist also ein Sohn des Hephästos; er verdankt das Instrument zum Pflügen und Fruchtbarmachen der Erde zunächst dem Gotte der Schmiedekunst. Spätere lassen übrigens den Erichthonius durch den Hephästos mit der Atthis (dem personificirten attischen Lande) erzeugt werden, was dieselbe Bedeutung hat. Attiker, z. B. Socrates (als Bildhauer) führte die Genealogie seiner Familie (in der die Bildhauerkunst wahrscheinlich erblich war) auf Dädalos und Hephästos zurück.

Hier entsteht nun die Frage, welche Verbindung hat zwischen Lemnos und Attika stattgefunden, daß der doch auf jeden Fall gleiche Cult von dem einen Orte nach dem andern hat übergehen können? und wirklich übergegangen ist? Ein unbekannter Gelehrter hat (in der Jen. Lit. Zeit. 1825. Nr. 167.) die Meinung ausgesprochen: »als

Lemnos und Imbros (um Olymp. 67.) unter Athens Herrschaft geriethen, wurde der Cultus des Hephästos — — nach Athen verpflanzt.« Allein hiergegen ist zu erinnern: es ist nur zu unwahrscheinlich, daß jene Bezeichnung eines attischen Demos (Hephästias) erst spät eingeführt und nicht vielmehr, was früher einem einzelnen Stamme in der Getrenntheit angehört hätte, bei der Vereinigung aller Stämme Eigenthum der städtischen Gemeinde geworden sein sollte. Jener Name hat also zuverlässig schon vor der Anlegung Athens existirt, folglich auch der Cultus des Hephästos in Attika. In jener Beziehung ist es höchst bemerkenswerth, was mir bei einem, wenn auch sehr neuen, Schriftsteller ([Eratosth.] catast. 13.) lesen, daß es in Attika einen Ort gegeben hätte, der Hephästos genannt worden wäre. Hier scheint der Ort verstanden werden zu müssen, wo einstens, vor der Anlegung Athens, der Sitz der Hephästiaden-Gemeinde war. Mithin geht das Alter des Hephästos-Dienstes in Attika bis in die Urzeit hinauf: er scheint hier eben so heimisch zu sein wie auf Lemnos. Zwischen beiden Culten findet die merkwürdige Verschiedenheit statt, die sich auch in den beiden Dichtern, Homer und Hesiodus, herausstellt, nehmlich daß Hephästos das eine Mal bloß als Gott der Kunst der Erzbearbeitung, das andre Mal als solcher und zugleich als Gott des Arbeitens in Thon, also überhaupt als Gott der Bildnerei aus weichen und verhärtenden Massen erscheint. Ist nun aber das wahr, was wir oben bemerkt haben, daß der concretere Begriff der frühere zu sein pflegt, der höhere, abstractere der spätere, und ist wahr, wie wir oben die Vorstellung von dem Lahmsein des Hephästos begründet, so kann kein Zweifel darüber obwalten: der lemnische Dienst ist der ältere, der attische der spätere, ein Abzweig des erstern. Das Wie und Wann die Absenkung geschehen? vermögen wir nicht mehr nachzuweisen.

Gekannt und in einen localen Mythos verwebt war Hephästos auch in Trözen. Hier hatte ein Heros Ardalos (der Erheber der Stimme? des Tones?) als Erfinder der Flöte ein Heiligthum und galt für den Sohn des Hephästos, offenbar als des Gottes der Kunstfertigkeit. Als Gebieter des Feuers nannte man unsern Gott auch den Schöpfer warmer Quellen.

Die spätern Schriftsteller, besonders die Dichter und Mythologen, halten sich zumeist hinsichtlich ihrer Ansichten über den Gott an Homer. Bei Aeschylus z. B. erscheint er als Diener des Zeus, der ungern und bemitleidend, aber gehorsam dem Befehle seines Oberherrschers den Prometheus an den caucausischen Felsen schmiedet. Die Athener aber (als hauptsächliche Verehrer des Gottes) nennt er Kinder des Hephästos, die dem Apollo den Weg von Athen nach Delphi bahnten.

Dann aber hat der Cultus ebenfalls das Schicksal gehabt, vermengt mit andern, verfälscht und verdreht zu werden: einmal in Folge dessen, daß sich auf Lemnos Pelasger niedergelassen hatten, die, wahrscheinlich aus Böotien stammend und nach Attika gewandert, von dort nach der Insel übersetzten und damit den ihnen eigenthüm-

lichen Cabiren-Dienst mitbrachten. Hephästos ward dadurch in der Vorstellung und Sage dieser neuen Bewohner entweder selbst ein Cabire, der da heile den Wahnsinn, den Biß der Wasserschlangen, und den Blutfluß stille, und dessen Priester auch verständen den Schlangenbiß zu heilen — zu welchem Glauben die »lemnische Erde,« die man für ein derartiges Medicament hielt, ebenfalls ihren Antheil beitrug — oder der Vater der drei Cabiren von der (daher gebildeten Mutter) Cabiro, oder der Vater des Cadmilus und durch diesen der Großvater der Cabiren. Sodann glaubten die Griechen, als sich Aegypten ihnen öffnete, in dem dortigen Gotte Phtha (dem Gotte des Feuers?) ihren Hephästos zu erblicken, und so ward nun derselbe, in der Vorstellung der gelehrten Griechen wenigstens, zum Sohne des Nils und — zum Gotte des Feuers. Das hatte denn wieder einen dreifachen Einfluß: erstens daß man ihm zum Sitze und zu seinen Werkstätten feuerspeiende Berge und vulkanische Länder anwies, die Cyclopen zu seinen Gehülfen und Schmiedeknechten stempelte, und ihn da in viele oft nur locale Mythen hineinbrachte, zweitens daß ihm das spätere rationalistische Zeitalter für eine bloße Personification des Feuers nahm, und endlich, daß ihn die orphischen Weisen, als den Repräsentanten dieses Elementes, für das mächtigste und höchste Wesen, für das unbefleckte Licht, für gleich mit dem Aether nahmen.

Den Glauben von der Kunstfertigkeit des Hephästos hat die Mythologie oder die Dichtkunst häufig benutzt, um dieß oder jene, wirkliche oder gedachte Kunstwerk, das irgend einmal irgendwo existirt habe, von ihm herrühren zu lassen, z. B. die feuerschnaubenden, erzfüßigen Stiere des Aretes, das Schwert für den Peleus, die Halskette der Harmonia u. s. w. Und nach Pindar (in den Fragmenten) sollte er die Sirenen, »die goldenen Zauberinnen,« an der Decke des (dritten) delphischen Tempels gemacht haben, so, daß sie, gleich Lebenden, von da oben herabsangen.

»Die bildende Kunst scheint ihn in frühern Zeitaltern in Zwerggestalt dargestellt zu haben,« was unsere obige Meinung bestätigt. Ausgebildet indeß begnügte sie sich, einen kräftigen, werkthätigen Mann darzustellen, der, umgekehrt wie andere Götter, in der frühern Zeit meist jugendlich, später in der Regel als bärtiger und gereifter Mann gefaßt wurde. Die im Alterthume durch Alcamenes verfertigte Statue zu Athen, welche ihn stehend, bekleidet, das Hinken nur andeutend darstellte, war ihrer Trefflichkeit wegen berühmt. Die Andeutung der Lahmheit entstellte nicht die Figur, sondern machte sie nur um so interessanter; deutlicher erkennt man den Gott in den wenigen Kunstwerken, die von ihm übrig sind — in der Villa Borghese ist eine Statue von ihm ohne großen Kunstwerth, die einzige, die wir haben — an der Handwerker Cromis, der halbeiförmigen Mütze, welche er wahrscheinlich in Lemnos erhalten, und dem Schmiedegeräth.

»In größerer Verbindung erblickt man ihn unter Anderm in seiner Schmiede auf Gemmen, wo ihn Aphrodite besucht, und mit den

Cyclopen zusammen auf Reliefs, wo er Prometheus' Fesseln schmiedet. Als gekränkter Ehemann sieht man ihn, bei dem Ehebruch der Aphrodite und des Ares, seine Schande selbst aufdecken. Besonders artige Kunstwerke, wovon aber nur Vasengemälde erhalten sind, hat der (späte) Mythus hervorgebracht, wie Ares ihn wegen der listigen Fesselung der Hera bekämpft und Dionysos den vom Olymp Geflohenen im Triumph wieder zurückholt.« Auch bei der Geburtsscene der Athena spielt er meist eine bedeutende Rolle.

Die Römer haben den hellenischen Hephästos mit ihrem Vulcan verwechselt.

Für die älteste Cultur- und speciell für die Kunstgeschichte der Griechen ist der eben behandelte Cultus von sehr bedeutender Wichtigkeit. Sie würden keinen derartigen Gott gekannt und verehrt haben, wenn sie nicht selbst jene Künste gekannt und geübt hätten, und zwar schon in vordorischer Zeit. Ja! diese Künste müssen damals bereits zu hoher Stufe von Vollkommenheit gediehen gewesen sein, da man in solcher ihrer Ausübung etwas Göttliches erkannte!

---

6. Die Chariten (Grazien), als die Göttinnen des Putzens und des körperlichen Schmuckes.

Wieder einer der lieblichsten und zartesten Culte, der nicht bloß von dem feinen religiösen Sinn der Griechen Kunde gibt, sondern auch von ihrer ausgezeichneten Liebe und Anerkennung des Schönen in jeder Gestalt. Er gibt sich insofern gleich von vorn herein als ächt hellenisch; denn unter welchem Volke nur fänden wir etwas der Art?

Ihm liegt das appellative Wort χάρις zum Grunde, was, herstammend von χάρω, χαίρω, zuerst das bedeutet, was Freude erweckt: Anmuth, Lieblichkeit, Schönheit, sowohl des objectiven Gegenstandes als des subjectiven Genusses. Das erschien dem Hellenen als eine Gabe höherer Wesen, wie es denn wirklich eine Gabe Gottes ist. Und so kam er auf den Gedanken, die Sache einer besondern Gottheit unterzulegen und bediente sich zu dem Zwecke des in der Sprache bereits vorhandenen Substantivs, das weiblichen Geschlechtes sein mochte schon darum, weil das Schöne, Liebliche dem weiblichen Wesen vor Allen zukommt. Aber nun ward auch die Gottheit, welche er sich in seiner Phantasie schuf, oder wurden die Gottheiten zu weiblichen, und zwar unter demselben Namen: was wieder Veranlassung gegeben, daß man, bei Dichtern namentlich, nicht unterscheiden kann, was wirklich religiöser Glaube, was symbolisch-dichterische Sprache ist. Und dieses Verschwimmen der religiösen und ästhetischen Vorstellungen gewährt eben bei dem besagten Culte einen so hohen Genuß. Das Eine hebt das Andere.

Wo der Cult angehoben? — So weit wir seine Geschichte rückwärts durch historische Nachrichten und wahrscheinliche Vermuthungen verfolgen können, sind wir zu der Antwort berechtigt: unbezweifelt unter den Minyern, und zwar damals, als sie noch in Thessalien in und um Jolcus seßhaft waren. So konnten nehmlich die Charites den Umwohnern des Berges Olymp bekannt und dem olympischen Götterkreis einverleibt werden, wofern sie nicht wie die Musen und mit den Musen, mit welchen die Charites so oft zusammengestellt werden, unter den gesangreichen Thrakern selbst, am Berge Olympus, ihre Entstehung gefunden haben, von denen sie dann zu den Minyern übergegangen wären. Mit der minyeischen Colonie nach Böotien wanderte der Cultus dahin, namentlich an das Gestade des Cephissus, nach Orchomenus. Hier wurde den Göttinnen ein Tempel gebauet — es war unter allen dortigen der älteste — und eine Festfeier gestiftet, die Charisien oder Charitesien genannt, zu welchen die Umwohner von den Gaben ihres Gefildes reiche Geschenke sandten, und bei welchen musicalische und poetische Wettkämpfe der verschiedensten Art und nächtliche Tänze uralter Gebrauch waren. Noch Ein Zeugniß für das hohe Alter des Cultes ist, daß die alten Statuen der Göttinnen aus rohen Steinen bestanden haben, die da sollten vom Himmel gefallen sein (Meteorsteine?). Von dort konnte er sich leicht nach Attika, dem Nachbarlande, verbreiten. Hier aber verschmolz er uranfänglich mit dem Dienste der Horen. Welchen Gang er noch weiter genommen, ist schwer zu sagen: wir finden in unsern Quellen ihn namentlich genannt zu Hermione in Argolis, in Laconien bei Sparta und darum auch in Cyrene, sodann in Elis, in Arcadien, auf Creta (?), Delos, Paros und in Smyrna.

Ursprünglich ist nur Eine Charis geglaubt worden, die unmittelbar aus dem appellativen Worte hervorgegangen. Und sie kommt noch unter keinem besondern Namen bei Homer vor, wo sie so schön die Gemahlin des kunstfertigen göttlichen Erzschmiedes Hephästos genannt wird. An einer andern Stelle, wo der Dichter vielleicht einer andern Quelle oder einer andern Glaubensansicht folgte, führt er eine der jüngsten, die Pasithea, auf (die Allbeschaute, nicht, wie Andere übersetzen, die Allgöttin; denn wie sollte dieser allgemeine Begriff auf die Charis passen?). Selbst Pindar nennt, obwohl ihm sonst die Charites wohl bekannt sind, an einer Stelle Eine Charis, und zu Smyrna im Odeum wurde gleichfalls solche Eine Charis verehrt.

Nachmals hat man zwei unterschieden, so die Athenienser unter dem Namen Auxo (Wachsthumsförderin) und Hegemone, und Pausanias setzt seinem deßfallsigen Berichte die ausdrückliche Bemerkung bei: Manche wollten »fälschlicher Weise« noch eine dritte, die Karpo, hinzufügen. Socrates indessen fertigte drei an. Diese Zweizahl finden wir auch in Sparta; hier aber führten sie, wie derselbe unser Gewährsmann, Pausanias, ausdrücklich versichert, ihrem Begriffe völlig entsprechend die Namen Kleta (von καλέω, = die Geladene [vergl. Otfr. Müller's Dor. II. S. 277.] zum Opfermahle)

und Phaenna (die Scheinende, Glänzende, Schöne). Ursprünglich offenbar zwei Epitheta.

Die Dreizahl findet sich zuerst bei Hesiod, und hier führen sie die Benennungen: Aglaja (Glanzvolle, Schöne), Euphrosyne (Frohsinn), Thalia (Heiterkeit beim Mahle). Warum nun eine Dreizahl? Vielleicht weil man im Alterthume alle dämonische Wesen, welche höhern Gottheiten beigeordnet waren, unter eine gewisse bequeme und nahe liegende Zahl, wie die Drei ist, zu bringen pflegte. Man zählte gleicher Weise drei Horen, drei Moiren. Pausanias schreibt die Einführung solcher Dreizahl den Orchomeniern (dem mythischen Eteocles bei denselben) zu. Und sie hat sich, wahrscheinlich auf Auctorität des Hesiodus, am meisten geltend gemacht, obwohl späterhin der Dichter Hermesianax noch eine vierte, die Peitho (die bezaubernde Rede), hinzugerechnet. Jene Namen sind auch nicht durchaus stereotyp geblieben: Nonnus z. B. nennt die Peitho, Pasithea und Aglaja, und ein anderer Schriftsteller die Peitho, Aglaja, Euphrosyne.

Schwierig ist zu bestimmen, an welchem speciellen anmuthsvollen Gegenstande die Charis zuerst als etwas Göttliches erkannt worden ist und die Verehrung begonnen hat, ob an den Producten der Natur oder der Kunst. Denn etwas Specielles wird und muß es gewesen sein. Wäre das Erstere der Fall, dann gehörte der Dienst nicht unter diese gegenwärtige Rubrik, sondern dahin, wo etwa die Horen abgehandelt sind, oder wohl gar, weil den Chariten auch geheime Weihen gehalten worden, zu den Diensten der chthonischen Götter. Es ist aber doch wahrscheinlicher, daß der Mensch am Menschlichen das Göttliche der Anmuth und Schönheit erfaßt hat; das liegt ihm am nächsten. Auch ist jener attische Abzweig des Cultes, welcher die Farbe des Physischen trägt, ein bloß localer und nicht rein und unvermischt (mit dem Dienste der Horen). Wir halten demnach den letztern für einen secundären und beginnen unsre Darstellung des Wesens des Chariten-Dienstes mit der menschlichen Seite und haben ihr darum auch gegenwärtige Stelle auserwählt.

Die Charis also oder die Anmuth, die ästhetische Schönheit der Form, ist gewiß zuerst anerkannt worden als göttliches Geschenk an menschlichen Werken: zur Vollendung, zur bestmöglichsten Verschönerung derselben ward die vermeintliche Gottheit herbeigerufen, und war jene erfolgt, dann hatte sie geholfen, und ihr wurde es gedankt. Hierfür spricht der älteste Dichter Homer, wenn er die Charis überhaupt so sinnvoll zur Gemahlin des Hephästos macht. Nach demselben Dichter haben die Charites den schönen Schleier gewoben, welchen Aphrodite trägt. Was sollte dieß anders andeuten, als: der Dichter wollte ihn zeichnen als das schönste Kunstwerk? Sie sind geradezu die Schafferinnen alles dessen, was auf dem Olymp ist, was die Götter besitzen; denn von all dem läßt sich nicht die Idee der höchsten Schönheit trennen. Solche ästhetische Bedeutung haben die Göttinnen das ganze Alterthum hindurch. Alle wahrhaft schönen Kunstwerke, sagt Strabo, sind Werke der Chariten. Schöne Kleider und Stickereien rühren von ihnen her; sie sitzen (nach Hesiodus) bei dem

Gotte der Beredsamkeit und bei der Göttin der Ueberredung Peitho, d. h. sie geben den Worten ästhetische Form. Nach Pindar bauen die Dichter den Garten der Chariten an: aus demselben pflücken sie ihre Blumen. In gleichem Sinne nennt Hermesianax den Musäus einen Freund dieser Göttinnen, und Pindar seine Gedichte ein Geschenk derselben, so wie er u. A. dieselben um Verleihung der Gabe des Gesanges anrufen, nehmlich des anmuthigen, in seiner ästhetisch-schönen Form. So tritt die Vorstellung von ihnen nahe zu der heran von den Musen, mit welchen sie dann sogar öfter verwechselt werden. Hesiodus läßt beide neben einander wohnen, und andere Dichter stellen sie häufig zusammen. Dabei behalten die Chariten indessen immer ihren eigenthümlichen Charakter: die Musen sind es nur, die die Dichter begeistern zur Production; allein dem Geschaffenen (im Geiste) verleihen die Chariten die reizende äußere Form. Eben so bleibt jenen die eigentliche Schöpfung von Schauspielen vorbehalten; aber die Aufführung derselben, die künstlerische Darstellung durch die Schauspieler ordnen die Chariten an. Callimachus z. B. läßt einen siegreichen Chorführer auf dem Wagen derselben fahren. Natürlich steht ihnen nun auch Apollo nahe als Gott des Citherspieles und des Gesanges. Pindar singt: sie hätten ihre Sessel neben Apoll und verherrlichten durch ihre Gesänge den olympischen Vater Zeus. Und die Delier besaßen ein Standbild des Apollo, auf dessen einer Hand die drei Grazien standen: die eine aber hatte die Laute, die andere die Flöte und die mittlere die Syrinx, den Gott zu bezeichnen, der durch seine kunstvollen Töne die Welt erfreue. Von einem spätern Schriftsteller werden die Göttinnen gar zu Dienerinnen des Phöbus (Apollo) gemacht. Sollte nun diese Seite, die ästhetische, des Cultus nicht auch die eigentliche in den poetischen und musicalischen Wettstreiten zu Orchomenus gewesen sein? Ich bin der vollen Ueberzeugung.

Nicht minder finden wir die Chariten in der etwas niedern Sphäre, daß sie lebende Gestalten schmücken, weßhalb sie eben in der Vorstellung der Alten eine dienende Stellung (die gleichsam von Kammerjungfrauen) einnahmen. Hiernach verstehen sie es, durch äußern Schmuck die Reize von Göttinnen und von sterblichen Frauen zu erhöhen und assimiliren sich so den Horen, nur mit dem Unterschiede, daß die letztern mit Gaben der Natur, die erstern mit künstlichen Gegenständen zieren. So läßt Hesiodus sie die Pandora putzen mit goldenen Halsketten, während die Horen sie mit Frühlingsblumen schmücken. Die Aphrodite baden sie und salben sie mit ambrosischem Oele, das den Reiz der unsterblichen Glieder erhöht. Sie ziehen und putzen sie an. Gleiche Beziehung hat es, wenn das Standbild der Hera, der Brautgöttin, in ihrem berühmten Tempel bei Mycenä einen Kranz um das Haupt hatte, an welchem die Chariten und die Horen dargestellt waren: die Schönheit der Bräute pflegt noch durch äußere Zierrathen erhöht zu werden. Darum gesellt Plutarch die Chariten auch den Ehegottheiten Aphrodite und Hermes zu.

Nun konnte es aber auch heißen, daß die Reize der Natur, das Grünen, Blühen und Wachsen die Hervorbringung der Grazien wären. Aus ästhetischen Göttinnen wurden sie physische, sie wurden total zu Horen, sie traten ein in den Kreis der Gottheiten der Erde, der Fruchtbarkeit, des Garten- und Feldbaues, wurden verschwistert mit Demeter, Persephone u. A. Das geschah namentlich in Attika. Der eine Name der dort verehrten beiden Chariten, Auxo, war augenscheinlich der Name einer Hore. Nun konnte sie aber auch eine Charis heißen, und die beiden attischen Grazien walteten demnach, wenn sie gleich ursprünglich und ihrem Wesen nach von den Horen verschieden waren, doch insofern ihnen ähnlich, als sie den Segen der schönen Jahreszeit zugleich schön und erfreuend machten. Und die Athenienser unterließen nicht, sie als solche zu verehren. An den Thesmophorien, jenem bekannten großen Feste der Demeter, rief der Herold den öffentlichen Befehl aus, nächst der Demeter, Kora u. s. w. auch den Chariten zu opfern. Das können nur jene physisch-agrarischen Wesen sein. Ueberdem wurde ihnen bei dem Eingange in die Akropolis zu Athen eine heilige Geheimweihe gehalten. Nun wird man die Dichtung der orphischen Hymnen verstehen, nach welcher unter Andern auch die Chariten und Horen die Persephone jedes Frühjahr aus der Unterwelt heraufführen.

Aber was objectiv uns schön erscheint, das erweckt uns subjective Freude. So sind denn die Grazien überall, wo Lust und Fröhlichkeit herrscht, wo anmuthsvolle Heiterkeit waltet: in geselligen Kreisen, bei frohen Gelagen. Sie spenden solche Heiterkeit, solche Lust; sie verschönen solche Kreise; sie erhöhen die Freude durch gehöriges Maaß, durch geistigen Genuß. So werden sie zu Göttinnen reines, edles Vergnügens und streifen hinüber in das ethische Gebiet. Von da her nun sind jene beiden lakonischen Namen (Phaenna und Kleta) und die drei hesiodeischen (Aglaja, Euphrosyne und Thalia) genommen. Diese Seite hat der Namengeber hervorgehoben, allein berücksichtigt. Die Grazien in dem Sinne gesellen sich gern der Aphrodite zu und dem Dionysos; denn Liebe und Wein erhöhen die Fröhlichkeit. Wenn die Eleer den Dionysos anriefen zu erscheinen, so riefen sie, er solle in Gesellschaft der Chariten erscheinen, also Freude und Heiterkeit bringen, und die Chariten hatten mit dem Gotte in dem Altishain einen gemeinschaftlichen Altar. Bei jedem geselligen Mahle spendete man zuerst den Chariten, Horen und dem Dionysos; der zweite Becher galt der Aphrodite, und dem Dionysos noch einmal, endlich der dritte, zum Gegensatz, der Hybris (Uebermuth) und der Ate (Unglück). Zur Freude des Mahles oder geselliger Zusammenkünfte gehörte den Griechen als unentbehrlich der Gesang und der Tanz. Die Chariten lieben daher beides. Sie freuen sich der Lieder*), besonders der dithyrambischen, vor allen Thalia. Durch Tanz, dem Euphrosyne (nach Pindar) vornehmlich huldigt, verschönen

*) Sind ἐρασίμολποι, φιλησίμολποι.

sie besonders das Mahl und das Zusammensein der Götter. Als Apollo zum ersten Male das Saitenspiel rührte — so heißt es im homerischen Hymnus — da tanzten die schönlockigen Chariten sammt den Horen, der Hebe, Harmonia, Aphrodite auf dem Olympe. Um Aphrodite herum schlingen sie festliche Reigen und verscheuchen ihr den Kummer, den etwa der Tod eines Geliebten ihr verursacht, oder begleiten, ein luftiges Gefolge, in zierlichen Tänzen den Zauberwagen der Göttin (mit Cybele identificirt); nicht minder wird Eros darum mit ihnen gruppirt. In Elis hatten sie ein Heiligthum auf dem Markt mit Statuen, deren eine die Rose hielt (die Blume der Liebesgöttin), die mittlere den Würfel (das Spielzeug der Jugend), die dritte den Myrtenzweig (auch der Liebe geweiht), und zu ihrer Seite stand rechts Eros, der Liebesgott. Nie ziehen die Götter (nach Pindar) ohne der Chariten Geleit zu fröhlichen Reigen noch zum festlichen Mahle, und mit ihnen kehrt das Erfreuende Alles und das Liebliche bei den Sterblichen ein. Alles Thun auf dem Olymp steht unter ihrer Obhut und die Herrlichkeit und anmuthige Freude des festlichen Mahles und der Musik. Dahin gehören auch die nächtlichen Tänze an den orchomenischen Charitesien. An ihren Festen durften Kränze und Flötenspiel nicht fehlen: es war eine auffallende Sache, wenn solches (z. B. auf Paros) geschahe. Der Artemis zugesellt, finden wir sie als bloße Dienerinnen bei deren Jagdlust.

In Folge hiervon sind sie aber auch gedacht worden als thätig bei Allem, was Heiterkeit, Lust, Schönheit athmet und hoch und hehr erscheint und glänzend. So leuchtet bei Pindar der Sieger in den pythischen Kämpfen im Gewühle der Grazien, und in Arcadien war es Brauch, ihnen zugleich mit den Eumeniden zu opfern, allein zuverlässig nicht mit jenen furchtbaren, finsteren Rächerinnen des Mordes, sondern den gnädigen, versöhnlichen, die auf dem Wege von Megalopolis nach Messenien bei der sogenannten Ake (Heilort) einen Tempel hatten. Merkwürdig, daß man sie sogar anrief bei Schwüren! In welchem Sinne zwar das geschehen, ist bis jetzt noch nicht klar erkannt. Aber es geschah wohl eben bei heitrer Lust. Weise machten ihren Schülern zur Pflicht, mit der Weisheit äußere Anmuth zu verbinden oder, wie sich Socrates ausdrückt, den Grazien zu opfern, und ehrbaren Frauen geziemt solches, sagt Plutarch, ebenfalls, damit in ihrem Umgange nichts Unangenehmes und Anstößiges ist.

Wenn hier die Chariten geradezu als ethische Personen auftreten, so war das durch und durch der Fall, als man anfing im philosophischen Zeitalter mit dem Worte χάρις, χάριτες den Begriff der Wohlthätigkeit und der Dankbarkeit zu verbinden. Da wurden sie zu Göttinnen dieser Tugenden. Nun spendeten sie Wohlthaten und brachten für gespendete den gebührenden Dank oder sorgten dafür, daß solches unter den Menschen geschahe. Als die Chersonesiten durch die Hülfe der Athenienser gegen Philipps, des Macedoniers, Uebermacht und Angriffe gesichert worden waren, da wurde von denselben den Chariten, als Göttinnen der Erkenntlichkeit, ein Altar errichtet.

Was die Chariten darboten oder schufen, Schönheit, Fröhlichkeit, Heiterkeit, das mußten sie selbst in idealischem Sinne besitzen. Sie werden daher von Dichtern gezeichnet als liebliche frohe Wesen, von wahrer körperlichen Schönheit: z. B. schön gelockt, mit schön blickenden Augen, aus denen Glieder-lösendes Verlangen der Liebe träufelt.

Plastisch dargestellt sind sie worden als junge, blühende weibliche Wesen, anfangs in ziemlicher Kleidung, dann leicht bekleidet, oder gewöhnlicher noch ganz unverhüllt. Die Statuen von Bupalus zu Smyrna, die von Apelles gemalte Charis im Odeum daselbst, die Chariten im Schlafgemach des Königs Attalus zu Pergamum von demselben Bupalus, ingleichen die im dortigen sogenannten Pythium vom Parier Pythagoras gemalten, und die von Socrates gefertigten Standbilder in Athen waren bekleidet. Und so finden wir sie noch auf einem borghesischen Candelaber und auf einem Wandgemälde. Ihr Charakter ist im Allgemeinen mädchenhafte Unbefangenheit, jungfräuliche Heiterkeit, die sich auch schon in ihrer freundlichen Gesichtsbildung ausspricht.

Gewöhnlich stellte man sie gruppirt dar in der Dreizahl und zwar in tanzender Stellung wie die Horen und Nymphen (Xenoph. Symp. 7, 5.). Dann charakterisirt sie wechselseitiges Händegeben oder Umarmen. Dergleichen Antiken sind noch mehrere vorhanden.

Die Genealogie der Chariten ist sehr verschieden gedichtet: nach Hesiodus sind sie Töchter des höchsten Gottes Zeus und der Eurynome (der Weithinwaltenden). Andere nennen statt der letztern die Eurymeduſa in gleicher Bedeutung. Es liegt darin der schöne Sinn: die Anmuth, welche durch die ganze Natur herrscht, ist ein Geschenk des höchsten Wesens. Nach Andern war ihre Mutter Harmonia (die Gleichmäßigkeit, Harmonie, ohne welche es ja nichts Schönes gibt), oder Euanthe (die Schönblühende). Töchter des Helios und der Aegle (des Glanzes) nannte sie der Dichter Antimachus, nicht unästhetisch; denn Licht und Glanz sind die Bedingungen der Heiterkeit, der Fröhlichkeit. Nicht weniger passend werden sie von Manchem für Töchter des Weingottes Dionyſos und der Aphrodite erklärt. In den orphischen Hymnen heißt ihre Mutter Eunomia (die Gesetzliche, die Maaßliebende, Wohlgeregelte). Ebenfalls wohl erdacht! Nach gleichfalls orphischer Lehre zeugte Hephästos mit der Aglaja vier Töchter: die Eukleia (Berühmtheit), Eusstheneia (Wohlstarke), Eupheme (guten Ruf) und Philophrosyne (Freundlichkeit, Gefälligkeit, Wohlwollen), wodurch wohl soll gesagt sein, daß man durch ein angenehmes und maaßvolles Betragen sich diese Güter erwirbt.

Der Cultus hat gewiß auf die Griechen einen höchst vortheilhaften Einfluß gehabt: er lehrte sie das Schöne, Anmuthsvolle, Freudige in der Natur wie im Menschenleben anerkennen, anerkennen als etwas Göttliches; er gewöhnte sie, ihren Blick darauf zu richten, es zu lieben, demselben nachzustreben, es zu genießen und zwar mit angemessener Maaßhaltung, mit sittlicher Würde. Zur Ausbildung des ästhetischen Sinnes und der Kunst hat er unbedenklich das Seine

beigetragen. Zugleich muß er gelten als ein Zeichen jener edlen Heiterkeit, die der hellenischen Religion schönste Seite ist.

Die Gratiae der Römer sind nur eine Fortsetzung des griechischen Cultes.

7*). Herakles (als Heros oder Gott gestählter Körperkraft oder der Athletik).

Ueber kein Wesen des religiösen Glaubens bei den alten Griechen hat die Phantasie so gewaltet als über den Herakles. Wie viele Sagen werden über ihn allein in den Schriften berichtet, die uns noch zugänglich sind! Sie bilden einen großen weiten Kreis, den zu übersehen und im Einzelnen intellectuell zu durchdringen keine geringe Aufgabe ist, aber eben darum auch eine anziehende. Zudem gehört der Cultus des Herakles zu den verbreitetsten: alle Völker, die in der ältern Culturgeschichte zu Tage treten, theilen sich gewisser Maaßen in denselben, wollen Antheil daran haben. Fast die ganze Umgebung des Mittelmeeres bis tief in manche Binnenländer hinein ist voll der Thaten, Wunder, Wanderungen und — der Verehrung dieses Heros oder Gottes. Wenn es bis jetzt, trotz mancher schätzbaren Einzelschriften sogar, noch nicht gelungen ist, Licht über das Ganze zu verbreiten: so liegt unsers Erachtens der Fehler ganz besonders darin, daß man sofort das spätere, mächtige Material, einen wahren Knäuel der verschiedensten Nachrichten und Sagen, vor die Hand und den Blick genommen, nicht den eigentlichen richtigen, concreten, ursprünglichen (hellenischen) Standpunct einzunehmen und von da aus genetisch aufzufassen getrachtet hat. So soll es hier geschehen. Aber unsere Absicht ist auch bei diesem Theile, nicht alle Einzelheiten und unbedeutende Kleinigkeiten mitzunehmen: es soll genügen, nur die Hauptmomente zu geben, Ueberblicke zu gewähren. Und wir wählen Hellas zum Mittelpuncte unserer Darstellung: wir betrachten den Herakles-Cult als einen ursprünglich ächt hellenischen. Die Wahrheit dieser Annahme wird sich in allen Einzelheiten und darum auch im Ganzen als sicher herausstellen.

Herakles ist ursprünglich kein Heros, kein Gott gewesen, sondern ein Sterblicher. Dieß geht hervor einmal aus dem Namen, der (aus einem bereits vorhandenen Götternamen und dem appellativen Worte κλέος) gebildet ist wie Charikles, Diocles, Pithocles und gleichbedeutend mit Heraklitus. Zweitens läßt sich historisch

---

*) Die Nnummern 7 — 11. umfassen den Kreis der Götter des Kampfes und des Krieges.

dieses Mannes Heroisirung und Apotheosirung stufenweise verfolgen und die Ursachen davon nachweisen. Auch liegt ja einem so bedeutenden Sagenkreise, wie der des Herakles ist, offenbar eine historische Person zum Grunde, eben so wie der Alexander- oder Eskander-Sage der Morgenländer und der Karls-Sage in unserm deutschen Vaterlande. Endlich ist man sich bis auf Herodot, trotz der ausländischen Elemente, die sich bereits hinzugesellt, in Hellas immer nur eines hellenischen Herakles bewußt gewesen.

Wo? unter welchem Volksstamme nun hat derselbe gelebt? Ohne Zweifel unter den Doriern (denen er deßhalb auch angehört), und zwar damals, als dieselben noch in Thessalien wohnten, also vor dem Einbruche der Thessalier in dieses Land, vor ihrer eigenen Wanderung nach dem Peloponnes. Es hat nichts Unwahrscheinliches, daß der Mann bei seinen Lebzeiten ausgezeichnet durch Kraft gewesen ist, sich derselben bedient hat zu Vollbringung mancher Thaten, die zur damaligen Zeit für besonders wohlthätig gehalten wurden: als zu Erlegung wilder Thiere, zu Säuberung des Landes von Räubern u. dergl. Er wird als Mensch in sich die Anlage getragen haben zu dem, was er späterhin geworden ist, zum Ideale eines durch Mühsale und Thaten gekräftigten, ausdauernden, für Andere sich aufopfernden Menschen, bei dessen Erdenkung der schöne allgemeine Gedanke und das tief im Herzen wohnende Gefühl zum Grunde liegt, wie der Mensch hier auf Erden bestimmt sei zu kämpfen, und wie er nur dadurch die Glorie der Unsterlichkeit erreiche.

Sei es nun, daß Herakles selbst aus fürstlichem Geblüte war, oder daß er sich durch seine Verdienste diese Würde erworben — genug! seine Nachkommen unter dem Namen der Herakliden finden wir an der Spitze desjenigen Theiles der Dorier, welche nachmals nach dem Peloponnes zogen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er schon in Thessalien eines, wenn auch beschränkten localen Cultes genossen hat. Eine spätere Legende sagt, daß er gleich nach seiner Apotheose von seinen Freunden Heroen-Dienst empfangen habe.

Als nun die Dorier unter Anführung der Herakliden im Jahre 1104 v. Chr. nach dem Süden auswanderten, da wanderte natürlich auch der Cultus oder wenigstens die Vorstellung von dem Ahnherrn ihrer Herrscher mit, und je größer ihre Macht im Peloponnes wurde, je weiter namentlich der Einfluß der Spartaner sich verbreitete, desto mehr wuchs die hehre Vorstellung von Herakles und seinen Thaten, desto ausgedehnter wurde der Kreis der Sagen von ihm. Bald griff er sogar hinüber in andere nicht-dorische Länder. Es nistete sich sein Cultus auch dort ein, z. B. in Attika, in Böotien. Nun hieß es wohl gar, er wäre im letztern Lande, in Theben, geboren.

Neuen Glanz, neue Verbreitung gewann der Dienst und der Ruhm des Helden, als die Dorier kurz nachher auch Colonien nach Kreta, Kleinasien, nach Thera, Cyrene u. s. w. sandten. Ueberall wanderte der Glaube da mit hin, und überall, wo der Heros Verehrung fand, wo ein Heraklide mit hin kam, wo ein Platz nach ihm

benannt ward, oder wo etwas Großes, Wichtiges, Ungeheures, Wohlthätiges geschehen sein mußte nach der Ansicht der neuen Ansiedler, da war es Herakles, der das gethan, der selbst an Ort und Stelle gewesen war, der die Anlage gemacht, den Opferdienst eingesetzt, das herrschende Geschlecht gezeugt hatte. So fand die mythisirende Phantasie ein reiches Feld, sich zu ergehen, und sie hat die Gelegenheit benutzt. Ja! selbst die eigentliche Kunst der Poesie muß sich frühzeitig, schon vor Homer, des Stoffes bemächtigt haben. »Insbesondere ist das Dasein von Epopöen über Herakles' Thaten durch viele ganz specielle Züge aus dem Leben desselben bei Homer festgestellt, die wie aus einem bekannten großen Ganzen herausgerissen erscheinen.« Sonderbar genug zeigt sich bei dem Dichter unser Held in doppelter Gestalt: einmal (nach der Odyssee) hat ihn, wie alle Sterblichen, die Todesgöttin ereilt, und sein Schattenbild, der dunkeln Nacht vergleichbar, wandelt mit gespanntem Bogen, und mit einem furchtbaren Wehrgehenke geschmückt, in der Unterwelt umher; andrerseits (nach der Iliade) weilt er selbst im Olymp unter den unsterblichen Göttern, vermählt mit der Hebe, des Zeus und der Hera blühender Tochter, dem Symbole der nun erlangten ewigen Jugend. Man kann das nur so genügend deuten, wenn man annimmt, daß Homer in jedem seiner Gedichte verschiedenen Vorgängern gefolgt ist, zu der Zeit sich noch nicht hinreichend die Vorstellung von Herakles als einen Vergötterten fixirt hatte und allgemein geworden war.

Bereits aber hat ihn der Mythos, das sehen wir aus Homer, zu einem gebornen Argiver gestempelt und außer zu einem Sohne des Amphitruo, eines alten mythischen Königs von Argos, zugleich auch zu einem Sohne, ja! zum liebsten Sohne des Zeus, dergestalt aber, daß doch all diese Verhältnisse sehr gezwungen ausgeglichen und zu dem vorgehabten Ende geführt werden, nehmlich daß soll gezeigt werden, Herakles und seine Nachkommen wären berechtigt gewesen in Argolis die Krone zu tragen; allein durch Hera's Intriguen — der Mythos kennt also schon den Charakter dieser Göttin als einer eifersüchtigen Ehegenossin und benutzt solchen zur Schürzung des Knotens — wäre er darum betrogen worden und hätte dem sogenannten Aelterbruder dienen, im Dienste desselben große Abenteuer bestehen und ritterliche Thaten unternehmen müssen, um sich den Himmel zu verdienen. Homer erzählt, wie er sich in Hellas und auf dem ägäischen Meere umhergetrieben habe, wie er bis nach Ilion gekommen und von da auf stürmischer See über Kos nach Argos zurückgesegelt sei. Damals war Ilion und Kos noch das fernste Ziel der mythischen Fahrten: der Mythos ist also noch ziemlich eng begrenzt, so wie der Kreis der Thaten des Helden. Uebrigens heißt er nun schon der zu Theben Geborne, zum sichern Zeichen, daß er daselbst bereits hohe Verehrung genoß. Auch erscheint er durchweg als jenes Ideal eines hellenischen Nationalhelden, dessen Hauptzug eine durch Anstrengung gestählte und bewährte Körperkraft ist. Aus dem Urahnen eines fürstlichen Geschlechtes ist also bereits ein

Held von allgemeiner Bedeutung geworden. Seine unbekannte Herkunft weiß der genealogisirende Mythos auf folgende sinnreiche Weise herzustellen: zu seiner, des Starken, Mutter dichtet er die Alcmene (Stärke), zu seinem (Stief-) Großvater den Alcäus (den Starken, mit welchem Beinamen Herakles auch oft selbst bezeichnet worden ist), zu seinem (Stief-) Bruder den Iphikles (den ob seiner Kraft Berühmten). Zugleich heißt er der Liebling der Pallas Athene (der Göttin der mit Klugheit verknüpften Thatkraft) und des Hermes (des Gottes der Verschmitztheit auch bei Kämpfen).

Auf gleiche Weise stellt Hesiodus den Helden dar: auch dem ist er der zu Theben Geborne, ferner der starke (ἄλκιμος; man bemerke das Wortspiel!) Sohn der Alcmene, der im Dienste und auf Geheiß des argivischen Herrschers Eurystheus auszieht auf ritterliche Thaten und nach Vollbringung der Arbeiten die Ehre genießt, auf dem Olymp der Gemahl der Hebe zu sein und dort zu wohnen »auf alle Zeiten unermattet und ohne zu altern.«

Bis daher hatte Herakles nun wohl zumeist nur bei und von den Herakliden Verehrung gehabt, und zwar als Gott der regierenden Familien und Häupter der Dorier. Er war ihnen ein specieller Familienheros. Bald sollte sich aber die Vorstellung verallgemeinern. Man fing etwa im achten Jahrhunderte vor Christo an, große allgemeine öffentliche Kampfspiele einzusetzen. In Folge dessen begann man viel auf tüchtige Körperkraft zu halten; es bildete sich die Athletik aus; man errichtete Gymnasien theils zur Vorübung für den Krieg, theils aber auch überhaupt zur Abhärtung und Stählung der körperlichen Kraft. Da sahe sich der religiöse Grieche nach einem Gotte um, der der Vorsteher dieses werde. Und wen konnte er dazu passender wählen als das schon vorhandene Ideal der Körperkraft, den Herakles? Den machte er also zum Vorstande der Kämpfer in den Kampfspielen und der Kampfspiele selbst. Zufolge der mannigfachsten und sichersten Zeugnisse galt Herakles den alten Griechen für den der Zeit nach ersten unter den Kämpfern, als das Haupt derselben, als ihr Muster, Hort und Schutzgott*), den sie anriefen um Beistand, wenn sie den Kampf begannen, den sie durch Weihgeschenke oder durch Tempel ehrten nach dem Siege, dem sie beim Austreten aus ihrem Stande ihre Waffen widmeten. Und aus gleichem Grunde ward er der Schirmgott der Ringplätze, der Gymnasien, deren viele ihm gerade geweiht waren, auf oder bei denen seine Bildsäule oder sein Altar oder Tempel neben denen der andern athletischen oder gymnastischen Gottheiten prangte. Er ward so der Vorsteher der Wettkämpfe überhaupt (ἐναγώνιος), dem viele unter den alten Schriftstellern die erste Einrichtung und Anordnung derselben bei den Griechen zuschreiben, namentlich die der olympischen. Um für dieses Alles nur einige specielle Facta und Data anzuführen, so stand

*) Er war ihnen πρῶτος ἀγωνιστής, πρόμαχος, παραστάτης, καλλίνικος, παλαίμων.

in dem Dromos oder der Laufbahn zu Sparta, wo auch Ringplätze waren, ein altes Standbild des Herakles. Diesem opferten die Sphäreer, d. h. diejenigen jungen Leute, welche aus dem Jünglings- in das Mannesverhältniß getreten waren. Und zu Olympia in Elis hatte Herakles einen Altar als Paraſtates und zu Elis ſelbſt einen Altar im Gymnaſium. Daher waren es auch ſicherlich Kampfſpiele, durch welche man ihn vornehmlich an beſondern Feſten zu ehren ſuchte, z. B. zu Marathon. Auch ſagte ein Mythos, Herakles habe alle Paläſtren-Künſte von einem gewiſſen Harpolycus oder Autolycus, einem vermeintlichen Sohne des Hermes (des Kampfgottes), gelernt. Ja! ihm ward ſelbſt nächſt dem Zeus vor einer Schlacht und nach dem Siege geopfert, ſo daß er ſogar ein Kriegsgott erſcheint. Nach beſtimmtem Zeugniß des Livius waren Zeus, Apollo und er die Kriegsgötter der Achäer (in ſpäterer Zeit). Vielleicht betrachtete man ihn aus gleichem Grunde auch als Grenzgott (ὅριος), der die Grenzen beſchütze.

Da mußte aber Herakles nach der Vorſtellungsweiſe der Griechen natürlich nun auch all das beſorgt oder hergeſtellt haben, was die Kämpfer anging, was ihnen nothwendig war zur Ausübung ihrer Profeſſion, als z. B. die natürlichen warmen Bäder oder Quellen. Nach ihren anſtrengenden und höchſt ermüdenden Uebungen nehmlich oder nach wirklichen Kämpfen pflegten die Athleten, theils um ſich vom Oele, mit welchem ſie zuvor den Körper beſtrichen, und von dem Schweiße, Sande und Staube, mit welchem ſie bedeckt worden, zu reinigen, theils um den nachtheiligen Folgen der heftigen, oft auch wohl übermäßigen Anſtrengung zu begegnen, endlich auch um den Körper die nöthige Geſchmeidigkeit und Gelenkigkeit zu erhalten, ſich warm zu baden. Aus dieſer Urſache waren in der Nähe von Gymnaſien nicht ſelten warme Bäder angelegt oder auch umgekehrt Gymnaſien bei warmen Quellen. Die natürlichen aber konnte kein Anderer angelegt, geſchaffen haben, als entweder Herakles ſelbſt, z. B. bei Trachis in Theſſalien, bei den Thermopylen, bei der Stadt Aedepſus auf Euböa, bei Himera und Segeſta auf Sicilien, bei der Stadt Heraklea (Erekli) in Vorderaſien u. ſ. w., oder um ſeinetwillen andere Götter, z. B. Athene, die ja ſeine beſondere Favoritin ſein ſollte, oder auf Bitten derſelben die Nymphen (als Quellgöttinnen). Herakles ward alſo ſpeciell zum Vorſtande warmer Bäder und Quellen. So trat in nähere Verbindung mit Asklepios, dem Gotte der Arzneikunde und Chirurgie. Dieſe Ehre kann er nur erſt nach Heſiod's Zeiten erlangt haben; dieſer Dichter nehmlich verwirft noch die warmen Bäder als verweichlichend (Opp. et dies 753.).

Bald verallgemeinerte ſich die Vorſtellung von Herakles nach einer andern Seite hin. Da er gedacht wurde als ein Held, der, ausgezeichnet durch ſeine Stärke, dieſe angewandt habe zum Wohle der Menſchen durch Vernichtung wilder Thiere, Ungeheuer, Räuber u. ſ. w., ſo ward er zu einem Unglücksabwender (ἀλεξίκακος, χεραμύντης, ἄλεξις) überhaupt und im Speciellen. In dieſer Eigen-

schaft ist er z. B. verehrt worden in der attischen Gemeinde Melite und bei den Coërn. Vornehmlich schrieb man ihm die Befreiung von schädlichen Thieren und von Landplagen zu. So hat er bei den Bewohnern der Stadt Oeta in Thessalien der Heuschreckenvertreiber (*χορυπίων*), zu Aliphera in Arcadien — denn wer sollte anders der dortige Heros sonst sein? — der Fliegenverjager (*μυίαγρος*), bei den Erythräern in Kleinasien der Wurmtödter (*ἰποκτόνος*, weil er habe die Würmer getödtet, die ihre Weinstöcke vernichteten) geheißen. Den Thasiern ist er überhaupt Retter (*σωτήρ*) gewesen. Nun läßt sich's auch erklären, warum ihn die Bewohner des Fleckens Hyettus in Böotien als Heilenden bei sich verehrten. Kranke, heißt es, fanden in seinem Tempel daselbst Heilung. In Tarent hieß Herakles Eridanetes (der reiche Geber). Besonders riefen ihn aber als Helfer an diejenigen, welche einer schleunigen Hülfe bedurften. Insofern ward er sogar zum Horte der Schiffbrüchigen erwählt und von denselben mit sammt der Allmutter und den Dioscuren in der Noth angerufen. Alte Weiber erbaten sich von ihm Amulete und Arzneimittel, nicht weil sie glaubten, daß er magische Künste verstände, sondern weil es natürlich erschien, daß der während seines irdischen Lebens so wohlthätige Held auch sonst allen Nothleidenden ein kräftiger Hort sein würde (Lobeck Aglaoph. p. 1172. sq.). Als Mittler und Fürbitter der Menschen bei den Göttern erscheint er bei Pindar. Da lag auch nahe, ihn zum orakelnden Wesen anzunehmen, der den Menschen bevorstehendes Unheil weissagte. Bei Bura z. B. in Achaja hatte er ein Orakel in einer Höhle, wo man mittelst Würfel die Zukunft errathen wollte. Herakles hieß darum der Wahrsager (*μάντις*). Er weissagte auch durch Incubation oder durch Träume und ward deßhalb der Anzeigende (*μηνυτής*) genannt. Der Mythos dichtete daraus jenen merkwürdigen Dreifußraub, den die Kunst zu manchen Darstellungen benutzt hat.

Unter so bewandten Umständen ist es denn leicht erklärlich, warum Herakles sehr bald zu allgemeiner Verehrung gelangte, in den meisten Gegenden als Heros, an manchen aber auch als Gott. Das letztere soll zuerst geschehen sein bei den Athenienſern. Doch behaupten die Marathonier dasselbe von sich. Bald sollen andere nachgefolgt sein. So wird z. B. ausdrücklich von Pausanias gemeldet in Bezug auf Sicyon: einst sei ein gewisser Phästus dahin gekommen und habe mit Befremden gefunden, daß man dem Herakles als Heros opfere, und er habe es abändern wollen, und die Sicyonier verehrten nun seitdem den Herakles theils als Heros noch, theils aber auch als Gott. Man wußte oft später nicht, wie man sich deßhalb verhalten sollte. Dem viel gereisten Herodot (um 444 v. Chr.) erweisen seine deßhalb eingezogenen Erkundigungen, daß »diejenigen Hellenen recht thäten, welche sich zweierlei Tempel des Herakles bedienten, so daß sie dem einen als einem Unsterblichen opferten (dem olympischen), dem andern Todtenfeier veranstalteten als einem Heros. Es ist der Herakles-Dienst unter den Hellenen sehr verbreitet gewesen, geradezu einer der verbreitetsten.

Was weiter Veranlassung gab, daß Herakles im Glauben der Griechen stieg, war seine Vermengung einmal mit dem Baal oder Bel der Phönicier in der Periode, wo die Inseln des griechischen Archipelagus von den Hellenen besetzt waren, von denen einige, z. B. Thasos, von den Phöniciern früher bewohnt und mit dem betreffenden Cultus versehen worden. In diesem phönicischen Baal glaubten die Hellenen ihren Herakles (als den Vielgewanderten) wieder zu erkennen und stellten solchen an jenes Statt da her, wo jener verehrt worden war, als namentlich zu Thasos. So wurde Herakles eben da ein Gott; denn Baal war den Morgenländern ein wirklicher, sehr hoch gehaltener Gott. Ferner: als man mit den Lydiern in nähere Bekanntschaft trat, fand man daselbst ebenfalls einen Heros ähnlicher Art. Von ihm leitete dort eine frühere Dynastie (zwischen den Atyaden und Mermnaden) und dann wieder die letzte (von welcher Crösus stammte) ihren Ursprung ab, wie in den dorischen Staaten die Herakliden von Herakles. Man nannte ihn im Lande selbst Sandon. Auch den vermengte man mit dem hellenischen Heros; denn als Lydien durch seine letzten Könige hellenisirt wurde, nahmen diese ihren Sandon für Herakles und nannten sich gleichfalls Herakliden. Ja! als sich Aegypten den Griechen öffnete (seit Psammetich), fand man auch da einen Gott Som oder Osom dem griechischen Heros ähnlich, und so konnte Herodot viel darüber grübeln, welcher der besagten Herakles der ältere wäre. Nachmals wollten endlich die Aleuaden, jene bekannte Herrscherfamilie in Thessalien — wahrscheinlich weil Homer den Thessalus (den vermeintlichen Ahnherrn der Thessaler) einen Sohn des Herakles genannt hatte — und die Könige von Macedonien Herakliden sein, und je mächtiger und berühmter die letztern wurden, desto ansehnlicher wurde der Cultus des Herakles. Und das gab wahrscheinlich wieder Anlaß, daß seit Alexander's Zuge nach Indien man sogar einen indischen Herakles (Dorsanes) herbeizog.

Von den griechischen Gottheiten selbst wurden mit dem Heros in späterer Zeit vermengt die idäischen Daktylen, oder vielmehr er zu diesen gerechnet. Denn solchen, die zwar die (im Schmieden) kunstfertigen Finger repräsentirten, aber Namen führten wie Damnameneus (der Bändiger, Bewältiger [des Metalls]), Akmon (der Amboßende, oder der Unermüdliche) und durch Beiwörter wie die Großen, Gewaltigen, Uebermächtigen, Kraftvollen, Unüberwindlichen bezeichnet sind, konnte leicht ein Herakles beigesellt werden, der gleiche Eigenschaften besessen. Diese Vermischung ging wohl von Creta aus, wo theils die Daktylen theils Herakles verehrt worden sind, war also ursprünglich dort bloß local, blieb es aber nicht. Bald sollten nun die cretischen Daktylen (weil Herakles zu ihnen gehörte), selbst nach eleischer Sage, die Kampfspiele in Elis zuerst angestellt, und unter ihnen der Daktyl Herakles den Altar des olympischen Zeus gegründet haben. Zu solcher eleischen Legende mag vielleicht Clymenus Veranlassung gegeben haben, ein vermeintlicher Nachkomme des idäischen Herakles, der die olympischen Spiele von neuem ordnete, aber aus

Creta kam und seinen vermeintlichen Urahnen in Olympia einen Altar errichtet haben soll. Herodot kennt noch keinen daktylischen Herakles; der erste, der solchen erwähnt, ist Strabo (Lobeck a. a. O.). Zugleich wurde Herakles auch bisweilen mit der Demeter zusammengestellt, vielleicht weil gefabelt wurde, er habe sich in die Mysterien von Eleusis aufnehmen lassen, um in die Unterwelt gelangen und z. B. den Cerberus heraufholen zu können. Im heiligen Bezirk der größern Göttinnen zu Megalopolis stand Herakles bei Demeter. Aber er sollte da auch der idäische Daktylus sein!!

Aus diesem Allem wird man abnehmen, wie sich mit der Verbreitung der Idee vom Herakles auch der Kreis seiner Mythen ausdehnen konnte und mußte. Und zugleich mangelte es nicht an Dichtern, welche den reichen Stoff ergriffen und bearbeiteten, d. h. die zerstreuten Sagen sammelten, die unzusammenhängenden so ungefähr zusammenstellten und in eine etwanige Verbindung brachten. Auffallend ist es zwar, daß nicht gleich unmittelbar nach Homer schon der Heros, »an dessen Namen die halbe Heroen-Mythologie der Griechen hängt, den durch ungeheure Thaten — weit über das Maaß der gegen Troja vereinigten Achäer-Helden — zu verherrlichen, alle Stämme der Griechen das Ihrige beigetragen haben, Herakles, durch kein seiner Größe entsprechendes Epos gefeiert worden war. Schon die beiden homerischen Epopöen lassen indeß, wie wir bereits oben zu bemerken Gelegenheit fanden, den Umfang dieses Sagenkreises ermessen und zugleich errathen, daß man gewohnt war, aus einzelnen Abenteuern des viel umhergetriebenen Helden kleinere Gedichte, Epyllien, zu machen, und ein solches war auch wohl die Einnahme von Oechalia, die Homer nach bekannter Tradition einem Gastfreunde Creophylus von Samos — — als Geschenk überlassen haben soll. — — Andere Abtheilungen der Herakles-Sage hatten außer in den größern Gedichten von Hesiodus in den Eöen und Katalogen und in kleinern Epyllien ihre Stelle gefunden und manche früher wenig bekannte Sage mag der Lacedämonier Cinätho hervorgerufen haben.«

»Indessen fehlte dem Sagenkreise doch immer noch die rechte Totalanschauung, die jeder heut zu Tage sich bald aus Dichtern und Kunstwerken vergegenwärtigt, wenn Herakles genannt wird. Diese Anschauung konnte erst hervortreten, als die Thierkämpfe des Helden aus den localen Mährchen, die davon, besonders im Peloponnes, erzählt wurden, zusammengestellt, mit allem Schmuck der Poesie ausgestattet, und darnach auch die Gestalt des Helden auf eine Weise ausgeprägt wurde, die ihn vor allen andern Heroen unterscheidet. Das that der Dichter Pisander, ein Rhodier von Geburt, aus der Stadt Camirus (um etwa 640 v. Chr.). Seine Heraklea wird oft erwähnt, und was davon erwähnt wird, läßt sich ziemlich Alles auf diejenigen Kämpfe beziehen, welche man als die eigentlichen Aufgaben betrachtete, die der Held vom Eurystheus sollte bekommen haben, und die man vorzugsweise die Thaten des Herakles (Ἡρακλέους ἆθλα) genannt. Ja! es wird sehr wahrscheinlich, daß die Zwölfzahl derselben, welche von den spätern Schriftstellern, wenn sie auch

nicht immer genau dieselben einzelnen Aufgaben nennen, doch durchgehends festgehalten wird, und die in der bildenden Kunst wenigstens schon zu Phidias' Zeit (am Tempel zu Olympia) festgestellt war, an Pisander ihren ersten Gewährsmann hatte. Zuerst zwar kommen sie erst vor bei Theocrit im Herakliskus. Wenn die ersten unter diesen Zwölfkämpfen einen gewissen ländlichen und an die Idylle streifenden Charakter haben, so geben die spätern Veranlassung zu kühnen Phantasiebildern und seltsamen Wundermährchen, welche Pisander wohl zu benutzen wußte, wie z. B. die Sage, daß Herakles (auf der Fahrt gegen Geryoneus) auf einem Becher der Sonne über den Oceanus sich habe tragen lassen, zuerst aus Pisander's Gedicht angeführt wird« — eine Fabel oder ein Bild, das nicht bloß entlehnt ist von der Höhlung des Trinkgefäßes, sondern zugleich von der runden teller- oder tassenartigen Form der Sonne (vergl. Weiske's Prometheus S. 486 ff.), weil das betreffende griechische Wort zugleich Becher und Kahn bedeutet.

Aehnliches that Stesichorus aus Himera († 560 v. Chr.). Mehrere seiner Gedichte waren aus dem Mythenkreise des Herakles entlehnt.

Was diese und andere Dichter nicht gekannt und aufgenommen hatten, das zogen noch herein und klittern das Ganze nun so ungefähr zusammen die alexandrinischen Schriftsteller, wie ein Apollodorus von Athen, so daß nunmehr »die Thaten des hellenischen Herakles wie ein großes Gemälde erscheinen, zu welchem Hellas die Idee nebst Haupt- und Grundfarbe hergegeben, das Ausland aber gleichfalls einige Partien geliefert« hatte. Den Mittelpunct, den Kern des Ganzen bildeten jene zwölf Arbeiten (eine Zahl, die wohl den Dichtern vornehmlich als eine bequeme und volle mundete, wie es ja zwölf große Götter, zwölf Titanen u. s. w. gab). Es sind folgende: 1) die Erlegung des nemeïschen Löwen, 2) die Tödtung der lernäischen Hydra, 3) den erymantischen Eber (vom Gebirge zwischen Elis und Arcadien so genannt) einzufangen, 4) die Hirschkuh von dem Berge Cerynea (zwischen Arcadien und Achaja) lebendig nach Mycenä zu bringen, 5) die Stymphaliden (einen Schwarm gefräßiger Vögel in einem arcadischen See) zu verjagen, 6) den Gürtel der Amazonen-Königin Hippolyte zu holen, 7) den Rinderstall des Augias an Einem Tage zu reinigen, 8) den cretischen Stier einzufangen, 9) die Rosse des bistonischen Königs Diomedes aus Thracien zu holen, 10) die Rinder des Geryoneus aus Erythia (entweder Epirus oder späterhin Spanien) herzuführen nach Argos, 11) den Cerberus aus der Unterwelt heraufzuholen, 12) die goldenen Aepfel der Hesperiden zu pflücken und zu bringen. Im Uebrigen aber ist diese Reihe nicht so fest, daß sie nicht bei den verschiedenen Schriftstellern auch verschieden erschienen. Und in dem Ganzen erscheint Herakles als ein Held, der anfangs im Olymp angefeindet und begünstigt, aus unverdienter Knechtschaft sich emporarbeitet zu verdienter Hoheit, der hier schützend und beglückend, dort zerstörend und vernichtend seine Bahn wandelt, bisweilen menschlich fällt und sich erniedrigt, nach dem Falle dann wieder aufsteht und sich ermannt, der da sün-

digt und wieder gesühnt wird, der endlich alles Irdische von sich streift und durch die Flamme des Scheiterhaufens zur Unsterblichkeit sich emporhebt. Das ist das Bild, was sich im Allgemeinen durch die Sagen und Sänger gebildet hatte. Herakles ist das Ideal eines vollkommenen Menschen, der alle Tugenden der Gesinnung und der Thatkraft, der Frömmigkeit und des Heldenmuthes im höchsten Grade vereinigt in sich trage. Und um das, was er sollte gethan, vollbringen zu können, mußte er große Fahrten und Reisen gemacht haben; er sollte zu den Hyperboreern, an den Kaukasus, zu den Indiern, durch Kleinasien, nach Phönicien, Aegypten, Libyen, Hesperien, Italien gekommen sein und überall Großes, Gewaltiges, Ungeheures vollbracht haben: an Erdrevolutionen, in der Thier- und Menschenwelt.

Da läuft nun freilich auch manches Sonderbare, sogar Närrische und Lächerliche mit unter. Der Charakter des Herakles ist nicht durchweg rein, hoch und hehr gehalten. Der Heros trägt nur zu oft das Gepräge des ächt Menschlichen, selbst ethischer Erniedrigung und Herabsetzung. Der Volkswitz und die den Griechen angeborne Lust zum Burlesken, zum Spaßmachen, zur Ausgelassenheit hatte sich dabei in Vielem Luft gemacht. Das hatten natürlich die Dichter beibehalten und haben es eben so erzählt und dargestellt. Ja! sie haben, wahrhaft mit einer gewissen Vorliebe, den Heros zum Gegenstande ihres Witzes gewählt und dem öffentlichen Gespött und Gelächter preis gegeben. Das ist vornehmlich geschehen im Satyrspiele und im komischen Drama, für welches allerdings nicht wenige Scenen aus dem mythischen Lebenskreise des Heros geeignet waren, als z. B. die Proben von seiner ungeheuren Trinklust und Trinkfertigkeit, von seinem übermäßigen Appetite*) u. dergl. Namentlich ist der Herakles der attischen Bühne keines Falles jener Ehrfurcht gebietende, durch die Summe und Größe seiner Heldenthaten ausgezeichnete, sich aufopfernde Wohlthäter der Menschen und kräftige Bekämpfer von Ungeheuern, sondern der lebensfrohe, genußsüchtige, höchst materielle Repräsentant der damaligen höchst rohsinnlichen, unthätigen und faulen Athleten, die vornehmlich ein Mann wie Aristophanes mit der scharfen Lauge seines Witzes unbarmherzig in der Person des alten Heros gegeißelt hat.

Die Tragiker dagegen hielten wieder denselben sehr hoch und die Philosophen trugen wieder dadurch, daß sie ihn zum Muster menschlicher Thatkraft und Ausdauer hinstellten, oder daß sie ihn zur Hauptperson moralischer Erzählungen machten, wie z. B. der Sophist Prodicus in der berühmten Allegorie: »Herkules am Scheidewege,« nicht wenig dazu bei, ihm die alte Achtung zu erhalten und zu sichern. Ein Aeschylus stellte ihn in seinem »gefesselten Prometheus« als das

*) Daher seine Beiwörter: φιλοπότης, bibax, παμφάγος, βουφάγος, βουθοίνας, γαστρίμαργος, ἀδηφάγος, ταυροφόνος, σφόδρα ἐθάς, βούλιμος.

Ideal männlicher, zum Wohle unglücklicher Wesen thätiger Kraft hin, so wie nicht minder ein Pindar.

Was nun die äußere Darstellung des Herakles anlangt, so erscheint er erstens von den Schriftstellern, namentlich von den Dichtern also gezeichnet: er ist ein starker, kräftiger Mann, geschmückt mit einem furchtbaren Wehrgehenke und bewaffnet mit gespanntem Bogen und mit einem Pfeile. Von den Dichtern nach Homer »wurde die Gestalt des Helden auf eine Weise ausgeprägt, die ihn von allen andern Heroen unterscheidet, indem er nun, ohne eines ehernen Helmes, Panzers und Schildes zu bedürfen, auch ohne die verschiedenen Angriffswaffen, die der heroische Krieg erfordert, allein auf die ungeheure Kraft seiner Glieder vertrauend, nur der allereinfachsten Waffe, einer Keule, sich bedienend und durch keine Rüstung geschirmt als das Fell des zuerst erlegten Löwen, eine Art Gymnastik an den zu erlegenden Unthieren ausübt, wobei bald mehr Schnelligkeit des Laufs und Sprunges, bald Ring- und Faustkampf im höchsten Maaße ihrer Kraftanstrengungen in Anspruch genommen werden. Der Dichter, der gerade auf die angegebene Weise die Vorstellung vom Herakles umbildete und dadurch gewiß die Monotonie der gewöhnlichen Heroenkämpfe auf das Erfreulichste unterbrach, war jener Pisander,« den wir schon im Vorhergehenden erwähnten. Er stattete den Helden mit nichts weiter aus, als mit der Löwenhaut, mit Keule und Bogen. Eben so that Stesichorus, und seitdem ward dieses stehender Typus, der auch in die bildende Kunst überging.

»Diese aber, welcher Herakles als das Heroen-Ideal in der höchsten Potenz entgegentrat, deutete in älterer Zeit als den Hauptzug in ihren deßfallsigen Darstellungen die durch Anstrengung gestählte und bewährte Kraft an, und die Künstler Myron und Leucippus entwickelten sie besonders zu einer Form, die nicht mehr überboten werden konnte. Schon in den oft überaus edlen und anmuthigen Bildungen des jugendlichen Herakles meldet sich diese zusammengedrängte Energie in der gewaltigen Stärke der Nackenmuskeln, den dichten kurzen Locken des kleinen Hauptes, den verhältnißmäßig kleinen Augen, der vorgedrängten mächtigen Unterstirn und der Form sämmtlicher Gliedmaßen. Deutlicher aber tritt der Charakter des Vollenders ungeheurer Kämpfe, des mühebeladenen Heros in der gereiften Gestalt hervor, wie sie Lysippus mit besonderer Liebe ausbildete, in den aufgehügelten, durch unendliche Arbeit hervorgetriebenen Muskellagen, den mächtigen Schenkeln, Schultern, Armen, Brust und Rücken, so wie in den ernsten Zügen des zusammengedrängten Antlitzes, in denen der Eindruck, welchen Mühe und Arbeit gemacht, auch durch eine vorübergehende Ruhe nicht aufgehoben wird. Beide Gestalten lassen sich nun in einem fast unübersehbaren Cyclus von Abenteuern und Kämpfen nachweisen, und die Entwickelung des Heros von dem schlangen-bändigenden Kinde aus durch alle Ereignisse des Lebens hindurch verfolgen. — — Die eigentlichen Kriegsthaten wurden weniger Gegenstand der bildenden Kunst als der ältern Poesie; daher auch nur in der ältesten Kunst Herakles das gewöhn-

liche Heldencostüm trug, wie er es bei Hesiod hat, und dagegen schon seit frühen Zeiten Löwenhaut, Keule, Bogen als die gewöhnliche Bewaffnung des Helden vorkommen.«

Besonders häufig wurden die Zwölfkämpfe gebildet, deren Bestand und Folge sich zwar auch in der Kunst nie völlig fixirten, aber doch eine gewisse früh sanctionirte Ordnung durchblicken lassen. Von der Unzahl seiner übrigen Thaten findet man die Erlegung der Giganten vornehmlich oft auf Vasen alten Styles. Außerdem hat sich die Kunst aus dem Kreise der Sagen vom Herakles mit Vorliebe noch folgende Gegenstände zu Sujets genommen: den Dienst bei der Omphale (ein lydischer Mythus), gewisse Acte von Reinigungen und Sühnungen, deren der leicht in Wuth versetzte oder in Wahnsinn gerathene Heros oft bedurft haben sollte; der die Cither spielende Heros, meist in Verbindung mit Pallas Athene, mit Hermes und Dionysos. Eine besondere Reihe von Darstellungen bietet die Scene der Verbrennung auf dem Oeta und die Apotheose: »man sieht in schönen Vasenbildern den Helden durch die ihn beschützenden Götter auf einer Quadriga vom Scheiterhaufen empor nach dem Olympus geführt, gewöhnlich jugendlich, indem die Verjüngung zugleich mit der Apotheose eintritt, und auf dem Olympus mit der Jugendgöttin Hebe selbst vermählt.«

Eine andere Vorstellungsweise, und zwar jene scherzhafte, muthwillige, läßt den Helden als Trinker und Freund des Weines erscheinen und so eintreten in den Kreis der Begleiter des Weingottes Dionysos, und spielt mit dem Gegensatze des gewaltigen und ungefügigen Heros und seinen muthwilligen Gesellen. Einen solchen, im behaglichen Zwischenzustande ausruhenden Herakles stellt auch das berühmte, noch vorhandene Meisterwerk dar, der sogenannte Torso von Belvedere. Ja! den Spielen dionysischer Feldlust folgend, behandelte auch die Kunst den Herakles gern komisch: sein Abenteuer mit den Pygmäen (Zwerggestalten) und Cercopen (Geschwänzten, d. h. Affen) gaben dazu die beste Veranlassung. Endlich ward auch wohl die Scene dargestellt, wie Herakles ohne Weiteres Jemandem Rinder vom Pfluge spannt, um sie zu verzehren (nach dem Mythos, der gebildet ist, um zu erweisen, warum dem Heros Ackerstiere geopfert wurden und als Heros vornehmlich das Fleisch). Die allegorische Fabel vom Herakles am Scheidewege ist für die Kunst nur von geringem Belange geblieben.

Geweihet waren dem Heros die Silberpappel, der wilde Oelbaum, der Eppich, die Wachtel, und als dem Gefräßigen die Seemöve. Unter andern Thieren wurden ihm besonders Eber geopfert; darum wird sein Cultus auf Kunstdenkmälern durch dieses Thier bezeichnet, sonst aber auch durch den herakleischen Becher. Als dem Alexikakos (Unheil-Abwender) kommt ihm auch das Füllhorn zu, in welcher Beziehung er gern mit den niedern Land- und Feldgöttern zusammengestellt wird, denen er auch in einer niedern Form seiner Bildung, wobei gerade das Derbe und Rauhe seines Wesens hervortritt, ziemlich nahe steht.

Im spätern alexandrinisch-römischen Zeitalter, wo man längst nicht mehr, ja! am allerwenigsten den eigentlichen Sinn der alten griechischen Religion erkannte und zu erfassen vermochte, und wo besonders die Astronomie und der Himmel mit seinen Sternbildern eine bedeutende Rolle spielte, deutelte man die zwölf Arbeiten des Herakles als die zwölf Sternbilder, durch welche sich der Sonnengott das Jahr über hindurcharbeiten müßte. So ward der Heros auf seinen alten Tagen noch zum Sonnengotte gestempelt, von welcher Würde sein eigentliches Wesen doch so himmelweit entfernt ist. Ja! in Folge dessen avancirte er bald auch, nach orphischer Lehre, zum Demiurg oder Weltschöpfer und ward zuletzt zu einem Magier (Lobeck. Aglaoph. p. 1310 sq.), oder auf der andern Seite bei den nur allzu nüchternen pragmatisirenden Historikern zu einem bloßen ehemaligen wirklichen Züchtiger von Räubern, zu denen auch die Cercopen gerechnet wurden.

Auf gutem Wege war man, als man mehrere Herkulesse annahm, einige Kritiker vier, andere (wie Cicero) sechs. Aber der Römer Varro gerieth auch hier auf Abwege: er soll nicht mehr wie vier und vierzig herausgebracht haben. Die christlichen Apologeten haben den Herakles-Cult heftig angegriffen und auf das Unedle, Lächerliche, Unsittliche, Inconsequente in demselben, so wie in den Mythen, hingewiesen. Dessen wird der unpartheiische Kritiker kein Hehl haben; aber er wird auch die mannigfachen guten und schönen Seiten nicht verkennen und — Dichtungen zu beurtheilen wissen. »Gern,« singt Pindar, »lenk ich zu Herakles mein Gemüth, wenn ich von reizender Tugend Zier verkünden alte Sagen will.« Die Art und Weise, wie Lucian mit dem Heros spielt, ist barok und unedel.

Vom Herakles haben eine Menge Namen von Oertern, Städten, Menschen ihren Ursprung im Alterthume erhalten. Seine Nachkommenschaft soll ebenfalls sehr groß gewesen sein: sie im Einzelnen durchzugehen, würde wenig die Mühe lohnen und steht unserm Plane fern.

So greift denn der Herakles-Cult nach vielen Seiten hin über. Er ist mit seinen Mythen ein gar merkwürdiges Gebilde, das sich nicht in Einen Rahmen fassen läßt. Man könnte ein besonderes Buch darüber schreiben.

---

8. Die Dioscuren:

Castor und Polydeukes (Pollux).

Der Name bedeutet des Zeus junge Bursche, Reisige, Knappen: ein Ausdruck, der zu allgemein ist, um einen Anhebepunct darzubieten. Und unsere Nachrichten über dieses Götterpaar sind so verworren

und dunkel, daß es der größten Vorsicht und der schärfsten Sichtung bedarf, wenn man hier aufs Reine kommen will. Auch kann man leicht durch falsche Ansichten, selbst der neuesten Mythologen, irre geführt werden, z. B. Otfried Müller's, daß der Dienst schon ein vordorischer wäre. Den Verfasser dieses hat unbefangenes Forschen zu folgenden Resultaten gelangen lassen:

Der Dienst der Dioscuren ist herzuleiten von den Doriern des Peloponnes: sein Mittelpunct ist Lacedämon, Sparta gewesen, dieß höchst wahrscheinlich auch die Stätte seines Ursprungs. Und der Charakter der Spartaner paßt trefflich dazu; nur ein kampflustiges kriegerisches Volk konnte solche Götter sich bilden. Die Dioscuren sind nehmlich ursprünglich Gottheiten des Kampfes und des Krieges.

In Sparta waren sie so heimisch, daß sie für die Obmänner (ταμίαι) des ganzes Staates, so wie der einzelnen Bewohner, galten, in letzterer Beziehung sogar den Hausgöttern (θεοῖς ἑφεστίοις) oder den römischen Penaten gleich geachtet wurden. Man schwur bei ihnen (ναὶ μὰ τὼ σω oder ναὶ τὼ σώ, d. h. θεώ, bei den beiden Göttern), feierte ihnen besondere Feste u. s. w. Was sie nun aber als besondere Götter charakterisirt, war das, daß sie Standbilder hatten am Anfang der Rennbahn als Schrankenhüter (ἀφετήριοι θεοί), und daß stets der eine, der sogenannte ältere, Polydeukes, als ein tüchtiger Faustkämpfer (πὺξ ἀγαθός), der andere, jüngere, Castor, als das Ideal eines Reiters und Wagenführers (ἱππόδαμος, ἱπολίδης, ταχύπωλος) gegolten hat. Beide waren also die Vorstände gymnastischer Uebungen und Kämpfe: Polydeukes für den Faustkampf, Castor für den Rossekampf.

Anfangs, vielleicht als die letztere Kampfweise noch nicht eingeführt war — der Mythos von den Dioscuren deutet insofern hierauf hin, als er den Polydeukes den ältern Bruder nennt — ward nur Polydeukes verehrt. Der Name dieses Gottes ist ursprünglich bloßes Adjectiv und heißt »der Vielsüße.« Offenbar soll er im gegenwärtigen Falle nicht Andres andeuten, als den Gott, der den »vielsüßen« Sieg erstreiten läßt im Faustkampfe. Denn gewöhnlich gibt man ja dem Gotte die Eigenschaften, die eigentlich der Sache, der er vorsteht, zukommen. Es ist jenes Adjectiv eben so wahrscheinlich anfänglich nur ein Beiwort des Zeus gewesen, der ja ebenfalls für einen und zwar für den Hauptvorsteher der Kampfspiele galt, und aus dem Beiwort ist später, wie sonst öfter, ein besonderer Gott, ein besonderer Cultus geworden. Sonach war ursprünglich Polydeukes der Vorsteher des Faustkampfes, der den Muth des Kämpfenden stärkte, ihm den Sieg erringen ließ, dem dann später Castor erst zugesellt worden. Vielleicht war es indessen auch so, daß Polydeukes überhaupt der Gott des Wettkampfes war und erst dann, als Castor ihm beigefügt, für den besondern Faustkampf angenommen wurde: eine Ansicht, die sich in mancher Hinsicht noch mehr empfiehlt.

Die gymnastischen Uebungen waren eigentlich nur Vorübungen zum Krieg. Und so wurden die Dioscuren auch solche Götter, die

bei Manövres, als Vorbereitungen zum Kriege, in Verehrung gezogen wurden. Alljährlich zogen die spartanischen Jünglinge nach dem Ephebäum oder Phöbäum — die Lesart ist schwankend; die Sache spricht für das Erstere*) — unfern Therapne, auf welchem Wege zur Rechten ein Tempel des Polydeukes war und eine Quelle, die des Polydeukes geheißen, vielleicht eben aus dem Grunde, weil man in der ältesten Zeit nur ihm, noch nicht dem Castor huldigte. Dort nun, auf einem mit Gräben umringten Platze, kämpften jene mit einander in zwei einander gegenüberstehenden Schaaren, um sich für den wirklichen Krieg vorzuüben, wobei es oft sehr ernst hergegangen sein mag. Vorher aber opferte man im Ephebäum dem Enyalios (dem Kriegsgotte), und im Bereiche dieses Ephebäums befand sich ein Tempel der Dioscuren, denen man natürlich gewiß ebenfalls wird Opfer dargebracht haben. Sie standen mithin — das sieht man hieraus klar — mit Ares, Enyalios oder mit dem Kriege in besonderer Beziehung. Wir machen hierbei die Bemerkung, daß solche Scheinkriege auch auf Creta in den von den Doriern angelegten Colonien statt hatten, wo an bestimmten Tagen unter Flöten- und Lyraspiel, Schaar gegen Schaar im Kriegsschritte zum Kampfe auszog und sich gegenseitig Streiche versetzte mit der Faust, mit Knitteln, sogar mit eisernen Waffen. Offenbar eine Entlehnung von den Doriern des Peloponnes! Aber man hatte dabei keinen Cultus der Dioscuren, der auf Creta gar nicht scheint gewöhnlich gewesen zu sein. Hat also nicht vielleicht dieser Cult selbst in Sparta erst nach Anlegung der cretischen Colonien seinen Anfang genommen? Bei Homer kommen die Dioscuren ja noch als gewöhnliche Menschen vor! Ihr Cultus scheint also damals noch in der Entwickelung begriffen gewesen zu sein.

Im Kriege selbst werden sie natürlich nun eine um so bedeutsamere Rolle gespielt haben. Wenn es zur Schlacht ging, ward eine bestimmte Melodie auf der Flöte angestimmt, zu und nach welcher das Embaterion oder der Schlachtgesang (so genannt, weil man darnach marschirte, in gewissem Tacte nach anapästischem Maaße) gesungen wurde. Diese Melodie hieß die castorische (νόμος Καστόρειος) oder das Castoreum und war höchst wahrscheinlich so geheißen, weil sie ordnete (κάδειν, κάζειν, κεκάσθαι) oder in Ordnung die Schlachtreihe erhielt, gleichsam ein Ordner (κάστωρ) für das Heer war. Und daraus konnte man dann wohl ein eignes Wesen machen, das gleichsam dafür sorgte, daß die Armee nicht in Unordnung gerieth, woran ja der Sieg hing. Das ist mithin jedenfalls der Ursprung des Castor-Cultes gewesen. Vielleicht daß auch κάστωρ ursprünglich ein Beiwort des Zeus war. Nun ist es leicht zu erklären, warum man die Erfindung und Einführung jenes Waffentanzes, den die Spartaner die Pyrrhiche nannten, einer ächt spartanisch-dori-

*) Sollte es nicht auch daher kommen, daß man den Phöbus Apollon als Ephebe darstellte in der Kunst?

schen Einrichtung, dem Castor zuschrieben, und dem allein; eben so, warum man beide Dioscuren ἀμβούλιοι (von ἀμβολά, das Anstimmen eines Gesanges) nannte und sie unter dem Titel in Sparta eigens verehrte neben einem Zeus Ambulios und einer Athena Ambulia, welche Göttin wegen ihres kriegerischen Charakters ja besonders zu den Dioscuren paßte. Auch brachte die spätere Sage beide insofern noch außerdem in Verbindung, daß sie erzählte, die Athene (als Erfinderin der Flöte) habe den beiden Jünglingen zu ihren Waffentänzen die Flöte geblasen.

Wenn aber jene beiden Wesen, Castor und Polydeukes, einander selbst in der Vorstellung der Spartaner so nahe standen: so ist es kein Wunder, wenn sie als gleiche Wesen, als unzertrennlich, als Brüder gedacht und betrachtet wurden. Dieß bekundeten die Spartaner selbst im Aeußern. Sie hatten ein Bildwerk, die δόκανα, zwei aufgerichtete Balken von Holz, mit zwei querübergelegten, welche jene mit einander zusammenhielten. Die Anfertigung desselben gehört zuverlässig in die älteste Zeit der griechischen Culturgeschichte, in die Anfänge der bildenden Kunst unter den Doriern. Das waren den Spartanern die beiden Dioscuren, Castor und Pollux. Bei Feldzügen hatte man die Sitte, dieß Gebilde mitzunehmen als Hort im Kriege. Ja! man hat Beispiele, daß sie selbiges an andere Staaten zur Hülfe gesandt haben. Als z. B. bei einem Kriege der Locrer in Unteritalien mit den Crotoniaten jene die Unterstützung der Spartaner nachsuchten, versprachen die ihnen den Beistand dieser ihrer Kriegsgötter, der Dioscuren, und die Dokana sollen, nach der Sage, den Locrern den Sieg gebracht haben.

Aus dem Allen geht sonnenklar hervor: einmal daß die Dioscuren Kampf- und Kriegsgötter waren. Und das wird noch weiter bezeugt nicht bloß durch bestimmte deßfallsige Aeußerungen bei den Alten (z. B. Apollodor. III, 11, 1.), sondern auch durch die Darstellung der Dioscuren und durch die Mythen, von welchen weiterhin die Rede sein wird, zweitens daß Sparta für die Heimath derselben gelten kann und muß. Und nun wird man sich nicht wundern können — das wird die letzte Behauptung noch mehr bekräftigen — wenn es in Lacedämon selbst hieß, jene wären hier geboren oder doch wenigstens erzogen; wenn man in Sparta das Haus zeigte, wo sie gewohnt; wenn man dem Castor hier ein Denkmal gesetzt hatte, wie nach seinem irdischen Tode, und einen Tempel errichtet; wenn man glaubte, daß beide Dioscuren den Spartanern vornehmlich im Kriege (z. B. mit den Messeniern, wo sie plötzlich auf einem Baume erblickt worden wären [Pausan. IV, 6, 1.]) beigestanden; wenn man ihnen in der Nähe der Laufbahn einen eignen Tempel geweihet; wenn man sie zum Embleme der heimischen Münzen erkor; wenn man wähnte, daß sie vor Allen hier als Fremdlinge und gute Genien bei einzelnen Spartanern Besuche machten, nicht immer als hülfreiche Retter in der Noth und als Horte, sondern auch bloß als freundliche Gäste (z. B. Pausan. III, 16, 3.); wenn man ihnen hier wie in Agrigent, einer dorischen Colonie, woran auch Spartaner Theil genommen, ein be-

sonderes Fest der Götterbewirthung (Θεοξένια; denn nach der Vorstellung der Alten erschienen ja die Götter persönlich zu dem Feste, das ihnen bereitet ward, selbst mit ihren Angehörigen und Freunden, wie z. B. nach Pindar [der darin wohl einer ältern Sage folgte] mit Herakles, der als Gott der Athletik und der Kampfspiele ja auch zu den Dioscuren gehörte) feierte; wenn der Spartaner glaubte, daß sie vornehmlich im entscheidenden Augenblick erschienen und Hülfe brächten und die wankende Schlachtreihe durch ihren Zuruf ermuthigten oder durch ihre bloße Gegenwart: ein Aberglaube, dessen sich einst z. B. Archidamus, der Sohn des Agesilaus, zum Vortheile bedient haben soll (er sandte Nachts vor der Schlacht Reisige aus und gab dann vor, es wären die Dioscuren gewesen). Endlich wird man nun verstehen, wie die Athenienser (im peloponnesischen Kriege) die Dioscuren konnten Landsleute (πολίτας) der Spartaner nennen, und wie der Dichter Theognis in seinen Elegien den Castor und den Polydeukes anrufen konnte als »die im göttlichen Lacedämon wohnten beim Eurotas, dem lieblich rinnenden Flusse.« Und ihr Mythenkreis, der hauptsächlich in Laconien spielt, gibt gleichfalls noch einen sehr trifftigen Beweis.

Nehmlich nach laconischer Sage (bei Homer) sind die Dioscuren mythisch Söhne des Tyndareos (eines wahrscheinlich wirklichen, urgeschichtlichen Herrschers in Laconien; denn der Name läßt sich nicht etymologisch oder geographisch auflösen) und der Leda (auch ein Name, der nicht allgemein zu fassen ist), d. h. ihr Alter und ihr Ursprung wird in mythische Zeit zurückversetzt. Für ihre Schwester konnte demnach Clytämnestra und Helene gelten, weil diese eben als Töchter jenes alten Aelternpaares galten. Helene übrigens ist ein schwer zu erfassendes weibliches Wesen; denn diese ist in Laconien ebenfalls als Göttin verehrt worden: sie hatte einen Tempel in Sparta selbst, und in Therapne zeigte man ihr (als einheimischer Heroin) und des Menelaus Grab. Verdankte sie diese Zusammenstellung einer bloß äußerlichen Verbindung der beiderseitigen Genealogie, indem man beider Ursprung auf den alten Tyndareos zurückführte? oder bedeutet Helene (doch offenbar von ἑλεῖν) etwas dem Wesen der kriegerischen Dioscuren in der Vorstellung Analoges? Soll man an ἑλεῖν νίκας (den Sieg davon tragen?), ἑλεῖν Ἴσθμια u. dergl. denken? Der rhodische Dienst, der auf Naturdienst hinweist, gibt keinen Aufschluß. Genug aber: das Geschlecht der Dioscuren wurde mit dem der Helene verflochten, und das konnte nur in Sparta selbst geschehen. Andere, spätere Sagen melden ganz Andres.

Als Geburtsort der Dioscuren gilt mythisch theils Amyclä, theils der Taygetus, theils die Insel Pephnos bei Thalamä, theils Thalamä selbst; aber das Alles sind Oerter Laconiens. Eben so wurzelt der Mythus von ihrer Entführung der Leucippiden hier zu Lande, mag er auch von den verschiedenen Schriftstellern verschieden berichtet werden. Jene Leucippiden sollten Phöbe (die Reine) und Hilaïra (die Strahlende, Glänzende) gewesen sein. Offenbar Beinamen der Selene oder Mondgöttin oder auch nach späterer Ansicht der Artemis.

Sie sollten Töchter der Leucippus (Weißroß) sein: ein Name, der zuverlässig auch aus einem Beinamen der Mondgöttin Leucippe — sie sollte nehmlich (wegen des matten Glanzes des Mondes) mit weißen Rossen ihren Mondwagen fahren — gebildet ist. Auch gab man sie für Töchter des Apollo aus; die Beziehung liegt nahe, wenn man die enge Verbindung dieses Gottes mit der Artemis bedenkt. Sie hatten unter dem Namen Phöbe und Hilaïra einen Tempel zu Sparta, wurden also förmlich als Göttinnen verehrt, und insofern als die Dioscuren gewöhnlich auf weißen Pferden dargestellt wurden, hatten sie mit jenen in der Vorstellung Aehnlichkeit. Darum mögen beide durch den Mythus in Verbindung gebracht worden sein.

Nicht minder spielt der Mythus von dem Kampfe der Dioscuren mit den Söhnen des Aphareus (Wegnehmers), dem Idas (Seher) und Lynkeus (Luchsauge), so verschieden auch er erzählt wird, in Laconien: höchst wahrscheinlich hervorgegangen aus den gegenseitigen Raubzügen der Laconier und Messenier in frühester Zeit, vielleicht zur Zeit der ersten messenischen Kriege. Hierbei sollte Castor seinen Tod gefunden haben.

Von Sparta aus hat sich nun der Dioscuren-Dienst zunächst über andere Städte und Oerter Laconiens verbreitet. So finden wir ihn denn, außer an den schon oben erwähnten Plätzen, zu Therapne, zu Amyclä, zu Brasiä (mit der Athene zusammen), bei Croceä (in den Steinbrüchen), bei Gytheum (die castorischen Pässe). Aber von Laconien überhaupt ging er auch über in die spartanischen Colonien: nach Thera und von da nach Cyrene; nach Sicilien, nach Agrigent; nach Unteritalien: nach Locri Epizephyrii, Rhegium, Metapont, Tarent ꝛc., von da selbst nach Rom. Ueberdem fand er sich in dem benachbarten Argolis: bei Lerne, in der Nähe des Flusses Erasinus, und in Argos selbst (als Mixarchagetes, d. h. als ein halbgöttlicher Ahnherr der Stadt, was von großer Verehrung der Dioscuren daselbst zeugt), ferner in Corinth (und darum auch auf Corfu, was von Corinth colonisirt worden war), in Messenien (an mehreren Stellen; ja die Messenier vindicirten sogar in späterer Zeit die Dioscuren als ihnen angehörig, nachdem Epaminondas Messene wieder hergestellt, Sparta gedemüthigt hatte), in Elis, in Mantinea in Arcadien, zu Pharä in Achaja, in Dioscorias (einer milesischen Colonie in Colchis, nach den Göttern selbst so benannt), in Constantinopel (wenn auch erst seit Kaiser Severus).

Lange blieb indeß der Cultus nicht rein und unvermischt. Als die Kunde von ihm nach Attika gelangte, hielt man hier die dort local verehrten »Anakes« oder «Anaktes« (Könige) für gleich mit den Dioscuren, und beide gewiß ursprünglich verschiedene Gottheiten wurden der Vorstellung nach mit einander vermengt *). So galten denn den Athenienſern ihre Anakes für die Dioscuren und selbst im

*) Lobeck. Aglaoph. pag. 765 u. 1233 sq.

attischen Demos Cephalä hießen die dort verehrten sogenannten »großen Götter« Dioscuren. Zu Amphissa in Phocis gab es Mysterien der Jünglinge Anakes, und auch diese deutete man zu den Dioscuren, obwohl man sie nicht minder mit den Cureten oder Cabiren zusammenstellte. Wahrscheinlich waren es allgemeine Horte, Helfer in der Noth, Retter. In Folge dessen entwickelte sich in Attika sogar ein (localer) Mythos, nach welchem der mythische Theseus (der Repräsentant der attischen Staatsverfassung) die Helene, die Schwester der Dioscuren, aus Sparta entführt hätte. Drauf wären diese nach Attika gezogen und hätten die Schwester befreit. Welcher Sage gewiß auch ein späterer Krieg zwischen den Athenienſern und Lacedämoniern das Dasein gegeben hat. Jener Erzählung wird — um den Cultus der Dioscuren in Athen zu erklären — hinzugefügt, der Bruder des Theseus, Mnestheus, habe den Tyndariden die Thore von Athen geöffnet und Aphidnus (von der Stadt Aphidnä gebildet) sie zu Söhnen angenommen, damit sie als nahe Verwandte der Athener — nur solchen war die Aufnahme gestattet — in die eleusinischen Mysterien ihrem Wunsche gemäß eingeweihet werden könnten, bei welcher Gelegenheit sie die Frucht der Demeter (das Getreide) bekommen und zuerst nach dem Peloponnes gebracht hätten: ein Punct, der selbst politisch in der Folge (zur Zeit des peloponnesischen Krieges) nicht von den Athenienſern für unwerth erachtet wurde hervorgehoben zu werden, um ein Bündniß mit den Lacedämoniern einzuleiten (Xenoph. Hellen. VI, 3, 6.). Nächst Herakles wären die Dioscuren die ersten Fremdlinge gewesen, die Triptolemus (der mythische Repräsentant des Getreidebaues) mit den Geheimnissen der Demeter bekannt gemacht. Dieser so gemischte Cultus war von Athen gewiß auch nach Milet übergegangen, das zuerst Anaktoria soll geheißen haben, und von da nach der oben genannten milesischen Colonie Dioscurias. Gleicher Weise findet sich ein Anaktorion am ionischen Meere, eine Colonie von Corinth, wo die Dioscuren verehrt worden sind, aber gewiß als Anaktes, wie auch zu Pharä in Thessalien.

Eine zweite Vermengung trat ein, als — wohl in Folge der Ausbreitung der Macht der Lacedämonier während der persischen und während des peloponnesischen und der folgenden Kriege, auch über die Inseln des griechischen Archipelagus — die Kunde von den Dioscuren sich erweiterte und bei der Gelegenheit auf Samothracien und einigen andern Puncten auf einen Cultus stieß, welcher gleichfalls eine Aehnlichkeit mit dem der Dioscuren zur Schau trug. Das waren die Cabiren, welche ohne Zweifel ebenfalls an gewissen Oertern, namentlich auf Samothracien, für Helfer, Retter, Horte in der Noth galten. Und weil den Bewohnern der dortigen Inseln und Küstenstädte bei ihren Seefahrten nichts häufiger begegnete als Gefährlichkeiten zur See: so wurden die Cabiren namentlich als rettende Engel oder Genien für die Schiffenden betrachtet, und es war außerordentlich, welchen Ruf sie alsbald als solche erhielten, mehr jedoch unter dem Namen der Dioscuren, wozu eben die Macht der Spartaner

zur See, ihre Seefahrten, Seekämpfe, Seesiege und Verluste zur See, als eigentlicher Inhaber jenes Cultes, nicht wenig mögen beigetragen haben. Horte im Landkriege und im gewöhnlichen Kampfe waren sie es den Lacedämoniern auch in den Seeschlachten, ja überhaupt auf der See, selbst schon im Kampfe mit dem wilden Elemente. Bei andern griechischen Stämmen, welche die Anakes damit vermengt haben, wie z. B. bei den Athenienſern, hatten sie wohl schon immer seither im Allgemeinen für Unglück abwehrende Gottheiten (ἀλεξίκακοι, Aristoph. eccles. 1069.) gegolten. Wie leicht war also auch hier der Uebergang eben vom Allgemeinen zum Speciellen. So fing man denn von ihnen an zu glauben, daß sie auf Seereisen günstigen Wind gäben, die Schiffe oft in Sturm und Ungewittern behüteten, vor dem Scheitern bewahrten und glücklich ans Land brächten. Wenn sie daher im Sturme von den Schiffenden angerufen, wenn ihnen dann weiße Lämmer gelobt wurden, dann eilten sie herzu und besänftigten die Wogen. So traten sie in nahen Verein mit Poſeidon, der dasselbe vermochte, für dessen Diener sie daher auch von einigen Schriftstellern erklärt worden. Der älteste Schriftsteller aber, der solche Eigenschaft erwähnt, ist Euripides; denn die Zeit der Entstehung des homerischen Hymnus kennen wir nicht. Vornehmlich berühmt ward diese Seite des Cultes im römischen Zeitalter, wo die Schifffahrt auf dem griechischen Archipelagus so lebhaft war. Für ein sichtliches Zeichen der Erscheinung der Dioscuren in Seegefahren hielt man es, wenn ihr Gestirn, das Zwillingspaar, sich zeigte oder wenn an den Masten und Raen der Schiffe das sogenannte St. Elmsfeuer, jenes electrische Licht bei Sturmeswüthen, sichtbar wurde. Und Helene verdankte ihrer vermeintlichen Schwesterschaft, daß sie gleichfalls zu den helfenden Gottheiten der Schiffer gezählt wurde (ναυτίλοις· σωτηρία).

Gezeichnet von den Schriftstellern werden die Dioscuren uns als Jünglinge, kräftig, rasch, behende, herzueilend, wohlwollend, gütig, helfend, rettend, zutraulich, freundlich, dankbar und zwar eben im Augenblicke der schwebendsten Gefahr *). Das markirendste Beispiel dieser Art ist die bekannte Geschichte von der Errettung des Dichters Simonides zu Cranon in Thessalien aus der Gefahr, vom einstürzenden Hause des Skopas mit den übrigen Theilnehmern des Gastmahles erschlagen zu werden. Doch spenden sie auch Wohlthaten ohne Bezug auf Gefahr, wofern selbige nur als plötzlich eingetreten gedacht werden, z. B. den Cyrenäern das bekannte Silphium, eine Pflanze, durch die diese Griechen reich geworden sind und die mit Einem Male gefunden worden sein soll. In Byzanz war ihnen ein Tempel, wo sogar körperlich Leidende von ihren Qualen sollten befreiet werden. Die Dioscuren greifen so selbst in das Gebiet der medicinischen Götter ein. Sie repräsentiren insofern geradezu unsere göttliche Vorsehung. Sie bekunden diese ihre Schnelligkeit und behende

*) Σωτῆρες, βοήθοοι, ἀγαθοὶ παραστάται.

Bereitwilligkeit zu helfen, vornehmlich in der Schlacht, in dem Augenblicke der Entscheidung: da erscheinen sie urplötzlich und gewähren den Sieg und, wenn sie noch mehr thun wollen, verkündigen sie sogar augenblicklich denselben den betreffenden Angehörigen selbst in weiter Ferne. Außerdem sind sie vornehmlich Schirmherren der Gastfreundschaft (φιλόξεινοι) und treten so ins Gebiet der ethischen Götter ein.

Man dachte sie sich dann meistens beritten, auf schönen weißen Rossen*), von denen die mythisirende Poesie erzählte, sie hießen entweder Phlogos (der Flammende) und Harpagos (der mit Windeseile Fortreißende) — und diese sollte ihnen Poseidon, der Rossegott, verehrt haben — oder Xanthos (der Braune) und Kyllaros (die Krabbe), welche ihnen von der Hera (Hippia) geschenkt worden wären. Sonst und eigentlich war es nur Castor, dem man die Eigenschaft des Reitens, des Rosselenkens zuschrieb. Eine ganz vereinzelte Dichtung berichtet aber auch, daß dem Polydeukes vom Hermes (dem Vorstande gymnastischer Spiele), aus besonderer Vorliebe für ihn, das thessalische Roß Dotor — Thessalien war im Alterthume berühmt wegen seiner Pferdezucht — geschenkt worden sei. Andere nennen dieß Roß wieder Erolithos (Austummler).

Gewöhnlicher schildert man den Castor allein für sich als gepanzert und vorzugsweise mit einem Speere bewaffnet oder stehend auf goldenem Wagen, die Rosse lenkend**).

Weil beide im Alterthume als berufene Kämpfer galten, so hat die Poesie sie als solche vielfältig handelnd auftreten lassen. So sollte nach der Einsetzung der isthmischen Spiele Castor daselbst zuerst im Stadium und Polydeukes im Faustkampfe gesiegt haben; als Herakles in den Himmel erhoben worden, hätten sie die Vorsteherschaft über die olympischen Spiele bekommen; sie sollten Theil genommen an dem Argonautenzug und auf demselben Polydeukes durch Tüchtigkeit im Faustkampfe, Castor durch ritterliche Kunst sich ausgezeichnet haben. Eben so dichtete man sie zu Theilnehmern an der calydonischen Eberjagd. Und daher mag es gekommen sein, daß sie auch als tüchtige Jäger gefeiert wurden, die (nach Xenophon) in dieser Fertigkeit unterrichtet worden sein sollten durch Chiron, den Repräsentanten aller körperlichen Geschicklichkeit, und daß man eine Art guter Jagdhunde vorzugsweise die castorischen hieß. Nicht minder wußte der Mythos zu berichten, wie sie an der Bestürmung und Zerstörung der Stadt Iolcus in Thessalien durch Peleus Theil genommen hätten; denn auch das ist eine Expedition, die in der Vorstellung der Alten und den Sagen eine große Rolle spielte. Eine einfach dastehende Sage (bei Theocrit) macht den Castor zum Lehrer des Heräkles im Kriegswesen, der denselben unterrichtet habe im

---

*) Ἱππεῖς, εὐιππεῖς, λεύκιπποι, λευκόπωλοι.

**) Χαλκεοθώραξ, χαλκεομίτρης, δορύσσοος, χρυσάρματος.

Gebrauche des Schildes und des Speeres und den Kampf zu ordnen und zu lenken.

In Betreff ihrer Abstammung macht die spätere Sage sie zu Söhnen des Zeus und der Leda, theils um sie höher zu stellen, theils wohl auch aus Mißverstand des Namens Dioscuren (Zeus' Reisige), welchen sie offenbar ihrem Verhältnisse als untergeordnete Kampfgötter zum obersten Kampfgotte, dem Zeus, verdanken. In jenem genealogischen Mythus spielt eine große Rolle das Ei der Leda, ein noch unerklärtes Problem der griechischen Mythologie, so wie die Leda selbst ein solches Problem ist.

Eine besondere Berücksichtigung verdient noch der Mythus von der Apotheosirung und der Heteremerie (das abwechselnde Leben und Sterben) der beiden Dioscuren. Wir haben schon oben bemerkt, daß Polydeukes gewiß der Zeit des Ursprunges seines Cultus nach der ältere ist, Castor der jüngere. Darum wurde jener höher geachtet, für einen wirklichen Gott, der letztere für einen Halbgott oder wohl gar für einen Sterblichen, dessen Grab man selbst zeigte. Gleichwohl betrachtete man sie als unzertrennlich, als gleich, als Brüder. Es ist merkwürdig, wie die mythisirende Poesie sich hier gewunden hat, um das Problem zu lösen, das Unharmonische auszugleichen und zu vermitteln, und sie hat es, was die Heteremerie betrifft, zu einer herrlichen Schöpfung benutzt. Da sollte denn einmal Polydeukes ein Sohn des Zeus, und Castor ein Sohn des sterblichen Pyndareos sein, folglich ursprünglich auch ein Sterblicher. Sodann, als Castor im Kampfe mit den Apharetden gefallen, da soll der liebende Polydeukes zum Vater Zeus gefleht haben, daß er ihm gewähren möchte mit dem geliebten Bruder zu sterben. Darauf habe ihm Zeus die Wahl gestellt, ob er, als sein unsterblicher Sohn, mit ihm auf dem Olymp unausgesetzt wohnen oder, das Geschick des Bruders theilend, mit ihm einen Tag im Olymp leben und den folgenden Tag darauf wiederum todt im Hades weilen wolle. Und der liebende Bruder wählte das Letztere. Im alexandrinisch-römischen Zeitalter ward ihnen ein besonderes Sternbild, die Zwillinge, geweihet, darüber auch Manches gefabelt.

Was ihre Darstellung durch die bildenden Künste anbelangt, so zeigte sie schon der Kasten des Cypselus: einer derselben war unbärtig gebildet. Erzbilder von ihnen von der Größe eines Fußes standen auf der Insel Pephnos, und andere Bilder aus Ebenholz von den Künstlern Dipoenus und Scyllis in Argos. Polygnot hatte sie für den Dioscurentempel in Athen gemalt. Ihnen, die immer sehr viel von ihrer göttlichen Natur behalten haben, kommt auf den noch vorhandenen Darstellungen »eine völlig tadellose Jugendschönheit, ein eben so schlanker wie kräftiger Wuchs und als ein fast nie fehlendes Attribut die Halb-Eiform der Hüte oder wenigstens ein auf dem Hinterhaupt anliegendes, um Stirn und Schläfe mit starken Locken hervortretendes Haar zu. — Die Unterscheidung des Faustkämpfers Polydeukes und des Castor im ritterlichen Costüm findet sich nur, wo sie in heroischer Umgebung, nicht wo sie als Gegen-

stände des Cultus, als die atheniſchen Anakes und als Genien ihres Geſtirns in ſeinem Auf- und Untergange (wodurch ſie auch eine Beziehung auf menſchliche Lebensſchickſale erhalten) dargeſtellt werden.«

Im Gegenſatze zu dem vorſtehend geſchilderten ſchönen Gebilde religiöſen Glaubens, der Poeſie und der bildenden Kunſt ſticht ſehr ab die kalte und ſchale Deutung des Ganzen durch den pragmatiſirenden Rationalismus der römiſchen Periode, der in den Dioscuren nichts weiter fand als ehemalige Sterbliche, die zu Göttern erhoben worden wären entweder wegen ihrer gefälligen, dienſtfertigen Bereitwilligkeit Nothleidenden zu helfen (vergl. Diodor), oder weil ſie zuerſt weite Seefahrten angeſtellt (ſ. Strabo). So wenig verſtand eine abgeſtandene, eiſige ſpätere Zeit die warme Begeiſterung einer frühern aufzufaſſen und zu würdigen! Noch ſchlimmer faſt ſind manche Deuteleien von Philoſophen und Alterthümlern dieſer Periode.

---

9. Ares.

Der Name iſt ohne allen Zweifel verwandt mit dem Adjectiv ἀρρήν, bedeutet alſo urſprünglich den Männlichen, Mannhaften, d. h. den Gott der Mannhaftigkeit, Tapferkeit und zwar der perſönlichen und körperlichen, wie ſie im höchſten Alterthume von den Hellenen beſonders beliebt und geachtet werden mußte, damals, wo ſelbige auf einer noch niedrigen Stufe der Intelligenz ſtanden und perſönlicher Muth und perſönliche Stärke und Kraft vor Allem geſchätzt wurde. Es iſt daher auch ſehr wahrſcheinlich, daß der Cultus ſchon früh begonnen hat und zwar unter den Griechen ſelbſt entſtanden iſt, wie ſchon der Name des Gottes bezeugt, und was nicht minder daraus abgenommen werden kann, daß die Griechen noch zu Homer's Zeiten perſönliche Tapferkeit vornehmlich achteten. Mithin war es für ſie ein Leichtes, und für uns iſt es ſehr erklärlich, wenn ſie in jener menſchlichen Eigenſchaft etwas Göttliches, ein göttliches Geſchenk erkannten und ſolches von einem beſondern Gotte herleiteten. Einer männlichen Beſchäftigung mußte aber natürlich eine männliche Gottheit vorſtehen.

Perſönliche Tapferkeit aber iſt die Haupttugend eines Mannes in der Schlacht, im Kriege. So ward denn Ares der Gott des Krieges, aber weniger Vorſteher der geordneten Kriegsführung, als Gott des Schlachtengetümmels und des lauten Lärmens beim Streite. Jenes war die Pallas Athene. Es iſt daraus erklärlich, warum in hiſtoriſcher Zeit der Cultus dieſes Gottes uns nicht häufig und oft entgegentritt; denn da war die klug angewandte Taktik mehr im Anſehen als bloße rohe perſönliche Tapferkeit. In älteſter vordoriſcher Zeit mag er ſehr gäng und gäbe geweſen ſein; nachmals finden wir nur gleichſam noch Rudera davon: wir treffen ihn nur an wenig

Stätten im eigentlichen Griechenland, nirgends in den Colonien, woraus hervorzugehen scheint, daß man nach der dorischen Wanderung, wo die Colonisation der meisten ausheimischen Gegenden, die von Griechen späterhin bewohnt waren, erfolgte, gesittet genug geworden, um nicht an jener, dem rohen Menschen nur ziemenden Eigenschaft und Werkthätigkeit länger Gefallen zu finden. Bei Homer ist Ares einer der olympischen Gottheiten, woraus man wohl schließen darf, daß sein Ursprung gleichfalls im nördlichen Griechenlande wurzelte.

Ares-Dienst erscheint zuerst in Theben. Hier hatte er ein Heiligthum, und es war eine Quelle ihm bei der Stadt heilig, und ein hier localer Mythus ließ ihn den Ahnherrn der Thebaner sein, dessen Tochter Harmonia (friedliche Vereinigung) mit dem vermeintlichen Gründer von Theben, dem Cadmus (gebildet aus dem Namen der Burg Cadmea), vermählt gewesen. In Theben ward auch die Aphrodite als Ahnmutter betrachtet, und leicht kann hier die Legende entstanden sein, daß diese Göttin die Gemahlin oder Buhlerin des Ares gewesen. Weiter ward er verehrt in Athen. Hier hatte er einen Tempel mit einem von Alcamenes verfertigten Standbilde, mit zwei Statuen der Aphrodite, einer der Athene und der Enyo, welche beide letztere Göttinnen in naher Beziehung zum Kriegsgotte stehen. Zugleich zeugt der Name des berühmten Hügels, auf dem das berühmte Blutgericht, der Areopagus, abgehalten wurde, und die Legende, welche man über den Ursprung dieser Benennung hatte, von dem Dasein dieses Cultes in Attika. Weiter finden wir denselben in Trözen mit Bezug auf theseïsche Mythen. Bei den kriegerischen Spartanern durfte der Dienst natürlich nicht fehlen. So hatte er zu Geronthrä in Laconien einen Tempel und einen Hain, und es ward ihm daselbst jährlich ein Fest gefeiert, an welchem Frauen den Hain nicht betreten durften. Ferner war an dem Wege von Sparta nach Therapne links ein sehr altes Heiligthum des Ares unter dem Beinamen Theritas (Jäger?). In Sparta selbst ward er verehrt unter dem Namen Enyalios (w. m. s.), und man sang ihm, dem Ares, während der Schlacht Schlachtgesänge oder Päane (Otfr. Müller's Dor. I. S. 298.). In Olympia stand am Eingange des sogenannten Embolos einerseits ein Altar des Ares Hippios (Rosse-Ares), andrerseits einer der Athene Hippia (als zwei zu einander gehörender Gottheiten), mit welcher (als Kriegsgöttin) er auch sonst öfter zusammengestellt wird, und den Bewohnern war er Stammgott (πατρῷος. Lobeck. Aglaoph. p. 277.). Zu Tegea in Arcadien hatte Ares ein Standbild auf dem Markte unter dem sonderbaren Titel Gynäkothoinas (Frauenschmauser), wo die Frauen ihm, abgesondert von den Männern, Siegesopfer darbrachten. Nicht weit von Tegea hatte er ein Heiligthum auf einem Hügel unter dem Beinamen Apharias (des Reichen, reichliche Nahrung Spendenden), über dessen Entstehung und Bedeutung auch die Legende keinen genügenden Aufschluß gibt.

Homer schildert ihn als einen gewaltig großen Gott, dessen Körper, wenn er auf die Erde fällt, sieben Hufen Landes bedecke. Dem

Charakter nach ist er eisern, rasend, schrecklich, furchtbar, heftig, schnell, stürmisch, unheilbringend, verderblich, ein verwegener Kämpfer, unersättlich des Krieges, froh des Getümmels und des Niedermetzelns. Laut brüllt er im Streite, seine Lanze schwingend und Mauern erstürmend, Schilde durchbrechend und Männer mordend. Er ist ganz und allein nur Gott des wilden Krieges. Er begiebt sich gewöhnlich in den Kampf auf einem Streitwagen, bewaffnet mit einer mächtigen Lanze, in glänzender Rüstung. Eris, die Göttin der Zwietracht und die Erregerin des Streites, und Deimos (Furcht) und Phobos (Schrecken) begleiten ihn. Eine schöne Allegorie! Jene heißt seine Schwester, diese seine Söhne. Seiner goldgeschirrten Rosse sind zwei; später gab man ihm ein Viergespann und benannte die einzelnen Aethon (Feurige), Phlogios (Flammende), Konabos (Schlachtgetöse), Phobos (Furcht).

Frostig ist die Genealogie, nach welcher er ein Sohn des Zeus und der Hera sein sollte (nach Homer und Hesiod), besser die, daß er der Gemahl der Harmonia sei, obgleich auch hier der Contrast der Begriffe nicht wohl paßt. Seine Wohnung sollte er (nach der Odyssee) im wilden, rauhen Lande der kriegerischen Thracier haben.

Nach dieser homerischen Zeichnung haben sich die folgenden Dichter zumeist gerichtet. Ares bleibt da der furchtbare, rauhe, blutdürstige, grausame Kriegsgott, an dessen beklagenswerthen Thaten und Freveln nur ein ehernes Geschlecht der Menschen Wohlbehagen finden kann (Hesiod. opp. et d. 145 sq.); indessen tritt nachmals der Begriff des Menschen hinraffenden Verderbers noch stärker hervor, so daß er z. B. dem Sophocles der Verderber ist, der, waffenlos, auch durch Seuchen und Pest die Sterblichen verfolgt.

Hellenischer Synkretismus fand ihn besonders in einem Gotte der kriegerischen Thracier wieder, desgleichen bei den Scythen, in Colchis, endlich in Aegypten. Wir haben uns zu hüten, in dergleichen Vermischungen einzugehen.

Aber sie sind zum Theil nicht ohne Einwirkung auf die Mythologie des Ares geblieben. Denn außer den genannten Söhnen werden ihm noch andere, vornehmlich thracische, zugeschrieben. So heißt z. B. der mythische König der Bistonen, Diomedes, welcher die menschenfleisch-fressenden Rosse hatte und von Herakles deßwegen getödtet worden sein sollte, Sohn des Ares und der Cyrene, und den Tereus, den Gatten der Procris, von dem die Sage, daß er der Philomele Gewalt angethan, sollte er mit einer bistonischen Nymphe gezeugt haben, ja den Biston, den vermeintlichen Ahnherrn der Bistonen, jener thracischen Völkerschaft, mit Kallirrhoë (Schönfließenden).

Außerdem ist unter den Mythen von Ares der zu bemerken, welcher ihn zum Vater des Cyknus (Schwan) machte, eines gewaltigen Kriegers, der bei Iton von Herakles im Zweikampfe getödtet wurde, weßhalb Ares den Heros selbst angegriffen aber verwundet nach dem Olymp habe zurückkehren müssen, und daß er am Gigantenkampfe Theil genommen. Von seinen vermeintlichen Kindern von der Aphrodite ist unter diesem Artikel das Nöthige beigebracht wor-

den. Außerdem werden ihm gewöhnlich diejenigen zu Söhnen gegeben, welche die Dichter als besonders furchtbare Krieger habe darstellen wollen.

Ares ist seinem Wesen nach zu sehr bloßer Begriff oder zu sehr verhaßt dem menschlichen Geschlechte, um ein Hauptgegenstand der plastischen Kunst geworden zu sein. »Daher kommt es, daß, obgleich einige ausgezeichnete Statuen des Gottes, von Alcamenes und Skopas, erwähnt werden, doch über den plastischen Charakter des Gottes noch jetzt manche Zweifel obwalten. Jedoch scheinen durchgängig eine derbe und kräftige Musculatur, ein starker fleischiger Nacken und ein kurzgelocktes und gesträubtes Haar zur Vorstellung des Gottes zu gehören. Ares hat kleinere Augen, eine etwas stärker geöffnete Nase, eine weniger heitere Stirn als andere Zeus-Söhne. Dem Alter nach erscheint er männlicher denn Apollo und selbst denn Hermes, als ein jugendlicher Mann, den die ältere Kunst, wie fast alle Heroen, bärtig, die ausgebildete dagegen lieber ohne Bart bildete; doch wurde auch jene Bildung noch in manchen Gegenden und für manche Zwecke beibehalten. Die Bekleidung des Ares ist, wo er nicht ganz unbekleidet erscheint, eine Chlamys. Auf Reliefs des alten Styls erscheint er geharnischt, später behält er gewöhnlich nur den Helm. Gewöhnlich ist er stehend abgebildet; einen sitzenden bildete Skopas; ohne Zweifel wurde er dann als ausruhend, in milder Stimmung gedacht.«

Ein erweisliches Ideal seiner Darstellung ist nicht auf uns gekommen. Auf einem Candelaberfuße der Villa Borghese ist er mit dem Helm in der Rechten, Schild und Speer in der Linken und mit Schienen an den Beinen, während die Füße selbst entblößt sind, im alten Style dargestellt. Auf einem Candelaber des Vatican ist er nackt, den Helm auf dem Haupte, den Speer in der Linken, um welchen die vom Halse herabhängende Chlamys gelegt ist.

In Gruppirungen erscheint er selten als Kämpfer; »eben weil er selbst nichts als Krieg und Streit ist, gab er keine Gelegenheit, einzelne Heldenthaten von ihm zu preisen. Nur als Gigantentödter kommt er auf Gemmen vor. Dagegen sieht man ihn mit Aphrodite zusammen in Statuengruppen, die in Stellung der Körper und Wurf der Bekleidung auf ein berühmtes Original zurückweisen.«

Der Römer vermeinte seinen Mars im hellenischen Ares zu sehen.

---

10. Enyo.

Dem Namen etymologisch beizukommen, hat noch nicht gelingen wollen; bei Homer erscheint die Göttin als mordende Kriegsgöttin, als Städteverwüsterin, die sich mit Ares zugleich an Mord und an Schlachtgetümmel erfreut. Darum wird sie zusammengestellt mit

Ares und dem Kydoimos (dem personificirten Schlachtgeschrei) und von Hesiod zu den Gräen (Grauen, Greisinnen) gerechnet, also zur Schwester gemacht der Pephredo (der Entsetzlichen) und der Deino (der Furchtbaren) und zur Tochter des scheußlichen Meerungethümes Phorkys (des Grauen, des grauen Meeres) und der Ceto (Ketos ist im Griechischen der Name der großen Seeunthiere).

Wahrscheinlich war die Enyo nur eine Prosopopöie des Schlachtgeschreies; aus diesem Grunde, oder weil sie überhaupt eine schlimme Vorstellung gewährt, findet man sie mehr als ein gedachtes denn als ein verehrtes Wesen. Nur im böotischen Theben und Orchomenus treffen wir eine Spur ihrer Verehrung, aber nicht von ihr allein, sondern in Gemeinschaft mit Zeus, der Demeter und der Athene an dem Feste, welches Homoloïa hieß. In Athen, im Tempel des Ares, stand ihre Bildsäule, angefertigt von den Söhnen des Praxiteles. Ueber die Weise ihrer Darstellung finden wir in unsern Quellen nichts aufgezeichnet.

Den Römern galt ihre Bellona als gleich dieser griechischen Enyo, und Strabo vermengt sie sogar mit einer cappadocischen Göttin zu Comana, wahrscheinlich weil diese einen ähnlichen Cultus hatte.

Man erkennt hieraus, daß den Griechen dieser Dienst nur ein sehr untergeordneter gewesen ist, der wenig in den Volksglauben übergegangen zu sein scheint.

---

11. Enyalios.

Enyalios ist das Adjectiv, gebildet von Ἐνυώ, und ursprünglich nur ein Beiwort des Ares, insofern derselbe gedacht wird als Lust habend am Schlachtengetümmel und am Niedermetzeln. So noch bei Homer, der das Wort aber oft auch ganz gleichbedeutend mit Ares gebraucht, wie nicht minder der Verfasser des Scutum Herculis (us. 371.). Ja! selbst dem Pindar ist es nur ein Beiwort des Ares, und vom Dichter Alcman wird uns ausdrücklich gemeldet, daß er den Enyalios bald für einen besondern Gott, bald für Ares genommen. Späterhin erscheint aber derselbe bestimmt als besonderes Wesen in jener oben angegebenen Bedeutung. So bereits bei Aristophanes, und so zeigt er sich auch im Volksglauben der Spartaner. Diese hatten in ihrer Stadt, dem Tempel des Hipposthenes (Rosse-Mächtigen, also wahrscheinlich des Poseidon) gegenüber, eine alte Bildsäule des Enyalios und zwar gefesselt (damit sie [d. h. der kriegerische Muth] den Spartanern nicht entlaufe), und im Phöbäon oder Ephebäon opferten ihm die spartanischen Jünglinge vor der Schlacht, und zwar einen jungen Hund (das streitlustige Thier dem streitlustigen Gotte).

Aus leicht begreiflichen Gründen machte man ihn zum Sohne

des Ares und der Enyo, Andere sehr frostig zu einem Sohne des Kronos und der Rhea.

Späterer Pragmatismus wollte in ihm ursprünglich einen Thracier erkennen, der nur den zu bewirthen geneigt gewesen, welcher ihn im Kampfe übertreffe. So habe er denn auch dem Ares einst die Aufnahme verweigert, sei aber von ihm erschlagen worden.

---

12. Pan.

Pan (von *πάω*, ich weide, dorische Participialform, wie *παιάν*) heißt der Weidende, ist also ursprünglich der Gott der Weiden, der Hirten (*νόμιος*), und als solcher kommt er häufig und meistentheils bei den alten Schriftstellern vor. Er erscheint da als Gott der wilden und zahmen Heerden, der sie vor Seuchen bewahrt, der ihre Fruchtbarkeit — in Heerdenreichthum bestand in der alten Zeit der Reichthum der Leute — mehrt. Nun konnte er aber leicht nicht minder der Gott der Bienenzucht (*μελισσοσόος*) werden; denn auch die Bienen gehören mit zu den Thieren, deren Erhaltung und Vermehrung der Landmann als Bienenvater wünschen muß. Ja! Pan ward zum Gotte der Jagd, der, wie er selbst jagen sollte, auch den Jägern Beute entweder gewährt oder versagt, und deßhalb den Beinamen des Jägers (*ἀγρεύς*) bekommen; er ward sogar zum Gotte des Fischfanges und führte darum den Beinamen des Küstengottes (*ἄκτιος, ἁλίπλαγκτος, αἰγιαλίτης, λιμενίτης*) und wurde betrachtet als Schutzgott der Jäger und Fischer.

Die Hirten waren auch, im Alterthume schon, musicalisch; sie hatten in Hellas ein besonderes Instrument, Syrinx genannt, oder die Hirtenflöte. Natürlich hieß es nun, daß Pan diese erfunden, sie meisterhaft spiele und nicht minder Andere darin unterrichte, die er liebe (d. h. die von Natur besonderes Talent dafür zeigten). Er galt demnach den Hellenen auch für einen musicalischen Gott, der zum Hermes in nahe Verbindung, als welcher auch die Syrinx, nach einer andern Dichtung, und die Lyra erfunden haben sollte.

Als Weiden-, Hirten- und Jagdgott dachte man ihn, wie die Hirten und Jäger, hausend in Wäldern und Grotten. Diese haben aber wegen ihrer Stille und Einsamkeit für den Menschen etwas Unheimliches, Schauervolles, Furcht- und Grauen-Erweckendes. Darum ward Pan zu einem Schreckensgotte, der einsamen Wanderern plötzliches Schrecken einjagt; woher die sprüchwörtliche Redensart »ein panischer Schrecken« für ein plötzliches Entsetzen, besonders in Folge einer unbekannten Ursache. Denn Pan's Erscheinen wäre immer überraschend. Das war nun wohl auch der Grund, warum man sich ihn als weissagerisch vorstellte und von ihm fabelte, er habe in dieser Kunst selbst den Apollo unterrichtet. In Trözen sollte er

einſt durch Träume Heilmittel gegen die Peſt angezeigt haben; darum verehrte man ihn dort eigens in dieſer Eigenſchaft (λυτήριος). Nicht minder dachte man ſich ihn als umherſchweifend auf Berggipfeln und Felſen und in Waldthälern (ὀρεσιφοίτης), entweder jagend oder — denn die Hirten lieben ja auch den Tanz — Chortänze aufführend (φιλόχορος, χορευτής, ὀρχηστής), und zwar mit denjenigen weiblichen Weſen, die nicht minder die Wälder und Thäler und den Geſang und Tanz lieben, den Nymphen. Man opferte ihm auch wegen ſolcher Aehnlichkeit der Vorſtellung gemeinſam mit den Nymphen und dichtete, dieſe hätten ihn erzogen.

Die Hirten liebten gewiß bei den Alten Scherze, Neckereien, Zufürchten-Machen, vornehmlich durch Verkleidungen und durch Verſtellungen des Geſichtes, durch Lärmen und Geſchrei. Was ſie in der Hinſicht thaten, das dichteten ſie nicht weniger ihrem Gotte an: ſie ſtellten ihn ſich vor und dar als gehörnt, bärtig, krumnaſig, rauh behaart, geſchwänzt, geißfüßig, ſchalkhaft lächelnd, als einen Schabernack, mit einer furchtbaren Schreckensſtimme, Lärmen liebend *). In letzterer Beziehung ward er ſogar zum Begleiter und Diener der Cybele (der phrygiſchen Göttin, deren Cultus beſonders lärmend abgehalten wurde) gleich den Corybanten und des Dionyſos gefabelt, und gedichtet, der letztere freue ſich, weil ja auch der mit großem Geräuſch und Toben verehrt zu werden pflegte, vornehmlich des Pan; in der voranſtehenden ſollte er ſogar Wahnſinn und andere furchtbare Krankheitszuſtände, ſelbſt das Alpdrücken, hervorbringen (Lobeck. Aglaoph. pag. 641.).

Pan iſt unbezweifelt ein ächt griechiſcher Gott, und wo ſein Cultus angehoben, das iſt kaum zweifelhaft. In Arcadien, als einem vornehmlichen Hirten- und Weidenlande, war er heimiſch, und es hat gar nichts Widerſprechendes oder Unwahrſcheinliches, daß er da ſeinen Urſprung gewonnen. Im nördlichen Hellas ſcheint derſelbe ſehr ſparſam geweſen zu ſein: wir finden ihn daſelbſt nur auf dem Berge Homolus oder Homole in Theſſalien, und am Parnaß war ihm die corycíſche Grotte geheiligt, und nicht Homer, nicht Heſiodus führen den Gott unter der Zahl der olympiſchen Götter auf: ſie nennen ihn nicht einmal. Dagegen ward er in Arcadien, den noch vorhandenen Nachrichten zufolge, verehrt: zu Acaceſium, wo in ſeinem Tempel merkwürdiger Weiſe ein immerwährendes Feuer brannte, in Heräa, als Nomios auf den Nomien (einem Gebirge, das daher wahrſcheinlich ſeinen Namen hatte), bei Melpea (Geſangplatz, von dem eine Legende fabelte, daß daſelbſt Pan die Schäferweiſen auf der Syrinx erfunden hätte), auf dem partheniſchen Berge (wo man die dort häufigen Schildkröten als dem Pan geweihet unangetaſtet ließ, gewiß weil der Gott daraus ſollte die Lyra's machen), zu Megalo-

*) Darauf beziehen ſich die Beinamen: δίκερως, κεροβάτης, αἰγοπόδης, αἰγιβότης, τραγόπους, ἀγλαόθριξ, αὐχμήεις, ἡδυγέλως, σειρός, φιλόκροτος.

polis, woselbst im Heiligthum des lycäischen Zeus ein Steinbild des Pan stand unter dem Beinamen Sinoïs u. s. f. Die Arcadier sollen seine Statue gepeitscht haben, wenn ihnen der Gott keine Beute der Jagd gewährte. Sie verehrten ihn also namentlich auch als Wildgott.

In Attika war ihm bei Marathon ein Berg mit einer Grotte von engem Eingange, geweihet, mit Zellen, Bädern und ziegen-ähnlichen Felsen (Pan's Heerde genannt). Und als die Athener, so erzählt Herodot, im Jahre 492 v. Chr. bei Gelegenheit, wo die Perser auf Attika gelandet waren und ihre Stadt bedrohten, den Schnellläufer Pheidippides nach Sparta sandten, sich Hülfe von da zu erbitten, und dieser bei seiner Rückkehr erzählte, wie ihm Pan beim Berge Parthenium in Arcadien bei Namen gerufen und ihm aufgetragen habe, den Athenern zu sagen, warum sie ihn denn, der ihnen schon so manches Gute erwiesen hätte und ferner noch erweisen würde, vernachläßigten, er werde die Feinde in Schrecken setzen; und nachdem die Athenienser die Schlacht bei Marathon gewonnen hatten und glaubten, nur durch göttliche Hülfe von der Gefahr befreiet worden zu sein: da baueten sie ihm, als wieder Friede war, einen Tempel in Athen selbst, unterhalb der Burg (wo auch eine ihm geweihte Grotte war) und versöhnten ihn jährlich durch Opfer und Fackellauf. Wahrscheinlich ward auch der vorher genannte Cultus bei Marathon erst auf solche Veranlassung zugerichtet. Aus jenem Grunde wurde Pan vor der Schlacht bei Platää wieder um seine Hülfe gebeten.

Der Charakter des Pan wird hiernach als sehr verschieden gedacht: theils als wohlthätig und gütig und freundlich, theils als neckend, lächerlich, auch als rauh, aufbrausend, zornig, furchtbar, schrecklich, und dann einmal wieder als verliebt, geckenhaft, geil.

Heilig war ihm unter den Bäumen die Steineiche und die Fichte.

Unter den Mythen, die von ihm im Schwange gingen, sind bemerkenswerth die von seiner Liebe zur Syrinx, einem vermeintlichen Mädchen (erdichtet, um die Erfindung der Panflöte zu erklären), zur Echo (zwei der lieblichsten Dichtungen des Alterthums!), desgleichen zur Pitys (Fichte, gedichtet um nachzuweisen, warum die Fichte ihm geheiligt wäre), zur Peitho, der Charis.

Seine Abstammung ist auf mannigfache Weise gedichtet worden: ein ziemlich später, sogenannter homerischer Hymnus nennt ihn einen Sohn des Hermes (als Erfinder der Lyra und wohl auch zugleich als Weidegott) und der Tochter eines Dryops (Waldichts). Um ihn vornehmlich als arcadischen Gott zu bezeichnen, machte man ihn zum Bruder des Arcas (des erfundenen Landesheros) und zum Sohne der (arcadischen) Göttin Kallisto und des Zeus. Etymologische Spielerei ist es, wenn er (wegen der Namensähnlichkeit) der Sohn der Penelope und des Hermes oder des Odysseus oder, weil pan (von einem ganz andern Wortstamme) auch Alles im Griechischen bedeutet, aller ihrer Freier. Der erwähnte homerische Hymnus, beide gleichlautende Wörter ebenfalls mit einander vermengend, sagt, der Gott sei Pan genannt worden, weil es alle Götter erfreuet, als Hermes seinen so sonderbar gestalteten Sohn nach seiner Geburt auf den Olymp

gebracht habe. Wegen solcher Namensähnlichkeit ward er auch gewiß in Panticapäum am Pontus Euxinus als Hauptgottheit verehrt.

Zweierlei hat auf den Pan-Cultus fremdartig eingewirkt: einmal daß der Gott mit einem ägyptischen (Mendes) vermengt worden ist, zweitens daß man (wahrscheinlich in Folge des acacesischen Dienstes in Arcadien, den wir oben berührten) ihn zum Feuergott und darum zum Alldämon und sein anspruchsloses Spielen auf der Syrinx in Sphären-Harmonie verwandelt hat.

Im Alterthume haben ihn die großen Maler Zeuxis und Protogenes gemalt; von der Art und Weise erfahren wir leider nichts. Nach noch vorhandenen bildenden Kunstwerken zu urtheilen, wurde er anfangs und zwar gerade in dem heimathlichen Arcadien rein menschlich abgebildet, nur durch die Hirtenpfeife, den Hirtenstab, das gesträubte Haar und etwa auch durch keimende Hörnchen bezeichnet, nachmals jedoch, wahrscheinlich durch die Schule des Praxiteles, die ziegenfüßige, gehörnte und krummnasige Bildung die Regel. »In dieser erscheint Pan als munterer Springer und Tänzer, als der possirliche Lustigmacher im Kreise des Dionysos, der ungestüme Liebhaber von Nymphen, aber auch als der Lehrer des jungen Olympus (des Schülers des Flötenspielers Marsyas) auf der Syrinx — Zusammenstellungen zarter Jugendschönheit mit dem rauhen und herben Waldwesen, für welche die griechische Kunst eine besondere Liebe hegt.«

»Im höchsten Grade naiv sind die Gruppen gedacht, in welchen ein gutmüthiger Panisk einem Satyr (deren Geschlecht als höher geartet sich mit den Panen allerlei Scherze erlaubt) den Dorn aus dem Fuße zieht.« Eine derartige berühmte Gruppe findet sich in Italien in der borghesischen Sammlung von Antiken.

»Pan ist aber auch, als Dämon eines dunkeln Grauns und panischen Schreckens, ein tapferer und siegreicher Feindebezwinger: in Athen gab die marathonische Schlacht besondern Anlaß, ihn mit Trophäen darzustellen.

Als friedlicher Syrinxbläser bewohnt er die ihm geheiligten Felsgrotten (Paneen), wo nicht selten seine Figur unter anmuthigen Nymphen in das lebendige Gestein eingehauen gefunden wird.«

Jene spätere Um- und Mißdeutung, die wir oben erwähnt haben, und die sehr verbreitet gewesen ist, hat auch in der Kunst Anwendung gefunden.

So hat auch dieser, sonst unbedeutende Cultus der Poesie und den bildenden Künsten manchen Stoff zu schönen Productionen geboten.

Der Gott ging unter gleichem Namen zu den Römern über.

Hier würde nun der Cult der Demeter, als Göttin des Ackerbaues, und des Dionysos, als Weingottes, folgen, wofern nicht beide auch zu den chthonischen Gottheiten gehörten und besser unter dieser Rubrik behandelt würden.

e) Erfolge menschlicher Thätigkeiten.

1. Kronos (als der Gott der Aernte).

Der Name ist offenbar entsprossen dem Verbo κράνω, κραίνω und bedeutet als Appellativum das Vollenden, Vollbringen, Zeitigen, Reifen. Diese Etymologie, schon früher von mir aufgestellt, von Manchen zwar, z. B. selbst von Otfr. Müller, bezweifelt, ist sicher und wird unter Anderm auch durch meine Erklärung der rhodischen Sage (bei Diodor): daß der (Mühlengott) Zeus die (Mahlgöttin) Himalia (die Segnerin des Mahlens) geehlicht und mit ihr den Spartäus (den Säer), den Kronius (den Zeitiger oder Reifer) und den Cytus (den Einspeicherer) gezeugt habe, beglaubigt. Hier kann Kronius nicht anders, als wie es gegeben worden ist, gefaßt werden: er steht zwischen Spartäus und Cytus inne, und Alles trifft in dem Mythos überein, die obige Meinung zu bestätigen. Auch hat Preller — und dieser Name hat unter den Mythologen unserer Zeit keinen schlechten Klang — der Erklärung seine volle Anerkennung gespendet. Und alles Sonstige wird sich im Weitern vereinigen, dieselbe zu bestätigen.

Kronos ward, den zuverlässigsten Nachrichten aus der historischen Zeit zufolge, an mehreren Plätzen in Griechenland und in dessen Colonien verehrt. Zuerst in Böotien: einmal in Theben, wo ihm sein Fest, die Kronien, mit musicalischen Wettkämpfen gefeiert wurden (Plutarch. vit. Hom.), und sodann bei Lebadea. Am letztern Orte war unfern des Orakels des (Zeus) Trophonius ein Tempel des Königs Zeus, und in demselben stand nebst den Bildsäulen des Zeus und der Hera eine Bildsäule des Kronos, und wer das Orakel um Rath fragen wollte, mußte zuvor unter andern Göttern dem Kronos ein Opfer darbringen. Und wahrscheinlich war er hier ebenfalls der, als welchen wir ihn oben bezeichnet haben, der Reifer der Saaten; denn Trophonius heißt der Nährende, Nahrung-Spendende. Ferner bekam die Demeter (unter dem Beinamen Europe, d. i. Erde) bei jener Gelegenheit ebenfalls Opfer, und offenbar ist sie hier Repräsentantin des breitgepflügten (εὐρώστης) Ackerfeldes. Ja! sie heißt bekanntlich auch die Amme des Trophonius. Folglich hier überall Beziehungen auf Getreidebau, auf Saat, Aernte. Sodann war ein Hauptplatz der Verehrung des Kronos Attika, Athen. Hierselbst hatte er, zugleich mit der Rhea, am Fuße der Akropolis, im Bereiche des Heiligthums des olympischen Zeus, einen alten Tempel (vielleicht an der Stelle, wo ihm, der Sage nach, der mythische Cecrops einen Altar errichtet haben sollte), von welchem Phylarch und Menander berichtet haben (d. h. Athenienser), daß kein Weib, kein Hund und

keine Fliege in denselben hineinkäme. Hierselbst ward ihm jährlich ein Fest gefeiert, Kronia genannt, den 12. des Monats Hekatombäon (nach unsrer Zeitrechnung den 6. Juli), also wohl zu Ende der Aernte in Hellas, weßhalb jener Monat sogar früher den Namen des kronischen (μὴν Κρόνιος) geführt haben soll. Außerdem wurde ihm am 15. des Monats Elaphebolion (am 31. März) ein jährliches Opfer dargebracht, d. h. am Anfange des Lenzes, zuverlässig um den Gott zu bitten, er möge eine reiche Aernte gewähren. Ja! höchst wahrscheinlich ward ihm noch außerdem zu Ende des Jahres ein allgemeines (Aernte-) Dankfest gehalten, wie in Rom dem Saturn die Saturnalien. Diese Kronien waren Freudenfeste: an denselben schmauseten man fröhlich in Dörfern und Städten; selbst die Sklaven nahmen daran Antheil. Sie hatten ja bei der Aernte mitgeholfen. Ein jeder Hausvater bediente dann dieselben an seiner Tafel. Spiel und Tanz war in jenen Tagen die einzige Beschäftigung der sonst so Gedrückten, mit Arbeit Belasteten. Das waren goldene Tage für diese Armen. Man lese nur einige Fragmente der attischen Komiker beim Athenäus. Alles Gewohnte hatte in dieser festlichen Zeit ein Ende, selbst, wie man sich im Bewußtsein der Freude ausdrückte, die Regierung des Zeus: es herrschte dann einzig und allein Kronos.

In Elis lag ein Hügel, der kronische geheißen, darum weil er dem Kronos heilig war. Die Sage erzählte: die Menschen der seligen Vorwelt hätten schon dem Gotte daselbst einen Tempel gebauet — ein offenbares Zeugniß für das dortige einstige Bestehen des Cultus — späterhin aber wäre er verschwunden (verfallen?). Auf dem Gipfel dieses Hügels nun brachten die sogenannten Basilä (eine Gattung hoher öffentlicher Beamte) zur Frühlingsnachtgleiche, im Monat Elaphius also, am 21. März, mithin auch zu Anfange des Lenzes, ein feierliches Opfer dar. Ingleichen war unter den sechs Altären für die zweimal sechs Götter auf der Ebene Olympia ein Altar für den Kronos und für die Rhea bestimmt.

Auf Creta ist Kronos bestimmt auch verehrt worden. Hier fielen ihm Menschenopfer, Kinder. Also glaubte man, um eine gute Aernte zu erlangen, das Theuerste hingeben zu müssen. Eben so war es auf der Nachbarinsel Rhodus. Hier opferte man dem Gotte jährlich einen Menschen und zwar am 6. des Monats Metageitnion (am 30. Juli), also *nach* der Aernte, als Dankopfer dafür. Anfangs mochte man denselben aus der Bürgergemeinde wählen; als indessen die gesteigerte Humanität sich solcher unnatürlichen Opfer zu entledigen suchte, doch aber von Staats wegen nicht wagte, den alten Ritus ganz aufzugeben, da nahm man von denen, welche zum Tode verurtheilt waren, einen, bewahrte ihn auf bis zum Kronosfeste, und wenn dieß erschien, führte man das Opfer aus der Stadt hinaus und richtete ihn hin.

Auf Sicilien gab es mehrere Puncte unter den hochliegenden Gegenden, welche man Kronia nannte. Sollte also nicht auch hier

der Glaube an den Gott, der Cultus desselben statt gefunden haben?

In Cyrene war der Cultus ebenfalls heimisch. Hier ward dem Kronos ein Fest begangen, an welchem man sich mit frischen Feigen bekränzte und sich einander Kuchen schickte. Das Erste zeigt offenbar auf Aernte hin, namentlich der Feigen, die höchst wahrscheinlich dort sehr geschätzt wurden. Auch sagt Macrobius ganz ausdrücklich, die Cyrenäer hätten den Gott für den Erfinder (Schöpfer) des Honigs und der Früchte gehalten. Nun! auch Honig gehört mit zum Aerntesegen.

Endlich finden wir selbst in (dem hellenisirten) Alexandria Kronos-Dienst. Dort nehmlich feierte man das Fest so, daß man eine Art Kuchen buk und selbigen in den Tempel des Gottes hinsetzte, so daß Jedermann davon essen konnte.

Der Kronos-Dienst ist also erweislicher Weise verbreitet genug gewesen, und der Gott wirklich von den Griechen verehrt worden, und es ist darum eine durchaus falsche Behauptung, wenn Buttmann und ihm folgend manche andere Mythologen solches geläugnet haben. Wie er sich indessen von Stätte zu Stätte fortgepflanzt, das läßt sich nicht mehr nachweisen. Aber sicherlich hat er sich von Hellas aus nach den Inseln und Colonien, nicht umgekehrt, verbreitet. Dort ist er entstanden; es ist ein ächt hellenischer Cultus. Wo er bestimmt seinen Ursprung gewonnen, das ist freilich nicht mehr zu ermitteln. Da wir im nördlichen Hellas keine Spur davon finden: so gehörte er wohl eigentlich dem südlichen an. Hier, wo der Ackerbau und die Baumzucht vornehmlich getrieben wurden, hier kann er entstanden sein. Und so wie es bei uns eine löbliche Sitte ist, Aernte-Dankfeste nach vollbrachter Einsammlung der Früchte des Feldes anzustellen und abzuhalten, so kann es auch dem Griechen nur zum Lobe angerechnet werden, wenn er gleiche Veranlassung nahm, seinen religiösen Gefühlen Luft zu machen. Daß er bei der Gelegenheit Menschenopfer einführte, ist zwar verwerflich aber zu entschuldigen durch eine im Alterthume sehr häufig, fast bei allen Völkern vorkommende Sitte. Jedenfalls ist aber der Cultus sehr alt, einer der ältesten, ein vordorischer, ein alt pelasgischer.

Unter den Stätten, wo er gäng und gäbe gewesen, ist die bemerkenswertheste Creta; denn hier hat sich unbezweifelt derjenige Mythenkreis entwickelt, der von Kronos handelt, und er muß sich frühzeitig geltend gemacht haben, weil wir ihn bereits bei den ältesten Schriftstellern finden. Das ist erstens der Mythos von des Kronos Herkunft, zweitens von seiner Mißhandlung des Uranus und von der Usurpation des Weltthrones, drittens von seiner eigenen Entthronung. Den ersten betreffend, so sollte Kronos der Sohn des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde) sein, d. h. nach richtiger, naturphilosophischer Reflexion: der Fruchtsegen ist eine Folge des Zusammenwirkens des Wetters und der Fruchtbarkeit in der Erde. Der Mythos von der Entstellung des Uranus erklärt sich aus der

in den südlichen Gegenden so oft vorkommenden Verschlossenheit des Himmels, dem der Aerntesegen abgerungen, abgenöthigt werden muß, wenn wir es nicht mit Schömann (Aeschyl. Prom. S. 36.) daher leiten wollen, daß Uranus, nachdem die Bedingungen der künftig werden sollenden Welt vollständig vorhanden waren, nun nicht mehr zeugungsfähig zu sein brauchte. Es ist nur etwas unsauber ausgedrückt. Die Entthronung des Uranus hat schon oben (S. 118.) ihre Erledigung gefunden. Und so bleibt uns noch übrig nachzuweisen, woher die so bekannte Dichtung von der Usurpation des Zeus ihren Ursprung erhalten. Derselbe muß nicht in accidentiellen, sondern in essentiellen Verhältnissen des Cultus gesucht werden, und ist es durchaus falsch, wenn man behauptet hat, die Dichtung wäre daraus hervorgegangen, daß der Kronos-Dienst im höchsten Alterthume allein oder hauptsächlich herrschend gewesen, von dem später aufgekommenen Zeus-Dienste aber gänzlich verdrängt worden wäre, wie, nach der Sage, Kronos von Zeus. Denn mit Recht hat man hiergegen geltend gemacht, einmal daß ja der Kronos-Dienst gar nicht aufgehört sondern das ganze griechische Alterthum hindurch gedauert hat, zweitens daß gerade der Zeus-Dienst der ältere ist. Höchstens mag das geschehen sein, daß der im Süden von Hellas in uralter Vorzeit so gäng und gäbe gewesene Kronos-Dienst durch den von Norden dahin sich verbreiteten (olympischen) Zeus-Dienst etwas verdunkelt worden ist; daher eben der Kronos-Dienst in historischer Zeit wenig hervortretend. Wir erklären uns vielmehr die Sache so: An den Kronien herrschte, so drückte sich das Volk im gewöhnlichen Leben aus, Kronos, d. h. an den wenigen bald vorübergehenden festlichen, seligen Tagen, wo Freiheit und Gleichheit herrschte, wo es nur zu genießen, nichts zu arbeiten gab. Aber nur zu bald hörte das Vergnügen für die Gedrückten und Gepreßten auf: die Arbeit, die harte, die ermüdende, kehrte wieder, wie es die übrige Zeit war, oder mit andern Worten: Zeus herrschte den größten Theil des Jahres; er stieß nur zu bald wieder den Kronos vom Thron. Dabei verband man auch wohl die Vorstellung eines einfachen patriarchalischen Lebens, das man ja immer so weit als möglich in die Vergangenheit zurückversetzt, den Gedanken an ein ehemaliges aber entschwundenes goldenes Zeitalter, wo Kronos geherrscht, das nun nicht mehr, das der Welt entrissen wäre. Das Reich des Kronos und Kronos selbst wurden also zum ältesten gestempelt, zum frühern. Ein solches Verhältniß aber konnte nach altgriechischer Vorstellung — gewiß herrschte bei den Hellenen im höchsten Alterthume die Gewohnheit des Erbrechtes in Bezug auf die Regierung, und gewiß ist dabei oft eine Usurpation des väterlichen Thrones vorgekommen — nur stattfinden und entstehen zwischen einem fürstlichen Vater und Sohn. Und so ward Kronos nicht nur der Vorgänger des Zeus im Regimente der Welt, sondern auch dessen Vater, was sonst gar nicht erklärt werden kann. Denn welche deßfallsige Beziehung hätte es, wenn schlechthin gesagt wird: Zeus (der Aethergott)

ist der Sohn des Zeitigers? des Gottes der Aernten? Umgekehrt gäbe es allenfalls einen vernünftigen Sinn. Nun mußte freilich nach Art eines historischen Pragmatismus nachgewiesen, d. h. erdacht werden, aus welchem Grunde die Entthronung erfolgt sei? Und da entstand denn jener Mythus vom Verschlingen der Kinder, die er sich habe zu Schulden gemacht, und von der List der Gattin und des Zeus, welcher Mythos sehr roh ist und wenig Geschmack verräth, daher nach hohem Alter schmeckt.

Aber wenn einmal die Genealogie gefunden war, Zeus wäre der Sohn des Kronos, dann war es den genealogisirenden Mythologen leicht, auch die übrigen höhern Gottheiten, die mit Zeus in ziemlicher Parallele standen, zu den Kindern desselben zu dichten, was eigentlich sonst auch wenig Sinn verräth. Rhea aber war zu seiner Gattin gefabelt worden, weil sich zur Aernte der Segen der Ueberfluß gatten soll.

Was war nun indeß aus dem Kronos geworden? Was dichtete der Mythos weiter von ihm? Nach Homer ist er ein Titan im Tartarus; denn der Dichter singt einmal, daß Hera einen Eid geschworen bei allen Göttern unten im Tartarus, welche Titanen heißen und dort um den Kronos sind. Demnach wäre er gedacht worden als der bedeutendste. An einer andern Stelle aber sagt derselbe Dichter wieder, Japetos und Kronos hauseten an den letzten Grenzen der Erde und des Meeres, wo sie weder von den Strahlen der Sonne erquickt würden noch von Winden, sondern wo der tiefe Tartarus um sie wäre. Daß er von Zeus gefesselt worden, geht weder aus Homer, noch aus Hesiod hervor.

Aber das Wort Τίταν bezeichnet höchst wahrscheinlich einen Büßenden (für seine Frevel) in der Unterwelt, und das wäre somit ein ganz passender Ausdruck für ihn und für die andern Wesen, die sich immer gegen die von Zeus angegebene Weltordnung auflehnen wollten.

Allein die deßfallsige, wahrscheinlich cretische Localsage konnte auf keinen Fall in einem Lande wie Böotien, Attika ꝛc. ansprechen, wo Kronos eines so ehrenhaften, glänzenden Dienstes genoß. Wer mag sich also wundern, wenn die Legende sich hier anders gestaltete? Nicht in der Unterwelt, singt der Böoter Hesiodus in seinen Werken und Tagen, befindet sich Kronos nach seiner Entthronung, sondern auf den Inseln der seligen Heroen am tiefen Ocean (im Westen), wo drei Mal im Jahre die nährende Erde Frucht in Fülle hervorbringt. Pindar, gleichfalls ein Böoter, malt das noch weiter und reizender aus. Er läßt sogar Zeus den Titanen die Fesseln lösen und mit seinem Vater versöhnt sein, diesen aber fortwährend auf den Inseln des Oceanes über eine selige Vorwelt herrschen. Und so wie an den Kronien selbst die Sklaven eines glücklichern Looses genießen, so ward Kronos nun überhaupt zum Herrscher der einstigen Welt, zu der Zeit nehmlich, wo die Menschheit sich noch glücklich fühlte, zum Herrscher im goldenen Zeitalter. Solche Bevorzugung des Gottes trieben noch weiter die Orphiker. Sie wissen zu erzählen, wie Zeus

den entfesselten Kronos zu Hülfe ruft bei der Ordnung und zweckmäßigen Einrichtung des Weltgebäudes! In diesen weniger anstößigen Glauben geht auch Aeschylus ein.

Mittler Weile waren die Griechen näher mit den semitischen Völkern (Phöniciern und Karthagern) bekannt geworden und vermeinten in deren Gotte Baal oder Bel — aus dem äußerlichen Grunde, weil auch diesem Menschenopfer dargebracht wurden — ihren Kronos zu finden, welche Vermengung auf Sicilien mindestens Berücksichtigung verdient.

Die Philosophen haben sich gefallen entweder in elenden etymologischen Deuteleien des Namens — unter denen die, daß Κρόνος = χρόνος (die Zeit) sei, selbst in unsern Zeiten Geltung erhalten hat, ohne alles Verdienst und Würdigkeit — oder wie Crates im Euhemerismus, wonach Kronos einstens ein König gewesen wäre von Sicilien, Italien und dem größern Theile von Afrika, der aber grausam regiert habe und deßhalb von seinem Sohne Zeus vertrieben worden sei u. s. w. Endlich ward Kronos noch mit dem Planeten Saturn verwechselt und gedichtet zum Beherrscher des nördlichen Oceans, der da verbannt wäre auf eine Insel weit nördlich von Britannien, mitten im Eismeere, welches nach ihm das Meer des Kronos genannt wurde.

Die sonstigen Legenden, Mythen und Erklärungen sind von keinem Belange.

Kronos ward gedacht oder abgebildet als ein sitzender alter Mann mit eisgrauen Haaren, aber mit langem schwarzem Barte, bleich, dürre wie vertrocknet, mit bläulicher Hautfarbe, gekrümmt, finster, mürrisch, mit einem bis über den Scheitel verhüllten Haupte und — damit der Aerntegott nicht entwiche — gefesselt mit wollenen Binden an den Füßen, in der rechten Hand die sichelförmige Harpe oder das Drepanum haltend, d. h. eine Art langen Messers, aus dessen Klinge ein Haken hervortritt, das also den doppelten Gebrauch des Stechens, wie des Aus- und Abschneidens verstattete.

In der Kunstmythologie tritt unter den Titanen Kronos am bedeutendsten und kenntlichsten hervor durch die Verdeckung des halben Hauptes, oft auch durch das gerade herabhängende Haar und durch jenes Schneideinstrument.

Nach römischer Ansicht sollte dem italischen Saturnus der Kronos entsprechen, was indessen nicht ganz wahr ist.

Der Cultus des Kronos hat mit zu den untergeordnetern in kirchlicher Hinsicht gehört; in mythologischer Hinsicht ist er einer der bekanntesten und hervortretendsten.

2. Aristäus.

Aristäus (d. h. der Beste) ist offenbar ursprünglich nur der Beiname des Zeus und des Apollo (als Götter des Ertrages vom Felde, des Oel- und Weinbaues, der Heerden, der Bienen, der Jagd) gewesen und gelangte erst nachmals zu der Ehre, der Name eines besondern Gottes zu werden. Thessalien scheint die Stätte gewesen zu sein, wo er apotheosirt wurde. Aber wir finden den Cult sehr verbreitet: außer Thessalien in Böotien, Arcadien, auf Euböa, der Insel Ceos, auf Sicilien, Sardinien und in Cyrene. Wenn solches nicht immer ausdrücklich durch Zeugnisse bestätigt wird, so erhellt das aus den mannigfaltigen Sagen, welche den Aristäus zum Gegenstande haben.

In beiden aber erscheint der Gott zuvörderst als Schützer der Hirten und Heerden, des Weinbaues, der Oelerzeugung, der Bienenpflege, der Jagd, sodann auch als Gott der Heilkunde und der Weissagung. In Cyrene hatte er die Beinamen Agreus (der Jäger) und Nomios (der Weidende); auf Ceos, hieß es, erfand er den Honigbau und die Oelbereitung und gewährte Regen vom Zeus Ikmäos (Regengott). So bringt ihn die celsche Sage mit Zeus, die cyrenaïsche dagegen mit Apollo zusammen. Aber auch mit Bacchus wird er in Verbindung gesetzt. Seine Statue stand z. B. zu Syracus im Tempel des Bacchus, und er sollte der Erzieher dieses Gottes gewesen sein u. dergl. Woraus jenes Wesen des Gottes noch deutlicher erhellt. Ueberall, in allen oben angegebenen Situationen, erscheint er als wohlthätiger Gott. Darauf weist auch seine vermeintliche Nachkommenschaft hin: mit der Autonoe (der Selbstverständigkeit), der Schwester der Semele, zeugte er den Polydorus (Gabenreichen) und auf Sardinien den Charmos (Erfreuer) und Kallikarpos (Schönfrucht).

Er sollte der Sohn des Apollo sein, weil sein Cultus aus dessen Cult hervorgegangen war, und der Cyrene, der vermeintlichen Urheberin des Namens der gleichnamigen hellenischen Colonie (natürlich nach cyrenaïscher Sage). Um die verschiedenen Sagen von ihm und seiner Geburt auszugleichen, meinten Bacchylides u. A., es habe vier Aristäus gegeben: einen Sohn des Uranus und der Ge, einen Sohn des Apollo und der Cyrene, einen dritten (den Arzt) des Chiron (des erdichteten uranfänglichen Chirurgs) und einen vierten (nach euböischer Sage) des Caristes (des vermeintlichen Urhebers der Stadt gleiches Namens auf Euböa).

Die Kunst hat ihn dargestellt als jungen Hirten. Münzen zeigen ihn theils bärtig, theils unbärtig, zuweilen mit Strahlen um das Haupt (gewiß nach späterem Glauben, wo Apollo der Sonnengott sein sollte). Als Sinnbild aber ist ihm eine Schlange oder der Lorbeer gegeben.

3. Die Göttinnen des Segens beim Mahlen des Getreides.

Sie führten die Namen Nostos (eigentl. das Einkommen, der Ertrag) oder Eunostos (Wohleinkommen) oder auf Rhodus Himalia (was nach Hesychius dasselbe bedeutet). Der rhodische Mythus bringt daher die letztere mit Zeus (als Mahlgotte) in Verbindung und macht beide zu Aeltern des Spartäus (des Säenden), des Kronius (Reifenden) und des Cytus (des Einspeichernden). Mehr ist von diesen Wesen uns nicht bekannt.

---

4. Rhea, Göttin des Ueberflusses, Segens überhaupt.

Der Name Rhea (Ῥέα oder Ῥεία) hat zur Wurzel unzweifelhaft das Verbum ῥέω, ich rinne, fließe, bedeutet mithin den Fluß, Ueberfluß, Segen. Und damit treffen die übrigen Vorstellungen oder Erdichtungen von dem Wesen überein, was man sich unter der Rhea dachte. Denn einmal hat sie ein alter verständiger Genealogist zur Tochter des Himmels und der Erde (des Uranus und der Gäa) gemacht (aus dem Schooße und Vereine beider quillt Segen in der Natur), und sodann zur Gemahlin des Kronos, des Gottes des Reifens, zu dem der Segen hinzutreten soll, damit es ein Aerntesegen würde.

Im höhern Alterthume, und auch überhaupt, tritt Rhea im Cultus sehr wenig hervor, mehr im Mythos, aber auch da nicht selbstständig, sondern als Gattin des Kronos und Mutter des Zeus. Es scheint, wie wenn sie mehr in der Vorstellung der Griechen als in der praktischen Religion gelebt hätte. Allerdings ist der Begriff schon etwas abstract und allgemein. Ist also Rhea vielleicht nur eine gedachte Göttin? eine bloße Personification ohne Cultus gewesen? So könnte es fast scheinen. Auch ist die Zahl ihrer Cultusstätten in historischer Zeit im eigentlichen Griechenland überaus dünn: im nördlichen Hellas finden wir gar keinen, und die wir im südlichen und sonst antreffen, tragen alle mehr oder weniger den Charakter des Fremden, der Vermischung, der spätern Zeit. Nirgends begegnet uns eine ursprüngliche, reine, ächt hellenische Vorstellung, wie sie sich nach der ältesten Mythologie erwarten ließe.

Aber auch selbst diese Mythologie, wie sie uns im Homer und Hesiod entgegentritt, ist nicht mehr die ungefärbte, die allgemeinhellenische: sie ist sehr local, hat viele locale Färbung und diese Färbung augenscheinlich auf der Insel Creta erhalten, wo bekanntlich

mancherlei nicht-helleniſche Elemente der Religion und des Cultus exiſtirt haben, wie wir ſchon beim Zeus-Dienſte bemerkt, wo namentlich der Mythenkreis von Kronos, von Zeus' Geburt, Zeus' Uſurpation ſeinen Urſprung gewonnen hat. Und eben in dieſen Kreis iſt Rhea hauptſächlich verwebt worden. Daraus geht uns nun ſogleich ein Licht für den ganzen Rhea-Dienſt auf. Nehmlich auf Creta exiſtirten ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit Elemente phrygiſcher Religion; dieſer iſt aber vor Allem eigenthümlich der Cultus der ſogenannten »großen Mutter.« Und ſo iſt bei den Niederlaſſungen der Griechen auf der Inſel unbezweifelt ſofort ein Synkretismus des helleniſchen und phrygiſchen göttlichen Weſens erfolgt, der ſich durch das ganze griechiſche Alterthum hindurchzieht und das urſprünglich und rein Helleniſche gar nicht mehr erkennen läßt. Derſelbe mußte um ſo größer werden, je näher die Griechen mit den Phrygiern in ihren kleinaſiatiſchen Wohnſitzen bekannt wurden, und das phrygiſche Element mußte das helleniſche um ſo mehr überflügeln und verdunkeln, je rauſchender und glänzender der phrygiſche Cult war, je ſtiller und unbedeutender der entſprechende griechiſche. So iſt es denn gekommen, daß bereits in der Periode zwiſchen Heſiodus und den Tragikern ſich der phrygiſche Dienſt der großen Mutter (auch unter den Namen Cybele, Cybebe, der diadymeniſchen, peſſinuntiſchen Göttin u. ſ. w. bekannt) im eigentlichen Griechenlande ſogar, in dem Glauben, in dem Cultus, in der Mythologie, in der Poeſie, in der bildenden Kunſt geltend gemacht hat, dergeſtalt daß Einheimiſches gar nicht mehr zu erkennen, und der ſogenannte Rhea-Cult nichts weiter iſt als jener fremde, phrygiſche, deſſen Erörterung alſo nicht uns obliegt, ſondern demjenigen, welcher ſich mit den Alterthümern des phrygiſchen Volkes abgibt.

Jenes Gemiſch der Vorſtellungen und des Cultus wurde noch größer, als man in den Dienſt der phrygiſchen Göttin auch den der Ge, der Demeter und weiterhin ſogar der Iſis hineinzog. Da war es denn nur die gelehrte Mythologie, Poeſie und Kunſt, welche vom Alten, Helleniſchen des eigentlichen Rhea-Cultes wußte und daſſelbe mitunter darſtellte, wiederholte; aber im Volksglauben wurzelte es nicht mehr. So exiſtirt ſelbſt jetzt noch ein Altar im capitoliniſchen Muſeum in Rom, deſſen vier Seiten in erhabener Arbeit zeigen: a) Rhea in Geburtswehen, b) wie ſie dem Kronos den Stein reicht, c) wie ſie neben dem von der Ziege geſäugten Zeus ſitzt, während zwei Cureten den Waffentanz aufführen, d) wie dem Zeus die Götter ihre Huldigung darbringen als ihrem neuen Gebieter.

Hier wäre die rechte Stelle für den Plutus (Reichthum), wenn ſich nur nachweiſen ließe, daß er nicht bloße dichteriſche oder künſtleriſche Idee, ſondern wirkliche Apotheoſe geweſen wäre, ſelbſt in der Stelle bei Philostr. imagg. II, 27., wo Wachsmuth (hellen. Alterthumsk. II, S. 532. der zweiten Ausg.) allzu zuverſichtlich eine wirkliche Verehrung in Rhodus annimmt.

---

5. Nike, die Siegesgöttin.

Wahrscheinlich ein erst später Cultus; denn Homer kennt noch keine Nike, selbst nicht einmal ein nur personificirtes Wesen der Art. Bei Hesiod dagegen erscheint sie bereits als ein solches: er genealogisirt nehmlich in Betreff derselben folgender Maaßen: die Styx (der personificirte Fluß gleiches Namens in Epirus), die Tochter des Oceanus (man hielt alle Ströme für Ausflüsse des Weltmeeres), zeugte mit dem Pallas (dem Schwinger, Werfer, Schläger, Schlagetod) den Zelos (Wetteifer, Eifersucht) und die Nike, dann wieder die rohe Kraft, den Kratos und die Gewaltthätigkeit (die Bia). Daraus geht hervor, daß der Anfertiger dieser Genealogie die Nike für etwas Schlimmes hielt; denn von der Styx (und dem Pallas) kann nichts Gutes abstammen, und eben so deuten die Geschwister darauf. Das Wort ist also hier im passiven Sinne genommen: es muß verstanden werden als das Besiegt-Werden.

Späterhin ward Nike wohl ein Beiwort der Pallas Athene, jener kriegerischen Göttin, die den Sieg verleihen kann, wie sie ja noch beim Sophocles vorkommt (Philoct. 134.), und wie Athene nicht bloß in Athen, sondern auch in Megara hieß. Darum hatte das Standbild der Pallas Parthenos (jungfräulichen) von Phidias in der erstern Stadt eine Nike (von einer Höhe von etwa vier Ellen!) auf der einen Hand. Aber es mochte sich schon der Nebenbegriff zum Hauptbegriffe geltend machen zur Zeit der Perserkriege, wo die Hellenen ja in so siegesfrohe, auch religiöse Stimmung versetzt wurden, folglich leicht ihre Siege einer besondern Gottheit — der Gottheit, die das appellative Wort selbst an die Hand gab — glauben konnten zu verdanken. Die erste Spur ist bei Herodot im Orakel des Bacis, wo es heißt, daß »Zeus und die liebliche Nike über Griechenland den freien Tag (die Freiheit) heraufführen werde.« Zu Athen hatte sie, sehr wahrscheinlich in Folge dessen, einen Tempel auf der Akropolis bei den Propyläen. Und zwar hieß man sie hier die »ungeflügelte,« d. h. man hatte sie ungeflügelt dargestellt, weil man wollte, daß sie nicht aus der Stadt entwiche. Aber auch so, d. h. als wirkliche Göttin, finden wir sie mit Athenen zusammengestellt aus dem oben angegebenen Grunde, z. B. in Olympia (und dort ebenfalls ungeflügelt) und in Sparta: hier waren sogar zwei Niken, getragen von Adlern, von Lysander in den Tempel der Athene Ergane geweihet worden. Zu Zeus gruppirt sie nicht bloß der oben erwähnte Orakelspruch; sondern ihr und dem höchsten der Götter, der ja ebenfalls den Sieg zu vergönnen vermag, wurden zu Athen gemeinschaftliche Opfer gebracht, und im Kriege nahm man beide Gottheiten (nach Xenophon Anab. I., 8, 16, wo offenbar nicht *νίκη*, sondern *Νίκη* zu schreiben ist) zur Parole.

Von weitern Nachrichten über bestimmten Cult der Nike an bestimmten Stätten finden wir nichts in unsern Quellen. Aber

einmal zur Göttin des Sieges erhoben, war sie solches nicht bloß im Kriege, in der Schlacht, sondern auch im Wettstreite (in den Gymnasien), in den Wettkämpfen und Festspielen, sogar in der Choregie, oder in der Aufführung von Dramen.

Für die idealische heitere Kunst der Griechen war kein Gegenstand ansprechender und begeisternder als die Freude gewährende, Ruhm bringende Nike. Die Dichter haben sie uns nicht eben besonders gezeichnet: Hesiodus nennt sie die Schönfüßige (καλλίσφυρον); der orphische Hymnus auf sie gibt nur Allgemeines. Was dagegen die bildende Kunst anbetrifft, so hatte Phidias sie wohl schon in seinen idealen Schöpfungen zu Olympia zum Gebilde der höchsten Schönheit in ihrer Art erhoben. Sie trug hier das Stirnband und den Siegeskranz. An dem Throne des Zeus waren vier Niken in tanzender Stellung angebracht. Nach Pausanias war sie auch einmal sitzend auf einem Siegeswagen abgebildet, neben ihr der Sieger (im Roßwettkampfe). Herrliche Allegorie! Bisweilen verkündet sie den Sterblichen auf der Erde oder den Himmlischen im Olymp den Sieg, den ein Sterblicher errungen.

Gewöhnlich erscheint sie als ein jugendlich, jungfräuliches Wesen, in lebhafter freudiger Bewegung, bald schwer, bald leicht bekleidet, seit dem Anfange der Perserkriege auch geflügelt und dann schwebend in den Lüften, wenn sie den Sieg verkündet, mit dem Heroldsstabe oder mit einem Siegeskranze in der Rechten, vielleicht auch selbst den Siegeskranz auf dem Haupte tragend; nicht minder Trophäen errichtend oder die Thaten des Sieges auf den Schild eingrabend. Auch Niken (in der Mehrzahl) kommen vor.

In der Victoria des die Welt überwindenden Römers gewann der Cultus einen neuen Aufschwung und noch höhern Glanz.

---

f) Körperliche Zustände.

1. Hypnos (der Schlaf).

Von demselben ist es gewiß, daß er verehrt worden ist. In Sparta hatte er eine Statue neben der des Thanatos, in Trözen einen Altar, wo ihm und den Musen gemeinsam geopfert wurde: worin wohl der Sinn lag: die Zeit des Schlafes (die Nacht) ist den poetischen Productionen der Träume förderlich. Und in Sicyon hatte er ein förmliches Standbild in dem Tempel des Asklepios unter dem Beinamen Epidotes (Spender), d. h. Schmerzenlinderer: er war dargestellt, wie er einen Löwen einschläferte: also er vermöchte selbst die heftigsten Schmerzen vergessen zu machen. Vortreffliche Symbolik!

Wie hier die Kunst so schön poetisch verfahren, so haben nicht minder die Dichter mit dem lieblichen Stoffe gewaltet. Bei Homer ist er der Zwillingsbruder des Thanatos oder des Todes, und Sohn der Nacht, die sich und den Hypnos in dunkle Wolken zu hüllen pflegt. Hypnos ist den Menschen erfreulich: er wandelt ruhig über die Erde und das weite Meer und spendet den Göttern und Menschen, über welche er gleich mächtig herrscht, friedliche und süße Ruhe. Darum heißt er der liebliche, ambrosische. Homer hat sich bei seinen schönen Dichtungen, um ihnen Belebung und Handlung zu geben, des Hypnos einige Mal mit glänzendem Erfolge bedient. Er erscheint dort als dienender Bruder. Bei Orpheus schläfert er mit ausgebreiteten goldenen Schwingen ein, beim Callimachus mit vergessen machendem Fittige. Die spätern römischen Dichter geben ihm einen einschläfernden Stab und dunkle Schwingen aus Mohn und ein Horn, aus welchem er den Schlummer gießt. Homer versetzt seinen Aufenthalt nach Lemnos (unbekannt, aus welchem Grunde), Ovid dagegen in das Land der Kimmerier (am Nordpole), wo ewige Nacht herrscht, in eine Berggrotte, in welche kein Lichtstrahl dringt, wo Mohn und andere einschläfernde Kräuter wachsen, aber kein lebendiges Wesen sich regt, kein Ton sich hören läßt. Da schläft er auf weichen Daunen, umringt von seinen Kindern, den Träumen, worunter die vorzüglichsten: Morpheus (der Gestalter, Träumebildner), Ikelos (der Bildner), Phobetor (der Erschrecker), Phantasus (der Erscheinungen sendet).

Von der bildenden Kunst auf noch vorhandenen Denkmälern finden wir ihn dargestellt gleich dem Tode als schlafenden Jüngling oder als Genius mit umgekehrter Fackel. Mohnköpfe, die bewachende Eidechse, das Kaninchen, das Horn sind seine Embleme.

Vom Oneiros (Traum) finden sich keine Spuren wirklicher Verehrung.

---

2. Hebe, die Göttin der Jugend.

Hebe ist die Göttin der Jugend geworden aus einer Personification und Apotheosirung des appellativen Begriffes, der durch ἡ ἥβη bei den Griechen bezeichnet war. Eben darum ist sie auch eine Göttin geworden, weil das ursprüngliche appellative Wort weiblichen Geschlechtes war. Für ihren Cultus finden wir nur Zeugnisse aus später Zeit. Bei Homer zwar ist sie aufgenommen in den Kreis der olympischen Götter, spielt aber eine untergeordnete Rolle, die einer Mundschenkin der übrigen Götter und Göttinnen, denen sie beim Mahle den Nectar einschenkt, die sie verpflegt, wenn sie verwundet sind (den Ares) und in schöne Gewänder kleidet. Es liegt darin die schöne Allegorie, daß die Unsterblichen einer ewigen Jugend genössen. Den-

selben Sinn hat es, wenn sie der Mythos dem Herakles vermählt sein läßt, nehmlich den: Herakles sei ein Unsterblicher geworden.

Aus der schönen und edeln Rolle tritt sie und wird zur bloßen Dienerin, wenn sie der Hera den Wagen anschirren hilft. Homer hat da ihr ursprüngliches Wesen nicht würdig festgehalten.

Als ihre Aeltern werden von diesem Dichter, so wie von Hesiod, genannt Zeus (als der höchste Gott) und Hera (als Ehegöttin) in dem Sinne: aus der Ehe entblühet immer eine neue Jugend.

Verehrt ist sie in der That worden in Athen, wo sie in dem dem Herakles gewidmeten Gymnasion Kynosarges, einem bis auf Themistocles' Zeit für die nicht vollbürtige, nachmals für die athenienſische Jugend überhaupt bestimmten Uebungsplatze, einen Altar neben dem des Herakles hatte. Die Bedeutung oder Beziehung liegt auf der Hand, hat aber ebenfalls überaus viel Gefälliges. Sodann fand Hebe Verehrung zu Phlius — daselbst befand sich ihr Tempel auf der Burg und war »von Alters her der heiligste« — und zu Sicyon in einem heiligen Haine, der sogar für ein Asyl galt. An dem erstern Orte führte sie auch die (ursprünglich nur poetischen) Beiwörter Dia (die Göttliche) und Ganymeda (auf Erheiterung [der Götter durch Einschenken von Nectar] Sinnende).

Das sind die einzigen uns bekannt gewordenen Stätten ihres Cultus. Bei so spärlicher Verehrung ist es nun auch nicht zu verwundern, wenn wir nur wenige antike Darstellungen von ihr kennen. Sie wird als eine jugendliche, doch aber nicht mehr ganz mädchenhafte Gestalt dargestellt, entweder fast unbekleidet oder bekleidet und auch beflügelt.

Vom Herakles werden ihr zwei Söhne gegeben: Alexiares (der Abwehrer des Ares) und Anicetus (der Unbesiegliche), ursprünglich, wie man wohl sieht, nur Beiwörter des Herakles. In der Schlacht bei Mycale war sie die Parole der Griechen. Der Dienst der römischen Juventus war eine Fortsetzung ihres Dienstes.

---

3. Hygieia, die Göttin der Gesundheit.

Wer die Gesundheit als ein schätzbares Gut hat kennen lernen, der wird es den Griechen nicht verdenken, daß sie dieselbe als ein göttliches Geschenk, freilich einer besondern Gottheit betrachtet haben. Sie gaben aber dieser Gottheit den obigen Namen, weil Hygieia die Gesundheit heißt. Das Wort ist im Griechischen femininen Geschlechtes; darum ward die Gottheit eine Göttin.

Der Dienst kann nicht alt sein: er kommt bei keinem der frühern Schriftsteller vor, und der ihn betreffende orphische Hymnus (66.) ist offenbar spätern Ursprungs. Allein wir finden ihn ziemlich verbreitet: in Oropus in Böotien, sodann in Athen, in Argolis (in Argos und in Bõá und bei Epidaurus; dort wenigstens bauete

der Kaiser Antonius Pius ihr einen Tempel), im Sicyonischen (zu Titane), in Corinth, in Arcadien (in Gortys, am Ladon und in Tegea), endlich zu Aegium in Achaja. Wo derselbe angehoben, ist unbekannt.

Sinniger Weise heißt die Göttin gemeinhin eine Tochter des Asklepios (des Gottes der Arzneikunde); der orphische Hymnus aber macht sie zu dessen Gemahlin, was weniger passend ist; ein späterer Philosoph sonderbarer Weise zur Tochter des Eros (Liebesgottes) und der Peitho (Schmeichelrede, Zauberrede).

Mit Asklepios wird sie auch von der Kunst zusammengruppirt. So stand in Argos und zu Aegium, ingleichen zu Gortys, in Corinth und in Titane das Standbild der Göttin im Tempel des erstern, bei Böä ihr Tempel neben dem Tempel des Aesculap und in Tegea beider Gottheiten Statuen neben der der Athene Alea. Nehmlich, wie wir oben gesehen haben, ward auch Athene als medicinische Gottheit betrachtet und verehrt, und so hatte Hygieia ebenfalls mit dieser enge Berührung. Das findet seine Bestätigung besonders in Athen, wo die Pallas Athene sogar selbst den Beinamen Hygieia oder Päonia (die Heilende) führte. Ja! man könnte dadurch in Versuchung kommen, den Hygieia-Dienst als einen Abzweig des Athene-Cultes zu betrachten. Im Tempel des Amphiaraus (eines localen orakelnden Heros in Oropus, bei dem, wie sonst bei ähnlichen Gottheiten, auch Kranke sich Raths erholten) waren an dem Altare zusammengruppirt Aphrodite, die Panacea (Allheilende), Jaso (Heilende) und die Athene Päonia auf dem vierten Felde; auf dem ersten aber Herakles, Zeus und Apollo Päonios, gleichfalls lauter Gottheiten, welche der Gesundheit der Menschen vorstanden. Aus solchem Grunde ließ der oben erwähnte Antonin eben zu Epidaurus neben dem Tempel der Hygieia auch dem Aesculap und dem Apollo ein Heiligthum errichten.

Weil die Gymnasien dazu auch dienen sollten, die Gesundheit der Jugend zu fördern, so befand sich zu Corinth ihre Bildsäule in dem neben dem dortigen Gymnasium stehenden Aesculaps-Tempel. Nicht minder brachte man beide Heilgötter, den Aesculap und die Hygieia, in Verbindung mit der Artemis, der Göttin der Gesundheit der Frauen, namentlich des jüngern weiblichen Geschlechtes. Doch ward Hygieia in dieser letztern Beziehung auch allein verehrt. Zu Titane z. B. war es Sitte der Jungfrauen, ihr das Haupthaar darzubringen, nehmlich wohl bei der Verheirathung, aus welchem Grunde zu Pausanias' Zeiten das Standbild der Göttin daselbst von dergleichen Haaren ganz überdeckt war.

Große Künstler hatten, im blühendsten Zeitalter der Kunst, die Hygieia dargestellt: Skopas eine Bildsäule gefertigt für Gortys, für Aegium Damophon, für Corinth Xenophilus und Strato.

Sie ward verschleiert gebildet, als zarte Jungfrau von besonders blühenden Formen, geschmückt mit dem Diadem; meistentheils läßt sie eine Schlange aus einer Schale, die sie in der linken Hand hält, trinken — das Symbol der geschehenden Genesung.

Hygieia findet theils sich einzeln dargestellt, theils aber auch gruppirt mit Asklepios und dem kleinen vermummten Dämon verborgener Lebenskraft, dem Telesphoros (dem zum Ziele Führenden).

Es sind noch ziemlich viel Denkmäler von ihr aus dem Alterthum übrig; doch die schönste (sitzende) Statue findet sich in Rom, eine andere treffliche in Cassel. Der Gegenstand ist von der Art, daß sich wohl die trefflichsten aller Künstler an ihm versuchen mochten.

Des Römers **Salus** — eine bloße Uebersetzung des griechischen appellativen Wortes — ist eine Fortsetzung dieses Dienstes.

---

4. Asklepios.

Dem Namen so beizukommen, daß seine Bedeutung mit der Bedeutung des Gottes mindestens einige Aehnlichkeit zeigte, scheint unmöglich; doch ist es ein hellenisches Wort. Aber zuverlässig gehört er jener (pelasgischen) Zeit an, wo die hellenische Sprache noch andere Wurzeln und Wortformen zeigte als in und nach ihrer Ausbildung die uns vorliegende Schriftsprache. Asklepios tritt uns überall, in den directen Nachrichten über ihn wie in den Mythen, als Gott der Heilkunde entgegen und zwar im weitern Sinne, wo selbige auch die Chirurgie umfaßt. Die einzig wahrscheinliche Etymologie wäre demnach das in der lateinischen Sprache sibillirend erhaltene Verbum γλάφω, γλάσκω, **scalpo** (mit vorgefügtem euphonischen A-Laut), woher **scalper, scalprum, scalpellum**, welcher Wörter Bedeutungen auf Chirurgie hinweisen, als von welcher doch ohne Zweifel der Asklepios-Dienst ausgegangen ist. Im Cultus ist Asklepios ein Gott, in der Poesie ein Heros.

Sein Vaterland ist unbezweifelt Thessalien, die Zeit, welche ihn geschaffen, das vordorische, sogenannte pelasgische Zeitalter. In Thessalien nehmlich hatte der Gott ein uraltes Heiligthum in Tricca, und alte Legenden weisen darauf hin, daß der Cultus dort entstanden wäre. Andere Nachrichten lehren ferner, daß der Dienst im Peloponnes zu Epidaurus von jenem thessalischen abstamme. Und so haben wir mithin den erwünschten localen Anfangspunct. Die Verpflanzung aber nach der südlichen Halbinsel von Hellas kann nicht in dorischer Zeit geschehen sein; denn der Asklepios-Dienst ist nicht ein dem dorischen Stamme eigenthümlicher. So haben wir denn auch einen ungefähren Anfangspunct der Zeit.

Wir finden den Cult fast durch ganz Hellas verbreitet, keiner Provinz einzig eigenthümlich. Aber besonders häufig treffen wir ihn im Peloponnes an. Es ist nicht unser Zweck, alle Oerter trocken aufzuzählen, wo sich Asklepios-Cult aus unsern Quellen nachweisen läßt. Wir wollen indessen an einem Beispiele zeigen, wie er sich immer von Ort zu Ort durch Colonien, namentlich in nachdorischer

Zeit, verbreitet habe. Von Tricca also scheint er ausgegangen zu sein, und außer nach Gerenia, wo der Tempel des Äsklepios eine Nachbildung des tricciſchen war, iſt er von da insbeſondere nach Epidaurus gewandert. Hier beſtand er ohne Zweifel, als die Dorier dahin kamen und ſich in Beſitz der Gegend ſetzten. Sie werden ſich denſelben angeeignet haben. Von da mag er nach Laconien verbreitet worden ſein, und ſo finden wir ihn denn in Sparta, in Böä, Leuctra, bei Las, in Braſiä, bei Hypſes, in Epidaurus Limera ꝛc. Eben daher ward er nach Aegina, dann nach Cos, Cnidus, Rhodus (von da nach Agrigent auf Sicilien) und von Sparta aus, auf einer andern Straße, nach Cyrene in Afrika verbreitet. Damit ſei nur der doriſche Zweig nachgewieſen. Aber von Epidaurus aus ſoll er auch unmittelbar nach Athen, ferner nach Balagrä in der Landſchaft Cyrene gekommen ſein, und dem cyreniſchen Heiligthume war das zu Lebena auf Creta wieder nachgebildet. Nach Pergamus brachte denſelben der in Epidaurus geheilte Archias, und von da kam er nach Smyrna.

Veranlaſſung zur Begründung des Dienſtes konnten aber nächſtdem nicht minder örtliche Verhältniſſe geben, z. B. Geſundbrunnen, Heilquellen. Bei Epidaurus zeigt man heut zu Tage noch warme Quellen. Xenophon (Memor. Socr. VI., 3.) ſcheint anzudeuten, daß der athenienſiſche Tempel eine warme Quelle enthalten habe; in Kenchreä bei Corinth floß neben dem Tempel des Gottes aus einem Felſen ſalziges Waſſer, welches ſo warm war, als ob es auf dem Feuer geſtanden. Die Quelle Lerne in Corinth ſelbſt war ihres friſchen Waſſers wegen beliebt, und an ihr ſtand das Gymnaſium und daneben der Tempel des Äsklepios. Bei Corone am meſſeniſchen Meerbuſen, neben der Platanen-Quelle, ſtand ein Äsklepieum, welches beſonders wegen ſeiner heilenden Kräfte berühmt geweſen iſt.

Eben ſo hatten die Tempel dieſes Gottes meiſt eine geſunde und angenehme Lage. Den Tempel zu Epidaurus, fünf und zwanzig Stadien vom Strande entfernt, umgaben waldige Hügel von allen Seiten; der von Cyllene am Vorgebirge Hermina in Elis war in einer der fruchtbarſten und herrlichſten Gegenden des Peloponneſes. Dann lagen die Heiligthümer wohl auch in einem heiligen Haine, der die Luft kühlte und reinigte. Wo Waldungen fehlten, legte man Gärten an: ſie umgaben gewöhnlich die Äsklepieën. Auch baute man ſolche Tempel gern auf die Spitze hoher Berge, damit die Bergluft ſie umwehte. Der Tempel zu Megalopolis in Arcadien lag in einem heiligen Haine auf der Oſtſeite eines Berges. Alſo ſelbſt auf die Himmelsgegend hatte man, in Bezug auf die geſunde Lage, Rückſicht genommen. Aus gleichem Grunde hat man die Tempel des Gottes außerhalb der Städte an freien und erhabenen Plätzen gebauet. So lag der Tempel zu Cos in der Vorſtadt und der zu Klitorea in einer ebenen Fläche, mit Hügeln umgeben. Die äußere Lage ſollte ſchon zur Geneſung der ſich einſtellenden Kranken mitwirken.

Denn zu dieſen Tempeln wallfahrteten, welche Geneſung ſuch-

ten, theils wohl um sich längere Zeit da aufzuhalten, theils um von den Priestern oder vielmehr (nach dem Volksglauben) vom Gotte selbst sich Raths zu erholen. Und der Gott ertheilte gewöhnlich so Hülfe, daß er dem Kranken, welcher sich in oder bei seinem Tempel schlafen legte, im Traume erschien und das Heilmittel angab. Wer so durch den Gott gesund ward, der hängte in dem Tempel eine Weih- und Votivtafel auf mit der Angabe des Uebels, von dem er, und des Mittels, durch welches er genesen war.

Das Priesterthum war bei diesen Tempeln, wenigstens bei den Haupttempeln in Tricca, zu Epidaurus, auf Cos, Rhodus, erblich, und die Priesterfamilien nannten sich dort Herakliden, d. h. sie führten ihre Genealogie mythisch auf den Gott selbst zurück. Wie dieß und Andres im Culte Veranlassung geworden zum Anbau der Arzneiwissenschaft, mag man des Weitern in der Geschichte der Medicin lesen; hier genüge es im Allgemeinen auf die deßfallsige Wichtigkeit des Asklepios-Dienstes hingewiesen zu haben.

Im Ganzen ist die Bedeutung des Gottes stereotyp geblieben als des Gottes der innern und äußern Heilkunde; an manchen Plätzen seiner Verehrung hat er nur specielle Beinamen erhalten. So hieß er z. B. in Laconien Kotyleus oder der eine Wunde in der Hüfte (κοτύλη) geheilt habe, in Messenien Aulonius nach dem Thal (αὐλών), in welchem er seinen Tempel hatte, Agnitas in Sparta, weil dort seine Bildsäule aus Keuschlamm gefertigt war, Stadtgründer (ἀρχαγέτης) bei Tithorea in Phocis, weil ihm die Gründung der Stadt zugeschrieben wurde. Außerdem sind ihm die Beinamen: Volksfreund (φιλόλαος), Unheilabwender (ἀπαλεξίκακος), der Glanzvolle (ἀγλαόπης, αἴγλαής, αἰγλήεις) wegen seiner Heilungen gegeben.

Geopfert wurden ihm vornehmlich Hähne, dann auch hin und wieder Ziegen. Der Hahn, als Bild der Wachsamkeit, deutet an, daß der Arzt aufmerksam auf jede Symptome der Krankheit sein muß. Heilig war dem Gotte der Lorbeer, die Zirbelnuß, der Hund (gleichfalls als Bild der Wachsamkeit), die Eule, vor allen aber die Schlange als das Symbol theils der sich verjüngenden Lebenskraft, theils des ärztlichen Scharfblicks. Sein gewöhnliches Attribut ist ein knotiger Stab mit einer Schlange und die Schaale, aus welcher diese trinkt.

Die Mythologie ist über ihn, der im Alterthume so heilig verehrt ward und die Aufmerksamkeit der Welt in so hohem Grade erregt hat, nicht stumm geblieben. Was zuerst seine Genealogie anbetrifft, so hat man gefabelt, er wäre der Sohn des Apollo (des Heilgottes) und der Tochter des Lapithen Phlegyas (des vermeintlichen Stammvaters des Volksstammes der Phlegyer in Thessalien, wo ja Asklepios zuerst seine Verehrung gefunden), Namens Coronis (gebildet aus dem Namen der Stadt Corone in Messenien [denn die Messenier machten gleichfalls auf die erste Bildung des Asklepios-Dienstes Anspruch], oder aus dem Stadtnamen Coronea in Phthiotis, nach Steph. Byz.). Es ist bemerkenswerth, wie verschiedenartig der Mythus die Geburt schildert; aber immer ist es Thessalien, was als

das Land der Geburt bezeichnet wird. Daß eine andere (ebenfalls thessalische) Angabe ihn zum Sohne des Lapithes (des vermeintlichen Ahnen der thessalischen Völkerschaft der Lapithen), der ein Sohn des Apollo (welcher Gott ebenfalls in Thessalien viel verehrt wurde) sein sollte, ist nicht wesentlich; denn Asklepios bleibt dadurch ein thessalischer Gott. Die Messenier, als gleich eifrige Verehrer des Gottes, eigneten sich ihn zu als den Sohn des Apollo und der Arsinoe (Rechtdenkenden; der Arzt muß recht denken), die zu Sparta einen Tempel hatte, und nannten einen öden Ort in ihrem Lande Tricca, wo der Gott geboren sein sollte. Und weil Epidaurus in Argolis eine der berühmtesten Stätten seines Cultes war, so sollte er auch da das Licht der Welt erblickt haben, und dem Mythus war die Aufgabe nicht zu schwer, dieß zu bewerkstelligen: er ließ den Phlegyas als einen gewaltthätigen und beutesüchtigen Mann aus Thessalien ausziehen und auch in den Peloponnes kommen, vorgeblich um das Land zu sehen, und mit ihm seine Tochter Coronis. Diese habe hier im Gebiet von Epidaurus den Gott geboren. Ja! es gab selbst eine arcadische Legende, die wieder seine Geburt nach Arcadien versetzte, weil auch hier der Gott eifrige Verehrung genoß.

Damit man wüßte, woher er seine Heilkunde habe, läßt ein Mythus ihn beim Chiron (dem Handmann, von χείρ, die Hand, der personificirten Geschicklichkeit in der Hand, auch in der Heilkunde, also der personificirten Chirurgie) erzogen, ein andrer ihn durch eine Schlange mit einem wunderbaren, die Todten wieder erweckenden Kraute bekannt werden. Noch Andere knüpfen seine Kunst an die weise Pallas Athene, die ja eben auch als Göttin des Heilens verehrt wurde, und berichten, diese habe ihm das Blut der Gorgo gegeben, und er habe mit dem aus den rechten Adern, die Todten erweckt.

Die Todtenerweckung war nun dem Mythus, als die Phantasie ansprechend, höchst willkommen, und er weiß eine Menge herzunennen, welche Asklepios dem Tode geraubt haben soll. Aber er weiß auch zu berichten, wie Hades sich beim Zeus darüber beschwert und wie Zeus den Todtenerwecker dafür bestraft habe. Spätere Dichtung läßt den Asklepios durch den Zeus, dem Apollo zur Liebe, mit seiner Schlange als Schlangenträger unter die Sterne versetzt werden.

Was seine Nachkommenschaft anbelangt, so macht ihn die homerische Dichtung zum Vater der beiden Aerzte, welche die Griechen nach Troja begleitet und die Schaaren von Tricca, Ithome und Oechalia aus Thessalien geführt haben sollen, des Podalirius und Machaon. Woher Homer diese Namen hat und ob sie in Verbindung gestanden mit der Heilkunde, ob ihre Bedeutung eine allgemeine gewesen, die sich auf solche Kunst bezogen, das hat sich noch nicht darthun lassen. Bemerkenswerth aber ist, daß sie aus Thessalien kommen müssen, dem Lande des Ursprunges der Heilkunde und des Heilgottes. Spätere Zeiten wissen von diesen beiden Asklepiaden viel zu erzählen und sie nach den verschiedensten entlegensten Oertern zu bringen. Asklepios sollte (nach späterer Angabe) sie mit Epione (der Linden, Milden; sie ist das personificirte Lindern der Schmerzen einer Krankheit) oder

mit Coronis — die also hier zu seiner Gemahlin wird — den Machaon und mit Arsinoe den Podalirius gezeugt haben. Außerdem gab man ihm auch die Lampetie (Leuchtende) zur Gattin, den Glanz und Ruhm des Heilgottes anzudeuten. Ein orphischer Hymnus gesellt ihm die Hygieia (Gesundheit) zu, welche sonst seine Tochter heißt. Als seine Söhne werden noch aufgeführt Alexanor (Menschenhelfer, wahrscheinlich ursprünglich ein Beiwort des Gottes), Janiscus (der Heilende) und Aratus, als Töchter nebst der Hygieia die Aegle (der Glanz), Jaso (Heilerin) und Panakeia (Allheilung).

Asklepios hat bei der Würde und Achtung, in welcher er seit der frühesten Zeit gestanden — Homer nennt ihn schon den untadeligen Arzt (ἀμύμων ἰατρός) — im Alterthume Darstellungen von den ausgezeichnetsten Künstlern erfahren. Sein Bild in Epidaurus war aus Elfenbein und Gold, vom Parier Thrasymedes, halb so groß als der olympische Zeus zu Athen. Er saß auf einem Throne, den Stab in der einen Hand, die andere auf den Kopf der Schlange gelegt, und neben ihm lag ein Hund. Sein Standbild zu Gortys in Arcadien war von Skopas. In Sicyon sahe man ihn, von Calamis gebildet, in der einen Hand den Stab, in der andern eine reife Pinie haltend; sein Gesicht war bartlos. Außerdem haben sich an ihm versucht ein Phidias, Praxiteles, Alkamenes, Colotes ꝛc. und der Maler Sarrates. Durch sie erhielt er denn die herrschende Form der Darstellung: die »eines reifen Mannes von Zeus-ähnlichem, nur weniger erhabenem Antlitz, mit mildem, freundlichem Ausdrucke, das volle Haar mit einer Binde umwunden, in stehender, zur Hülfe bereiter Stellung, das Himation um den linken Arm unter der Brust herumgenommen und straff angezogen, den von einer Schlange umwundenen Stab in der rechten Hand. Daneben erhielten sich indeß auch andere Vorstellungen, auch die eines jugendlich unbärtigen Asklepios, die früher gewöhnlicher gewesen war.« Es giebt der Standbilder noch viele von Asklepios, besonders in Italien. Als Apollo's Sohn ist er mit Lorbeer bekränzt.

Zusammengestellt worden ist der Gott im Alterthume theils mit der Hygieia und dem Telosphoros, theils mit der Artemis (als der Heilenden und Tod bringenden), theils mit dem Schlaf- (ἐπιδώτης genannt) und dem Traumgotte (als welcher den Kranken die Heilmittel angeben sollte), theils mit seiner Mutter Coronis, theils endlich mit seinen Kindern.

Späterer flacher Rationalismus (z. B. des Galen) erblickte in Asklepios den ersten Menschen, welcher die Heilkunde aus bloßer Empirie zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben hätte. Man wollte sogar bestimmen, wann, in welchem Jahre dieser Sterbliche unter die Götter aufgenommen worden wäre.

Nach Rom verpflanzte sich der Cult in Folge einer daselbst im Jahre 293 v. Chr. grassirenden Pest und eines Orakels des delphischen Apollo.

Der Asklepios-Dienst hat etwas Heiliges und Ehrwürdiges, insofern er lehrt, daß die Hellenen für das Gut der wiedererlangten

Gesundheit dankbar gegen die Gottheit sich zeigten. Außerdem hat er nicht wenig zur Ausbildung der betreffenden Wissenschaft beigetragen. Und dem Mythos und der bildenden Kunst hat er ein sehr würdiges Süjet in dem Gotte geliefert, den selbige auch mit aller Idealität zu würdigen Schöpfungen benutzt hat. Insofern gehört der Asklepios-Dienst mit zu den interessantesten Erscheinungen des griechischen Alterthums, der auch in der Geschichte der Medicin und der Kunst nicht vermißt werden darf.

Synkretismus der spätern Zeit wollte den griechischen Gott mit dem phönicischen Sydyk oder ägyptischen Esmun vermischen.

---

5. Artemis (und Hekate), ursprünglich die Göttin der Lebenserhaltung.

Der Name ist ächt griechisch: er wurzelt in dem Stamme ἄρω, ich füge zusammen, mache ganz; davon ἄρτιος (ganz, vollkommen, unversehrt) und davon ἀρτεμής (unversehrt, heil). Artemis ist folglich ursprünglich: die Heil- oder Gesund-Erhaltende. Eine Etymologie, welche sich schon bei Plato und Strabo findet, und der in neuester Zeit ein Buttmann, ein Otfr. Müller mit vollem Rechte ihren Beifall gespendet haben. Sie gewährt uns den richtigen festen Anfangspunct, das Wesen der Göttin gehörig aufzufassen und zu beurtheilen.

Der Artemis-Dienst hat hiernach von Hause aus eine heitere Seite.

Artemis ist aber eine weibliche Gottheit, weil sie ursprünglich und vornehmlich dem weiblichen Geschlechte gilt, diesem Heil bringt und spendet. Das wird durch ausdrückliche Zeugnisse in den Schriften der Alten uns bestätigt. Sie heißt vorzugsweise die Erhalterin der Gesundheit der Frauen (Strab. XIV. p. 635.) und führte insofern den Beinamen der Heilenden (οὐλία). Sie steht besonders den Kreisenden bei, ist λοχεία oder λοχία, sorgt für die Erhaltung derselben in und nach dem Wochenbette. Daraus erhellt zugleich der Grund der Entstehung dieses Cultes. Das weibliche Geschlecht wird am meisten geprüft bei Niederkunften: von diesen hängt zumeist Gesundheit und Erhaltung des Lebens bei Frauen ab. So ist es denn sehr natürlich, daß man in solchen entscheidenden Momenten, wo der Mensch meistens nichts oder wenig thun kann, im Gefühle seiner Ohnmacht sich mit seinen Bitten und Gebeten an ein höhres Wesen wendet, das da hülfreich herzueile. Und da mußte es in der Vorstellung der Griechen freilich auch eine Göttin sein. Natürlich stand sie insofern in nächster Beziehung zur Hygieia und zur Eileithyia. Ihr Begriff ward insofern sogar gesteigert zum allgemeinen einer Erhalterin (σώτειρα) überhaupt oder Unheil-Abwehrenden (ἀποτρόπαιος).

Zugleich wurde sie als wohlthätig gedacht in Bezug auf das

neugeborne Kind. Sie bringt es nicht nur glücklich zur Welt, sie nimmt sich seiner auch sofort an, hat die Wartung und Pflege der kleinen Säuglinge erfunden und die Menschen gelehrt, gibt Gedeihen zu ihrem Wachsthum und liebt die Jugend. Vor Allem nimmt sie sich der Jungfrauen an, gibt ihnen hohen, schönen Wuchs und tritt ihnen auch bei der Verheirathung zur Seite, wird hochzeitliche Göttin*).

Aber wie sie so die Menschen schützt, in gleichem Maaße ist ihr Verhalten gegen die Thiere, namentlich des Feldes. »Schützerin ist sie,« singt Aeschylus, »den säugenden Jungen von allem auf Bergen wandelnden Wilde.« Das große Thieropfer zu Paträ in Achaja, was ihr galt, bezeichnete sie als solche Schützerin der Thiere. Auch war ihr wohl in gleichem Sinne die Pferdezucht anvertraut.

Allein wenn sie vermag das Leben zu erhalten, so gebietet sie überhaupt über das Leben, so kann sie es eben so gut auch nehmen. So zuvörderst den Thieren, den Thieren des Feldes. Da sollte sie denn nach gewöhnlichem Volksglauben die Jagd erfunden, und die Menschen gelehrt haben, die Thiere zu erlegen. Aber was sie die Menschen gelehrt, das mußte sie selbst am besten verstehen: sie mußte die beste und höchste Jägerin sein; sie mußte die Jagd lieben und als solche Bogen und Pfeile führen, gern im Freien sich herumtummeln. Da kam sie denn in der Vorstellung der Menschen in nähere Berührung mit den Nymphen, die auch im Freien weilten, in Wäldern, an Flüssen und Seen, und mit den Horen, welche ebenfalls das Leben in der schönen Natur liebten, und mit den Grazien, welche das Anmuthige der freien Natur darstellten. Die Verehrung und die Cultusplätze der Artemis als solcher Göttin waren daher gern meist bei Seen und Flüssen. Darum muß sie aber noch keine Wassergöttin, wie manche Neuere angenommen, oder eine Nymphe gewesen sein!

Eine solche Vernichterin mußte sie nun auch für das weibliche Geschlecht werden. So hieß es denn von ihr: sie tödte die Frauen, die im Wochenbette stürben, ja! überhaupt die Frauen, sie möchten nun eines plötzlichen — aber in solchem Falle sollte das vornehmlich eine That der Artemis sein — oder eines Altertodes sterben. Das Bild von Bogen und Pfeil behielt man hier bei und dichtete, wie Artemis solche Frauen mit ihren Geschossen erlegte, mit sanften die ruhig und sanft sterbenden, mit bittern, scharfen, zürnenden die urplötzlich vom Tode dahin gerafften. Und wem sie zürnte und nicht den Tod sendete, dem schickte sie wenigstens Krankheiten.

Artemis ward so zu einer schlimmen, gefährlichen Göttin. Da war sie aber dem Apollo an Charakter gleich. Und so wurde sie als dessen Schwester gedacht, und die finstere, unfreundliche, Tod bringende Göttin mußte wie dieser von der Göttin der finstern Verborgenheit, von der Leto geboren sein. Zu ihrem Vater aber machte man den Zeus, auf welchen man zuletzt Alles zurückführte, der alle

---

*) Sie ist φωσφόρος, κουροτρόφος oder παιδοτρόφος, φιλομείραξ, ὑμνία, auch χορυθαλλία und τελεία.

Dinge in der Welt geordnet hätte, und eine Jungfrau blieb sie, eine reine keusche Jungfrau, weil sie ursprünglich Göttin der Jungfrauen gewesen.

Wo der Dienst angehoben, wissen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben; wahrscheinlich aber ist die Wiege desselben auch das nördliche Griechenland. Denn Artemis gehört dem Homer zum Kreise der Götter des Berges Olymp, und ihr Cultus läßt sich in historischer Zeit in Thessalien noch nachweisen, ohne daß man behaupten könnte, er wäre von Süden da hingekommen. Uebrigens ist er sehr verbreitet gewesen: mit den Wanderungen der hellenischen Volksstämme war er vielfältig mitgewandert.

Auf dem Festlande von Hellas gehörte er gewiß zumeist dem vordorischen Zeitalter an, als z. B. in Arcadien. Nirgends hat die Göttin wohl so viele Heiligthümer besessen als hier: sie war hieselbst wahrhaft National-Gottheit geworden, die besonders unter dem Namen Hymnia (Hochzeitlichen) — sie war also hier namentlich in den speciellen Wirkungskreis der Ehegottheiten getreten — seit uralter Zeit von allen Stämmen geehrt und entweder Megisto (die Größte, Mächtigste) oder Kallisto (die Schöne) genannt und unter letzterm Namen selbst den vaterländischen mythischen Genealogien eingereihet und die Tochter des Lycaon (ein vom Berge Lycäum gebildeter Name eines mythischen Ahnherrn des Landes) und Mutter des Arcas (des vermeintlichen Urahnen des Volkes) genannt wurde. »Denn daß Kallisto nur der wenig umgewandelte Name der Artemis Kallisto (der Schönen) ist, geht daraus hervor, daß das Grab der Heroine (dieses Namens) im Tempel der Göttin gezeigt wurde, und daraus, daß Kallisto in eine Bärin verwandelt sein sollte, die das Symbol der arcadischen Artemis,« und die als Gestirn unter dem Namen Kallisto schon dem Hesiod bekannt war. Einen großen Kreis localer Sagen wußte die mythische Poesie aus dem Allem zu schaffen. Aber daß Artemis hier hauptsächlich als Jägerin verehrt wurde, geht hervor einmal daraus, daß die Legende die Kallisto zu einer Jägerin im Gefolge der Artemis macht, zweitens daß ihr der Bär, ein reißendes Thier, das dem Wilde schadet, gewidmet war, in Arcadien wenigstens, wo auch der Name des Landes etymologisch an den Bären erinnern mochte (ἄρκτος an Ἀρκαδία). Merkwürdig, daß der attische Dienst der Artemis Munychia oder der Brauronischen damit einige Aehnlichkeit hatte: in Athen hießen die Jungfrauen, welche vom fünften bis zum zehnten Jahr der Göttin daselbst geweihet wurden, Bärinnen und das Weihen selbst: sie zu Bärinnen machen. Alle fünf Jahre ward zu Brauron das Fest von attischen Frauen gefeiert. Aus dem Grunde ist wahrscheinlich, daß der attische Cult aus Arcadien stammte, oder wenigstens beide mit einander verwandt und aus Einer Quelle geflossen sind. Die Göttin selbst aber tritt in den attischen Sagen als eine Menschenblut fordernde Bärin auf, zum Zeugniß, daß der Lebens- und Todesgöttin zur Sühnung vorzugsweise in alter Zeit Menschenopfer dargebracht worden sind, was wir auch andern, bestimmten Nachrichten ent-

nehmen können. In Attika z. B., hieß es in spätern Sagen, wäre Iphigenia — das ist aber auch ein Epitheton der Artemis und zwar derjenigen, welcher Menschenopfer fielen — von Taurien gekommen, zu Brauron gelandet und hätte das alte Schnitzbild der Göttin da zurückgelassen. »Als die Jonier von Athen nach Asien zogen, brachten sie die Verehrung der (munychischen) Göttin nach Milet und Cycicus und nach der erstern Stadt den damit verwandten Cult der Artemis Chitone als Geburtsgöttin, deren Holzbilder aus fruchtreichen Hölzern bestanden,« ferner nach Samos, und die Samier wieder nach Cydonia in Creta. Auf dem Wege aber nach Asien besetzten sie ohne Zweifel die Insel Delos und weiheten dieselbe, auf jeden Fall jetzt wenigstens, zu einem Hauptplatze des Cultus der beiden Geschwister, des Apollo und der Artemis. Denn die Verbindung beider ähnlichen Gottheiten ward auch im Cultus bald sehr gewöhnlich. Und so finden wir sie denn in historischer Zeit an vielen Oertern gemeinschaftlich verehrt.

Wir haben die Verbreitung des Artemis-Dienstes nur an einigen Beispielen nachgewiesen. Man kann sie eben so bei den Aeoliern und bei den Doriern auf mehreren Puncten nachweisen. Allein das Angeführte möge für unsern allgemeinen Zweck genügen; das Weitere bleibe speciellern Forschungen aufgehoben.

In den Gedichten des Homer und des Hesiodus tritt uns Artemis in folgender Gestalt und in folgenden Eigenschaften und Sagen entgegen: sie ist die den Bogen Tragende, der goldenen Pfeile sich Erfreuende, die fernhin Treffende, Hirsche Durchbohrende, Lärm und Geschrei liebende Jägerin, welche auch sterbliche Jäger lehrt, jegliches Wild des Bergwaldes zu treffen. Wem sie zürnt, dem sendet sie als solche Herrin des Wildes wilde Thiere zu, welche die Länder eines solchen verwüsten, wie z. B. dem Könige Oeneus einen wilden Eber, bis Meleager ihn erlegte; allein auch dieser fiel der Rache der beleidigten Göttin durch seine eigene Mutter Althäa. Ihren Pfeilen erliegen nicht minder Menschen, sowohl Männer (z. B. Orion auf der Insel Ortygia, d. i. Delos) als ganz vornehmlich Frauen. Ihre sanften Geschosse treffen diejenigen, welche eines sanften Todes sterben sollen; aber wen plötzlicher Tod hinrafft, den hat ihr zürnender Pfeil erreicht, z. B. die sechs Töchter der übermüthigen Niobe — eine der schönsten Mythen des griechischen Alterthumes, ursprünglich in Theben local. Artemis ist auch dem Homer Jungfrau, keusch und züchtig, schön und hoch gewachsen im Aeußern. Niemals von Liebe besiegt, erfreuet sie sich der Jagd und der Reigentänze, die sie hält auf Bergen und in schattigen Wäldern in Begleitung ihres Gefolges von Nymphen, und nach dem homerischen Hymnus begiebt sie sich wohl auch, von den Musen und Chariten begleitet, zu ihrem Bruder nach Delphi, legt dort Bogen und Pfeile ab und führt mit jenen schöne Reigentänze auf, wobei sie das Lob der Mutter Leto mit hell tönender Stimme singen. Oder sie ergreift auch wohl die goldenen Zügel und fährt in goldenem Wagen nach Claros zum Apollo, der freudig die geliebte Schwester dort erwartet. Geboren ist

sie auf der Insel Ortygia oder Delos, ist des Zeus und der Leto Tochter.

Diesen Grundtypus ihres Aeußern und ihres Charakters behielt sie in den folgenden Zeiten im Ganzen bei. Indessen dehnte sich doch ihr Wirkungskreis nach mehreren Zeiten hin aus. Einmal ward sie in vielen Städten, wo sie zur Hauptgöttin erkoren wurde, Stadtbeschützerin, z. B. in Smyrna, Mytilene, Byzanz, Messene, Syracus, Neapolis, Cumä u. a., vornehmlich in See- und Hafenstädten, wie die Münzen derselben zeigen, und so hieß sie namentlich vom Hafen Munychia die munychische. Der Grund ist nicht, wie Schwenck will, weil Artemis eine Wassergöttin gewesen, sondern weil die Griechen, die Colonisten, die den Artemis-Dienst mitbrachten, ihre Niederlassungen meist an der See und an Häfen gründeten. Auf dem Festlande von Hellas selbst war sie solche Landesschutzgöttin bereits zu Theben (γαιάοχος) und zu Sicyon (πατρώα). Zweitens wurden ihr, weil sie Jagdgöttin war, eine Menge Berge, Vorgebirge, Höhen, Quellen, Flüsse, Seen, Gewässer geweihet und auf oder an denselben Heiligthümer gebauet, nach denen sie dann gewöhnlich Beinamen erhielt. Ja! sie ward sogar zur Vorsteherin einer warmen Quelle (θερμαία) auf Lesbos und kam so dem Herakles nahe. Feuchte, wasserreiche, gebirgige Gegenden waren daher angefüllt mit Artemisien, d. h. Tempeln der Artemis, neben Nymphäen u. dergl. Drittens: weil sie in stetem Vereine mit Apollo gedacht wurde, sogar im Bruderverhältnisse: so gingen mehrere Vorstellungen von diesem auf sie über. Sie fing nun auch an die Ton- und Dichtkunst zu lieben; man findet sie an der Spitze der Musen und Grazien, zuweilen ist sie sogar mit der Lyra abgebildet; sie wird wie Apollo orakelnde Göttin, gibt guten Rath den um die Zukunft Besorgten; sie wurde hingestellt vor das Thor oder die Thür des Hauses, wie Apollo als ἀγυιεύς auf der Straße stand *). Dazu kam viertens, daß die Hellenen bei ihrer Verbreitung in Folge der dorischen Wanderung an mehreren Flecken bereits auf Göttinnen stießen, die sie für ihre Artemis hielten und darum so nannten, und beide Dienste mit einander verschmolzen. Das geschahe zuerst auf Creta, wo die Britomartis (ein fremder, nicht griechischer Name, der auch semitisch nicht zu fassen ist; er soll bedeuten die süße oder segensreiche Göttin) ihnen als ein solches Wesen entgegentrat. Dieselbe führte hier den Beinamen Dictynna, und weil man selbigen — ob mit Recht oder mit Unrecht, ist nicht zu bestimmen — mit δίκτη (das Netz) in Verbindung brachte, so wurde Artemis sogar zu einer Netz- oder Fischgöttin, was um so weniger auffallen darf, als man sie eben an vielen Seen und Flüssen verehrte, und als das Fischfangen dem Wildfangen ziemlich gleich ist. In Kleinasien zu Ephesus und in Phrygien und in der Stadt Leukophrys trafen die Jonier eine Naturgöttin, von der man glaubte und dichtete, sie nähre an ihren

*) Ist βουλαία, εὐβουλος, ἀριστοβούλη, προθυραία.

Brüsten, was da lebe, und man nahm sie gleichfalls in die Vorstellung von der Artemis auf. Als endlich drittens die Griechen nach dem Pontus Eurinus, nach der tauriſchen Halbinſel kamen, da fanden ſie höchſt wahrſcheinlich die Verehrung einer Göttin durch Menſchenopfer vor. Und weil ſolches eine Göttin war, und weil ſie auf ſolche Weiſe verehrt wurde, wie in Griechenland Artemis: ſo hielt man ſelbige auch für die griechiſche Göttin, identificirte beide.

Ja! nun begann auch die mythiſirende Dichtkunſt auf mannigfache Weiſe ſich zu regen und den mannigfaltigen neu aufgefundenen Stoff zu ihren Productionen zu benutzen. Als z. B. in Folge von Gründung griechiſcher Colonien am ſchwarzen Meere von da her und weiter Opfergaben nach Delos kamen, hieß es, die Hyperboreer ſendeten dieſelben, und das gab Anlaß zu einer ziemlich weitläufigen Dichtung, durch welche der Ruhm des göttlichen Geſchwiſterpaares bedeutend in der Vorſtellung geſteigert wurde. Zu welcher ſchönen poetiſchen Production gab der Dienſt der Artemis Tauropolos auf der tauriſchen Halbinſel Gelegenheit! Eine andere treffliche Dichtung erzeugte der Cultus der Artemis in Syracus in Verbindung mit dem zu Olympia in Elis. Und ſo war faſt keine ihrer Cultusſtätten, wo nicht eine Legende geſchaffen wurde. Zu der Verbreitung des Artemis-Dienſtes geſellte ſich Anſehen, und die Göttin ward eine der gefeiertſten des helleniſchen Heidenthumes. Manche Stätten wurden weltberühmt, als z. B. zu Epheſus, deſſen eigenthümlicher Dienſt ſich unter dem Namen der epheſiſchen Artemis weithin, ſelbſt nach Griechenland rück verbreitete. Und bei dem Hange der Griechen in ſpäterer Zeit zu Myſterien wurde Artemis nach einer Geheimlehre, gewiß zwar ohne daß der Volksglaube daran Antheil nahm, mit Perſephone in Verbindung gebracht und ſogar für eine Tochter der Demeter ausgegeben. Letzteres hat ſchon Aeſchylus ausgeſprochen, und das ſollte nun wieder eine ägyptiſche Lehre ſein nach Herodot, dem die ägyptiſchen Prieſter weiß machen wollten, daß ihre Bubaſtis die griechiſche Artemis wäre, Leto ſei nur die Pflegerin des helleniſchen Geſchwiſterpaares geweſen. Allein ägyptiſch brauchte das nicht zu ſein: Artemis als Hekate war der Perſephone ſo nahe in der Vorſtellung der Griechen getreten, daß es nur eines kleinen Schrittes bedurfte, um beide zu identificiren.

Im Laufe der Zeit bei zunehmender Humanität wurden die Menſchenopfer beim Artemis-Dienſte abgeſchafft. So in Aulis, auf der tauriſchen Halbinſel, in Sparta, und Legenden ſuchten gewöhnlich auf dem Wege der Poeſie die Umänderung zu erklären oder zu rechtfertigen. Die harte unfreundliche Göttin ward da oft zu einer verſöhnten, milden. Andrerſeits freilich bezeichnete mancher Mythus bereits, z. B. der von Oeneus, Actäon, Ariadne, ſie wieder als rachſüchtig, ſtrafend. Allein ſpäter wurden ihre Strafen doch mehr als eine Folge ihrer Gerechtigkeitsliebe als der Rachſucht dargeſtellt und die Guten von ihr eben ſo belohnt als die Böſen beſtraft.

Bei ſolcher Vielgeſtaltigkeit des Weſens wie des Cultes der Artemis war es ſchwer für die bildende Kunſt oder vielmehr unmög-

lich, Alles in ein einziges Bild zusammenzufassen. Man hat bei Erörterung der Kunstdarstellungen der Göttin nothwendig auch hier die Einzelheiten und Verschiedenheiten der Zeit und des Ortes zu trennen.

Da das Wesen der Artemis, wie wir oben gezeigt haben, sofort zwei Seiten bekundet, indem sie bald mehr als eine Leben gebende und Licht bringende Göttin — Vorstellungen, die in griechischer Symbolik sehr eng zusammenhängen — als eine Spenderin von frischem, blühendem Naturleben für Vieh und Menschen, bald mehr als eine kämpfende, erlegende Gottheit — welche Thätigkeit indessen in der gewöhnlichen Auffassung immer mehr auf das Geschäft der Jagd beschränkt wurde — gedacht wird, so waren Fackel und Bogen, die Symbole von Leben und Licht, schon bei den ältesten Artemis-Bildern die gewöhnlichen Attribute. »Bei weiterer Entwickelung des Artemis-Ideals legte die Kunst die Vorstellung jugendlicher Kräftigkeit und Lebensfrische zum Grunde, und in dem ältern Style, wo Artemis durchgängig lang und zierlich bekleidet erscheint, geht das Streben besonders dahin, auch durch das Gewand die vollen blühenden und kräftigen Formen hindurchschimmern zu lassen. Später, als Skopas, Praxiteles, Timotheus u. A. das Ideal ausgebildet hatten, wird Artemis wie Apollo schlank und leichtfüßig gebildet, Hüften und Brust ohne weibliche Fülle; die noch unentwickelten Formen beider Geschlechter vor der Pubertät erscheinen hier gleichsam festgehalten und zu größerm Umfang ausgebildet. Das Gesicht ist das des Apollo, nur von weniger vortretenden Formen, zarter und rundlicher; das Haar ist häufig über der Stirn zu einem Korymbos (Krobylos) aufgebunden, noch öfter aber am Hinterkopf oder auf dem Wirbel nach einer Weise, die besonders bei den Doriern gebräuchlich war, in einen Busch zusammengefaßt; nicht selten findet sich auch beides zusammen. Die Kleidung ist ein dorischer Chiton, entweder hoch geschürzt oder auf die Füße herabwallend, oft auch als Hemidiploidion übergeschlagen; die Schuhe der Jägerin sind die den Fuß rings herum schützenden cretischen.«

Als Hegerin und Pflegerin des Wildes erscheint Artemis oft, eine heilige Hirschkuh an sich heranziehend; auch ist in einem interessanten Bilde ihre Krone aus Rehböcken gebildet. Ist sie als eine kämpfende Gottheit zu denken, so wird sie in vorzüglichen Statuen theils in dem Momente dargestellt, wo sie den Pfeil aus dem Köcher nimmt, um ihn abzusenden, theils auf dem Puncte, ihn in besonders lebhafter Bewegung abzuschießen. »Wenn sie im langen Gewande die Hand nach dem Köcher bewegt, ohne Zeichen von heftiger Bewegung, sanfte Anmuth in den Mienen, liegt die Vorstellung näher, daß sie ihn schließen als daß sie ihn öffnen wolle, und man darf mit Wahrscheinlichkeit den Namen einer Helferin auf eine solche Artemis anwenden. Geschlossen sieht man den Köcher und den Bogen auf den Rücken zurückgeworfen in Reliefs, wo Artemis als Leben und Licht verleihende Göttin, mit Fackeln in beiden Händen, einherschreitet. In Tempelbildern trug nicht selten Artemis

sowohl den Bogen und die Fackel in der Hand, Licht und Tod zugleich gebend«.

Von ihren Standbildern aus den Händen der höchsten Künstler des Alterthumes hat sich keines, eben so wenig das Gemälde des Apelles, der sie unter ihren mit dem Opfer beschäftigten Nymphen dargestellt hatte, doch ganz gute Copien erhalten, so z. B. eine schöne Statue im Vatican in der Bewegung des Bogenschießens, die Niobe-Kinder erlegend, und eine andere ebendaselbst mit einer Fackel in jeder Hand.

Als Beschützerin des ephesischen Heiligthums erscheint Artemis in einem asiatischen Amazonen-Costüm, weil die Amazonen solches gegründet haben sollten.

In größerer Verbindung ist man gewohnt Artemis mit Mutter und Bruder zu sehen, dann im Kampfe mit Giganten, auch in der Darstellung des Mythus von Actäon.

Die weite Verbreitung und die Berühmtheit des Artemis-Dienstes ist Ursache geworden, daß eine ziemliche Anzahl von Namen von Oertern, Menschen u. s. w. von dem Namen der Göttin gebildet wurden, z. B. Artemisium, Artemisia, Artemidorus.

Den Römern deuchte sie fälschlicher Weise ihre Diana zu sein.

Der Dienst der Hekate ist nichts weiter als ein Abzweig des Artemis-Dienstes, so wie der Name Ἑκάτη ursprünglich nichts ist als ein Epitheton der Artemis, die fern Treffende, von fern Schießende bezeichnend, gleichwie Apollo ἕκατος, ἑκατηβόλος genannt wird. Jener Beiname weist also auf die Eigenschaft der Göttin hin, vermöge welcher sie tödtet, vornehmlich Menschen, sie in die Unterwelt fördert. Es ist daher kein Wunder, wenn sie als solche Hekate zu einer chthonischen Göttin geworden und mit der Persephone vermischt worden, ohne darüber gerade ihren eigenthümlichen Charakter ganz zu verlieren. Nehmlich trotz dieser Vermengung wird ihr sehr häufig zugeschrieben, was sonst bestimmt der Artemis beigelegt und umgekehrt. Beide Vorstellungen sind mithin im Volksglauben nie völlig getrennt gewesen, und nur im römischen Zeitalter ist aus zufälligen Ursachen Name und Cult der Hekate vorzugsweise an die Tagesordnung gekommen, und Hekate bisweilen zu einer besondern Göttin gestempelt worden. Zwar kommt sie so schon in der Theogonie des Hesiodus (us. 411—52.) vor; allein diese Stelle ist offenbar ein späteres Einschiebsel, geflossen aus orphischer Lehre. Eben so sind einige derartige Notizen in einem homerischen Hymnus gleichfalls neuern Ursprungs. Erst bei den Tragikern tritt das Wesen der Hekate sichtbar hervor und zwar hauptsächlich folgender Gestalt: einmal als Abwenderin des Bösen und Spenderin des Guten in den Privathäusern und Familien, so wie an Orten der Volksversammlungen und auf Pfaden und Scheidewegen, auf Reisen zu Lande wie zur See. Man betrachtete sie daher als Aufseherin der

Häfen, die den Schiffenden Schutz gewähren *). Sie trat insofern auf Samothracien nahe zu den Cabiren und zur Tyche oder Glücksgöttin hin, mit der sie sogar auch vermengt worden ist. Zweitens ward sie durch die später so gäng und gäbe gewordenen Mysterien, in die sie als vermeintliche Gefährtin und Dienerin der Persephone gezogen wurde, eine unterweltliche (χθονία) Göttin. Da beglückt sie theils mit Hermes zugleich die Seelen der Frommen, theils ist sie furchtbar, gewaltig, mächtig und herrschend über die Schatten, gebiert als solche dem Phorcus (dem Grauen, dem Symbole des Scheußlichen) das Ungeheuer, die Scylla (nach besonderer Dichtung); stygische Hunde (hergenommen von der Jagdgöttin Artemis und zum grausigen Bilde der Nacht dienend) begleiten sie; auch ist sie Göttin der Reinigungen und Sühnungen, und die größte Mondhöhle, wo nach der Lehre der Mysterien die bereits Genien (δαίμονες) gewordenen Seelen Strafe leiden oder Genugthuung empfangen, heißt Hekate's Gemach. Bei nächtlicher Weile schwärmt sie in Begleitung der Seelen der Verstorbenen über Gräber (τυμβιδία) umher, und die erschrockenen irdischen Hunde verkündigen ihre Anwesenheit oder Nähe durch Geheul und Winseln. Drittens ist sie eine Zaubergöttin, welche Zaubermittel lehrt und kräftigt, auf Kreuzwegen weilt und verehrt wird (weil Kreuzwege etwas Unheimliches, Berückendes, Verführerisches, Zauberhaftes haben). Sie spukt vorzüglich den Reisenden, und zu dem Zwecke sendet sie wohl auch das Gespenst Empusa (statt Ἐμποιοῦσα). Ihr ganzes Wesen hat die Natur des Gespenstischen, Nicht-Geheuren, Erschreckenden, Dämonischen. Weiterhin deutete man die Fackeln, welche Artemis und folglich auch Hekate als Geburtsgöttin trug, auf den Mond (auch wohl deßwegen, weil der Mond die Zauberkräfte zu verstärken schien); aber eine liebliche Selene ward sie nicht, sondern behielt auch als solche Mondgöttin ihr unheimliches, grauenhaftes Wesen, der von Zauberinnen und Giftmischerinnen nächtliche Feier und Beschwörungen gefeiert wurden. Noch später ward sie mit dem ägyptischen Sarapis an die Spitze der bösen Geister gestellt, auch mit der thracischen, aber selbst in Attika eingebürgerten Göttin Bendis und der phrygischen »großen Mutter« (Erdmutter), der ägyptischen Isis u. s. f. vermengt.

Als diejenigen Plätze, wo die Hekate unter diesem ihrem Namen bestimmt bei den Griechen Verehrung genossen, werden uns genannt: Samothracien, Lemnos, Aegina, Böotien, Athen, Argos ꝛc. Man widmete ihr eben so öffentlichen wie Geheimdienst. Auf Aegina ward sie unter den Göttern, nach des Pausanias' Meldung, am meisten geehrt. In Athen gab es viele Hekatäen (Hekate-Säulen) auf den Kreuzwegen vor und in den Häusern. Am Schlusse jedes Monats setzte man ihr nebst andern Unglück abwendenden Göttern Speisen an den Scheidewegen aus. Geopfert wurden ihr Hunde und als

*) Προθυραία, ἐνοδία, τριοδῖτις, trivia, ἐπωπίς, φύλαξ, ἄνασσα, λιμενοσκόπος.

einer furchtbaren unterirdischen Gottheit, die man versöhnen müsse, Honig und schwarze (weibliche) Lämmer. Sie ward den Erinnyen ähnlich und ihnen auch beigesellt. Und weil man sie sich so verschieden dachte und darstellte von der, welche sie ursprünglich gewesen war, von der Artemis, so dichtete man von ihr andere, als die frühere, Genealogien: man machte sie entweder (als Göttin des Mondes) zur Tochter des Perses oder Perſäus (dem Repräsentanten des Ostens, wo die Perser wohnten) und der Asteria (der Gestirnten, d. i. des Sternhimmels), einer vermeintlichen Schwester der Let- und Enkelin der Phöbe, oder zur Tochter des Zeus und der Hera (ziemlich frostig), oder zur Tochter der Nacht, oder zum Kinde des Tartarus.

Bei sothaner Vieldeutigkeit der Göttin ist es kein Wunder, wenn die spätern Mythologen und Philosophen eine Menge, mitunter sehr alberner Erklärungen und Deutungen aufgestellt haben, die aufzuzählen hier nicht am Orte sein würde. Die schwülstige und dabei so frostige Gelehrsamkeit konnte sich dabei so recht ergehen.

Die Kunst hat sie im Alterthume bald eingestaltig gebildet gehabt (so Myron, Skopas, Polyclet u. A.), theils, und zwar schon seit Alcamenes, für den Cultusbedarf dreigestaltig *). Nehmlich ihr Bild, das auf Dreiwege gestellt wurde, sollte zuverlässig von allen Seiten sichtbar sein. Aus dem Grunde ward ihr die Seebarbe (wegen ihres auf Drei hindeutenden griechischen Namens Trigle) geheiligt. In Rom ist auf dem Capitol ein Erzbild der Art: seine drei Figuren sind mit dem Rücken an eine Säule gelehnt, ihre Embleme aber sehr verschiedenartig, so daß man daraus auf den Synkretismus in spätern Zeiten, in Bezug auf den Dienst der Hekate, einen Schluß machen kann.

Der Cultus der Artemis überhaupt und auch als Hekate, hat eben nichts Hervorstechendes. Er zeugt im Ganzen von dem Drange im Menschen, die eigene Ohnmacht und die Abhängigkeit von einem höhern Wesen anzuerkennen. Es ist Schade, daß derselbe, anfangs und ursprünglich so liebreich, klar und heiter, in lärmendes Jagdgetümmel und weiterhin in das Dumpfe, Mystische, Gespenstische der Mysterien umschlagen mußte. Die Phantasie der spätern Zeit hat sich wahrhaft gefallen, das Bild der Artemis, als Hekate, so grausig als nur möglich auszumalen; aber ein in sich vollendetes wahrhaft ästhetisches Bild ist dasselbe nicht geworden, sondern mehr ein Zerrbild. Es macht daher das vielgestaltige Wesen im Ganzen keinen angenehmen Eindruck. Ganz anders ist es, wenn wir die homerische Artemis in ihrer hellenischen Lauterkeit und Ungefärbtheit betrachten. Ist also bei der Beurtheilung dieses Dienstes etwas zu beobachten, so ist es das Scheiden der Zeiten.

---

*) Ihre deßfallsigen Epitheta: τρίμορφος, τρισσοκέφαλος, τριπρόσωπος, τριαύχην.

6. Thanatos (der Tod).

Der Zustand, welchen wir Tod nennen, das Leblos-Sein selbst und an sich, kann kein Gegenstand zu menschlicher Personification und folglich eben so wenig zu antiker Apotheosirung sein. Denn das Persönliche ist lebendig. Erst wenn man sich den Tod als Tod bringend oder verursachend, als wirkend in seiner Art denkt; erst dann kann er als ein solches Wesen gedacht, personificirt und auch wohl vergöttlicht werden.

Die Griechen hatten für den Begriff des Todes das Wort θάνατος; aber es bezeichnete ihnen wohl mehr den Uebergang aus dem Leben in den Tod als den schon eingetretenen Zustand der Leblosigkeit. Darum finden wir ihn bereits bei Homer und Hesiodus mindestens personificirt und der Apotheosirung ganz nahe. Er ist dort nach schöner lieblicher Dichtung ein Sohn der Nacht und der Zwillingsbruder des Schlafes. Er hat einen ehernen Sinn und in der Brust ein eisernes Herz; wen von den Sterblichen er einmal ergriffen hat, den hält er fest. Er vernichtet das Leben und bringt schweren und langen Todesschlummer. Nachtumhüllt ist er selbst den unsterblichen Göttern verhaßt. Sein Wohnsitz ist für gewöhnlich der Erebos oder die Unterwelt. Uebrigens spielt er eine untergeordnete, dienende Rolle, indem z. B. in der Iliade es heißt, Apollo habe auf Zeus' Befehl seinen gefallenen Sohn Sarpedon den Zwillingsbrüdern, dem Tod und dem Schlafe, den raschen Boten, übergeben, ihn nach Lycien zu tragen, und das vollziehen sie auch ohne Zögern. Homer nennt ihn, bezeichnend für sein Wesen, den Purpurrothen (auf dem Schlachtfelde), den Langhinstreckenden, den Hartbettenden. Sophocles läßt den Ajax im Augenblicke, wo derselbe im Begriff ist, sich selbst das Leben zu nehmen, den Thanatos anrufen zu erscheinen. Bei Euripides tritt er (in der Alcestis) als Opferpriester auf und will sich nicht besänftigen lassen, die Alcestis zu schonen: sie stirbt. Da erscheint Herakles und ringt sie ihm ab.

Hier kann man nicht unterscheiden, ob das Ganze bloße Personification sei oder wirkliche Apotheosirung. Von der letztern, daß ihm geopfert worden, finden wir erst im spätern, römischen Zeitalter Spuren.

Solcher Gestalt konnte aber Thanatos selbst Gegenstand der Kunst werden; denn nur der todte Leib hört auf Ausdruck des Lebens und eben dadurch Gegenstand künstlerischer Darstellung zu sein. Schon am Kasten des Cypselus war ein Weib dargestellt (die Nacht), welche in der Rechten einen weißen schlafenden Knaben (den Schlaf), in der Linken einen schwarzen, wie schlafend aussehenden Knaben hielt, den Thanatos. Und in Sparta gab es eine Bildsäule des Todes nebst der des Schlafes, wie uns Pausanias meldet. Uebrigens ward Thanatos schwarzgeflügelt dargestellt, und auf Vasen finden wir ihn zugleich bärtig.

7. Die Ker und die Keren.

Die Ker (κήρ) bedeutet ursprünglich den Tod, er mag durch äußere Gewalt, oder durch Krankheit, oder aus unbekannter Ursache erfolgen; als Personification ist sie das Wesen, welches mit dem Tode, er sei welcher Art er wolle, behaftet, d. h. bestraft; denn der Tod deucht dem gewöhnlichen Menschen eine Strafe. Natürlich galten so die Ker oder (wegen der verschiedenartigen Todesarten, die es gibt) die Keren im Plural für dunkle, verderbliche Wesen, die den Menschen stets bedrohen, und denen keiner für immer entgehen kann, wenn auch Einer vielleicht ein Mal auf einige Zeit dem drohenden Todesgeschick entrinnt, oder der Wille der Götter (denn Zeus und die Götter gebieten ihr oder ihnen) es von Menschen abhält, so wie er es ihm senden kann.

Bei Homer ist es oft zweifelhaft, ob er die Sache selbst oder die Personification derselben, die im Moment des Todes wirksame Gewalten, meint. Die Persönlichkeit der Ker tritt nur in der Beschreibung eines Bildwerkes auf dem Schilde des Achilles hervor. Um so mehr kann bei dem Dichter noch von keiner Göttlichkeit die bestimmte Rede sein.

Bei Hesiod sind die Keren Rächerinnen von Uebertretungen der Menschen und Götter (treten also aus der Reihe der physischen in die Reihe der moralischen Wesen), und hier werden sie ausdrücklich Göttinnen genannt und zugleich Schwestern der Moiren (weil sie mit diesen ihrem Wesen nach in naher Berührung stehen) und (als feindselige Wesen) Töchter der Nacht.

Von Homer wird die Ker zusammengestellt mit der Eris (Streit) und dem Kydömos (Getümmel), ihr Gewand blutigroth von Männerblut und groß ihre Lust in der Schlacht, von Hesiodus sie selbst schwarz, mit weißen Zähnen knirschend, fürchterlich von Ansehen, blutig, um Gefallene streitend, gierig schwarzes Blut zu trinken, geschildert.

Von solchen furchtbaren Vorstellungen konnten die nachmaligen Tragiker wohl Gebrauch machen, und sie haben es gethan, besonders Aeschylus, nachmals auch der alexandrinische Dichter Apollonius der Rhodier. Der erstere stellt sie mit den Erinnyen zusammen oder vielmehr er nennt die Erinnyen, welche das Haus des Oedipus in seinen Söhnen zerstören, Keren-Erinnyen. Denselben Begriff der listigen unaufhörlichen Verfolgung mag es haben, wenn Pindar die quälenden Sorgen Keren nennt. Endlich werden von Spätern auch Seuchen (als strafende Todesgöttinnen) Keren genannt.

Durch die bildende Kunst hat, so viel wir wissen, die grausige tragische Idee nur ein Mal im Alterthume eine Darstellung erfahren. Auf dem sogenannten Kasten des Cypselus war eine Ker abgebildet hinter dem auf's Knie niedergesunkenen Oedipus-Sohne Polynices, gegen den der Bruder Eteocles andringt: sie hatte

Zähne gleich einem wilden Thiere und krumme Nägelkrallen an den Händen.

Von einer wirklichen Verehrung der Keren findet sich keine Nachricht vor.

---

8. Apollo.

Ohne uns auf eine specielle Widerlegung aller der Ansichten einzulassen, die im Alterthume und in neuerer Zeit über diesen Gott aufgestellt worden sind — schon ihre Verschiedenartigkeit muß bedenklich machen, der Mangel einer festen und sichern Basis aber bei den meisten abstoßen — wollen wir sogleich zur Sache selbst gehen, eine sichere Grundlage und ein sicheres naturgemäßes Fortschreiten für die beste Widerlegung haltend.

Apollo ist ursprünglich und eigentlich der Verderber (ὁ ἀπόλλων sc. θεός) nach einer Etymologie, die ganz unzweifelhaft erscheinen muß, weil sie nicht bloß sprachlich sich rechtfertigen läßt, sondern die Bedeutung des Wortes auch im Cultus selbst zu Tage tritt, und man von derselben aus alle übrigen Eigenschaften des Gottes auf eine natürliche Weise abzuleiten im Stande ist. Und wenn es bei den Thessaliern, zufolge eines Zeugnisses bei Plato und auf Inschriften, eine Form Aplun gegeben hat, so beweist das nur, was wir auch anderwärts her wissen, daß dieser Volksstamm ein halb barbarischer war, der bei seinem Einbruche in Thessalien die griechischen Namen nach seiner Art wird gemodelt und — geradbrecht haben. Daß es hiernach eine ächt hellenische Gottheit sei, bedarf wohl keines weitern Beweises.

Die Grundbedeutung des Gottes ist natürlich eine dunkle, finstere: er wurde zuerst gedacht als der, welcher das Leben aufhebt und zerstört, zunächst bei den Menschen selbst, sodann aber auch bei den Thieren, vornehmlich den wilden, und bei den Pflanzen, zumal insofern beide dem Menschen zugehören, also bei den Heerden und bei den Saaten. Er ist es mithin, der unter die Menschen wie unter die Thiere Pest und Sterben sendet und bei dem Getreide z. B. den Brand (ἐρυσίβη) verursacht*). Hauptsächlich ist es das unerklärliche, unerwartete, urplötzliche, unabwendbare Sterben oder Vernichten, was Apollo repräsentirt, und zwar bei Menschen und den zahmen Thieren der natürliche Tod, nicht der gewaltsame. Um solcher Eigenschaft willen gab ihm gewiß schon das höchste Alterthum sofort bei oder nach seiner Apotheosirung als Symbol den Bogen und den Pfeil, jene verderbende und oft plötzlich und unerwartet kommende und treffende Waffe, deren sich von jeher bereits die ältesten und rohesten Völker be-

*) Er heißt darum z. B. λοίμιος, ἐρυσίβιος.

dient haben. Der Mensch aber, in jenem Falle seine Ohnmacht fühlend dem Uebel Einhalt zu thun, das Verderben aufzuhalten und ihm ein Ende zu setzen und sich abhängig erkennend von einer höhern Macht, konnte wohl da ein besonderes Walten einer besondern Gottheit sehen. Und weil vornehmlich der Mann es sein mochte, der sich und seine Angelegenheiten dabei vor Augen hatte, so ward die Gottheit eine männliche, die ja auch am meisten und vor Allem der Bogen zierte. So hat denn die Vergöttlichung des Apollo der religiösen Reflexion und Glaubensthätigkeit der Hellenen sehr nahe gelegen, und so haben wir hier wieder etwas ganz Concretes, was zu einem Gottescult Veranlassung gegeben hat. Und das ist auch im vorliegenden Falle ein sicherer Beweis der Gültigkeit unserer Ableitung und Annahme.

Allein der Gott, der vernichten kann, muß eben so gut gedacht werden können als der erhaltende: er darf nur seine Gewalt nicht ausüben wollen oder das Böse vernichten. So ward denn Apollo das entgegengesetzte, gute Princip: er ward der Unglück-Abwendende, der das Verderben vom Menschen, vom Thiere, von der Pflanzenwelt fern hält, der den Kranken genesen macht, der den Todesstoß abwehrt, der die Pest aufhören läßt, der den Brand von Waizen entfernt u. s. w. Und so empfing der Gott die freundliche Charakterseite: die eines heilenden, rettenden, Unheil abwehrenden, erbarmenden, gütigen, sorglichen Wesens *), dessen Bild man späterhin vor die Thüren, auf die Straßen (θυραῖος, ἀγνιεύς) stellte, damit er über die Bewohner der Häuser wachte.

Doch spaltete sich in beiderlei Rücksicht die Vorstellung, insofern der Gott, wie oben erwähnt, gedacht wurde entweder in Bezug auf die Menschen oder in Bezug auf die Thiere, namentlich auf die, die den Menschen angehören, und in Bezug auf die Früchte des Ackers. Apollo wurde nehmlich zum Vernichter und zum Nährer und Beschützer erstens des Wildes (Pindar. Pyth. IX, 67. [114.], Apollon. Arg. II, 678.) und als solcher von den Jägern angerufen, sodann der Heerden, des Getreides **), trat also ein in die Reihe der Götter materieller Besitzthümer der agrarischen, Hirten-Götter und in die der Götter menschlicher Gesundheit. In letzterer Beziehung kam er nahe der Hygieia und dem Asklepios, ferner der Artemis, mit deren Begriffe sein Wesen am meisten auch im bösen Sinne übereinstimmt, obgleich der Cultus derselben gerade den entgegengesetzten Anfang gehabt hat, nehmlich, wie wir oben gesehen, vom Begriffe des Heilens ausgegangen ist. Asklepios wurde später sogar zum Sohne des Apollo, und die Asklepiaden zu seinen Schülern. In ersterer Beziehung aber wurde weiterhin sein Wirkungskreis so ausgedehnt,

*) Seine desfallsigen Beinamen sind: ἀλεξίκακος, ἀποτρόπαιος, οὔλιος ἀκέστωρ, σωτήρ, ἐπικούριος, παιὰν oder παιών, ἀκέσιος.

**) Daher seine Beinamen: ἀγρεύς, νόμιος, ἔναγρος, ἔπαγρος, ἐπιμήλιος, ποίμνιος, ὀπάων μήλων.

daß man von ihm sagte, er schenke Reichthum, Glück, Friede, Sieg und Ueberfluß dem menschlichen Geschlechte.

In manchen dieser Hinsichten konnte er beides zu gleicher Zeit sein, der böse und ein guter Gott. So z. B. konnte er die Wölfe tödten, war Wolfstödter (λυκοκτόνος) und dadurch die Schaafheerden erhalten. Ganz unbezweifelt ist darauf sein Beiname Wolfs-Apollo (λυκεῖος) zu beziehen, nichts weniger denn sofort auf Lycien, wie Otfr. Müller gethan hat, oder auf Licht (lux!), wie Andere gefabelt. Die letztere Ansicht schreibt sich erst aus ganz später Zeit her, wo man den einfachen Culten des höchsten Alterthumes mit seinen Gedanken zu fern stand, um sie richtig aufzufassen und zu verstehen, aus dem Zeitalter faselnder Deuteleien, und die erstere gründet sich auf die zufällige Aehnlichkeit der griechischen Namen des Landes Lycien (Λυκία) und des Wolfs-Apollo's (λυκεῖος). Eben so verhält sich's mit Apoll als dem Vertilger oder Abwehrer von Heuschrecken (ποδαγόπιος) und von Würmern, die dem Weinstocke schadeten (ἀποκτόνος).

Aus jener Grundansicht lassen sich die übrigen Eigenschaften des Gottes ohne große Mühe ableiten. Apollo erscheint nehmlich auch als Orakelgott: er ist das im Alterthume eine geraume Zeit hindurch vor allen Göttern gewesen: der angesehenste, der gesuchteste, der berühmteste, dessen Cult auf Privat- wie auf öffentliche Verhältnisse, sogar auf das Schicksal der Welt — man denke z. B. an Crösus und Cyrus — den wichtigsten Einfluß gehabt hat. Apollo ist das auf folgende Weise geworden: sendet er Verderben, dann muß er auch beurtheilen können und wissen, dachte man, wie das abzuwenden ist (ἰατρόμαντις). Er muß es dem Menschen verkündigen können, wenn er will, und wenn und insoweit es ihm erlaubt ist. Es käme nur darauf an, ihn hierzu zu vermögen und die dunkeln Winke zu verstehen, welche die Götter zu geben pflegten. Solches vermochten aber nach der Ansicht der frühern Zeiten nur Auserwählte, Priester oder Priesterinnen. Und so wurden ordentliche Anstalten errichtet, wo Apollo den Menschen durch bestimmte Personen die Zukunft eröffnen, ihnen sagen sollte, was sie in dem oder jenem Falle zu thun oder zu lassen hätten. Apoll (λοξίας) trat so in den Kreis der orakelnden Gottheiten, nahe insbesondere zu Zeus, als dem Schicksalsordner, und zu den Moiren, deren Führer (μοιραγέτης) er ward. Viele Stätten seines Cultes zeigten ihn als solchen Orakelgott. Weissager galten für seine Diener oder Schüler. In späterer (zu Euripides') Zeit ward er sogar zum Verwalter der göttlichen Gerechtigkeit, also mit der Dike und Nemesis zusammengruppirt.

Die Weissagungen aber wurden im Alterthum in Versen ertheilt, vielleicht selbst abgesungen unter Begleitung der Zither (?), wie ja denn überhaupt Poesie, Gesang und Zitherspiel ehemals Eine Kunst nur war. Daher ist es nun gekommen, daß Apollo auch zum Gotte der Dichtkunst *) und der Instrumentalmusik geworden ist. Eine ho-

*) Homer's Darstellung kann, als eine individuelle, hier keinen Eintrag thun;

merische Stelle (Odyss. VIII, 488.) zeugt für diesen Uebergang. Auch galt die Begeisterung des Wahrsagers und die des Dichters in alter Zeit für gleich, und die Heilkunst stand in nächster Verbindung mit Zauberei, selbst mit der Wahrsagerkunst. So überkam der Gott die Obhut über zwei der edelsten und schönsten Künste, die das Leben zieren und schmücken, und Apollo trat ein in die Reihe der artistischen Gottheiten, insbesondere in ein nahes Verhältniß zu den Musen, für deren Führer (μουσαγέτης) er sogar gegolten. Dadurch erhielt der Cultus eine ganz neue Farbe: es verwischte sich die zweideutige Seite eines verderbenden und erhaltenden und eines Orakelgottes, und das Ganze bekam eine sinnige, heitere, fröhliche, ästhetisch-liebliche Seite. Wie jene Künste, so verherrlichte Apoll nun das Leben der Götter und Menschen, und ihm wurden die Grazien zugetheilt. Musiker sind seine Diener. Als sogenannten Erfinder eines musicalischen Instrumentes, der Zither, vereinigte ihn die Vorstellung mit Hermes.

So weit hatte sich der Apollo-Cultus ganz unbezweifelt ausgebildet in pelasgischer Zeit, **vor** der dorischen Wanderung. Entstanden war er zuverlässig auch im nördlichen Hellas, im spätern Thessalien, um den Olymp; deßhalb war er aufgenommen in den Kreis der olympischen Götter, und so fand ihn Homer vor. Und noch in spätern Zeiten fand sich der Dienst in Thessalien, der sich **nicht** wird von Süden nach Norden verbreitet haben. Im Gegentheil wird er auch den schon in vordorischer Zeit vielfach nach Süden zu wandernden griechischen Volksstämmen gefolgt und verpflanzt worden sein nach Phocis, Böotien, Attika u. s. w. Wir haben nehmlich keinen Grund, mit Otfr. Müller den Apollo einen bloß dorischen Gott zu nennen und die Verbreitung seines Cultes der betreffenden Wanderung erst zuzuschreiben. In Delphi hat derselbe gewiß schon früher bestanden, hatte bereits einen hohen Grad von Berühmtheit erlangt: wodurch eben die Dorier und die vielen Colonisten veranlaßt wurden, das Orakel daselbst zu befragen und dadurch noch berühmter zu machen. In Böotien, z. B. in Theben, war der Apollo-Dienst gewiß sehr alt. In Attika finden wir solche Spuren seiner vordorischen Einbürgerung, daß man an dieselbe nicht zweifeln kann. Der Apollo patrous (Stammgott), »von dem zwar in Athen's ältern Mythen keine Spur ist,« war doch so verwachsen mit der Staatseinrichtung, daß man sich ihn nur als einen Gott denken kann, an den man gleich bei der Bildung des Staatskörpers die betreffenden vielfachen und merkwürdigen Gebräuche geknüpft hat. Und wenn im Monate Thargelion daselbst in älterer Zeit die Apollofeier, um durch seine Versöhnung das Land zu reinigen und Verderben abzuwenden, mittelst Menschenopfer geschahe, so weiset dieser Gebrauch, von welchem freilich das historische Zeitalter keine Anwendung mehr gemacht hat

---

die nachfolgenden Schriftsteller bestätigen den obigen Satz. Auch glaube ich nicht, daß man bei Homer (mit Otfr. Müller) so scharf trennen darf, eben so wenig wie bei Hesiod (Theog. 94 sq.), wo von den Musen und Apollo **gemeinsam** die Sänger und Zitherspieler abgeleitet werden.

— man führte später bloß zwei Männer, Pharmakoi (Heiler) genannt, oder einen Mann und eine Frau als Scheinopfer aus der Stadt hinaus — auf ein sehr hohes Alterthum hin, das gewiß nicht diesseit der dorischen Wanderung liegt. Noch mehr! in Achaja war gleichfalls Apollo-Dienst gäng und gäbe. Entweder nun werden die Achäer bei ihrer Einwanderung denselben vorgefunden und sich angeeignet oder ihn mitgebracht, aber auf keinen Fall von ihren Feinden, den Doriern, angenommen haben. Endlich war derselbe auch in Arcadien heimisch; aber wem ist nicht bekannt, daß dieser Theil des Peloponneses seine Einwohner nicht gewechselt hat?

Als nun die dorische Wanderung geschahe, und als nächste Folge derselben eine der größten Umwälzungen der griechischen, auch der kirchlichen Verhältnisse, da wird nicht minder der Apollo-Cult sich vervielfältigt und besonders mittelst der neuen Ansiedelungen sich weithin verbreitet haben. Man kann ihn mehrfach von Colonie zu Colonie verfolgen. Von dem amyclaischen Gau aus zogen z. B., etwa um's Jahr 60 nachher, Dorier nach der Insel Creta und verpflanzten dahin zuverlässig den Cult, und »wie Radien aus einem Mittelpuncte, gehen apollonische Colonien von der Nordküste Creta's nach allen Richtungen aus und bringen überall hin die Sühngebräuche und Orakel des Cultus.« Eben so wanderte er von Argos nach Rhodus, von Sparta über Thera nach Cyrene u. s. w.

Aber die meisten jener Wanderungen und Ansiedelungen geschahen auf Befragung des Apollo in Delphi, der darum eben der pythische (πύθιος von πύθω = πυνθάνω, ich frage) hieß. Er erhielt in Folge dessen den Beinamen des Gründers der neuen Colonien *). Sein Wirkungskreis ward also, und zwar in politischer Beziehung, erweitert, damit aber auch sein Ansehen, sein Einfluß bedeutend erhöhet und selbst über die Grenzen der Länder, wo Griechen wohnten, verbreitet. Der Apollo-Cult wurde gleichsam »hellenische Nationalgottheit. Dieß bewirkte besonders das Ansehen Delphi's, welches durch jene Wanderung ungemein gehoben worden sein muß. Es tritt in der That seit dieser Zeit mit einer wahrhaft imponirenden Kraft auf, wie kaum ein Institut nach ihm. Der Gott schaltet mit den Völkern nach seinem Willen, sendet sie in die Nähe und in die Ferne, nöthigt sie, ungeachtet ihres Widerstrebens, zu weiten Zügen, weist ihnen mit bestimmten Worten ihre Wohnsitze an.« Die Griechen ergreift eine Wanderlust: sie wagen sich auf's Meer, über das Meer, selbst über weite Meere; sie besetzen die Inseln ihres Archipelagus, die Küsten des gegenüberliegenden Kleinasien's, Sicilien's, Unteritalien's. Selbst nach Africa gehen sie über. Und — überall wohin sie kommen, bringen sie griechischen Sinn, griechisches Leben, griechische Bildung hin. Der Hellene wird beweglicher, raffinirter, regsamer, denkender, freier, aufstrebender. Apollo hat diesen Geist geweckt. Und als die Staaten sich constituirten, da war es Apollo, der den Gesetzgebern die Weis-

*) Ἀρχηγέτης, δωματίτης, οἰκιστής, κτιστής.

heit des Gesetze-Gebens lehrte, wie man glaubte, und die neuen Bestimmungen begutachtete und bestätigte, und wenn ein Gottesdienst eingerichtet oder gemodelt werden sollte — Apollo mußte seine Zustimmung geben, und zwar vor allen der delphische Apollo. An Auctorität übertraf der jetzt selbst den Zeus.

Doch hoben sich zu der Zeit auch noch andere Stätten seines Cultes: als zuerst Delos, besetzt wohl von Attika aus. Hier gewann der Apollo- und Artemis-Dienst — beide müssen früh als Geschwister zusammengedacht worden sein — bald eine solche Geltung, daß man die Insel für den Geburtsort beider Gottheiten erklärte. Natürlich mußte man ihnen nun auch Aeltern geben, wofern man nicht schon früher über sie genealogisirt hatte: als furchtbare, leicht zu beleidigende, Tod und Verderben sendende Götter dichtete man sie zu Kindern der Leto (der Verborgenheit) wobei wohl namentlich in Betracht genommen wurde, wie die beiden Gottheiten aus dem Dunkel der Verborgenheit wirksam wären (z. B. bei plötzlichen Todesfällen). Sodann war es Didyma bei Milet, also doch wohl eine ionische Stiftung, wo ein Orakel des Apollo angelegt und besonders von den Joniern und Aeolern in Kleinasien befragt wurde. Die Branchiden-Familie, so genannt wahrscheinlich von der heisern, fistulirten Stimme (βράγχος), mit welcher sie ihre Orakel zu verkünden pflegte, besaß dieses Orakel erblich, und es gelangte zu hohem Ansehen. Drittens war zu Clarus bei der ionischen Stadt Colophon ein Orakel Apollo's in einem heiligen Haine, der gewöhnlichen Sage nach von der Manto (Wahrsagerin) gegründet, d. h. man wußte später nicht, wer es angelegt hatte. Der Wolfs- oder lycische Apollo mußte, besonders wegen der Aehnlichkeit der Namen, im kleinasiatischen Lycien willige Aufnahme finden und dort sogar zum heimischen Gotte werden.

Wir ermüden unsre Leser nicht weiter mit einer Aufzählung aller Cultusstätten und der dortigen Beinamen und Local-Legenden des Apollo: es sind deren eine zu große Menge. Die Beinamen des Gottes reduciren sich meistens alle auf die oben aufgeführten allgemeinen. Das müssen wir jedoch bemerken, daß in der Zeit nach der dorischen Wanderung der Apollo-Dienst in Delphi noch dadurch neuen Glanz erhielt, daß sich daselbst eine Amphiktyonie von den umwohnenden Stämmen constituirte, welche es sich zur Aufgabe setzte, das delphische Heiligthum gegen jede Unbill zu sichern, über die dortigen Schätze zu wachen und vorkommende Frevel zu bestrafen, auch unter sich Friede und Eintracht zu erhalten. Ueberdem wurden Wettspiele zu Ehren Apollo's eingeführt, die sogenannten pythischen, bestehend in musicalischen und gymnastischen Wettkämpfen. Zur Belohnung der Sieger ward ein Lorbeerkranz gegeben und daher dieser Baum zum Gotte in besondere Beziehung gebracht. Apollo ward somit hier Vorstand der Kampfspiele (ἀγώνιος) und nicht selten als solcher höchlich gefeiert. Er stellte sich solcher Gestalt gleich den übrigen enagonischen Göttern: dem Hermes, dem Herakles, dem Zeus u. s. w.

Mittler Weile war der Mythos über Apollo geschäftig gewesen

oder noch geschäftig und hatte bereits gefördert oder förderte noch manche schöne Frucht zu Tage, wozu der reiche Wirkungskreis und die Berühmtheit des Gottes und sein Charakter den schönsten Anlaß gaben. Wir machen nur aufmerksam auf den Mythos von seiner Geburt auf Delos (oder in Lycien), von der Dienstbarkeit des Heerdengottes als Hirte beim Admet, beim Laomedon und bei Adrastus, von seiner Liebe zur Daphne, von seiner Besitznahme des delphischen Orakels, von dem Morde der Schlange Pytho (der Fragenden, gedichtet aus dem Orakelinstitute), von seiner Rache an Niobe, Laocoon, Amphion u. s. f. Und eben davon hatten Homer und Hesiodus gesungen und so die Vorstellungen der Griechen von Apollo festgestellt.

Bei diesen Dichtern, vornehmlich aber beim Homer, erscheint er folgender Maaßen gezeichnet: Apollo ist der Sohn des Zeus und der Leto und entweder in Lycien oder auf der Insel Delos geboren. Er ist ein gewaltiger, hehrer (φοῖβος) Gott, ein berühmter Bogenschütze, weithin wirkend, fernhin sicher treffend; der Bogen silbern. Auch die Sterblichen hat er die Kunst des Bogenschießens gelehrt, und von einem trefflichen Schützen, wie z. B. vom Lycier Pandarus, heißt es, er habe seinen Bogen von Apoll geschenkt erhalten, und wer einen entscheidenden Schuß thun will, der gelobt, wie Pandarus, dem Gotte eine Hekatombe erstgeborner Lämmer zu opfern. Apollo ist zuerst Verderben bringender Gott: er sendet mittelst seiner scharfen Pfeile Pest und Tod unter die Menschen, und Homer macht in seiner Iliade einen vortrefflichen Gebrauch von dieser Eigenschaft, um den Knoten in seinem Gedichte zu schürzen. Auch wenn er mit lindem Geschosse schießt, ist er doch der verderbende Todesgott; denn »es ist jeglicher Tod grauenvoll den elenden Menschen.« Indessen straft der Gott meist nur die Uebermüthigen, wie z. B. einen Otos und Ephialtes, und eine Niobe, die sich ihrer zahlreichen Kinder gerühmt hat. Auf der andern Seite thut er, versöhnt, der Pest Einhalt. Auch heilt er Verwundete. Durch und unter seiner Pflege und Obhut wächst die männliche Jugend heran (Hom. Od. 19, 86.; Hesiod. Theog. 347.). Von ihm als Hirtengotte wird jener Mythos berührt, daß er ein Jahr lang auf dem Berge Ida die Rinder des Laomedon geweidet, und in Pierien die Rosse des Adrastus. Der Dichter kennt ihn aber auch als Weissagegott, der zu Pytho (Delphi) das berühmte Orakel inne hat, von dem weissagende Sterbliche, wie z. B. Calchas, die Kunst des Wahrsagens bekommen haben, und der den Namen Smintheus (Mäusegott) führt (weil die Mäuse eine gewisse Gabe besitzen sollten, einbrechende Uebel zu ahnen und vorher anzudeuten). Auch kennt er ihn bereits als Kampfgott und zwar als Spender des Sieges im Faustkampfe (Il. XXIII, 660. f.). Es müssen ihm folglich schon damals die pythischen Spiele geweiht gewesen sein.

Diese Vorstellungen von Apollo blieben unverfälscht bis ins 6. und 5. Jahrhundert v. Chr., wo sich Aegypten den Hellenen öffnete. Dort fanden selbige einen Gott, den sie für ihren Apollo hielten. Es war Horus, der Sonnengott. Zu der Zeit nehmlich hatten die Physiker in Hellas angefangen, die Götter des bloßen Glaubens,

wie Apollo einer war, zu materiellen Kräften umzudeuten. Und da sprach man den Satz aus: Apollo sei die Sonne. Deutlich hat das freilich erst Euripides gethan (Fragm. Phaëth. II, 11.), solche Meinung jedoch von jenen Philosophen überkommen. Allgemeiner wurde dieselbe zur Zeit der alexandrinischen Gelehrten und endlich so allgemein, daß man sie sogar den frühern Zeiten unterlegte und Erklärer des Homer in dem die Seuche ins griechische Lager sendenden Apollo nichts weiter zu erkennen glaubten, als die Gluth verbreitenden und dadurch Pestilenz erzeugenden Strahlen der Sonne. So wenig verstand der frostige Rationalismus der spätern Zeiten auch hier die religiösen und dichterischen Schöpfungen des frühern Alterthums zu erfassen und richtig zu würdigen. Thucydides und Aeschines schrieben noch dem Gotte die Entstehung von Pestkrankheiten zu.

Erhöhte Bildung und Aufklärung, ein deutlicheres Erkennen, daß man von der Zukunft nichts Sicheres wisse und auch durch die Orakel nichts erfahre, Ueberhandnehmen der Frivolität und Bestechlichkeit sogar des pythischen Orakels im vierten und folgenden vorchristlichen Jahrhunderte stürzten das Ansehen des Apollo-Dienstes, und die christlichen Apologeten machten die Orakel überhaupt lächerlich. Daher kam der ganze Dienst in Mißcredit, in Abnahme, bis er mit dem Heidenthume verschwand.

Wir übergehen sonstige Deuteleien und falsche spätere Attributionen, wie z. B. die Erfindung der Syrinx (die eigentlich dem Pan zugehört), der Flöte, und wenden uns zu den Darstellungen der Kunst, nachdem wir zuvor noch mit wenigen Worten erwähnen wollen: a) daß dem Gotte als Attribute, außer Bogen und Köcher und Zither, der Hirtenstab (der ihm als Hirtengotte) und der Dreifuß (der ihm als Gott des delphischen Orakels zukam), unter den geweihten Thieren und Pflanzen der Wolf (als Wolfs-Apollo), der Schwan (als Gotte des Gesanges), die Cicade (aus gleichem Grunde), die Schlange (als heilendem Gotte), der Hirsch (als Gotte der Jagd), der Lorbeer und die Palme (als Kampf- und Siegesgotte) zugehörten; b) daß unter den Mythen, die von ihm im Schwange gingen, außer den schon erwähnten, von der Kunst vornehmlich folgende zwei berücksichtigt worden sind: der Kampf mit Herakles um den Dreifuß, der Streit mit dem Flötenspieler Marsyas (eine phrygische Legende).

Apollo künstlerisch aufzufassen und darzustellen war, bei der Verschiedenheit seiner Eigenschaften, keine kleine Aufgabe, ihm einen einzigen Charakter aufzudrücken unmöglich. »In ältester Zeit genügte, um an die schützende und heilbringende Macht des Gottes zu erinnern, ein konischer Pfeiler auf die Straße gestellt und Apollon Agyieus (Straßen-Apoll) genannt. Eine sinnvolle Symbolik, die besonders auf dem Gegensatze der Waffen und der Zither (welche bei den Griechen an eine friedliche Stimmung der Seele erinnerte) und unter den Waffen wieder besonders des gespannten und des schlaffen Bogens, des offenen und geschlossenen Köchers beruhte, machte es schon der werdenden Kunst möglich, die verschiedenen Seiten der Vorstellung des Apollo auszudrücken. Rüstete man ein

alterthümliches Pfeilerbild mit Waffen aus, wie es ungefähr am amyclä'ischen Apollo geschah, so überwog die Vorstellung des furchtbaren, strafenden, rächenden Gottes — —; gewiß wurde aber auch frühzeitig die Zither, als Sinnbild des beruhigten oder beruhigenden Gottes, an alte Holzbilder angehängt, und aus der cretischen Schule, welche sich besonders durch Darstellungen des Apollo berühmt gemacht, ging der delphische Apollo-Coloß hervor, der die Chariten mit musischen Instrumenten: Lyra, Flöte und Syrinx, auf der Hand trug.«

»Apollo war ein Lieblingsgegenstand der großen Künstler, welche Phidias zunächst vorhergingen, unter denen Onatas den Gott als einen zum Jüngling reifenden Knaben von großartiger Schönheit darstellte. Im Ganzen wurde indeß Apollon damals reifer, männlicher gebildet als später: die Glieder stärker, breiter, das Gesicht runder, kürzer; der Ausdruck mehr ernst und streng als lieblich und reizend; meist unbekleidet, wenn er nicht als der pythische Kitharöd gefaßt wurde. — Der Lorbeerkranz und das gescheitelte, längs der Stirn zur Seite gestrichene, gewöhnlich im Nacken herabwallende, bisweilen indeß auch aufgenommene und zusammengesteckte Haar dienen hier besonders zur Bezeichnung des Gottes.«

»Den schlankern Wuchs, das länglichere Oval des Kopfes und den belebtern Ausdruck erhielt Apollo ohne Zweifel besonders durch die jüngere attische Schule. — Der Gott wird jetzt durchaus jünger gefaßt, ohne Zeichen männlicher Reife, als ein noch nicht zum Manne ausgebildeter Jüngling, in dessen Formen indeß die Zartheit der Jugend wunderbar mit einer gediegenen Kraft verschmolzen erscheint. Das länglich ovale Gesicht, welches der Krobylus über der Stirn häufig noch verlängert und der ganzen hochstrebenden Gestalt zum Gipfel dient, hat dabei eine sanfte Fülle und gediegene Festigkeit: in allen Zügen verkündet sich ein erhabener, stolzer und klarer Sinn, wie auch immer die Modificationen sein mögen. Die Formen des Körpers sind schlank und svelt; die Hüften hoch, die Schenkel länglich; die Muskeln, ohne einzeln hervorzutreten, vielmehr in einander gegossen, sind doch so bezeichnet, daß das Rasche, Hurtige der Gestalt, das Kräftige der Bewegung einleuchtet.«

Otfr. Müller, mit dessen eigenen schönen Worten wir das Obige gegeben haben, um es auf keine Weise zu verschnörkeln, theilt diejenigen Kunstdarstellungen des Gottes, welche eine eigenthümliche Bedeutung haben, in Darstellungen des kämpfenden und in solche des besänftigten und ruhenden Gottes, und unterscheidet dann a) einen Apollo Kallinikos (Siegsgekrönten), der mit noch nicht ganz besänftigtem Kampfzorn und edlem Siegerstolz von dem überwundenen Gegner (Python, Tityos oder sonst wem) hinwegschreitet; b) den vom Kampfe ausruhenden, welcher den rechten Arm über das Haupt schlägt und den Köcher mit zugemachtem Deckel neben sich hängen hat; c) den zitherspielenden Apollo, welcher mannigfach costümirt erscheint, doch herrscht hier eine vollständige Umhüllung mit der Chlamys vor; d) den pythischen Agonisten oder Kämpfer in den pythischen Spielen,

in welchem diese Bekleidung zu dem feierlich prächtigen Costüm der pythischen Stola vervollständigt wird.

Wir haben noch manche Bilder des Apollo, die zu den herrlichsten Producten der antiken Kunst gehören, als z. B. einen ganz jugendlichen Gott aus Marmor an einen Stamm gelehnt, an welchem sein Köcher hängt, den rechten Arm auf den Kopf gelegt, den linken Ellbogen mit herabhängendem Vorderarm auf den Stamm gestützt (bekannt unter dem Namen Apellino, in Florenz), insbesondere aber den sogenannten Apoll von Belvedere im Vatican, der in der Linken den abgebrochenen Bogen, die Rechte etwas zur Seite abwärts gestreckt an einem Stamme, mit Sandalen an den Füßen, das leichte Gewand hinten hängen läßt und um den linken Arm gelegt hat, als einer, der eben den Pfeil abgeschossen.

Was die gruppirten Darstellungen anbelangt, so zerfallen sie in solche, welche seine Erscheinung an seinen Cultusörtern feiern, wie wenn er auf dem schwanenbeschwingten Wagen von den Hyperboreern nach Delphi oder von einem Schwan getragen nach Delos kommt, und in Kampfscenen theils mit dem Drachen Python, theils mit Herakles (um den Dreifuß streitend). An diese reihen sich die Sühnungen, bei denen der Lorbeer nicht fehlen darf. Die musicalische Meisterschaft des Gottes verherrlicht sein Kampf mit Marsyas.

Was seine vermeintlichen Liebschaften und Abkömmlinge betrifft, so lassen sie sich in folgende Classen eintheilen: in solche, welche sich beziehen a) auf seine Heilkunst (Asklepios), b) auf seine Wahrsagekunst, wie z. B. Cassandra, Evadne und Jamus (nach olympischer Sage), c) auf sein Vorsteheramt über die Musik und Dichtkunst (die vermeintlichen oder wahren Sänger Philammon, Orpheus, Hymenäus [Vorstand des Hochzeitgesanges], Jalemus [des Klaggesanges], Linus [des Klaggesanges dieses Namens], die neun Corybanten u. dergl. m.), d) auf seinen Wirkungskreis als Stifter von Colonien, besonders solcher, wo er selbst Verehrung genoß. So sollte z. B. Miletus, der vermeintliche Erbauer von Milet, sein Sohn sein von der Akakallis, der Tochter des cretischen Minos, und die Chäroneer dichteten ihren vermeintlichen Ahnherrn Chäron zum Abkömmlinge Apollo's ꝛc.

In Rom werden wir den Apollo wiederfinden und zwar den ächten, hellenischen, seinen dortigen Cult nur als einen Abzweig.

Wir überlassen unsern Lesern, das Ganze des Apollo-Cultes noch einmal zu überschauen und das Merkwürdige, Wichtige, Interessante und Herrliche darin selbst wahrzunehmen. Nur darauf wollen wir hingewiesen haben, wie sich namentlich an ihm erkennen lasse, welches religiöse Leben vor Homer und vor der dorischen Wanderung bereits gewesen sein müsse, und wie der Dienst, dem Charakter des Gottes gemäß, gehalten und gemäßigt, nicht lärmend, nicht zügellos, aber auch nicht düster und traurig und kopfhängerisch aufgetreten ist, sondern mehr die freundliche, gedämpfte, also eine ächt hellenische Seite zur Schau getragen hat.

Vom Apollo sind nicht wenige Namen von Städten und Menschen entlehnt worden.

g) Moralische Eigenschaften.

Moralische Eigenschaften waren dem Hellenen in ältester Zeit viel zu abstract und bloß, als daß er sie hätte zu Gottheiten erheben können. Ja! selbst in historischer Zeit finden wir nur wenige derartige Beispiele. In Athen war der Aidos (Schamhaftigkeit) ein Altar errichtet und dem Gegentheile, der Anaidia (Schamlosigkeit) und der Hybris (Uebermuth) sogar ein Tempel, wie es hieß, den letztern auf den Rath des Creters Epimenides (welchen man von Staats wegen einst herbei gerufen hatte, um den cylonischen Gräuel zu sühnen), in der Absicht, um die nachtheiligen Wirkungen der Schamlosigkeit und des Uebermuthes von der Stadt abzuwehren. Moralisch betrachtet, kein so übler Gedanke! Auch in Laconien wird eine Bildsäule der Aidos erwähnt.

Außerdem weiß Pausanias (im römischen Zeitalter) noch von einem Altare des Eleos (Erbarmens, Mitleides) zu melden, so wie von einem der Pheme (des guten Rufes) und der Horme (des Eifers). Aber das ist auch Alles, was sich in dieser Beziehung anführen läßt. Es ist das nicht etwa ein Beweis von Mangel an Immoralität oder von zu geringer Anerkennung des Göttlichen, was im Sittlichen liegt. Der Grund ist im Aesthetischen zu suchen.

II.

Die Gottheiten der Unterwelt.

1. Nyx (Nachtgöttin)

ist zwar mehr bloße dichterische Personification der Nacht (und daher eben ein weibliches Wesen) und in der Phantasie der Dichter ruhende theisirte Schöpfung gewesen, aber so wenig entfernt von wahrer Verehrung im Volke, daß wir sie nicht übergehen können. Auch wird sie in einem orphischen Hymnus wirklich Göttin genannt, und ein Standbild (von Rhöcus) der Nacht befand sich im Bereiche des Tempels der Artemis zu Ephesus, woraus erhellt, daß sie wenigstens zu den göttlichen Wesen gezählt worden. Auch spielt sie in der Theogonie und Kosmogonie der alten Griechen eine solche gewichtige und hervortretende Rolle, daß man aus dem Grunde kaum zweifeln kann, daß sie göttliche Verehrung genossen.

Ihr Sitz ist das Dunkel der Unterwelt, weil in der Erde es dunkel ist, und weil man glaubte, daß im Gegensatze zur Himmelshöhe, von welcher die Tageshelle kommt, aus oder von der Erde die Dunkelheit käme. Der Himmel (Uranus) führt sie herauf. Aber an einem Puncte im Westen begegnet sie sich immer mit der Hemera (dem Tage), wo die letztere immer hineingehen will, während die Nacht hervorkömmt, in den Händen haltend den Hypnos, den leiblichen Bruder des Todes, umhüllt mit nebliger Wolke. Homer nennt sie, offenbar in Bezug auf den alles bewältigenden Schlaf, in den sie die Welt versenkt, die Bändigerin der Götter und Menschen. Sie heißt bei demselben Dichter die Schnell-Kommende, und Zeus, erzürnt eines Tages auf den Schlafgott, der vor ihm flieht und sich zur Nacht rettet, scheuet sich, dieselbe »zu betrüben«: in solcher Achtung und Ehrfurcht stehend bei den übrigen Göttern ward sie gedacht oder dargestellt vom Dichter, weil die Nacht für uns etwas Furchtbares, Scheu-Erweckendes hat.

In der alten Kosmogonie bei Hesiod hat die speculative Reflexion sie, nicht ohne Geist, zur unmittelbaren Tochter des Chaos, zur Schwester und Gemahlin des Erebos, und von diesem zur Mutter des Aethers und der Hemera gemacht. Denn wie auf die Nacht der Tag folgt, so geht dieser gleichsam aus jener hervor; darum konnte man sagen: die Nacht ist die Mutter des Tages und des Aethers (der hellen Atmosphäre). Aber dann ist die Nacht gleichsam

das minder Edle, das Chaotischere, das Unausgebildetere. Und so konnte die philosophisch-physische Speculation sie zur Tochter des Chaos (der noch nicht geordneten Welt) dichten.

Nach der Kosmogonie der Orphiker war sie Tochter des Eros (des schaffenden Weltgeistes).

Spätern Dichtern ist sie meist bloße Personification der Nachtzeit, d. h. des am abendlichen Himmel heraufziehenden Dunkels, und wird bald geschildert als geflügelte Göttin, bald als mit einem Wagen und mit Rossen fahrend, nach Art des Helios, Selene und Eos, in dunkeln Peplos gehüllt, von den Gestirnen begleitet.

Sie hatte übrigens als Göttin der Nacht, die den Müden Ruhe, aber den Menschen auch Böses gewährt, eine Doppelnatur: eine gute und eine schlimme. Das erhellt insbesondere aus den Kindern, die man ihr gibt: Sie soll geboren haben den Moros (das blinde vernichtende Schicksal), die Ker (Göttin des plötzlichen unerwarteten Todesverhängnisses), den Thanatos (Tod), den Momus (Spott, Tadel), den schmerzvollen Oizys (Jammer), die Moiren, die Nemesis, »das Unheil für sterbliche Menschen,« den Betrug und die schmeichelnde Liebesberückung und das häßliche Greisenalter und die hartherzige Eris (Zanksucht). In der Beziehung heißt sie bei Hesiod immer die verderbliche (ὀλή). Sonst führt sie immer den allgemeinen Beinamen der schwarzen (μέλαινα).

Andrerseits (als gute Göttin) gebiert sie den Schlaf (Hypnos) und das Heer der Träume. So erscheint sie besonders im orphischen Hymnus: alle ihre Epitheta daselbst zeigen auf diese Seite hin.

Wenn auch die Hesperiden, welche die goldenen Aepfel jenseit des Oceanus bewachen, ihre Töchter genannt werden, so kann nur die Beziehung die sein, daß jene am Ende der Erde wohnen, wo es in die Unterwelt geht, in den Sitz der Nacht. Hesiod hat in seiner Genealogie das Verschiedenartigste ohne besondere Wahl und Ordnung zusammengestellt.

Was die Darstellung der Nyx anlangt, so besitzen wir meines Wissens keine antike. Im Alterthume war sie am Kasten des Cypselus angebracht, den Schlaf und den Tod als Knaben auf den Armen tragend.

So schön und geistreich manche der obigen Phantasien der Griechen sind, so wundert man sich doch, warum die Nacht, ein so romantischer Gegenstand, nicht noch mehr von den alten Dichtern und Künstlern behandelt ist.

---

2. Leto.

Wir nehmen diese Göttin hier mit, als verwandt mit der Nacht.

»Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie die Dunkele und Verborgene sei, nicht eben als physische Macht, wie Manche (im Alterthume) erklären, sondern als noch ruhende, unsichtbare Gottheit.

Davon überzeugt sowohl die Etymologie (von λαθεῖν, latere) als die hesiodeische Theogonie.« So Otfr. Müller, und wir stimmen mit ihm im Ganzen überein. Nur was die letztere, die Theogonie des Hesiod's anbetrifft, glauben wir die Sache noch schärfer bestimmen zu können. Nach dem Genealogisten, dem der Dichter gefolgt ist, sollte Leto die Tochter des Koios und der Phöbe sein. Jenes ist unbezweifelt die Personification des Hohlen, der hohlen Räumlichkeit in der physischen Welt, die Alles umschließt, von χέω, χείω, ich spalte, mache auseinander (verwandt mit κοῖλος, coelum, hohl). Der Verborgenheit konnte doch wohl ein solcher Vater gegeben werden? In Uebereinstimmung damit nennt sie Hesiodus die Göttin »im dunkeln Gewande« (κυανόπεπλον), wie nur die Verborgenheit, personificirt, zu ihrem Wesen passend gedacht und dargestellt werden mag. Sie ist nicht, wie die Nacht, fürchterlich, entsetzlich, sondern »stets mild, liebreich den Menschen und den unsterblichen Göttern« (ebenfalls dem Wesen der matten Dunkelheit angemessen). Doch ward sie bisweilen auch zornig und strafend gedichtet, z. B. in Bezug auf die Niobe und auf die Lycier. Ihre Schwester ist Asteria, die Sternige, d. h. der gestirnte Himmel, bei dessen Glanze es wohl dunkel, aber nicht finster zu sein pflegt. Aus gleichem Grunde ist ihre Mutter Phöbe, die Reine, Helle. Diese bringt mit dem Koios die Verborgenheit, Dunkelheit hervor. In dem Allem liegt Nachdenken und Poesie.

Eine besondere Verehrung als Göttin hat Leto in Griechenland ursprünglich nicht genossen: dazu ist die Idee zu abstract: sie verdankt ihre Apotheosirung und ihre Berühmtheit nur der Berühmtheit der Culte des Apollo und der Artemis. Diese sollten nehmlich ihre Kinder sein. Sie sind dazu geworden, weil man sich zwar beide Gottheiten als tödtende, aber doch dabei meist als mild tödtende dachte. Wäre jenes der Fall gewesen, so hätte man sie zu Kindern der Nacht machen müssen, wie die Ker. Aber so hat die griechische Phantasie lieblich und fein, wie immer, sie zu Kindern der Verborgenheit, der sanften Dunkelheit gedichtet. Zur Vaterschaft ward Zeus der Allvater bestellt.

Dieß Letztere schien der mythisirenden Phantasie auffällig und aufgeklärt werden zu müssen, und selbe benutzte zugleich die Gelegenheit, nachzuweisen, warum Delos der Hauptsitz der Verehrung des Apollo und der Artemis wäre, benutzte sie zur Erschaffung eines weitläufigen, schönen Mythos, wo Hera vermöge ihres (d. h. ihr angedichteten) eifersüchtigen Charakters den Knoten schürzen mußte.

Solcher ehrenden Mutterschaft und solcher Mythologie verdankt nun Leto, daß sie wirklich hin und wieder in Griechenland als Göttin verehrt worden ist, aber meist mit ihren vermeintlichen Kindern zugleich, z. B. zu Delos (wo sie indessen doch einen eignen Tempel (Λητῷον) hatte, mit einer hölzernen sehr häßlichen Bildsäule — ein Zeugniß für das Alter des Cultes — so daß man sich des Lachens darüber nicht enthalten konnte), zu Delphi, zu Zoster in Attika und zu Megara, wo ihre Bildsäule im Tempel des Apollo stand, in Mantinea, zu Sparta. Als Stätten eines besondern Cultes derselben wer-

den erwähnt: in Macedonien unfern der Stadt Lete (wegen der Aehnlichkeit ihres Namens mit diesem Namen, hier zur Stadtgöttin erwählt), Argos (da hatte sie einen Tempel mit einer Bildsäule von Praxiteles; neben ihr die Statue der Chloris [die Blühende], die auch Meliböa geheißen [die Süßnährende], was auf eine Verehrung der Leto als Naturgöttin, als Förderin der Pflanzenwelt hindeutet), in Elis zu Amphigenia, in Lycien am Xanthus, desgleichen mehrere in Karien. Als Phytia (Zeugerin; diesen Beinamen führte auch Artemis) ward sie zu Phästos auf Creta verehrt: man feierte ihr daselbst ein Fest Ekdysia (das Ausziehefest), was sich auf einen Gebrauch bei Hochzeiten bezog. Der Grund mochte hier sein, weil Leto für die Mutter der Artemis galt, der man eigentlich das zuzuschreiben pflegte, was im vorliegenden Falle der Leto zugeschrieben wird. Eben so nennt sie Theocrit »Kinder nährend« (κουροτρόφος), wie sonst Artemis heißt, und bei ihm wünscht der Chor spartanischer Jungfrauen der Helene und dem Menelaos bei ihrer Vermählung, daß ihnen diese Kinder nährende Leto Kindersegen spenden möchte. Der böotische Mythos von der Vermählung des Zeus und der Hera stellt sie dar als wirklich »verbergende« Gottheit. (Vergl. oben S. 211.)

Praxiteles mag die Göttin wohl in idealer Schönheit dargestellt haben. Leider erfahren wir nicht, wie. Und Statuen und Bilder sind nicht auf uns gekommen.

Späterer Synkretismus vermengte sie mit einer ägyptischen Göttin, weßhalb es bei manchen Schriftstellern der letzten Periode heißt, sie wäre auch in diesem Lande verehrt worden. Aus dem, was von der ägyptischen Leto, die besonders zu Buto heilig gehalten war, Herodot erzählt, erhellt, daß selbige eine orakelnde Göttin gewesen. Darf man davon einen Schluß auf die griechische »Verborgene« machen?

---

3. Ge oder Gäa (die Göttin der Erde).

Ge oder Gäa ist ursprünglich das Gesammte der festen steinigen Theile, aus welchem unser Erdball besteht und welche die Bedingung des Entstehens und Wachsens aller Pflanzen und Thiere sind. Auf das letzte Merkmal weiset die Etymologie des Wortes hin; denn γαῖα, γάα kommt her von γάω, γέω (γένω, γίνω, γίγνω), ich bringe hervor, lasse entstehen. So ist denn Ge die Alles erzeugende Erde. Daraus erhellt, wie sie zur Verehrung kommen konnte. Man sahe aus ihrem Schooße das hervorgehen, was sie trägt, und was die Menschen und Thiere nährt. Diese Wohlthat erkannte man als die Gabe einer höhern Kraft an, und diese Kraft schrieb man der Gottheit zu, welche die Erde repräsentirte, im vorliegenden Fall einer

Göttin, weil das Wort Ge im Griechischen femininen Geschlechtes von Hause aus war und bereits existirte. Die Sprache war eher als der Cultus. So betrachtete und verehrte man sie denn als die Allgeberin (παυδώρα), Gabenspenderin (ἀνησιδώρα), als die Fruchtgeberin (ζείδωρος), als die Allmutter (παμμήτειρα) und nannte sie die Glorreiche (ἐρικύδης). Der Mythos weiß von ihr zu erzählen, wie sie der Hera zu deren Vermählung die goldenen Aepfel gebracht, d. h. geschaffen; wie sie zum Andenken an den Liebling des Apollo die Blume Hyacinthus aus ihrem Schooße habe hervorgehen lassen, wie sie die Daphne in einen Lorbeerbaum und A. in andere Pflanzen verwandelt habe. Sie macht also zuvörderst alle Pflanzen wachsen. In dieser Beziehung hatte sie in Athen Tempel und Altar gemeinschaftlich mit der Alles grün machenden Demeter (Δ. χλοίη) unmittelbar bei den Propyläen, sodann mit dem Kronos und der Rhea (den Gottheiten des Segens beim Aernten) als »olympische Ge,« und endlich auf der Burg eine Statue, die den Zeus um Regen anflehte. Eben so besaß sie in der attischen Gemeinde Phlya, unter dem Namen der großen Göttin, einen Altar neben dem Blumen spendenden Dionysos und den Nymphen des Flusses Ismenus.

Aber dann nährt sie auch. Die Ge gehörte in Athen mit zu denjenigen Gottheiten, die man an den Thesmophorien verehrte: der Herold befahl an denselben immer unter Andern auch zur Ge zu flehen, und zwar unter dem Namen Kurotrophos (der Kinder-Ernährerin, welche zum Aufziehen kräftiger Kinder die nöthige Nahrung spendete). In Sparta war ihr, außer dem sogenannten Gaseptum, ein Tempel auf dem Markte neben dem des Marktgottes Zeus und der Marktgöttin Athene, wahrscheinlich als Geberin der Früchte zum Verkauf auf dem Markte, errichtet. In Tegea hatte sie einen Altar beim Tempel der Göttin der Geburten Eileithyia, ohne Zweifel in der Bedeutung, daß sie für das neugeborne Kind Milch gäbe, und in Paträ in Achaja eine Bildsäule im Tempel der Demeter.

Nicht minder ward sie gedacht als die Kraft, Thiere und Menschen hervorzubringen. Sie schafft (zwar nach späterer Dichtung) aus dem Blute des Achelous die Sirenen. Vornehmlich sind alle Autochthonen ihre Kinder, z. B. Cecrops in Attika, Erechtheus, der erste Pflüger ebendaselbst, Hyllus, der vermeintliche Stammvater der Hylleer in den dorischen Staaten u. s. w. »Der Autochthon ist ein Gewächs des Erdbodens, auf welchem seine Nachkommen ihre Wohnsitze haben: er ist demselben entsprossen, eben so wie die Bäume und Pflanzen ihm jährlich entsprießen.«

Dann lag es aber nahe, die Ge, bei solcher selbstständigen schöpferischen Kraft, auch zur Urmutter des Göttergeschlechtes zu machen. In der Theogonie des Hesiodus spielt sie darum eine bedeutende Rolle. Selbst nach dem Chaos geboren, habe sie zuerst den Himmel gezeugt, dann die Gebirge und den Pontus (das Meer, Mittelmeer), mit dem Himmel den Ocean (den Weltstrom, der die Erde und das [Mittel-] Meer umgibt), das Hohle (Koios), das Mächtige (Kreios), den Hyperion (das oben am Himmel Hinwandeln),

den Japetus (das Herabfallen), die Thoa (das Laufen oder Fließen), die Themis (das Maaßgeben) u. s. w. Nach Sappho schon, und wahrscheinlich auch nach philosophischer, orphischer Lehre sollte auch Eros, die Bedingniß der Naturbildungen und der ganzen Schöpfung, ihr und des Uranus Sohn sein. Endlich hießen die Titanen, d. h. blind und regellos auf der Erde waltende, unbändige physische und moralische Potenzen, ihre Söhne, so wie die Giganten, Cyclopen u. A.

Weil es im Innern der Erde finster ist, und man in sie im höhern Alterthume die Todten begrub, knüpfte sich an die Ge zugleich der Begriff des Schauerlichen, Furchtbaren, Unheimlichen, Mysteriösen und das Andenken an die Verstorbenen. Ihr opferte man für die Todten an deren Todestagen sowohl, als an den Geburtstagen. Aus ihrem Schooße sollte sie nun auch manches Furchtbare geboren haben: die Erinnyen, das Gerücht, die Charybdis, die Harpyien, den Typhon, Antäus, Tityos u. A.

Sie, aus deren Tiefen die zur Weissagung begeisternden Dämpfe emporstiegen, mußte ferner selbst weissagen können. Das delphische Orakel sollte darum, so fabelte man, zuerst ihr gewesen sein (auf der Seite des apollinischen Tempels war daher noch spät ein Heiligthum der Ge); sie soll dem Kronos, dem Zeus geweissagt haben; sie versteht sich selbst auf Heilmittel und heilende Kräuter. Darum: wo man die Macht und die Hülfe unterirdischer Mächte bedarf, wird sie angerufen: z. B. bei Schatzgräbereien, bei Eidschwüren (zur Bestätigung und Verstärkung des Eides). Und (nach Hippocrates) wurde sie bei bösen Anzeichen des Himmels nebst den Heroen (als chthonischen Dämonen) als Unheil abwendende Göttin angeflehet. Aus solchem Grunde wurden ihr schwarze Lämmer geopfert. Schwarze Farben geziemten sich überhaupt für das Schwarze, Dunkle, Unheimliche der Erde.

Von ihrer äußern Gestalt nannte man sie (als Erdoberfläche) die Breitbrüstige (εὐρύστερνος), wie sie in Achaja, unweit des Flusses Crathis, verehrt wurde, oder auch die mit dem breiten Antlitz (εὐρώπη). Ja! unter letzterer Benennung kommt sie sogar als besondere Göttin vor: einmal in Böotien in Teumessus, unweit Theben, wo sie der ganzen Gegend den Namen gab, der sich nachmals über den ganzen Erdtheil verbreitet hat, und sodann auf Creta, wo der Mythos mit ihr und dem dort heimischen Zeus so lieblich gespielt.

Kunstdarstellungen von der Ge waren nicht zahlreich, und die sehr wenigen, deren Pausanias erwähnt, werden keinem berühmten Künstler zugeschrieben. Es sind auch keine auf uns gekommen. Die Ursache war eines Theils, daß die Erde ein so großes abstractes Ding ist, die sich nicht wohl als menschliche Gestalt darstellen läßt, sodann daß die Ge vielfach mit der Demeter und der phrygischen Gottesmutter, verwechselt und vermischt worden ist, so daß man wohl schon im Alterthume beide nicht unterscheiden konnte.

4. Hades oder Aïdoneus.

Der Name bedeutet den Unsichtbaren (ἀ — ϝιδής) und drückt passend die Beschaffenheit des Ortes aus, wo derselbe waltet, und wo die in die Erde geborgenen und dadurch unsichtbar gewordenen Verstorbenen als Schatten weilen sollten. Er ist auch activ genommen worden, als der unsichtbar Machende. Er nimmt die Seelen der Todten, die ihm Hermes bringt, in sein Reich auf, dessen Thore er so fest verschlossen hält, daß keiner wieder auf die lichte Welt zurückkehren kann und darf. Er spricht den Neuankommenden ihr Urtheil (als männlicher Gott wohl zunächst den Männern), was nicht abgeändert werden darf, entweder selbst oder durch seine Richter, den Minos, Radamanthys, Aeacus, zu denen Spätere auch den Triptolemus (nach eleusinisch-orphischer Legende) fügen, und herrscht über sie mit unbeugsamer Strenge. Er heißt darum unerbittlich hart, der Gewaltige, Furchtbare, Entsetzliche, der den Sterblichen Verhaßteste unter den Göttern und speciell der Schattenfürst oder im Gegensatze zur Oberwelt der unterirdische Zeus *). Weil dieß sein Reich ein besonderer Theil des Weltreiches schien, gleich dem Oberreiche und der Herrschaft über das Meer, so wußte die mythisirende Phantasie zu dichten, wie ihm solches durchs Loos bei Vertheilung der Weltherrschaft nach Kronos' Entthronung zugefallen wäre, und er ward zum Sohne dieses Vorgängers und der Rhea und zum Bruder des Zeus und des Poseidon. Als Richter und Herrscher weilt er in einem Palaste in der Unterwelt, wo er Lager und Thron mit der ihm gleichen und neben ihm herrschenden Persephone theilt. Diese seine Behausung ist fürchterlich, dumpf, voll Schreckens, so daß selbst den obern Göttern davor grauet. Er vernimmt und, den Erinnyen gleich, vollzieht er die Flüche der Sterblichen. Er wird in seinem Aeußern gezeichnet als mürrisch, düster, furchtbar anzuschauen. Wenn man ihn anrief, schlug man mit den Händen auf die Erde (in welcher er ja hausen sollte). Gemäß diesem ganzen Wesen opferte man ihm schwarze männliche Schaafe, wobei der Opfernde das Gesicht wegwand. Es liegt in der Vorstellung etwas Tragisches, Poesiereiches, und der poetische Geist der Alten hat auch nicht selten davon sehr effectvollen Gebrauch gemacht. Und selbst in ethischer Hinsicht ist sie nicht ohne Werth gewesen: sie mag manchen zum Bösen Geneigten von Uebelthaten abgeschreckt haben. Wo und wann der Cultus entstanden ist, läßt sich nicht ermitteln. Im Ganzen war derselbe sehr spärlich unter den Hellenen.

Mit der Vorstellung von ihm ging dieselbe Umwandlung vor wie mit der von der Persephone, als diese zur Kora, zur Tochter

*) Ἀμείλιχος, ἀδάμαστος, ἴφθιμος, πελώριος, κρατερός, πυλάρτης, ἄναξ ἐνέρων, Ζεὺς καταχθόνιος.

der Demeter wurde und Hades zum Gatten derselben (die er geraubt hätte). So erscheint er schon bei Hesiod. Er ist von nun an bloß noch furchtbar insofern, als durch künstlerisches Herkommen in ihm die Schrecken des Todes personificirt sind. Die jüngere Theologie ist bestrebt, die harte Grundbedeutung auch durch angenehmere Namen zu mildern, als: Pluto (der Bereicherer, theils insofern die Erde, in deren Innern er weilt, in ihrem Schooße Metallreichthum hegt, theils insofern sie Getreide spendet, den Segen der Fluren, welcher bei den Griechen als die vornehmste Quelle des häuslichen Wohlstandes angesehen ward), Klymenus (der Herrliche, wohl erst dann, als sich durch die Mysterien eine tröstlichere Hoffnung vom Zustande nach dem Tode bildete), Eubuleus (der Wohlberathende, als Gemahl der mit Hekate vermengten Persephone, die da guten Rath gibt).

Der Mythos hat von ihm nicht so häufig Gebrauch gemacht; in der Geschichte von der Kora, die spätere Dichter leider nur zu einer bloßen Liebesaffaire umgedichtet, spielt er indessen eine besonders hervorstechende Rolle. Eben so ist es mit der bildenden Kunst. Hier markirt sich der Herrscher des Schattenreiches durch stärkere Kleidung — ausgenommen, wenn er als Räuber der Kora in rascher Thätigkeit erscheint — ferner durch das in die Stirn hereinhängende Haar und sein düsteres Ansehen und unterscheidet sich dadurch genugsam von seinen Brüdern. Gewöhnlich thront neben ihm die stygische Hera, Persephone, mit entsprechendem Charakter. »Darstellungen dieser Gottheiten und der gesammten Unterwelt sind auf Vasen, Todtenurnen und Sarkophagen nicht so häufig, als man erwarten sollte: das Alterthum liebt, durch Scenen aus ganz andern Mythenkreisen heitere Vorstellungen vom jenseitigen Leben und Hoffnungen einer Palingenesie zu erwecken.«

---

5. Demeter.

All die verschiedenen Versuche, die bisher gemacht worden sind, um den Namen etymologisch aufzulösen und seine Bedeutung mit dem Wesen der Göttin in Uebereinstimmung zu bringen, sind vergeblich gewesen. Selbst die in letzter Zeit von Otfr. Müller mehrfach aufgestellte und mit Wärme vertheidigte Etymologie ($\delta\tilde{\alpha} = \gamma\tilde{\alpha}$, also $\Delta\eta\mu\acute{\eta}\tau\eta\rho$, die Erdmutter, mütterliche Erde) hat ihre Beseitigung durch Preller, Ahrens und Schömann erfahren. Und sie war noch besser, als die von $\delta\iota\alpha\ \mu\acute{\eta}\tau\eta\rho$ oder $\delta\eta\grave{\omega}\ \mu\acute{\eta}\tau\eta\rho$ u. s. w. Von dieser Seite ist also dem ursprünglichen Begriffe nicht beizukommen: wir müssen uns an die Nachrichten in den schriftlichen Quellen halten. Das Wort $\mu\acute{\eta}\tau\eta\rho$ scheint indeß sicher darin angenommen werden zu

können. Daraus ist zuvörderst zu erklären, warum es eine Göttin geworden.

Es erscheint nun Demeter zuvörderst als Göttin des Getreidebaues und der Ackergeschäfte, als die Urheberin und Fürsorgerin der milden Frucht des Feldes, welche nach der Göttin gewöhnlich Demeter's, nach der Ordnung und Milderung des menschlichen Lebens, zu welcher sie Anlaß gegeben, die entwilderte Frucht (*ἥμεροι καρποί*) genannt worden ist. So liegt denn diesem Culte der Ackerbau nach allen seinen merkwürdigen Seiten hin, mit allen seinen Wundern und Segnungen, nach seiner mysteriösen Eigenthümlichkeit wie nach seiner welthistorischen Bedeutsamkeit, zum Grunde. Und wenn der Grieche darin etwas Großes, etwas Höheres, etwas Göttliches erkannt und anerkannt hat, so können wir nur seinen Scharfblick und sein religiöses Gefühl loben. Verstehen wir daneben auch noch das ästhetische Element, was sich vielfach gerade bei diesem Culte ausgesprochen, das Poesiereiche zu würdigen, was den Mythen von der Demeter eigen ist: so muß uns derselbe, trotz einiger Auswüchse in ethischer Hinsicht, doch höchst achtungswerth und merkwürdig vorkommen.

Demeter's nächste Sorge erstreckte sich demnach auf die Bestellung des Ackers, auf das Pflügen, Säen, Eggen. Das hatte sie erfunden, das hatte sie die Menschen gelehrt. Sie hatte an die Sterblichen, die sich ihrer Gunst erfreuten, die ersten Samenkörner verschenkt und zwar zunächst von denjenigen beiden Getreidearten, welche vorzugsweise in Hellas gebauet wurden: von dem Waizen und der Gerste. Als Vorsteherin des Baues des erstern führte sie verschiedene Beinamen *). Allein der Waizen, obschon bei Homer etwas Allgemeines, ist doch nur in einzelnen Gegenden von Griechenland mit Erfolg gebauet worden: im Ganzen bedurfte es davon der Einfuhr von außen. Somit war seit ältester Zeit die Gerste die wichtigste Frucht der Demeter. Diese gab das gewöhnlichste Nationalgericht (*ἄλφιτα*) und zu den Opfern das heilige Mehl (*χριθαί, οὐλαι, οὐλοχύται*).

Aber nicht bloß dem Geschäfte des Ackerns bis zum Säen stand sie vor, sie beschützte auch das Getreide auf dem Felde, hatte das Aernten, Einspeichern, Dreschen, Mahlen, Verbacken gelehrt **). Und nicht allein jene beiden Getreidearten, nein! nicht minder den Mohn, die Hülsenfrüchte, namentlich die Bohne, die Küchen- und Gartengewächse, die Gemüse, die Baumzucht, den Obstbau umfaßte der Kreis ihrer Wirksamkeit, mindestens in einzelnen Landschaften. So wollten die Phytaliden (sogenannte Nachkommen des erdichteten

---

*) *Φιλόπυρος, εὔπυρος, πυροφόρος, σπερμώ.*

**) Daher die Beiwörter: *ἀμαία* (Mäherin), *ἀμαλλοτόκος, ἀμαλλοφόρος, ἰουλώ, ἐπόγμιος, ἄλῶας, εὐαλωσία, ἰμαλία, ἰμαλίς* oder *σιμαλίς, σιτώ, μεγάλαρτος, μεγαλόμαξος, ἀζηςία, σπερμείη, σωρῖτις, ἁλιτηρία.*

Phytalos, d. i. Gärtners, die sich mit dem Bau der Feigen abgaben) in Attika aus ihrer Hand die erste Feige erhalten haben. Demeter ist im weitern Sinne so Spenderin des vegetabilischen Segens überhaupt*). Sie kommt insofern nahe dem Kreise des Waltens des Dionysos, der, wie wir sehen werden, auch aus dem speciellen Weingotte zum Horte der veredelten Baumfrucht und der saftigen Nahrung, des Obstes, und der derartigen Bäume geworden ist. In mehreren Einzelheiten theilte sie wieder mit andern Gottheiten das Gebiet ihrer Wirksamkeit: als z. B. mit dem Zeus (φύτιος, φυτάλμιος, φυτουργός, γεωργός, ἐπικάρπιος, ἐπιδώτης, μυλεύς, μυλάντειος) in Bezug auf allgemeine Fruchtbarkeit und die specielle der Früchte, des Segens auf dem Felde und in der Mühle, mit dem Apollo, der den Brand im Getreide senden und abhalten kann (ἐρυσίβιος), mit dem heiße und milde Strahlen sendenden Helios. Denn auch sie ist es, welche mittelst der Sonnenstrahlen die jungen Aehren zur Reife bringt, den schädlichen Mehlthau von ihnen abwehrt**). Ferner ward neben ihr, in Bezug auf das Reifen des Getreides, ein besonderer Dämon verehrt, Hadreus (der Reifende), in Bezug auf das Mahlen die Göttin Nostos oder Eunostos oder Himalis. Sonderbar, daß weder der Cultus, noch der Mythos sie mit dem Gotte Kronos in Verbindung gebracht hat. Es kann dieß nur zufällig sein. Aber den Nymphen stand sie nahe, insofern selbige ebenfalls, aber durch Feuchtigkeit und Nässe, die Fruchtbarkeit der Gewächse fördern. In dieser Rücksicht hieß Demeter ὀμπνία, so wie die Nymphen.

Hiernach wurden ihr mehrere betreffende Feste gefeiert: die Proerosien (beim Beginn der Ackerzeit), die Episkaphia (beim Eineggen des Getreides), die Chloen (beim Grünen der Saat), die Haloen (das Tennenfest) und die Thalysien (beim ersten Brodbacken).

Dieß der eigentliche, der engere Wirkungskreis der Göttin. Weiterhin erhielt sie dazu, als damit verwandt, die Obmacht über die Schaafzucht und trat mithin in Gemeinschaft mit Hermes (Nomios oder Epimelios), mit Pan, mit Apollo (Nomios und Epimelios), mit Aristäus, oder auch hier mit Zeus (Melosoos) und mit den Nymphen (Epimelides).

Im Allgemeinen stellt sich Demeter so als eine wohlwollende, liebliche, freundliche Göttin dar, die denen, welchen sie wohl will, die sie mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit und Achtung behandeln, mit reicher Aernte, mit Ueberfluß segnet. Doch konnte sie auch zürnen und hieß dann (bei den Arkadiern) Erinnys. Sie gab dieß Zürnen kund durch Mißwachs, oder durch Erweckung des Heißhungers in den betreffenden Individuen, z. B. beim Triopas oder Ery-

*) Εὔκαρπος, πολύκαρπος, καρποφόρος, ἀγλαόκαρπος, παμπανώ, σταχυητρόφος.

**) Ὡρηφόρος, χλόη, ἐλήγηρις, καῦστις, ἐρυσίβη, ἴγλοος, χλοηφόρος.

sichthon, oder des Ekels vor jeder Speise. Den deßfallsigen Mythen lag gewiß etwas Wahres zum Grunde, nehmlich daß gewisse Menschen wirklich etwas dieser Art betroffen hat, was man dann für eine Strafe der Göttin ansahe.

Weil die Früchte des Feldes den Menschen nähren, ihm Kraft geben, und insbesondere das Mittel zum Wachsthum der Jugend sind, so ist auch Demeter die Freundin der Kinder (παιδοφίλης) und die Ernäherin der Jugend (κουροτρόφος) und Pflegerin derselben zu kräftigem Gedeihen. Auf diese Eigenschaft bezog sich manch kirchlicher Gebrauch. Z. B. die neugebornen Kinder legte man in die Wurfschaufel (das Symbol der Demeter-Nahrung) oder gab den Wiegen die Form eines solchen Instrumentes: man glaubte ihnen dadurch ein besseres Gedeihen, ein kräftigeres Wachsthum zu sichern. Aus derselben Veranlassung wurden die eleusinischen Gottheiten häufig als Heilgötter verehrt und mit Asklepios zusammengestellt. So hilft Demeter einst einem Fieberkranken. Und ein Gesundbrunnen zu Paträ war der Demeter heilig.

Die Aernte und dann wieder das Säen ist an bestimmte Zeiten gebunden und die Arbeiten des Landmannes bedingen die übrigen Verhältnisse: die politischen, die häuslichen, die ehelichen. So kommt Gesetzlichkeit, Ordnung ins menschliche Leben. Die Geschäfte des Feldes geben (φέρειν) insofern gleichsam Gesetze (θεσμούς), folglich auch Demeter, die Urheberin des Ackerbaues. Sie ward daher als Thesmophoros (Gesetze gebende, Gesetzlichkeit und Ordnung gestaltende Göttin) betrachtet und verehrt. Mit Recht macht Preller in dieser Beziehung auf folgende Umstände aufmerksam: »Aristoteles sagt, die ältesten Landversammlungen seien nach der Aernte gehalten worden, so wie es meistens in Gegenden, wo der Ackerbau vornehmlichste Beschäftigung ist, zu geschehen pflegte. Wenn das Korn eingefahren ist, hat der Landmann freie Stunden. — — Daraus erklärt sich die Zeit der meisten National-Versammlungen und National-Spiele in griechischen Landschaften: Olympien, Nemeen, Panathenäen: sie fallen alle gegen Anfang unsres Juli, wenn die Aernte vollendet zu sein pflegte. Wahrscheinlich wurden sie mit Opfern an die Demeter eröffnet. Wirklich ihr geheiligt, ihr und dem Zeus (der dann des Rathes Vorsteher ist) waren die achäischen National-Versammlungen zu Aegium und die böotischen Homoloen. Am deutlichsten aber tritt dieses ganze Verhältniß hervor bei den herbstlichen (ursprünglich wohl einzigen) Versammlungen der phocischen Amphiktyonie, die unter den Schutz der Demeter Pyläa gestellt war und mit Opfern an dieselbe angefangen wurde.« Auch anderwärts ist Demeter eine solche Göttin der Versammlung, z. B. bei den Triopien der Dorier in Kleinasien, und sonst mancher Communal-Versammlungen.

Hieran hat sich gewiß der Sinn für gesetzliche Ordnung überhaupt entwickelt. Man lernte das Gute, das Wohlthätige, das Göttliche derselben erkennen und schätzen. Die Folge davon war, daß man selbe ebenfalls als eine Anordnung der Demeter betrachtete, diese unter gleichem Namen (θεσμοφόρος), aber in weiterm, allgemei-

nerm Sinne verehrte, dergestalt, daß sie zu einer sittlich-politischen Göttin emporstieg, doch so, daß man das Alles an die Vorstellung vom Ackerbau anknüpfte, und nicht mit Unrecht. Denn »der Ackerbau ist das fruchtbarste Princip der Humanität, ein Anfang allseitiger Veredlung, die Grenze zwischen dem unstäten, allen Zufällen menschlicher Laune und natürlicher Regellosigkeit hingegebenen Leben der Nomaden und zwischen dem auf festen Sitz und gesetzliche Vereinigung und Beschirmung der Einzelnen begründeten Wohlstande des Volkes. Dieses ist eine der gewöhnlichsten geschichtlichen Erfahrungen, welche auch die Griechen frühzeitig an sich gemacht und eben in dem Culte der Demeter Thesmophoros niedergelegt hatten.« Aber es zeugt doch immer von erhöhtem Denken, von allgemeiner Abstraction, und ist darum kein gewöhnliches Moment in der Culturgeschichte eines Volkes. Ja! es wurde dieses Moment sogar bei dem Cultus der Demeter in Anwendung gebracht. Diodor von Sicilien meldet, daß man in Syracus beim Feste der Göttin, die dort mit besonderer Andacht verehrt wurde, durch mimische Darstellung das anfängliche hülflose Leben der Menschen vor dem Genusse der Demeterfrucht und der Erfindung des Ackerbaues zur Anschauung gebracht habe. Eben so ward beim gymnischen Wettspiel in Eleusis an die Freude der über den ersten Genuß der Cultur-Frucht gestärkten und erhobenen Menschen erinnert, und bei Hochzeiten sogar wurden in einer Schale Eicheln, die gewöhnlich als älteste Nahrung der in Wäldern und als Nomaden lebenden Völker angegeben werden, neben der Demeter-Frucht in der Gesellschaft herumgereicht zur Erinnerung an die kümmerliche Armuth der Zeit vor, und an die Segnungen der Zeit nach Ankunft der Demeter, d. h. nach der Einführung des Ackerbaues.

Das führt uns zu einer anderweitigen verwandten Idee hinüber, die sich ebenfalls an den Demeter-Dienst, auch schon in seiner Ursprünglichkeit, anschließt, logisch indessen mit jener näher verbunden ist, nehmlich daß die Göttin als dasjenige höhere Wesen betrachtet ward, welches Gesetzliches ins ehelich-gesellschaftliche Leben gebracht, welches Einen Mann an Ein Weib bindet, welches ebenbürtige Kinder erzeugen heißt, die unordentliche, ungesetzliche, wilde Ehe hassen lehrt, Untreue in der Ehe meiden heißt. Einen bestimmten Gebrauch (θεσμὸν) der Art lernen wir aus Plutarch, wenn er Neuvermählte an die altväterliche Satzung erinnert, die ihnen die Priesterin der Demeter eingeschärft habe, wahrscheinlich nichts Andres, als Ermahnung zu ehelicher Keuschheit und zur Erfüllung des Zweckes der Ehe; denn dieses Beides war überhaupt die nächste Wirksamkeit der thesmophorischen Demeter in jener eingeschränkteren Beziehung: einmal Fruchtbarkeit, und Zeugung und Geburt und Zucht der Kinder, sodann wirkliche feste Verbindung und treues Zusammenleben mit dem Ehegenossen, als der Anfang und die allgemeine Bedingung des civilisirten Lebens in der menschlichen Gesellschaft. »Nicht Liebe überhaupt erregte und förderte sie gleich der Aphrodite: nur die treue Turteltaube war ihr angenehm; nur die Liebe des ehelich verbundenen Paares erfreute sich ihrer Segnungen.« Darum bittet bei Alciphron ein

Mädchen die Demeter um einen Gatten; bei den eleusinischen Göttinnen ward eheliche Treue beschworen. Die Göttin tritt hier ganz nahe zur Hera heran; diese ist indessen zumeist bloß und ursprünglich die Göttin der Hochzeitfeier, der äußern ehelichen Zucht. Demeter ist mehr das warme innere Gefühl reiner stiller, aber doch dabei thätiger und pflichttreuer weiblicher Passivität. Sie ist durchaus Mutter (ἡ μήτηρ) im eigentlichsten Sinne des Wortes, repräsentirt das mütterlich-weibliche Geschlecht nach seinem ganzen Kreise von Pflichten und Passivitäten. Dieß ganze Verhältniß hat etwas so Ansprechendes, so Anziehendes, so Liebliches, so Wohlthuendes; es liegt in dieser Resignation, verbunden mit Thatkraft und Regsamkeit des von Pflichtgefühl getriebenen Willens so viel Hohes, Schönes, Göttliches, daß man glauben möchte: hier wäre der Anfangspunct des Cultes der Demeter zu suchen. Könnte man nur nachweisen, daß die Vorsylbe Δη vielleicht nichts weiter wäre als τη = ἡ (der Artikel femininen Geschlechtes). Wie schön würde dazu passen ἡ χόρα! Jene würde das mütterliche Verhältniß, dieses das der Tochter zur Mutter überhaupt darstellen unter den Menschen! Und daß diese Idee mit der ersten, der agrarischen, auf das engste zusammen hängt, geht — so erinnert mit Recht Preller — aus mehreren Ausdrücken für die Bearbeitung des Feldes hervor, die im Griechischen im übergetragenen Sinne von dem oben angegebenen Verhältnisse der Menschen gebraucht werden.

Daraus leuchtet nun zugleich die Entstehung der Demeter-Mysterien ein. Der Trieb zur Ehe, der Zweck der Ehe, das Eingehen derselben ist ein Mysterium an sich selbst. Wir haben es uns nicht selbst zur Pflicht gemacht, sondern es liegt in uns von Hause aus, entsteht ohne unser Zuthun. Das Ganze hat etwas Geheimnißvolles und soll nach der göttlichen Anordnung auch etwas Geheimnißvolles bleiben; daher die Keuschheit, die Züchtigkeit, Schamhaftigkeit den Menschen, besonders dem weiblichen Geschlechte, von Natur gegeben ist, die dergleichen Dinge mit Zurückhaltung behandelt und mit verschwiegener Verborgenheit. Auch ist es der menschlichen Natur ganz angemessen, sich über derlei Sachen nicht ausführlich und des Breiten belehren, sondern durch Symbole nur darauf hinweisen zu lassen. Schweigsam sein, keine Worte machen ist hier ganz an rechter Stelle. Es ist also wohl zu erklären, wie der Grieche von selbst — er hat die Mysterien nehmlich selbst erdacht; sie sind in Griechenland selbst entstanden; er hat sie nicht erst von auswärts entlehnt — darauf gekommen ist, darauf hat kommen können, Institute der Art zu begründen, so zu begründen, wie sie uns sich zeigen. Und weil sie mit der Religion in Verbindung gebracht worden sind, so muß man auch dafür halten, daß diese Mysterien ursprünglich wirklich etwas Heiliges, etwas Hehres, etwas Achtung und Scheu Erweckendes gehabt haben, daß selbst das Vorzeigen von Symbolen, die wir für unanständig halten — was notorisch stattgefunden — erwachsenen und wohl meist verehelichten Personen mehr eine Anre-

gung zur Erfüllung ihrer Pflichten als eine bloße Anregung zu sinnlicher Lust gewesen ist.

Dabei hielt man aber immer das agrarische Element fest. Es war ja der innigste Zusammenhang, die größte Aehnlichkeit zwischen dessen und den menschlichen Verhältnissen. Auch liegt ja im Keimen und Wachsen und Befruchten der Gewächse ebenfalls etwas höchst Geheimnißvolles. So kann man sich's denn erklären, warum im Demeter-Cult und namentlich in den Mysterien derselben beide Elemente, das physische wie das humane, gleiche Geltung haben, beide sich so durchflochten und durchdrungen haben, daß keines ohne das andere gedacht worden ist. Das thut sich kund im Cultus wie in den Mythen: im Cultus, insofern Freudenfeste, der Demeter zu Ehren, zu Anfang des Frühlings gefeiert wurden, wenn der Frühling die Saaten aus der Erde hervorsprießen machte, und Trauerfeste, wenn im Herbste der Samen in die Erde geborgen ward und die Fruchtbarkeit in der Natur verschwand. Einer griechischen Mutter erschien das ein Bild ihres eigenen Verhältnisses, wenn sie eine Tochter (κόρη) groß gezogen hatte, und diese ihr, nach heimischer Sitte, durch einen Liebenden geraubt wurde. Dann suchte sie sie wohl ängstlich und trostlos und traurig, bis sie sie wieder gefunden, bis sie wüßte, wo sie geblieben, wem sie zu Theil geworden. Hier ist Kora noch von ganz unbestimmter Bedeutung: sie repräsentirt das jungfräuliche, zur Ehe reife Geschlecht, das die Mutter (repräsentirt von der Demeter) groß gezogen.

Andrerseits kommt dem Bergen des Samens in die Erde das Beerdigen der Todten im menschlichen Leben gleich; denn bei den ältesten Griechen war dieses, noch nicht das Verbrennen, im Gebrauch. So brachte denn die poetische Combinationsgabe der Griechen auch das mit einander in Verbindung. Jene Trauerfeste über das Verschwinden der Fruchtbarkeit und der Zeugungskraft der Erde wurden nun zugleich zu Beerdigungs- oder Todtenfesten, an welchen man sich des Sterbens überhaupt erinnerte, an welchen man die mordende Göttin (Περσεφόνη von πέρθειν, vernichten, und φόνος, tödten) und den Gott der Unterwelt, den Unsichtbaren (Hades oder Aïdoneus), versöhnen müßte, um nicht bald ein Opfer ihres Zornes und ein Bewohner der Unterwelt zu werden. Und an jenen Freuden- oder Frühlingsfesten glaubte man, wie oben das Verlorene wiedergefunden, so hier das Todte wieder lebendig geworden, und es knüpfte sich daran die, wenn auch entfernte, Hoffnung auf ein zweites, auf ein fröhlicheres, seligeres Leben nach dem Tode. Solche Vorstellungen gingen natürlich in den Cultus der Demeter, vornehmlich in die Mysterien über; denn auch die Vorstellungen von einem andern Leben haben bei der Ungewißheit desselben etwas Mysteriöses, auch in der Mythologie. Und so wurde die freundliche, jungfräuliche, bräutliche, zur Ehe eben reife Kora zur düstern, unfreundlichen Gattin des Herrschers des unterweltlichen Todtenreiches, zur Persephone, und Persephone natürlich zur Tochter der Demeter, die selbige vom Zeus (als dem höchsten Gotte

oder dem Förderer der allgemeinen Fruchtbarkeit in der Natur) geboren habe. So wird sie denn zur unterirdischen (χθονία), wie sie namentlich zu Hermione in Argolis hieß, von wo derselbe Cult nach Sparta gewandert war. Wenn wir diese Eigenschaft der Demeter hier zuletzt aufführen: so darf man nicht denken, daß sie die *späteste* ist, daß sie erst in *letzter* Zeit entstanden. Sie hängt dessenungeachtet mit den übrigen so zusammen, daß man nicht irrt, wenn man sie der Zeit nach mit jenen zugleich entwickelt denkt. Hier kam es nur darauf an, die Eigenschaften der Demeter erst in logischer Folge zu entwickeln. Sie war Göttin des Todes so sehr, daß man zu Athen die Todten sogar die Demetrischen nannte; bei Leichenbegängnissen wurde ihr zu Athen, zu Sparta u. a. O. regelmäßig ein Opfer gebracht. »Die Todten erscheinen dabei offenbar als etwas dem Erdboden wie eine Aussaat Anvertrautes, und Demeter wird gedacht nicht wie die bloße Ackergöttin, sondern wie die Macht der bergenden Tiefe, welche bewirken kann, daß dem Begrabenen die Erde leicht und die Stätte ruhig sei, oder auch nicht.« Sie konnte auch hier zürnen, Erinnys sein. Darum brachte man ihr Todtenopfer, Sühnopfer für sich und die Seinigen hinsichtlich eines ruhigen Todtenschlafes und für Erreichung eines seligen Zustandes nach dem Sterben. So war die Demeter ganz und gar in den Kreis der chthonischen Gottheiten eingetreten: sie stand mit der Persephone, dem Hades auf einer und derselben Stufe. Sie vernichtet eben sowohl das Leben der Menschen wie die Vegetation in der Natur, als sie jenes schafft und aus der Erde emporsendet, und der chthonische Zeus, jetzt *eigentlich* ihr Begleiter, ist nun ebenfalls zur abstracten Naturregel geworden, daß zu einer bestimmten Zeit die Pflanzenwelt absterben müsse, um zu einer andern wieder emporzukeimen. Aber auch der Erdgöttin (Ge), die Aeschylus gleichfalls eine chthonische nennt, insofern sie die Todten birgt, war sie nahe befreundet.

Fragen wir nun, wo in Hellas der Demeter-Cult möchte seinen Anfang genommen haben, so dient zur Antwort: gewiß nicht im oberen, nördlichen, gebirgigen, zum Ackerbau nicht wohl geeigneten; weßhalb auch die Demeter so wenig der epischen Poesie, selbst noch nach der dorischen Wanderung bekannt ist. Homer muß hier als Repräsentant gelten, und von dem wird die Göttin nur wenig genannt. Sie spielte also in dem Kreise der olympischen Götter, der sich im Norden von Griechenland gebildet, eine sehr zurückgezogene Rolle. Vielleicht kam dazu auch das etwas finstere Wesen der Göttin, wie sie einerseits gedacht wurde, das den des Ergötzens beflissenen Dichtern und ihrem Publikum weniger zusagte. Der Demeter-Dienst ist also wahrscheinlich in dem Süden von Griechenland entstanden, wo es viele Ackerflächen gab, wo der Landbau vorzugsweise betrieben wurde, vorausgesetzt, daß er daraus sich unmittelbar hervorgebildet. Freilich eine *bestimmte* Stätte läßt sich nicht angeben: selbst Attika, selbst Eleusis dürfte es nicht sein, wenn auch die Sage beide als solche Plätze bezeichnet.

Fragen wir nach der *Zeit*, *wann* der Dienst wohl entstanden?

so kann es nach dem Zeugnisse eines Herodot und nach den darauf gebauten schönen Forschungen eines Otfr. Müller's, Preller's keinem Zweifel unterliegen: schon in sogenannter pelasgischer Zeit, vor der dorischen Wanderung. Meldet doch der erstere ausdrücklich von einer Weihe der Demeter Thesmophoros in Argolis, welche angeblich die Töchter des Danaus gestiftet hätten: daß, als die frühern Bewohner von den Doriern vertrieben wurden, die Weihe unterging, und nur die übriggebliebenen Peloponnesier und die nicht vertriebenen Arcadier setzten sie fort. Die kriegerischen Dorier hatten anfänglich gewiß keinen rechten Sinn für Ackerbau und für die Feier des betreffenden Cultes. Nachmals haben sie ihn aber doch auch angenommen, als er sich wieder empor raffte und geltend machte. Nun wurden sie selbst zu Trägern dieses Dienstes nach Kleinasien (man denke an die Triopien der dorischen Hexapolis), nach Sicilien u. s. w. An einzelnen Stätten, wie z. B. in Megara, scheint er auch von der dorischen Bevölkerung von Anfang an nicht vernachlässigt, sondern mit sorglicher Pflege gehegt worden zu sein. Unter den Joniern in Attika war er damals schon förmlich heimisch, namentlich müssen die eleusinischen Mysterien schon geblühet haben; denn sie wanderten mit nach den kleinasiatischen Colonien.

Aber den rechten Aufschwung, seine Glanzperiode gewann der Dienst nach dieser Zeit. Da trat er nicht bloß wieder hervor an's Licht in den Gegenden, wo er zurückgestellt und verdunkelt worden war, sondern er erhielt auch in manchen Colonien der Griechen, z. B. auf Sicilien, wo der Ackerbau zu solcher Blüthe gedieh, einen ungewöhnlichen Namen. Seitdem finden wir Demeter-Dienst fast überall, wo Hellenen wohnen. Und nun beginnt auch der Mythos mehr und mehr über das Ganze zu walten und vortreffliche Producte hervorzubringen. Es liegen ja in dem Ganzen so viel herrliche poetische Elemente, die nur angebauet, ausgesponnen, entwickelt zu werden durften, um wahrhafte Kunstwerke abzugeben.

Zwar bei Homer erscheint die Mythologie der Demeter noch sehr dürftig und dünn, zum Verwundern dünn. Er gedenkt der Göttin nur gelegentlich, bloß in der Einen Eigenschaft als Ackergöttin, so daß man mit Sicherheit behaupten kann, er habe sie nur von dieser Seite gekannt. »Im frischen Acker buhlt sie auf Creta mit dem Geliebten; unter den Aerntenden legt sie selbst die rüstige Hand an; die Getreidespeise ist ihre Speise, die Waizenstadt ihre Stadt, sie also immer nur die Urheberin und Vorsteherin der jährlichen Geschäfte des hellenischen Landmannes.« Alles sehr nackt und fast zu kahl für das reiche dichterische Material. Vom Raube der Kora noch kein Wort, keine Andeutung des mysteriösen Elementes im Cultus. »Zwar heißt Demeter die Geliebte des Zeus und Persephone die Tochter des Zeus; allein worauf es doch ankommt, daß Persephone bestimmt auch die Tochter der Demeter genannt werde, dieses findet sich nicht.« Und überdieß führt die homerische Persephone diesen ihren Namen (= Würgerin, Vernichterin, durch den Tod Verderben Bringende) in der That: sie ist dem Dichter völlig und ohne Neben-

bedeutung das, wonach sie benannt ist. Wo bleibt also da die Kora?

Mehr weiß der böotische Sänger vom hellenischen Festlande, Hesiodus. Er erzählte bereits (Fragm. 154. Göttl.), daß die eleusinische Demeter die von Salamis vertriebene kychreïdische Schlange (das Symbol der Erde) bei sich aufgenommen und zu ihrer Dienerin erhoben habe. Ferner: In seinen Vorschriften für den Landmann gebietet er diesem, wenn er pflüge, zum chthonischen Zeus und der hehren Demeter zu beten, daß sie ihm die Flur segnen möchten. Und dieser chthonische Zeus ist kein anderer als der Aïdoneus, von welchem er in der Theogonie singt: »Zeus nahte dem Lager der Allernäherin Demeter, und sie gebar ihm die schöne Persephone, die Aïdoneus der Mutter hinwegraubte.« Das ist das Grundthema vom Raube der Kora. Und Hesiodus wird es nicht erst erdacht: er wird es schon vorgefunden und als ein Vorgefundenes behandelt haben. Uebrigens findet man auch bei ihm die der Natur der Demeter ganz entsprechende Genealogie, daß die Göttin die Tochter des Kronos (des Reifers) und der Rhea (des Segens) sein sollte, d. h. ihr Dienst war veranlaßt worden durch den Aerntesegen.

In der darauf folgenden Zeit waren es besonders die Eleusinien, welche einen außerordentlichen Glanz, eine außerordentliche Berühmtheit erlangten. So wurden sie natürlich auch und dieser ihr Cultus der hauptsächlichste Gegenstand der Demeter-Mythologie. In dem homerischen Hymnus liegen uns die wahrscheinlich ältesten Nachrichten darüber bereits in einer Weise vor, die uns zeigt, wie die poetische Natur der Griechen dergleichen schöne Stoffe nicht bloß zu erfinden, sondern auch würdig auszuschmücken und des Weitern darzustellen vermochte. Das mag uns Veranlassung sein, über dieß merkwürdige und unter allen Festen seines Gleichen gefeiertste Institut in möglichster Kürze zu berichten.

Die Eleusinien haben ihren Namen von dem Orte in Attika Eleusis, der diesen Namen wahrscheinlich von dem Kommen oder Gehen oder Ziehen (Ἔλευσις von ἐλεύθω) der Athenienser nach dem Orte zur Begehung der religiösen Weihen daselbst führte. Er lag an einer Meeresbucht nördlich über Salamis. Die fruchtbaren Ebenen in seiner Nähe, die kleinere, rarische nordwestlich, die größere, thriasische östlich, hatten gewiß schon frühzeitig zum Ackerbau Anlaß gegeben und wegen seiner Ergiebigkeit zur Verehrung der chthonischen Gottheiten, namentlich der Demeter und der Persephone, zu welchen nachmals, wegen des ebenfalls eingeführten Wein- und Obst- und Gartenbaues, Dionysos unter dem Namen Jakchos hinzukam. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß seit der Gründung Athens die betreffenden Verhältnisse zwischen dieser Stadt als Metropolis und Eleusis statt fanden. Jene Etymologie des letztern Namens zeigt das deutlich, und die Sage von einem eleusinischen Kriege und einer in Folge dessen geschehenen Auseinandersetzung dürfte nur aus den spätern, durch Observanz, Tradition und Gesetze bestimmten Rechten der verschiedenen bei der Festfeier fungirenden Priester hervorgegangen

sein. Alle Jahre nun — so wenigstens seit Herodot's Zeiten — feierte man ein solennes Fest, die großen Eleusinien — so genannt zum Unterschiede von den kleinen, die man in Athen selbst beging, und zwar im Frühjahre zur Freude über die Rückkehr des Frühlings und damit der Fruchtbarkeit in der Natur — im Spätjahre, im Monate Boëdromion, vom 15. dieses Monats an, länger als eine Woche: durch Vorbereitungen, Opfer, Reinigungen und Sühnungen, Tänze, Lieder, Umzüge, nächtliche Orgiasmen, Einweihungen. Am merkwürdigsten dabei war die solenne Procession von Athen nach Eleusis (am 6. Tage nach Preller's Ansicht). Viele Tausende nahmen an derselben Theil. Priester, Obrigkeiten, die Schaar der Eingeweihten, mit Myrte und Eppich bekränzt, führten Aehren und Ackergeräth und Fackeln in der Hand; denn der Zug scheint gegen Abend von Athen ausgegangen zu sein, so daß man mit einbrechender Dunkelheit anlangte. Wahrscheinlich nahm derselbe seinen Anfang bei dem Eleusinium in Athen, ging durch »das heilige Thor« (Dipylon) auf »der heiligen Straße« den vier Stunden langen Weg, wobei unterwegs, namentlich bei der Brücke über den Cephissus bei Athen allerhand Mummenschanz und Possen getrieben, auch wohl Zoten gerissen wurden, wie sie bei den Dionysos- und Demeter-Festen durchgängig üblich waren und gleichsam nothwendig zur Feier erschienen. An Ort und Stelle (der thriasischen Ebene?) angelangt, blieb man die ganze Nacht wach und feierte wohl diese und auch die folgenden Nächte mit Fasten und mit Suchen und Trauern um die verschwindende oder verschwundene Fruchtbarkeit (symbolisch: mit Darstellungen des Suchens der Demeter nach der verschwundenen Tochter). Daneben oder darnach wieder allerhand Possen und Neckereien, die auch wohl unanständiger Art waren. Endlich geschah der Genuß des Mischtrankes, bestehend aus Mehl, Wasser und Polei: er bildet den Uebergang vom Fasten zum gewöhnlichen Essen wieder, »von der Trauer zur Freude, vom Suchen zum Finden, von dem Affecte des wilden Schmerzes, den die Eingeweihten der suchenden Deo oder Demeter noch empfanden, zu denen des Genusses und der seligen Anschauung, da die Göttin ja nun die Tochter wiedergefunden habe, aus dem Dunkel ihrer Verborgenheit wieder an's Licht zurückkehre, den Aeckern ihren Segen und den Menschen die tröstende Anschauung ihrer Mysterien spende. So werden wir uns denn auch die nun noch folgenden Gebräuche im Allgemeinen als den früheren entgegengesetzt, heitern und freudigen Charakters zu denken haben, vielleicht am besten so, daß die Längst-Eingeweihten, die Epopten, nun jene beseligenden Eindrücke empfinden, von welchen so oft die Rede ist, die übrigen Mysten aber die wiedergefundene Persephone, den Triptolemus und seine Stiftungen feierten. Das Ganze schloß mit einer Wasserspende, welche aus eigenthümlichen Gefäßen dargebracht wurde, von denen man mit dem einen gegen Aufgang, mit dem andern gegen Niedergang libirte.«

Der Mittelpunct des Festes in Eleusis selbst war ohne Zweifel der dortige Tempel der Demeter, und der damit verbundene um-

friedigte, mit Gebäuden besetzte Hof (ὁ μύστικὸς σηκός, τελεστήριον, μέγαρον, ἀνάκτορον), seit Pericles' Zeiten ein Gebäude von bedeutender Größe, das später wohl noch anderweitig vergrößert wurde. Hierselbst wurden den eigentlichen Eingeweihten, Epopten (Anschauern), hauptsächlich Anschauungen gewährt, als z. B. das heilige Drama, welches mit größter Pracht und höchstem Glanze dargestellt ward. Diese Weihen oder Festlichkeiten dauerten mehrere Tage: es war eine Darstellung mimisch-symbolischer Art, ein mysteriöses Drama, eine Vorstellung der ganzen heiligen Geschichte von der Demeter und Persephone und Jakchos dadurch, daß man dabei theils agirte, theils Dinge vorzeigte, theils sprach, welches letztere indessen nur als liturgische Ausrufungen, Hymnengesang und dergleichen und als ein Sprechen während des Agirens und bei demselben aufzufassen ist, nicht als selbstständige ununterbrochene Vorträge. Die Aufführungen geschahen durch verschiedene dabei angestellte Beamte: durch den Hierophanten (eigentl. Vorzeiger der Heiligthümer), Daduchen (Fackelträger) und den Hierokeryx (heiligen Herold). Es werden besonders schöne Melodien und Gesänge erwähnt, welche der Hierophant zu besorgen hatte: d. i. Ausrufungen, Hymnen, Liturgien, Klaggesänge der Göttin über den Verlust ihrer Tochter. Denn die Geschichte mit dem Raube der Kora ward hier förmlich gegeben. Dann wird aber immer ein plötzlicher Uebergang vom Dunkeln zum Hellen, von der Angst zur Freude, von der beklemmendsten Aufregung zur seligsten Anschauung und Beruhigung und zur frohesten Hoffnung, selbst nach dem irdischen Leben, hervorgehoben. Einigen Andeutungen zufolge bei einigen alten Schriftstellern scheint es, wie wenn die Eingeweihten, welche schauen durften, durch die Schrecknisse des Tartarus in's Elysium geführt wurden. Womit noch eine Art von Weihe verbunden gewesen zu sein schien, die Uebergabe von Mysterien, d. h. gewisser heiliger Gegenstände, die man nicht nennen und ausplaudern durfte, welche theils Symbole der Segnungen und Geheimnisse der eleusinischen Gottheiten, theils eine Art Reliquien waren. Sie wurden den Einzuweihenden oder den Eingeweihten des erstern Grades, den Mysten, bei der Einweihung gezeigt, von ihnen berührt, geküßt u. s. w. Es muß zugestanden werden, daß jene Gebräuche keineswegs bloße äußere Gebräuche gewesen seien, daß sie einen Sinn hatten, daß sie mächtigen Eindruck auf die Sinne und dadurch auch energische Wirkung auf Geist und Gemüth mögen geäußert, manches religiöse Herz erhoben, erbauet, gekräftigt, auch wohl durch die Reinigungen und Sühnungen und Ausweisungen über der Aufzunehmenden Moralität selbst ethischen Einfluß gehabt haben. Daraus läßt sich erklären, wie das Institut so in Aufnahme kommen, so berühmt werden konnte nicht bloß im Inn- sondern auch im Auslande, daß nachmals selbst Fürsten und vornehme Römer es nicht für einen Raub hielten, Theilnehmer zu werden, daß sich die Eleusinien weithin über Griechenland und seine Colonien verbreiteten und andern Mysterien ebenfalls aushalfen und eine größere Weihe gaben, indem man dieses oder jenes von ihnen darauf übertrug.

Andrerseits ist aber auch nicht zu vergessen, daß die Feier zu lange währte, zu viel Zeit, Geldaufwand erforderte, wie er gar nicht im Verhältniß zur Sache stand, daß viele Spielereien dabei vorkamen, Dinge selbst gezeigt und gegeben und gethan wurden, von denen sich die Schamhaftigkeit und ein gesunder Sinn unmuthig hinweg wendet, daß das Gepränge doch im Ganzen viel zu äußerlich war, mit der Zeit auch wohl seine eigentliche Bedeutung verlor und zur leeren Form hinabsank. So konnte denn schon Alcibiades und seine frivolen Genossen diese Mysterien verspotten, und was er that, war gewiß nicht bloß seine einige Ansicht, sondern überhaupt der Gebildetern, Aufgeklärtern. Darum war es vornehmlich einer der Haupt-Puncte, auf welchen späterhin die christlichen Apologeten ihre Angriffe lenkten, und mit Recht lenken konnten.

Wir kehren zum eigentlichen Gegenstande zurück! Bei jener Berühmtheit der eleusinischen Mysterien mußte sich insbesondere die Mythologie dieses Gegenstandes bemächtigen und ihn um so vielfältiger anbauen, je berühmter er war, je mehr er hervorstach. Der Kreis der eleusinischen Sagen in Bezug auf Demeter ist daher sehr groß. Es treten besonders folgende Personen dahinein: Triptolemus (d. i. der Trescher von τρίβω, das personificirte Dreschen; er hatte nehmlich in der Nähe von Eleusis eine Tenne; darum ist diese Erklärung der andern vorzuziehen, wonach er sollte vom dreimal gepflügten Acker [τρίπολος ἄρουρα] benannt worden sein), der nachmals, als die eleusinische Sage ein Glaubensartikel für ganz Attika geworden war, für den Urheber des ganzen attischen Ackerbaues galt, noch später für denjenigen, der von da aus die Wohlthaten desselben über die ganze Erde verbreitet haben sollte; Keleos, ein vermeintlicher König, ein Sohn des Autochthonen Eleusis (gedichtet nach dem Flecken Keleä im Phliasischen im Peloponnes); Eumolpus (der Schönsänger), der vermeintliche Stammvater der Eumolpiden, jenes angesehenen Priestergeschlechtes in Athen, bei welchem die Hierophantie in Eleusis erblich war, und dem es oblag, in den Mysterien zu singen; darum auch mythisch mit dem Erzsänger Orpheus, dem Thraker, in Verbindung gebracht und daher die ganze Verbindung der Eleusinier mit diesem Volke; Keryx, Dysaules, Buzyges (Stieranspanner) u. A. wie sie meist schon im Hymnus auf die Demeter vorkommen.

Der Glaube, in Bezug auf unsre Göttin, blieb auch nicht frei von mancherlei fremden Färbungen und Schattirungen im Laufe der Zeit. Zuerst ward sie mit der Ge oder der Erde vermischt, obwohl diese eigentlich nur den Erdkörper, das Material vorstellte, nicht wie Demeter die specielle Fruchtbarkeit zum Wachsthum der veredelten Pflanze, zweitens bei näherer Bekanntschaft mit den Phrygiern und bei kräftigerm Hervortreten der Orphiker, welche dieser Vermischung besonders huldigten, mit der Rhea-Cybele, so daß Demeter mehr und mehr zu dieser, somit zur Bergmutter, zur allgemeinen Mutter Natur ward. Und als Aegypten den Griechen sich öffnete, da fand man die dortige Isis der Demeter entsprechend, und wenn auch die beiderseitigen Culte sich immer fern geblieben, so haben doch die Vor-

stellungen von der letztern auf einige Vorstellungen von der Demeter, besonders auf einige theogonische Combinationen influirt. Mindestens ist dieser Synkretismus — wohl seit Herodot — historisch zu bemerken.

Seitdem sich das rationalistische Studium der Philosophen, Exegeten u. s. w. der Religion zuwandte, hat man sich fast in etymologischen, rhetorischen, allegorischen, philosophischen Deutungen des Namens, so wie des Wesens der Demeter erschöpft. Nirgends ist etwas Erkleckliches zu Tage gekommen: man hat auch hier nicht verstanden, das Object antiquarisch, historisch, philosophisch, sprachlich aufzufassen und zu durchdringen, vom allgemeinen religiösen und, was die Mythen anbetrifft, vom ästhetisch-poetischen Standpuncte aus zu beurtheilen.

Uebrigens hat der Demeter-Dienst sehr lange vorgehalten, besonders der eleusinische, ungeachtet man von Seiten der Christen auf denselben mit kräftigen Waffen losging und besonders das Thörichte, Lächerliche, Unschickliche in den Mysterien angriff. Die Eleusinien haben wahrscheinlich bis Theodosius gedauert, bis dahin, wo das Heidenthum überhaupt mit aller Macht unterdrückt wurde.

Die künstlerischen Darstellungen der Demeter anlangend: so haben die Dichter und Schriftsteller sie gezeichnet, von Homer an, im Aeußern als: blond, wohlgelockt, mit schönem Haar, mit schönen Füßen, mit dunklem Gewande, schön bekränzt, heilig und ehrwürdig in ihrem Charakter und Wesen, besonders wegen der herrlichen Gaben, die sie den Sterblichen verliehen. Als Symbol führt sie eine goldene Sichel. Ein Scholion nennt sie die Mutter des Pluto's (Reichthums).

Die bildende Kunst hat sie als nährende Mutter der veredelten Pflanzenwelt und Versorgerin der Menschen und im Verhältniß zu einem Kinde aufgefaßt, dessen Verlust und Wiedergewinnung ganz geeignet ist, alle Seiten des mütterlichen Gefühles zu entfalten. »Diesen Charakter und dieses Verhältniß, auf rein menschliche Weise gefaßt, legte die ausgebildete Kunst ihren deßfallsigen Darstellungen zum Grunde, nachdem die frühere versucht hatte, mystische Vorstellungen von Naturverhältnissen in zum Theil sehr seltsamen Bildern auszudrücken. Obgleich auch in Sicilien berühmte Bilder der Göttin waren, gebührt doch die Ausbildung des Ideals der Mutter und der Tochter wohl größtentheils der attischen, zum Theil erst der praxitelischen Kunstschule.« Denn dieser große Meister, so wie Sthenis, hatten sie gebildet. Die erhaltenen Statuen sind meist ergänzt. In Basreliefs, auf Sarkophagen, Münzen, Vasen erscheint sie öfter. Ihre Gestalt ist da matronaler noch und mütterlicher als Hera's; der Ausdruck des Gesichts, welches nach hinten durch das Oberkleid oder im Schleier verhüllt wird, ist weicher und milder; die Gestalt erscheint in vollständig umhüllender Kleidung breiter und voller, wie es der Allmutter ziemt. Der Aehrenkranz, Mohn, Aehren in den Händen, die Fackeln, der Fruchtkorb, auch das Schwein neben ihr — Schweine wurden ihr gewöhnlich geopfert — sind die sichersten Kennzeichen. Nicht selten sieht man die Gottheit allein oder mit

ihrer Tochter thronen; doch ist man eben so gewohnt, die fruchtspendende Göttin über die Erde hin schreiten zu sehen.

In Compositionen erscheint sie je nach dem Verhältnisse, in welchem sie gerade zu ihrer Tochter gedacht wird. »Beim Raube der Kora wird sie als eine erzürnte, schwer gekränkte Gottheit gefaßt, welche den Räuber mit Fackeln in den Händen, das Gewand fliegend, auf einem, seltner mit Rossen, gewöhnlicher mit Drachen bespannten Wagen verfolgt. Von diesem gewaltsamen Raube ist die alljährlich sich erneuernde Herabführung der Persephone und ihr Abschied von der Mutter zu unterscheiden. Gegenüber steht diesen Scenen das Emporsteigen der Kora aus der Erde und ihre Hinaufführung zum Olymp, gemeiniglich in Begleitung der Frühlings-Hora. Mit dem Emporsteigen der Kora wird die Ertheilung der Segnungen der Demeter als gleichzeitig und eng verbunden gedacht. Triptolemus ist es, der sie von der nun versöhnten und huldreichen Göttin empfängt und auf seinem Drachenwagen durch die Länder verbreitet. Auch der dem Triptolemus nahe verwandte Heros des Ackerbaues, Buzyges, erscheint mit der Göttin.«

Von dem Namen der Demeter sind manche andre, für Personen und Oerter, abgeleitet worden.

Der Römer erblickte in seiner Ceres die griechische Demeter, mit welchem Rechte? werden wir bei der Religion dieses Volkes sehen.

---

6. Persephone (und Kora).

Beide Gottheiten sind ursprünglich ganz verschiedene Wesen und erst spät zu Einer verschmolzen. Der Name der erstern bedeutet unbezweifelt die durch Mord Verderbende, Vernichtende, die Mordende, Mörderin. Entweder ist dieser Name ursprünglich ein Beiwort irgend einer andern Göttin (der Demeter?) gewesen und darum weiblichen Geschlechtes und weiblicher Endung und darum eben auch die Gottheit ein Weib, oder man hat von Anfang an neben dem Hades, als dem Gotte der todten Männer, auch für die Frauen eine besondere Gottheit erdacht und diese Persephone genannt. Die andern Namen Persephoneia, Pherſephone, Perſephatta, Pherſephatta u. s. w. sind wohl nur mundartliche und dichterische Umbildungen.

Als solche Würgerin, Mörderin der Menschen wohnt sie unter der Erde, in der Unterwelt, wo alles Schreckliche und Traurige hauset und wohin man ja die Todten beerdigt; denn dem Menschen ist das Leben lieb und der Tod gemeinhin schrecklich. Ihre Macht ist gewaltig und groß, indem sie ja die Gewalt hat, den Menschen das Leben zu nehmen. Darum stellte man sie thronend dar. Aber dann war sie zugleich die Genossin, die Gemahlin des Hades, mit dem sie die Gewalt, die Herrschaft theilte. Und worüber könnte sie

dann zunächst geboten, als über die, welchen sie das Leben geraubt? über die Schatten der Frauen? oder mit ihrem Gatten über die abgeschiedenen Seelen allzumal? Als solche unterirdische Todesgöttin, Schattenbeherrscherin im Dunkel der Erde empfängt sie die Verstorbenen und entscheidet über ihr Verhältniß und Schicksal in der Unterwelt, straft die Sündigen, belohnt die Verdienten. Als solche ferner gilt sie für die Tochter des Zeus und der Styx (gebildet aus dem Namen des sogenannten Höllenflusses). Bei Homer heißt sie gewöhnlich die Schreckliche, dann auch wohl die Heilige, die Erhabene. Sie ist ernst und furchtbar; sie führt ihren Namen mit der That; sie ist völlig und ohne Nebenbedeutung das grausame Wesen, wonach sie benannt ist. Flüche vollziehen und Verwünschungen vollstrecken, todeswürdige Verbrechen bestrafen, das ist ihr Geschäft. Dazu sind ihr die grausen Erinnyen als Dienerinnen zugesellt; den sterblichen Menschen aber und den heitern auf dem lichten Olympe waltenden Himmlischen ist sie ein Gräuel. Sie ist grausam und unerbittlich im Allgemeinen; aber in einzelnen Fällen, z. B. gegen die Alcestis, doch auch mild und menschenfreundlich. Ihre heiligen Haine sind am Westrande der Erde an den Grenzen des Schattenreiches. Doch heißt auch die Schattenwelt selbst das Haus der Persephoneia.

Diesen finstern, strengen Charakter behält Persephone das ganze Alterthume hindurch bei, insofern sie als Gemahlin des Hades, als Herrin der Unterwelt, gleichsam als die stygische Hera gedacht oder dargestellt wird. Es ist nicht mehr zu ermitteln, wo und wann solcher ihr Cult zuerst entstanden ist. Aber gewiß gehört er sehr frühen Zeiten an: er ist ganz den Begriffen und Anschauungen von einfachen Naturmenschen angemessen. Dagegen nahm sie ein ganz andres Wesen an, nachdem sie und die Tochter der Demeter, die Kora, deren Cult und Mythologie, ganz für sich, sich entwickelt und ausgebildet haben muß, mit einander verschmolzen wurden. Das kann nur so gekommen sein, daß man die Kora, die Repräsentantin des Samenkorns, was in die Erde gescharrt wird, als weilend eine Zeit lang in der Unterwelt und als wirkliche Göttin, abstammend von Zeus und der Göttin Demeter dachte und sie in der Unterwelt als solche unterbringen mußte. Da ward das liebliche Mädchen mit der strengen Schattenherrscherin Eins, ohne damit ihren eigentlichen sanften, milden, zarten Charakter zu verlieren. Persephone wurde das Schmerzenskind der Demeter, der es geraubt worden wäre, und nahm so selbst das Mitleid und die Theilnahme für sich in Anspruch, wie sie als Persephone solcher nicht fähig gedacht wurde. Es liegt in dieser Verwickelung der entgegengesetztesten Verhältnisse ein herrliches tragisch-poetisches Moment. Persephone mußte nun vom Hades geraubt sein; die Mutter mußte sie gesucht, endlich entdeckt und den Zeus gebeten, sie ihr wiederzugeben; allein sie mußte bereits etwas gethan haben, wodurch sie wenigstens für die Hälfte des Jahres dem Orcus verfallen wäre. Die lebendige Phantasie der Griechen hat das zu einem wunderlieblichen Ganzen zusammenzufügen

gewußt, das ein Dichter wie Schiller zu würdigen verstanden hat. Veranlassung, Zeit, Ort, alle nähern Umstände werden mit dem größten Scheine der Wirklichkeit gedichtet. Persephone wird somit, was Kora war, das apotheosirte Verbergen des Samenkorns in die Erde zur Zeit der Wintersaat im Herbste und das Hervorsprossen desselben im Lenze. So tritt denn Persephone in den Kreis der mystischen Gottheiten ein, wird Gegenstand der Verehrung in den Mysterien, wird sogar zum Symbol der menschlichen Unsterblichkeit, wird chthonische Göttin, und die eigentliche ursprüngliche Eigenschaft der finstern, tödtlichen Furchtbarkeit erhält die milde, liebliche der vegetativen Fruchtbarkeit; der Tod, den sie als Persephone repräsentirt, erstreckt sich nun auf die ganze Natur, nicht auf die Menschenwelt allein, ist die Vergänglichkeit des Irdischen überhaupt. Durch die Verbindung dieser Vorstellungen wird Persephone zu einer segensvollen Göttin und ist nicht mehr »ein Gräuel für Götter und Menschen,« sondern ein Trost, eine Beruhigung, eine Hoffnung auf ein neues, nach dem Tode fortdauerndes, seligeres Leben. In Folge der Combination solcher Ideen bleibt auch die Unterwelt nicht mehr ein Ort des Schreckens, was sie bei Homer ist, noch ist sie der bloße Ausgangspunct und die Bedingniß der Fruchtbarkeit und des Segens, wie in der mythischen Naturphilosophie der Orphiker und in der reflectirenden der Philosophen, sondern ein unklares Mittelding zwischen beiden.

Als solche wird Persephone nun ähnlich der Hekate, der Artemis, der Ge, der Rhea, der Cybele, der Isis u. s. f. und, von den Orphikern namentlich, mit ihnen vermischt. Sie wird da sogar zur Mutter des Dionysos (Jakchos) vom Zeus, ja! steigt empor zur allwaltenden Naturgottheit, die Alles eben sowohl hervorbringt als tödtet. Die Deuteleien der Philosophen, Exegeten, Mythologen ihres Namens und ihrer Mythen gehen in's Unendliche und sind großentheils Caricaturen.

In den Local-Culten ist sie von der Demeter unzertrennlich, weniger vom Pluto, dessen Zusammengehörigkeit mehr von der Kunst und Dichtung hervorgehoben wird. Jene zusammen heißen gewöhnlich vorzugsweise die beiden Gottheiten (τὼ θεώ), oder auch (besonders im eleusinischen Culte) die Ehrwürdigen (Σεμναί), die Hehren (Πόσναι).

Dargestellt durch die Kunst ward Persephone entweder als ernste Königin der Unterwelt oder als Mysteriengöttin, im letztern Falle mit dem geheimnißvollen Kästchen. Am gewöhnlichsten erscheint sie in der Scene ihres Raubes, dann auch wohl als Braut des Dionysos nach ihrer Rückkehr zur Oberwelt.

Unter den Bäumen war ihr als Todesgöttin die Cypresse heilig.

In Rom ward sie zur Proserpina und ihr Dienst daselbst nur eine Fortsetzung des griechischen.

7. Damia und Auxesia.

Diese beiden Göttinnen sind in Griechenland nur local verehrt worden in Epidaurus zu Trözen, auf Creta und auf der Insel Aegina, und zwar immer mit einander verbunden. Der erste Name (Δαμία von δάμω, δαμάω, ich eheliche, schwäche, zeuge) bezieht sich auf Fruchtbarkeit in der Natur und im Menschenleben, und eben so der zweite (Αὐξησία von αὔξω, αὐξάνω, ich befördere das Wachsthum), als Folge der erstern. Ihnen wurde geopfert, wie zu Eleusis den dortigen Göttinnen (Demeter und Persephone) geschahe, ja! ein späterer Schriftsteller identificirt sie geradezu mit diesen eleusinischen Gottheiten. Es möchte darum scheinen, als wenn die beiden Benennungen nur besondere Qualitätsbestimmungen oder Epitheta der Demeter gewesen. Was weiter hierfür spricht, ist die Aehnlichkeit der Festgebräuche. Denn auch Damia und Auxesia wurden verehrt durch Spöttereien der Frauen theils unter einander, theils von Seiten der Chöre, die aus Weibern bestanden, wie bei den Athenienſern an den Eleusinien der Demeter bei der Brücke (vergl. S. 388.). Nicht minder hatten nach dem Berichte des Herodot die Epidaurier Festopfer, von welchen der Historiker nicht zu sprechen wagte, d. h. es waren Mysterien und bezogen sich mithin eben auf Fruchtbarkeit und Zeugung.

Die beiden Göttinnen wurden (nach Herodot) in der Stellung von Knienden, wie die kreisenden Frauen bei den Griechen zu stehen pflegten, dargestellt. Folglich wurden sie wohl von solchen Frauen in den Stunden der Angst angerufen, traten mithin in den Wirkungskreis der Hera und Eileithyia ein. Darauf bezog sich wahrscheinlich auch die Sitte der Argiverinnen und Aeginetinnen, das lange ionische oder richtiger carische Gewand zu tragen, statt des kürzern dorischen, und die Sitte, daß die Frauen in das Heiligthum jener Göttinnen die Spangen weihten, welche sonst ihre Kleider zusammenhielten.

Bemerkenswerth ist, daß wir den Damia-Dienst auch in Rom finden und ebenfalls mit Mysterien verbunden, in gleicher oder wenigstens ähnlicher Art.

---

8. Dionysos (Bacchus).

Der Name entzieht sich jeder etymologischen Auflösung: alle bisherigen Untersuchungen sind erfolglos, unbefriedigt geblieben. Wir lassen daher auch hier diesen Weg bei Seite und wenden uns sofort zu den literarischen Quellen. In denselben erscheint der Gott »als ein eigenthümliches Wesen, — — da, dessen zwischen Freude und Leid schwan-

kender Cultus viele Aehnlichkeit mit der in Kleinasien herrschenden Religionsform zeigt. — Nicht überall in Griechenland eben so anerkannt wie der Dienst der andern olympischen Götter, blieb er in einer gewissen Trennung von diesem stehn, obwohl er mit dem der Demeter und Kora sich noch am besten zu einem Ganzen verbinden ließ. Aber auch in dieser abgesonderten Stellung behauptet er den größten Einfluß auf die Bildung der griechischen Nation und ruft in Kunst und Poesie eine Reihe von Erscheinungen hervor, die das Gemeinsame haben, daß eine heftigere Aufregung des Gemüthes, ein höherer Schwung der Phantasie und eine wildere Ausgelassenheit in Lust und Schmerz sich in ihnen kund thut.« So Otfr. Müller. Wir fügen hinzu: Und wie dieser Cultus merkwürdig in die Geschichte der Kunst und der Poesie eingreift und für beide überaus förderlich geworden ist, so nicht minder in die griechische Cultur- und Sittengeschichte, aber in zweifacher Gestalt in Bezug auf die letztere; denn er hat der Immoralität, der Ausgelassenheit, der Unbändigkeit, der Unkeuschheit auch manchen Vorschub geleistet. Er gibt einen interessanten Beitrag zur Charakteristik der griechischen Nation in den verschiedenen Perioden ihres Lebens und nach verschiedenen, selbst entgegengesetzten Seiten hin.

Zuerst erscheint Dionysos, als der Gott des Weines, der den Weinstock zuerst gepflanzt und die Menschen die Bereitung des merkwürdigen edeln Rebensaftes gelehrt habe *). Sein Cultus ist also hervorgegangen aus der in Griechenland bekannt gewordenen und geübten Weincultur, gibt mithin ein sehr bemerkenswerthes Moment ab in der Geschichte der Cultur der Griechen in materieller Hinsicht, in Bezug auf die Benutzung der Producte der Natur. Hiernach heißt bei Pindar der Wein des Dionysos Frucht und der sie keltern gelehrt (*λῆνος*). Denkt man dabei an die wohlthätigen Folgen dieser Frucht: so ward der Gott betrachtet — und das ist ohne Zweifel die Grundvorstellung gewesen — als freundliches, liebevolles Wesen, das den Menschen Wohlbehagen, Heiterkeit, Vergessen der Sorgen, Lebensgenuß bereite, weßhalb er die Beinamen des Sorgenbrechenden, des die Traurigkeit Beschwichtigenden führte **). Insofern erhöht er auch die Freuden des geselligen Lebens und tritt der Vorstellung von der Aphrodite, dem Eros, den Grazien — zu Olympia hatte er mit den Grazien gemeinschaftlich einen Altar, und der Dichter Panyasis läßt die letztern mit dem Gotte den Wein bereiten — und selbst den Musen nahe. Die Kunst der letztern, so wie die Liebe, unterstützt und fördert er, wie der Wein die Begeisterung und die Lust erhöht. Er ist daher Culturgott: er lehrt gesellige Bildung, er ist ein Freund und Förderer der Künste (des Gesanges, der Musik, der Schauspielkunst), und gewiß ist es nicht ohne Bedeutung, daß

*) Ἀμπελοφύτωρ, ἀκρατοφόρος.

**) Λυαῖος, λύσιος, μειλίχιος, ἐλευθερεύς, ἀκεσφόρος λύπης, παυσίλυπος, μελπόμενος.

ein Gipfel des Parnaß dem Apollo, der andere dem Dionysos geheiligt war. Man rechnete ihn daher selbst unter die Götter, welche die Menschen zuerst von einer rohen herumschweifenden Lebensweise zu höherer Bildung geleitet hätten; man rühmte von ihm, daß er sie das Angenehme des häuslichen und geselligen Lebens gelehrt und dadurch zum Wohlleben, zu Friede und Glück geführt habe, daß er bei mäßigem Genusse des Weines sogar die Gesundheit des Körpers befördere. Bei Gastmählern weihte man einen Becher mit gemischtem Weine Zeus dem Retter, einen mit reinem Weine dem Dionysos unter dem Namen Agathodämon. Und wie der Wein den menschlichen Geist aufregt und begeistert, so heißt es auch vom Dionysos, er wäre begeisternder und begeisterter Gott. Den Alten war aber Begeisterung und Orakelgeben Eins; daher wurde er Orakelgott an mehreren Stellen in Griechenland, der (nach späterer Ansicht) am delphischen Institute eben so viel Antheil hätte als Apollo selbst, dem der Dreifuß früher als Eigenthum gehört. Mit der Weissagung war nun bei den Alten wieder die Heilkunde verbunden, wie wir beim Apollo gesehen; daher betrachtete man, wenigstens in späterer Zeit, den Gott als Arztweissager*), der z. B. mittelst Träume den Kranken Heilmittel angäbe, weßhalb er sogar als Retter gegen die Wuth verheerender Krankheiten angerufen wurde (σωτήρ). Er kam so in den Wirkungskreis der Heilgötter. Gewiß waren die Feste zu Ehren dieses Gottes ganz dem angemessen: sie waren fröhlich, ohne ausgelassen zu sein, sie waren andächtig und zeugten von Dankbarkeit und Ernst. So mochte auch die Vorstellung sein, die man sich von der Person des Gottes selbst machte. Aus demselben Grunde mochte man ihm an vielen Stätten seiner Verehrung, in älterer Zeit wenigstens, Menschenopfer darbringen, bis gesteigerte Humanität die entsetzliche Sitte abschaffte, z. B. zu Orchomenus in Böotien, zu Alea in Arcadien, zu Calydon in Aetolien, zu Paträ in Achaja, zu Chios und Tenedos**).

Als Hort der Weinanpflanzungen konnte Dionysos leicht im Allgemeinen zu einem wohlthätigen Gott der Baumpflanzungen, besonders der veredelten, werden, der denselben Gedeihen gab, der die Bäume belaubte, der nebst Trauben Aepfel, Feigen u. a. Obst zeitigte, die Gewächse überhaupt wachsen ließ, ihnen üppige Blüthenflor gewährte, den Boden durch Feuchtigkeit, namentlich durch Regen, befruchtete***). So war er ein allgemeiner Naturssegensgott, dem das im Alterthume beliebte, uns unanständig dünkende Symbol der Zeugung gegeben ward, dessen Mutter Hye (die Regnende) genannt wird, den die Hyaden sollten erzogen haben, den die Nymphen begleiteten, der mit der Artemis in Niederungen häufig Verehrung

---

*) Ἰατρός, ὑγιάτης, ἰατρόμαντις.

**) Daher seine Beinamen: ὠμηστής, ὠμάδιος.

***) Δενδρίτης, δασύλλιος, φλοιός, ἀνθεύς, εὐάνθης, ἄνθιος, ὕης, ὑεύς, λιμναῖος.

genoß, der in Verbindung mit Zeus als dem höchsten Aethergotte und Förderer der Fruchtbarkeit der Gewächse, der vornehmlich zur Demeter in nächste Beziehung tritt: weßhalb er wie diese den Pflug, den Ackerbau soll erfunden haben. Selbst die Gewinnung des Honigs wird ihm zugeschrieben, und er selbst zum Hirten, so daß er wieder mit Pan in nächste Berührung kommt. Er soll, wie Demeter, den Frieden lieben und Gesetze geben (θεσμοφόρος) und die Sitten der Menschen mildern, so daß von ihm die höhere staatliche Bildung der Menschheit herrührt. Die Nymphen Oeno (Wein), Spermo (Samenkorn), Elais (Oel) sollen von ihm die Gabe empfangen haben, Wein, Korn und Oel hervorzubringen. Bei Euripides gibt er nicht allein den Wein, sondern auch Wasser, Milch, Honig, so daß er nun im allgemeinsten Sinne für denjenigen Gott gelten konnte, welchem die Menschen die Kenntniß aller der Getränke zu verdanken hätten, die zu ihrem Unterhalte dienten.

Von einer ganz andern, von einer ausschweifenden, zügellosen, selbst unsittlichen Seite stellt sich uns der Dionysos und sein Cult dar, nachdem der Mißbrauch, der unmäßige Genuß der Frucht des Weinstocks aufkam. Da wurde Dionysos ein Rasender, der auch die Menschen, in Folge des Weintrinkens, rasend macht, der gern verehrt sein will durch's Rasen und Toben und Lärmen, der es mit Wohlgefallen hört oder sieht, wenn seine Diener Evoe, Bakchoi, Iakchoi*) rufen, wenn sie wüthend, gleich Rasenden, einherlaufen und sich ungebändigter Wildheit und Willkür, selbst thierischen Lüsten, hingeben, und der Dionysos-Cult die Quelle der gräulichsten Ausschweifungen und Unsittlichkeiten. Auch waren die Opfer roh: man zerriß die Thiere; man verschlang das Fleisch blutig und ungekocht.

Dabei dachte man sich den Gott als überaus mächtig, zuvörderst auf die Gemüther der Menschen, wie das Product der Natur es ist, welchem er vorsteht, sodann überhaupt, dergestalt daß er Wunder erzeugen, Menschen bestrafen kann, die an ihm gefrevelt.

Auf dieser Stufe finden wir den Cultus des Dionysos bereits in den ältesten Denkmälern der griechischen Literatur. Wo derselbe mag entstanden sein? Den einstimmigen spätern Zeugnissen zufolge unter den Thrakern, d. h. nicht, wie man neuerdings fälschlich wohl geglaubt, unter den Bewohnern des spätern unwirthbaren Thraciens, sondern unter den sogenannten Thrakern im Norden Griechenlands, denen wir den Musen-Dienst verdanken. Diese mögen also zuerst zu dem Bewußtsein gelangt sein, daß der Weinstock und seine Frucht eine Gabe der Gottheit sei. Von ihnen aus und durch sie ward der Cultus über Griechenland und seine Colonien verbreitet, anfangs, wie es scheint, an manchen Oertern nicht ohne Widerstreben, vielleicht wo und als er schon etwas ausgeartet war und das sittliche Gefühl

*) Daher seine Beinamen: μαινόμενος, εὔιος, βάκχος, βάκχειος, βακχεύς, βρόμιος, θυνιάδας.

oder politischer Ernst ihn verachtend von sich wies. In historischer Zeit finden wir ihn durch ganz Hellas und in den meisten Colonien, da natürlich, wo Weinbau statt fand, und der war sehr bei den Griechen beliebt und verbreitet. In vielen Fällen mag man die Verpflanzung desselben Cultes von einer Gegend zur andern, von einer Stadt zu ihren Colonien verfolgen können: wir wollen uns damit hier nicht weiter befassen, als daß wir nur darauf hinweisen, wie er mit jenen Thrakern nach Böotien wanderte und hier so heimisch ward, daß Theben sich sogar den Geburtsort des Gottes nannte. Dieselbe Völkerwanderung brachte den Dionysos an den Parnaß. Aus Böotien aber empfing, einer nicht zweifelhaften Sage zufolge, Attika den Cultus; unstreitig eben dort her bekamen ihn Sicyon, Corinth, Argos, Euböa, Naxos. Die böotisch-äolischen Colonisten waren die Träger desselben nach Lesbos, Tenedos u. s. f. Auf einigen dieser Stätten ward der Dionysos-Dienst noch gefeierter, als er auf dem Festlande von Hellas selbst war, z. B. auf Naxos.

So ausgebildet finden wir den Cultus bereits bei Homer, Hesiodus und im homerischen Hymnus. Da ist er Gott des Weines, der Traubenreiche, der gern Lärmende, die Menschen in heilige Raserei versetzende. Er ward in vielen Tempeln, an vielen Stätten verehrt. Erwähnt werden im Hymnus die Trieterien, die alle drei Jahre ihm auf dem Parnassus in Böotien von den Attikern wie von den Phociern gefeiert wurden, oder die auf dem Cithäron von den thebanischen Frauen (als Orgien). Bekannt ist bereits der (thracische, aus einem Festgebrauche [vergl. Otfr. Müller's Gesch. d. griech. Liter. II, 26.] abzuleitende) Mythos, daß Lycurgus (wohl eine wirkliche Person), der Sohn des Dryas (des Waldichts), gegen den himmlischen Gott angekämpft habe, indem derselbe die Ammen des rasenden Dionysos auf dem nyselschen Gefilde gescheucht habe, auf sie mit dem Rinderstachel schlagend, so daß sie die zum Cultus heiligen Sachen aus den Händen fallen ließen, der erschreckte Gott aber in das Meer flüchtete, wo ihn Thetis liebreich aufnahm, und die im Hymnus wahrhaft poetisch dargestellte treffliche Legende, wie Seeräuber den Gott einst geraubt hatten, dafür aber von ihm arg gezüchtigt wurden. Endlich wußte man bereits die attisch-cretische Sage, daß Ariadne (die Sehr-Gefallende, eine ursprünglich cretische Göttin oder ein ursprüngliches Epitheton einer derselben) dem Dionysos als Gattin zu Theil geworden sei (auf Naxos), von Zeus mit der Unsterblichkeit beschenkt. Endlich hatte man auch bereits eine Genealogie von ihm erdacht: er ist Sohn des Zeus (des Aethergottes, der Fruchtbarkeit auch des Weinstocks fördert) und der Semele (eines thebanischen Gebildes, dessen Etymologie und Bedeutung man bis jetzt noch nicht hat auffinden können), der Tochter des Cadmus (des vermeintlichen Erbauers der cadmeischen Burg bei Theben, oder des Ordners), welche auch Thyone (die Rasende, gebildet von der Sitte des Rasens am Bacchusfeste) genannt worden, die den Dionysos als Sterblichen geboren hatte, aber später selbst unter die

Unsterblichen versetzt worden wäre. Sein Geburtsort wird verschieden angegeben: nach den Hymnen aber ist es — vielleicht etymologisirten die Verfasser, aber ob richtig? — das Waldgebirge Nyse, wo der Gott von den Nymphen (den Göttinnen des Feuchten und Förderinnen des Wachsthumes des Weines) auferzogen worden.

In der Zeit nach Homer und Hesiod erfährt der Dionysos-Cult eine bemerkenswerthe Umwandlung. Der Gott trat dadurch, daß sich die Vorstellung von ihm zu einem Gotte der Fruchtbarkeit überhaupt, verallgemeinerte, der Demeter ganz nahe. Aber in jener Zeit drängten sich gerade die bis daher unterdrückten Mysterien der letztern energisch empor, gewannen bedeutende Geltung und — nahmen auch den Dionysos mit auf. Derselbe figurirt demnach bedeutend in den Mysterien, namentlich in den eleusinischen, kommt den Cabiren nahe, half den Kreis der Fruchtgötter bilden und trat nicht minder ein in die Reihe derjenigen Gottheiten, welchen ein zeitweiliger Aufenthalt in der Unterwelt angewiesen wurde. Er ward chthonischer Gott, indessen doch nur in gewissen Beziehungen: theils nehmlich zu Eleusis als der Beisitzer (πάρεδρος) der chthonischen Göttinnen, Demeter und Persephone, deren Eigenschaft er theilt, weßhalb er Reichthumsspender, Segner der Flur, Helfer in Krankheiten u. dergl. m. wird, theils und vornehmlich in den orphischen Mythen und Mysterien. Er und sein Cultus nahm Theil an dem jährlichen Erwachen und Absterben der Natur und ihrer Zeugungskraft. Im Frühlinge feierte man ihm Freuden-, im Herbste Trauerfeste. Beide, der Gott und sein Dienst, bekamen dadurch eine Doppelnatur. Und das hatte wieder den wirksamsten Einfluß auf die Fortbildung einerseits der Idee von Dionysos, andrerseits des Cultus und Mythos.

In ersterer Beziehung ist besonders zu merken, daß sich die Orphiker des Dionysos-Dienstes bemächtigten, jene Secte, die unter dem Vorstande des (vermeintlichen oder wahren) Orpheus sich diesem Dienste besonders widmete. »Der Dionysos, an welchen die orphisch-bacchischen Gebräuche sich anknüpften, war jener chthonische Gott, der mit der Demeter und Kora eng verbundene Dionysos-Zagreus*), in dem nicht bloß die höchste Lust und Entzückung, sondern auch eine tief ergreifende Wehmuth über das Elend des menschlichen Daseins seinen Ausdruck fand. Die orphischen Sagen und Dichtungen drehten sich großentheils um diesen Dionysos, der als unterirdischer Gott mit dem Hades vereinigt wurde — eine Lehre, die der Philosoph Heraklit als Meinung einer besondern Secte andeutet — und auf den die Orphiker ihre Hoffnungen auf Läuterung der Seelen und endliche Beseligung bauten. Aber ihre Weise, diesen Cultus zu begehen, war von dem gewöhnlichen Bacchus-Dienste des Volkes sehr verschieden; das bacchische Leben der Orphiker bestand nicht in aus-

*) Zagreus ist der mystische Name des Dionysos, insofern man sich vorstellte, daß der Gott zerrissen worden wäre, d. h. bei ihm wurde symbolisch durch Zerreißen oder Zerstückeln seines Körpers das Absterben der Natur im Herbste dargestellt. Die Etymologie des Namens ist unbekannt.

gelassener Lust und schwärmender Wildheit, sondern in einem ascetischen Streben nach Reinheit und Unbeflecktheit des äußern Lebens.« Und wie man den Gott feierte, lehrt ein Bruchstück aus einem orphischen Gedichte (Alkmäonis), worin eine Anrufung des Zagreus als des höchsten aller Götter vorkam. So hoch ward die Vorstellung von ihm gesteigert, daß man ihn dem Zeus gleichsetzte! »Der Dichter verstand darunter den Gott der Unterwelt, aber in viel erhabenerm Sinne, als der gewöhnliche Hades genommen wurde.«

Nehmlich die Orphiker knüpften an den Dionysos auch die Hoffnung auf ein seliges Leben nach dem Tode. Dionysos-Zagreus war nach solcher Vorstellung ein Sohn des Zeus, den er mit seiner eigenen Tochter, der Kora-Persephone, bevor sie in das Schattenreich hinabgerissen wurde, in der Gestalt eines Drachen (des mysteriösen Symboles der Unterwelt) erzeugt hätte. Der junge Gott muß durch mancherlei große Gefahren und Schreckniſse des Todes hindurch — von jeher ein wesentlicher Zug der Fabel vom Dionysos, besonders wie sie in der Gegend von Delphi erzählt wurde. Allein erst die Orphiker, und namentlich Onomacrit, bildeten diesen Zug zu der abenteuerlichen, phantastischen, aber sehr wahrscheinlich vielfach aus der Weise des Cultus hervorgegangenen Legende aus, die uns von spätern Schriftstellern überliefert wird. Nach derselben bestimmt Zeus den Dionysos zum Könige und setzt ihn auf den Thron des Himmels. Aber die Titanen, von der eifersüchtigen Hera angestiftet, überfallen ihn, indem sie sich das Gesicht mit Gyps überstreichen und dadurch unkenntlich machen — gleich einem Gebrauche bei den bacchischen Festen — während Dionysos, mit buntem Spielwerk, namentlich mit einem glänzenden Spiegel beschäftigt, ihre Annäherung nicht bemerkt. Nach langen und furchtbaren Kämpfen überwinden und tödten ihn die Titanen, indem sie, selbst sieben, ihn in sieben Stücke zerreißen. Der Pallas gelingt es nur, das noch zuckende Herz zu retten, welches Zeus in einem Trunke verschluckt und nun — das Herz wurde von den Alten als eigentlicher Sitz des Lebens und des Geistes angesehen — den Dionysos wieder in sich trägt und von neuem erzeugt. »Zugleich rächt Zeus den Mord seines Sohnes, indem er die Titanen mit seinen Blitzen niederschlägt und verbrennt; aus ihrer Asche gehen, nach dieser orphischen Sage, die Menschen hervor, in denen daher auch Dionysos vorhanden ist, aber als ein auf frevelhafte Weise zerrissener Gott. Dionysos, dieser zerrissene und wiedergeborne Gott, ist nun bestimmt, den Zeus in der Herrschaft abzulösen und das goldene Zeitalter wieder herzustellen.«

»Dionysos war den Orphikern zugleich aber auch der Gott, von dem die Befreiung der Seelen gehofft wurde, indem nach einer orphischen Vorstellung, welche Plato öfter berührt, die menschlichen Seelen zur Strafe in den Körper wie in einen Kerker hinabgestoßen waren. Die Leiden der Seele in ihrem Gefängnisse, die Durchgänge und Stufen, wodurch sie zu einem höhern Zustande gelangt, die allmähliche Läuterung und Verklärung derselben wurden in diesen Ge-

dichten ausführlich geschildert und Dionysos nebst Kora als die Gottheiten dargestellt, welchen die Hindurchführung und Reinigung der Seelen obläge.« Das Ganze ist nichts als mythische Allegorie der Phasen, welche die menschliche Seele durchzumachen hat.

So war an die Stelle des sonst so heitern Cultus ein düsterer, schwermüthiger, mysteriöser getreten, der da wurzelte in einem tiefen Gefühle von dem Elende des irdischen menschlichen Daseins und in der schwärmerischen Sehnsucht nach einem künftigen, seligeren Zustande, »freilich nicht in der Ausbreitung, daß diese Betrachtung des Lebens herrschende Stimmung des griechischen Volkes geworden wäre, aber doch so, daß sie in einzelnen Gemüthern tiefe Wurzeln faßte und in Zusammenhang mit einer allgemeinen ernstern und geistigern Ansicht des Lebens stand.« Seitdem war es auch wohl, daß man, zu Delphi z. B., ein Grab des Dionysos zeigte.

Was dagegen das Volksthum anbelangt, so gewann die Doppelgestalt des Dionysos-Cultes in jener Periode nun ebenfalls nach jenen zwei Seiten hin merkwürdige Erweiterungen: sie lief aus, sie ward gesteigert bis zum Aesthetischen, bis zur Kunst — einer der gewichtvollsten Beiträge zur Charakterisirung des Geistes des griechischen Volkes. Und jene Periode seiner Geschichte war diesem Emporstreben, dieser Ausbildung ganz besonders förderlich. So finden wir denn, daß sich um 600 aus einem Liede, das beim Bacchusfeste gesungen wurde und früher gewiß ziemlich regellose Ausbrüche hochgesteigerter Empfindung enthalten und von unarticulirten Ausrufungen (ὀλολυγμοῖς) strotzen mochte, ein vollständiger schöner Dithyrambus ausbildete, durch den Dichter Arion, der ihm ein kunst- und würdevolles Gepräge gab. Dieß geschah zu Corinth. Das Gedicht wurde vorgetragen von Chören, die sich im Kreise um den Altar, auf welchem das Opfer brannte, bewegten. Arion soll dabei auch die Satyrn angebracht haben, so wie er bereits die tragische Weise darin eingeführt hat: also geschieden den Chorgesang düstern Charakters von dem gewöhnlichen Dithyrambus der heitern, freudevollen Art: der Ursprung der Comödie und Tragödie. Denn aus diesem Chorgesange hat sich beides entwickelt, je nachdem entweder das Fest ernst war, ein Trauerfest ob des getödteten, zerrissenen Dionysos (der verschwindenden oder verschwundenen Fruchtbarkeit der Erde), oder freudig, ausgelassen, ein Freudenfest ob des wiederkehrenden, in's Leben zurück gerufenen Dionysos. Der griechische Götterdienst nehmlich enthielt überhaupt eine Menge dramatischer Elemente, vor allen aber der Dionysos-Dienst: mit ihm waren verbunden enthusiastische Begeisterung und solenne Aufzüge und Darstellungen und Aufführungen, die Scherze, die dabei getrieben wurden — seine Feste waren die Faschingszeit der alten Hellenen — alles Handlungen, welche leicht zu dramatischen Vorstellungen übergehen konnten, und das um so eher, als der Grieche bei seinem südlichen Feuer Alles so drastisch als möglich kund zu geben sich gedrungen fühlte. Bei der Comödie kam noch hinzu, daß der ursprüngliche Festschmauß (κῶμος) sich nach und nach in ein schwärmendes Herumziehen auflöste, wobei

lustige Lieder abgesungen wurden. Und die Umzügler waren mit allerhand bunten Gewändern angethan, oder waren verkleidet, hatten das Gesicht mit Masken oder dicken Blumenkränzen verhüllt, oder den Körper mit Gyps, Ruß, Mennig u. dergl. gefärbt, oder den Leib mit Bocks- oder Rehfellen behangen. Daher die ähnlichen Anzüge, die burlesken Chöre in den Lustspielen.

Aber nun trug man die Natur dieser Festgebräuche auf den Gott selbst über. Der erscheint seitdem in der Vorstellung der Griechen immer umgeben von einem Schwarm untergeordneter Naturwesen von mannigfaltiger fröhlicher und oft bizarrer Gesichts- und Körperbildung, von Satyren (aus der Thierwelt, den Böcken entnommen, die man, dem Gotte zu Ehren, mit im Zuge des Festes aufführte und — sie waren ja dem Weinstocke schädlich — opferte und nun zu Menschen umbildete), vom Silen oder von Silenen, rasenden Weibern (Mänaden oder Thyiaden, Bacchantinnen) und Männern (Bacchanten). Dieses Gefolge mußte sich noch mehren, als die Griechen mit dem Dionysos-Cultus der (spätern) rohen Thrazier und dem wilden orgiastischen Dienste der phrygischen Cybele und des phrygischen Attis bekannt wurden und die Gebräuche dieser fremden Dienste mit dem ihrigen vermengten. Da kamen hinzu die Bassariden, Mimallonen, Cadonen, und der Dionysos-Dienst artete in die furchtbarsten Orgien aus. Die Zeit, wann das geschehen, läßt sich nicht genau bestimmen; sichere Spuren kommen schon bei Sophocles und Euripides vor. Und dieses Unwesen fand bei der sinkenden Moralität und bei dem Ueberhandnehmen eines freiern geselligen Verkehres zwischen Männern und Frauen dermaßen Anklang, daß bald das Festland und die Inseln und Colonien der Hellenen davon angesteckt, überall die Dionysien unter den entsetzlichsten Ausschweifungen begangen wurden. Dionysos näherte sich insofern der phrygischen Göttermutter, die auf ähnliche Weise verehrt ward. So trat der anfänglich sicher ganz unschädliche und sittlich-reine Dienst aus seinen Fugen, gerade wie wir das beim Aphrodite-Dienst gesehen haben, und wir können nur diese Umwandlung beklagen. Nicht minder weiß Herodot zu berichten, wie, seitdem Aegypten den Griechen zugänglich, es auch Sitte geworden, das ekelhafte Symbol der Fruchtbarkeit beim hellenischen Dionysos-Culte einzuführen.

Mit Alexanders des Großen Zügen erhielt der Dienst eine weite Verbreitung tief nach Asien hinein und über ganz Vorderasien, über Aegypten, und meistens oder überall als jener letzt erwähnte orgiastische Dienst, so wie er nun auch eine indische Färbung noch erhielt, d. h. Dionysos mit einem Gotte dieses Landes vermischt wurde. Nicht minder gewann die Mythologie des Dionysos an Ausdehnung. Er sollte nun weite Züge gemacht, selbst bis nach Indien gekommen sein u. dergl. m.

Philosophen, Etymologen, Exegeten, Historiker haben ihren Scharfsinn auch an dem Namen und Wesen dieses Gottes mehrfach versucht. Es sind meistens elende physische oder euhemeristische Deuteleien. Noch ist zu bemerken, daß ein Herodot u. A. in dem ägyp-

tischen Osiris den hellenischen Dionysos haben erkennen wollen, was im Ganzen indessen wohl ohne Einfluß auf den Volksglauben geblieben ist.

Zu Söhnen von der Ariadne werden ihm gegeben (nach chiotischer Sage) Oenopion (Weinmann), sodann Euanthes (Blüthereich) und Staphylos (Weintraube). Heilig waren ihm unter den Pflanzen die Rebe, der Epheu, die Fichte, der Lorbeer, der Asphodelos (als chthonischem Gotte), unter den Thieren der Tiger, Panther, Esel, der Delphin, die Schlange.

Bei der künstlerischen Darstellung dieses ursprünglich reinen Naturgottes begnügte sich die älteste Griechenwelt mit einer Herme nebst dem Symbole der Zeugungskraft. Darum blieb es auch späterhin Sitte, Dionysos-Köpfe oder auch bloße Masken abgesondert aufzustellen. Hieraus entwickelte sich »die stattliche und majestätische Gestalt des alten Dionysos mit der prächtigen Fülle der Hauptlocken, welche durch die Mitra zusammengehalten werden, und des sanft fließenden Barthaares, den klaren und blühenden Zügen des Antlitzes und dem orientalischen Reichthum einer fast weiblichen Bekleidung, dabei in den Händen gewöhnlich das Trinkhorn (Karchesion) und eine Weinranke.«

Daraus ging »später, in Praxiteles' Zeitalter, der jugendliche, im Alter des Epheben oder Mellepheben gefaßte Dionysos hervor, bei dem auch die Körperformen, welche ohne ausgearbeitete Musculatur weich in einander fließen, die halb weibliche Natur des Gottes ankündigen und die Züge des Antlitzes ein eigenthümliches Gemisch einer seligen Berauschung und einer unbestimmten und dunkeln Sehnsucht zeigen, in welchem die bacchische Gefühlsstimmung in ihrer geläutertsten Form erscheint.« Der Körper ist dann gewöhnlich, ein umgeworfenes Rehfellchen ausgenommen, ganz nackt, nur die Füße oft mit Cothurnen angethan. Als stützender Zepter dient der Thyrsus. Die Stellung ist meist bequem angelehnt oder gelagert, selten thronend. Auf Gemmen und Gemälden sieht man ihn wandelnd mit trunkenen Schritten oder reitend auf seinen Lieblingsthieren (Panther, Löwen ꝛc.) oder von ihnen gezogen. Ein begünstigter Satyr ist ihm gern zur Stütze gegeben. Seine Mundschenkin ist Methe (die Trunkenheit).

In Betreff der künstlerischen Compositionen, die den Dionysos angehen, so kann man fast das ganze thatenvolle Leben des Gottes in den Kunstwerken verfolgen: seine Doppelgeburt, seine Pflege durch Hermes, die Nymphen und Satyren, seine Vermählung mit Ariadne, die Heraufführung seiner Mutter Semele in den Olymp, die Bestrafung der Frevler Lycurg und Pentheus, der tyrrhenischen Seeräuber, den Triumph über das besiegte Indien.

Gemalt und in Erz oder Marmor dargestellt ist er im Alterthume von den berühmtesten Künstlern gewesen. Wir besitzen von diesen Werken zwar keines mehr, aber doch manche vorzügliche Nachbildungen, z. B. drei Torso's im Vatican, eine schöne Statue in der Villa Albani, einen schönen Kopf auf dem Capitol u. s. w.

Die mythische und die eigentliche Poesie hat, bevor der Cultus entartete, eine Menge schöner Momente und Situationen und Thaten erdacht oder, wenn vorgefunden, bearbeitet. Doch finden wir im Ganzen, außer den bekannten Legenden von Lycurg, Pentheus (dem Trauernden) und den seeräuberischen Tyrrhenern, darunter wenige recht anziehende Darstellungen.

Bei der Verbreitung des Dienstes des Dionysos ist es kein Wunder, wenn uns im Alterthume eine Menge Namen begegnen, die von seinen Namen abgeleitet sind.

Der römische Bacchus-Dienst nur eine Fortsetzung des griechischen.

---

9. Cabiren.

Der Name entzieht sich jeder etymologischen Auflösung und Deutung. Combiniren wir aber die verschiedenen Nachrichten über sie: so erscheinen sie ursprünglich als uralte, anfangs in Böotien bei Theben locale untergeordnete Genien, die den Segen des Ackerbaues förderten. Sie hatten in diesem Lande, unweit jener Stadt, einen Tempel; es wurde ihnen, wahrscheinlich jährlich, ein trächtiges Thier — so allen Gottheiten der Fruchtbarkeit — geopfert, und in der Nähe des Tempels war ein Hain der Demeter, die hier den Beinamen der cabirischen führte, und der Persephone. Mithin standen diese beiden Göttinnen des Ackerbaues und der Feldfrüchte in genauer Verbindung mit den Cabiren. Demeter heißt sogar ihre Mutter, und beiden wurden gemeinsame Mysterien gefeiert: es wurde namentlich den Eingeweihten unter dem Siegel der Verschwiegenheit etwas anvertrauet oder übergeben, wahrscheinlich das gewöhnliche Symbol der Fruchtbarkeit und Erzeugung. Nach der Legende sollte Demeter selbst das Mysterium gelehrt und eingesetzt haben. Sie sollte nehmlich zu einem Cabiräer (dem Einwohner einer nach den Cabiren erdichteten Stadt an jener Stelle, wo die Mysterien gehalten wurden), Namens Prometheus (dem guten Genius der Menschheit, der ihr vornehmlich das Feuer verschafft hatte) und seinem Sohne Aetnäus (nach dem Feuer gebenden Aetna gebildet) gekommen sein und ihnen eben so etwas Geheimnißvolles anvertrauet, d. h. unter Zeigung oder Ueberreichung von mystischen Symbolen gelehrt haben. Die Cabiren sind demnach als der Demeter beigeordnete oder dienende Dämonen zu denken, aus diesem Grunde also dem Demeter- oder dem chthonischen Dienste nicht fern. Ob sie das von Anfang an gewesen? Daran läßt sich zweifeln. Es kann sein, daß, als der Demeter-Dienst aufkam und aufblühte, er mit sich den Cabiren-Dienst erst verband. Die Cabiren sind dann ursprünglich wahre, selbstständige Götter gewesen. Ob sie in Böotien ihren Ursprung erhalten haben? diese Frage

läßt sich nicht verneinen; denn wir können die Geschichte des Cultes nicht weiter rück verfolgen. Aber gewiß gehört er hier mit zu den ältesten, pelasgischen Culten, der eine Zeitlang zufolge einer Legende bei Pausanias unterdrückt und verdunkelt gewesen, später aber wieder erneuert worden und dann in historischer Zeit mit neuem Glanze hervorgetreten ist. Und wohl ist es wahrscheinlich, daß tyrrhenischen Pelasgern derselbe seinen Ursprung verdankt (vergl. Müller Prolegg. S. 146 ff.). Der Charakter der Cabiren ist ursprünglich wohlwollend, ihnen aber auch Zorn eigen: unerbittlich z. B. sind sie gegen Frevler ihres Heiligthumes und ihrer Weihen. Als in Naupactus, erzählt Pausanias nach älterer Sage, Ungeweihte einst die thebanischen heiligen Gebräuche verrichteten, erreichte sie bald darauf die Strafe. Diejenigen von den Persern unter Mardonius, welche in das Heiligthum der Cabiren drangen, wurden wahnsinnig und stürzten sich in das Meer oder von jähen Felsen herab. Und als Alexander der Große das thebanische Gebiet verwüstete, wurden diejenigen Macedonier, welche in das Heiligthum kamen, durch Blitze vom Himmel vernichtet. So äußerte sich der Volksglaube über sie.

Daß die Cabiren Götter der agrarischen Fruchtbarkeit waren und als solche mit Demeter und auch sogar mit der Persephone in Verbindung gedacht wurden, erhält seine Bestätigung daher, daß *beide* Theile anderwärts gleichfalls mit einander in Verein gebracht werden. Zu Anthedon, ebenfalls in Böotien, fand sich auch ein Heiligthum der Cabiren und in der Nähe eines der Demeter und Kora; in der orphischen Argonautik werden »die glänzenden Gaben« — ein im Alterthume stehender Ausdruck für die Geschenke des Feldes — der Cabiren in Verbindung mit dem Cultus der Demeter und der Persephone genannt, und nach Dionysius von Halicarnaß wurde von den Pelasgern der Zehnte aller Frucht den Cabiren nebst dem Zeus und dem Apollo (als ähnlichen Segen gewährenden, Unheil von den Aeckern abwendenden Göttern) zur Abwehr des Mißwachses dargebracht.

Dieser eigentliche, in Böotien locale Cabiren-Dienst verbreitete sich — man kann nicht bestimmen, in welcher Zeit; Herodot (II, 51.) nennt die Pelasger als Träger — unbezweifelt erstens nach Attika hin, wie eine Inschrift bezeugt, sodann nach den unsern davon liegenden Inseln des ägäischen Meeres bei Thracien: Lemnos, Imbros, Samothracien, ursprünglich sicherlich in gleicher Wesenheit als agrarische Dämonen, die zur Demeter in nächster Beziehung stehen. In Lemnos mochten sie aber auch den Nymphen, die ja ebenfalls den Fruchtsegen beförderten, nahe treten. Wenigstens ist irgendwo die Dichtung vorgetragen, daß Medea in Corinth eine Hungersnoth durch ein der Demeter und den lemnischen cabirischen Nymphen dargebrachtes Opfer gestillt habe. Zugleich wurden sie hier, wo die Weincultur zu Hause war, mit Dionysos im Vereine gedacht. Bei Cicero heißt daher dieser Gott geradezu ein Sohn des Cabirus — eine, wenn auch später gedichtete Genealogie, doch wahrscheinlich hervorgegangen aus Gemeinsamkeit nicht nur des Begriffes, sondern auch des Cultus

der Cabiren oder Eines Cabiren mit Dionysos auf jener Insel. Und wenn in einem Fragmente des Aeschylus dichterisch den Argonauten verheißen wird, »es werde Mangel an Essig sein, Mangel auch an Gefäßen wegen der Fülle guten Weines«: so ist der Grund davon nicht der zufällige Umstand, daß die Scene in Lemnos ist, wo die Cabiren walten, sondern, wie Demeter und Dionysos verbunden sind, so sind aus gleicher Ursache dieselben Dämonen, die Cabiren, Geber der doppelten Aernte. Ohne innern Grund dagegen und hervorgegangen bloß aus dem äußern Umstande, daß Hephästos gleichfalls auf der Insel vorzugsweise verehrt wurde, ist die Zusammenstellung dieses Gottes mit den Cabiren; denn Hephästos war Gott der Erzbearbeitung mittelst des Feuers. So berichtete Acusilaus, Camillus (oder Cadmilus, Cadmus, der Ordner, der Vereiniger, der Repräsentant theils des Zusammenlöthens des Erzes, theils der menschlichen und thierischen Geschlechtsliebe und der Fruchtbarkeit überhaupt) sei ein Sohn des Hephästos und der Cabire (Cabiro, gebildet aus dem Namen der Cabiren) gewesen und habe die drei Cabiren gezeugt, diese aber wieder die cabirischen (lemnischen) Nymphen. Heißen sie selbst einmal Hephäste, so ist das, vorausgesetzt daß die Lesart der betreffenden Stelle richtig, eine Vergleichung ihrer Zwerggestalt — denn so wurden sie dargestellt — mit der des Hephästos. Der spätere Dichter Nonnus nennt zwei Cabiren, Alkon (der Starke) und Eurymedon (der Weitherrschende), Söhne des Hephästos und der Cabiro und läßt sie im Dionysos-Geleit erscheinen. Hier ist nun die Vermischung der Vorstellungen noch größer. Vom Cultus auf Lemnos erfahren wir durch späte, aber wohl sichere Nachricht, er habe aus Todtenspenden, mit mystischen Gebräuchen untermischt, bestanden. Eine Stelle bei Cicero sagt, daß daselbst in nächtlichem Vereine Geheimes verehrt würde, durch waldiges Gehege dicht verhüllt. Freilich wird nicht ausdrücklich gesagt, daß solches den Cabiren gegolten, aber es ist doch sehr wahrscheinlich. Der römische Dichter Attius versichert, die alten Mysterien daselbst seien mit keuscher Feier begangen worden. Die Namen der Cabiren auf Lemnos und Imbros aber werden von Pherecydes für geheimnißvoll erklärt, d. h. auf jeden Fall nichts Andres, als: jene göttlichen Mächte waren dem Bewußtsein noch nicht durch bestimmte Namen und durch Kunst-Symbolik im Bilde vergegenwärtigt worden.

Am berühmtesten ward der Cabiren-Dienst auf Samothracien, obwohl erst in späterer Zeit, etwa seit den Perserkriegen, vornehmlich in Folge der Vermengung dieser Gottheiten mit den (laconischen) Dioscuren. Aus Göttern agrarischer und der Wein-Cultur wurden sie zu Schirmgöttern gegen Hunger und Armuth und dadurch endlich überhaupt zu Rettern aus Noth, aus Krankheit und aus Meeressturm, gleich also in letzterer Beziehung den Dioscuren. Ob sie das schon in Böotien gewesen? In einem Epigramme eines freilich späten Dichters (Diodorus) wird ein böotischer Cabire, bei Darbringung eines Weihgeschenkes für Rettung aus Seegefahr, zugleich als Abwender der Armuth angerufen. Auf Samothracien aber war

jene Idee die hervorstechende, die herrschende, ohne daß jedoch darüber die ursprüngliche ganz verdrängt worden wäre. Darauf weisen ja sattsam die Mysterien hin, die dort blüheten, und die ja immer auf Naturſegen sich beziehen.

Ein gewisser Mnaseas gibt ebenfalls drei Cabiren an, denen diese Mysterien auf Samothracien gegolten; er nennt ihre Namen Axieros, Axiokersa, Axiokersos, und fügt zur Deutung hinzu: der erste bezeichne die Demeter, der zweite die Persephone, der dritte den Hades oder Pluto. Gewiß ist diese Deutung an und für sich als eine Verwechslung von den Hauptgöttern mit den ähnlichen Untergöttern falsch; aber sie beweist, daß man sich die Cabiren dachte einmal in Bezug auf Ackerbau, zweitens als chthonische Götter und in beiderlei Hinsicht als in naher Berührung stehend mit Demeter, Persephone oder Kora, Hades, Hermes. Jene Special-Namen lassen sich übrigens nicht aus der griechischen Sprache, wie sie uns vorliegt, deuten: sie müssen aus einer Zeit herrühren, von einem Dialekte, von denen uns die Kunde fehlt. Drei Cabiren sind nun wohl auch in Böotien verehrt worden. Dionysodotus fügt zwar den Hermes, d. h. den Cadmilus hinzu, den wir schon im Vorhergehenden kennen lernten, und den man gewöhnlich wegen seiner Aehnlichkeit in der Vorstellung mit Hermes verwechselt hat. Er war aber selbst kein Cabire, sondern ein untergeordneter Diener der großen (chthonischen) Götter. Es müßte denn sein, daß die Zahl der Cabiren, namentlich die Dreizahl, nicht mit speciellen Namen unterschieden und geschieden worden und daher eine Verwechslung der einzelnen und eine Vervielfältigung um so leichter möglich gewesen sei. Stieg sie ja doch selbst zu sechs Cabiren und sechs Cabiriden (den lemnischen Nymphen)! So waren also wohl diese Dämonen ursprünglich im Einzelnen unbestimmbar, und meist unbenannt gewesen? wie Weiske meint. Indeß kann jene Verschiedenheit der Angabe der Zahl in Deuteleien, namentlich im Synkretismus begründet sein, je nachdem man sie mit diesen oder jenen Gottheiten in Verbindung brachte. Denn ein andrer Schriftsteller (Athenio) berichtet wieder, es gäbe zwei Cabiren, Söhne des Zeus (als Aethergottes) und der Electra (der Glänzenden, einer der Plejaden oder Schifffahrtsgöttinnen), Namens Dardanus (ein vermeintlicher uralter König des kleinasiatischen Landes Dardanien) und Jasion (vermeintlicher Urahn der Hesionen ebendaselbst); diese wären aus Phrygien gewesen, hätten den Namen Cabiren vom Berge daselbst, Cabirus, bekommen und sich nach Samothracien übergesiedelt. Hier sind vermengt die Dioscuren, als die rettenden Götter der leuchtenden Sterne oder Elmslichter — dieß geschah erst nach Herodot (Lobeck. Aglaoph. p. 1212.), doch vor Diagoras, dem Sophisten (vergl. Cic. de nat. dior. III, 37.); denn zu des letztern Zeiten hingen im Tempel zu Samothracien viele Votivgemälde von geretteten Schiffbrüchigen — phrygische Wesen und die eigentlichen Cabiren. Manche erklärten dagegen wieder die Corybanten (die tanzenden Priester der phrygischen Cybele) und die Cabiren für einerlei Wesen, für

Söhne des Zeus und der Kalliope (der Muse des Tanzes) und für Diener der Rhea (Cybele) und meinten, diese wären nach Samothracien gewandert. Pherecydes aber meldete bestimmter, es seien auf dieser Insel neun Corybanten, Söhne des Hephästos und der Cabire, der Tochter des Meergottes Proteus, so wie drei cabirische Nymphen, ihre Schwestern, und beiden werde Götterdienst erwiesen. Hier ist wieder Phrygisches, Lemnisches und Samothracisches vermischt. Auch Stesimbrotus meinte, die Opferfeste auf Samothracien würden denjenigen Cabiren zu Ehren gehalten, welche vom Berge Cabirus in Berecyntia in Phrygien den Namen erhalten hätten. Zu solchem Synkretismus mit dem phrygischen Gottesdienste und den Corybanten gab Veranlassung, daß auf Samothracien die Geweihten um den Einzuweihenden, der auf einem Throne saß, herumtanzten (und aus dem Grunde führt Strabo die Cabiren neben den Corybanten und Tityren [Bacchustänzern] auf). Derselbe wurde bei der Gelegenheit mit einer Purpurbinde umgürtet, und man glaubte, die Weihe schütze gegen die Gefahr des Meeres, und der Geweihte erhalte auch sonst, was er wünsche. Es erscheinen also hier die Cabiren durchaus als gute Genien. Mit purpurnen Binden umwand man nicht minder die mystischen Kisten. Auch diesen Geheimnissen waren jene närrischen, unanständigen Symbole der Fruchtbarkeit nicht fremd.

Von Lemnos konnte sich der Cabiren-Cultus leicht an die macedonische Küste hin verbreiten, und so treffen wir ihn denn namentlich in Thessalonice. Hier hängt derselbe wieder enger mit dem Dionysos-Dienste zusammen oder ist vielmehr mit demselben vermengt worden. Die Mysteriensage daselbst meldete von einem Cabiren, er wäre von seinen beiden Brüdern — also enthielt die Anzahl der Cabiren keine Gottheiten weiblichen Geschlechtes, und folglich sind die oben angegebenen Deutungen des Mnaseas auch darum falsch — welche die Sage, in Folge des oben angedeuteten Grundes, zu Corybanten stempelte, todtgeschlagen und am Olympus begraben worden, wie von den Titanen Dionysos (das Symbol der aufhörenden Fruchtbarkeit der Natur im Winter). Die Thessalonicher aber flehten mit blutigen Händen zu dem blutigen Cabiren, welchen Clemens von Alexandria synkretistisch geradezu Dionysos nennt. So sollten auch die zwei Brüder die heilige Kiste — in den Mysterien so oft vorkommend — der Fruchtbarkeit (mit dem dem Dionysos zugehörigen Symbole) nach Tyrrhenien gebracht und dort beides zu verehren gelehrt haben. So eng verbunden dachte man sich da den Dionysos mit den Cabiren; er ward selbst zum Cabiren, wie oben Demeter, Persephone, Hades. Aber diese Verbindung deutet sichtlich auf lemnische Herkunft; denn auf der Insel fanden wir beide Culte vereinigt, den Cult des Weingottes und den Cult der agrarischen Cabiren. Manche Kirchenväter erzählen auch noch von den drei Cabiren — sie nennen sie wieder Corybanten — die zwei Brüder hätten das Haupt des Gemordeten in Purpur gehüllt und es bekränzend in die Erde gegraben, es auf einem Erzschilde dann zum Olympus tragend. Die Priester derselben verböten Eppich sammt der Wurzel auf den Tisch zu setzen, weil

dieser aus dem Blute des Gemordeten entstanden. Hier waren bei solcher Sage und solchem Gebrauche unbezweifelt gewisse religiöse Ansichten und Ceremonien im Spiele.

Cabiren-Dienst finden wir auch in Pergamum. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß derselbe ein Abzweig des samothracischen gewesen ist, der ja so berühmt in späterer Zeit war, daß wohl ein Küstenstrich in dem gegenüberliegenden Asien denselben annehmen konnte.

Uebrigens war die Vorstellung, die man von dem wohlthätigen Walten der Cabiren, namentlich auf Samothracien, hatte, ziemlich allgemein. Es kommen Fälle vor, wo ihnen ein römischer Feldherr (Marcellus) Weihgeschenke sendet (für seinen Sieg), wo eine Schöne flehet, ihren treulosen Geliebten zu bestrafen, und wo bei den Mysterien Liebesverhältnisse angeknüpft werden. Vor Allen freilich brachten ihre Gaben die Schiffenden dar, entweder die in See stechen wollten, oder die dem Sturme entronnen waren. Die Mysterien auf Samothrake gehörten zu den berühmtesten Instituten ihrer Art: sie nehmen die nächste Stelle nach den Eleusinien ein. Und sie blieben nicht ohne Einfluß auf Religiösität bei ihrer Heiligkeit, auch nicht auf Moralität überhaupt. Bekannt ist (vergl. Lobeck. p. 1290 sq.), daß Alle, welche eingeweihet sein wollten, erst sich rechtfertigen mußten, ob sie kein Verbrechen begangen hätten, und für den Fall sich sühnen ließen.

Herodot glaubte in den zu Memphis verehrten Söhnen des Phtha — er dachte an die lemnischen Cabiren — die hellenischen Cabiren zu finden. Man erkennt hier wieder den Aegyptomanen und Synkretisten.

In den Zeiten des größten Synkretismus, also zur Römerzeit, zog man in das Bereich der Cabiren ferner a) die Anakes, die man ja auch mit den Dioscuren vermengt hatte, b) die römischen Salier (wegen des Tanzens) oder Penaten (nicht minder Beschützer und wohlwollende Genien), die ja Aeneas mitgebracht haben sollte, und woher konnte er sie besser entnommen haben, als aus Samothracien, von den Cabiren? c) die acht phönicischen Götter in Berytus, die Söhne des Sydyk (des Weisen, d. h. der Weisheit), unter denen auch ein Heilgott (ein Asklepios nach griechischer Sprache, Esmun in phönizischer) vorkam, welche man wahrscheinlich ebenfalls sich als wohlthuende Genien an Ort und Stelle dachte.

Wir haben keine Abbildungen der Cabiren mehr, die wir wenigstens mit vollem Rechte dafür ausgeben könnten, Münzen etwa ausgenommen. Doch sind diese Götter im Alterthume wirklich dargestellt gewesen und zwar in Zwerggestalt, wie wir schon oben erinnerten, aus dem Grunde, weil sie auf Schiffen als Schutzgötter dienten, wo man nur Zwergidole brauchen konnte. Durch römische Schriftsteller erfahren wir, daß auf Samothracien die Erzbilder der zwei großen Götter — hier werden also wieder zwei Cabiren erwähnt, wie es zwei Dioscuren gab — vor den Thüren (oder vor dem Hafen; die Lesart nehmlich schwankt zwischen portas und portus) gestanden hätten. Unter jenen zwei großen Göttern kann niemand andere als nur die in Dioscuren verwandelten Cabiren verstehen. Woraus denn von neuem erhellt, wie schwankend überhaupt die Zahl

der letztern gewesen, wie dieselben eigentlich nur in der Vorstellung existirt haben ohne jegliche Zahlbestimmung. Manche wollten unter jenen den Zeus als den ältern und den Dionysos als den jüngern Gott verstehen. So fafelte man im Alterthume bei der Auffassung eines religiösen Gegenstandes der Vorzeit. Hiernach wären die Cabiren auf Samothracien nichts weniger denn als untergeordnete Götter verehrt worden. Spuren von dem Bestehen der Mysterien auf dieser Insel finden wir übrigens noch zu Libanius' Zeiten.

---

10. Hyacinthus.

Auch dieser ächt spartanische Cultus hat die Farbe eines chthonischen. Ist es richtig, was Hesychius sagt, daß man für ὑετίζω, ich regne, auch gesagt hat ὑακίζω, und sagten vielleicht die Dorier so: so haben wir den Schlüssel zum Folgenden, und Hyacinthus ist eigentlich der Regen, apotheosirt der Regengott, der Gott der Fruchtbarkeit, der angerufen wird in der Jahreszeit, wenn die Gewächse am meisten der Gefahr ausgesetzt sind, der Gluth der Sonnenstrahlen zu erliegen.

In Laconien ward zu Amyclä und zwar von den Spartanern, die dahin vielleicht auf der sogenannten hyacinthischen Straße zogen, ein Fest gefeiert im Sommer, im Monat Hekatombeus, nach dem längsten Tage. Es hieß die Hyacinthien und galt, dem gemeinen Glauben nach, dem Apollo und dem Hyacinthus. Es währte drei Tage. Am ersten war Trauer und Todtenopfer. Im amycläischen Heiligthume stand ein gewaltiger Thron mit mehreren Sitzen, darunter einer für das Standbild des amycläischen Gottes, d. i. Apollo's, der hier speciell als der erscheint, welcher die Vegetation der Pflanzen vernichten kann, also wahrhafter Apollon (in Bezug auf die Natur) ist, nicht gerade als Sonnengott! Hier lag jedoch die letztere Vorstellung nicht so fern. Im Fußgestell desselben Thrones, welches die Form eines Altars hatte, war, wie es hieß, Hyacinthus' Grab, und in diesen sogenannten Altar brachte man durch eine eherne, links befindliche Thür jenes Todtenopfer, welches allein dem Hyacinthus galt. An jenem Altar waren Demeter, Kora, Pluto oder Hades, die Moiren und Horen gebildet, desgleichen Dionysos, Semele, Ino, Aphrodite, Athene, Artemis. Hyacinthus selbst aber war mit seiner vermeintlichen Schwester Polyboie (Vielnährenden) so dargestellt, wie wenn sie beide durch jene Gottheiten in den Himmel gebracht würden. Otfr. Müller bemerkt in Bezug auf dieses Kunstwerk mit Recht, wie dessen »Verfertiger noch die völlige Kenntniß der Cultus-Idee inne gehabt zu haben scheinen.« Nach jenem Todtenopfer fand am nehmlichen Tage noch ein stilles Opfermahl statt, ernst und gemessen, ohne Kränze und Gesänge. Auf den Trauertag folgte ein heiterer, dem

Apollo geweihter Festtag; ihn eröffnete eine Procession, die von einem besondern Beamten geleitet wurde, und an welcher alle Amyclaer, der größte Theil der Bevölkerung Sparta's und viele Umwohnende, geschmückt mit Epheukränzen, Antheil nahmen und dem Gott einen Päan oder Hymnus sangen in anapästischen Rhythmen, unter Begleitung von Flöte und Zither. Wahrscheinlich war das Ende dieses Aufzuges die Darbringung eines Gewandes an den Gott, das spartanische Frauen eigens zu dem Feste gewebt hatten. Hierauf wurde eine ansehnliche Anzahl von Opferthieren geschlachtet, und der Rest des Tages bis in die Nacht hinein in Freuden und Schmausereien und allerlei Kurzweil verlebt. Denn Aufzüge von Jünglingen auf geschmückten Pferden wechselten mit Wagenrennen, pantomimischen Tänzen, Volksliedern, und mit der Umfahrt der Jungfrauen auf zierlichen und schön decorirten Korbwagen (Canathren). Die Bürger der Stadt bewirthen ihre Freunde und Bekannten, und selbst ihre Sklaven. Alles soll sich freuen. Auch darf Keiner beim Opfer fehlen: die Stadt wird ganz öde, da Alles zum Schauspiel eilt. Den dritten Tag füllten ohne Zweifel Wettspiele aus zum Andenken an den Hyacinth: namentlich Discuswerfen und Wettlaufen in voller Rüstung. Nächtlicher Festfreude erwähnt Euripides.

Ein legendenartiger Mythus sollte und wollte später den Cultus durch eine Erzählung erklären und machte nun aus dem Hyacinthus einen Liebling des Apollo, den dieser durch die Veranlassung des eifersüchtigen Sturmwindes Boreas beim Discuswerfen tödtet, und dem zum ehrenden Andenken er aus seinem Blute die Blume Hyacinthe (die blaue Schwertlilie?) mit der Bezeichnung auf den Blättern Αι, Αυ oder Υ habe entsprießen lassen. Es lag aber in dem ganzen Feste kein andrer Sinn, als ein Gebet an den Apollo, nicht durch große Sonnengluth die Aernte zu verderben, sondern Regen zu senden. Darum diese Art von Sühnfest. Zum Sohn des Amyclas ward Hyacinth, weil ihm das Fest zu Amyclä gefeiert wurde, und zu seiner Mutter wurde die Diomede (die Gottgedenke, Religiöse) gedichtet.

Die Spartaner hielten das Fest überaus heilig, selbst während eines Krieges versäumten sie es nicht. Auch trugen sie den Cult mit nach ihren Colonien, so z. B. nach Tarent, über. Und selbst nach Attika hin muß er sich verbreitet haben; denn in attischen Legenden ist von hyacinthischen Jungfrauen die Rede, die zu Töchtern des Erechtheus gemacht und auch wohl mit den Hyaden verwechselt wurden, nicht, wie Lobeck meint, aus Unverstand der Mythologen, sondern weil zwischen diesen Wesen in der That ein innerer Zusammenhang der Vorstellungen existirte.

III.

Die Gottheiten des Wasserelementes.

A) Die Nymphen.

Sie bilden den Uebergang von den Gottheiten des festen lichten Oberreiches zu den Gottheiten des Wasserelementes, indem sie auf dem Lande leben, ihrer Natur nach aber bereits zu den Gottheiten des feuchten Elementes gehören. Ihr Name bedeutet ursprünglich die Verhüllte, Verschleierte, daher das Mädchen, die Jungfrau überhaupt, weil sich im Alterthume die unverheiratheten Mädchen zu verschleiern pflegten, wenn sie sich öffentlich zeigten. Nun geschieht es an feuchten Stellen im Freien oder auf Bergen, daß die daselbst aufsteigenden Nebel nicht selten Gestalten bilden oder den furchtsamen Menschen zu bilden scheinen, ähnlich den verschleierten Mädchen. Aber das Leichte, das Schwebende, das Aetherische dieser Gestalten ließ selbige als übermenschliche Wesen denken gleich unsern Feen und Wassernixen und Elfen. Man dachte sie sich nun zumeist nicht bloß als unschädliche, sondern als gute, milde, liebliche, wohlthätige Genien, ganz angemessen dem zarten Elemente, das sie repräsentiren, und dem zarten Geschlechte, dem sie angehören sollten.

Der Glaube an sie war gewiß sehr alt und wohl eben so ihr Cultus. Wo er seinen Ursprung genommen? in welchem Theile von Griechenland? ist nicht bekannt; doch gab es solchen im nördlich gelegenen Dodona; die epische Poesie bei Homer kennt ihn, und nicht eben als spärlich.

Man stellte sich diese Göttinnen der feuchten Dünste, des Nebels vor als weilend theils auf Bergen, welche ja so häufig mit Dünsten umgeben sind, theils in Wäldern und Hainen, theils speciell in einzelnen Bäumen, theils in (feuchten) Grotten, theils in Thälern, theils an quellenreichen Oertern, theils an besondern Quellen und an oder in Flüssen und Seen und sogar im Meere, und hiernach führen sie die Namen Oreaden, Alseiden, Dryaden (zu denen auch wohl die Echo gehörte) oder Hamadryaden (zugleich mit dem Baume Vereinte), Napäen, Auloniaden, Najaden, Krenäen oder Pegäen, Potamiden, Limnaden. Hier dachte man sie sich nun gemeinhin, als förderten sie durch Hervorbringung der feuchten Dünste theils die Bewässerung

des Landes durch Quellen, Bäche, Brunnen, Flüsse, theils das Wachsthum der Pflanzen, der Bäume und deren Früchte, des Grases, der Triften, der Blumen und darum auch des Wildes und der Heerden, und eben so der jungen Menschenwelt, der Säuglinge und Kinder, und als wären sie die Wohlthäterinnen der Menschen und Thiere *). Sie freuen sich, wenn Regen die Fluren erquickt, und klagen, wenn diese dürsten, wenn die Bäume ihre Blätter verlieren. So stehen sie denn in nahem Verkehr mit Zeus, dem Regengotte und dem Gotte der Fruchtbarkeit, insofern selbige vom Aether, von der Witterung abhängt, und werden sogar zu dessen Töchtern, ferner mit Dione, dem weiblichen Principe der Fruchtbarkeit (z. B. in Dodona), mit den Horen, mit Dionysos, dem Gotte des Wein- und Obstbaues, mit Demeter und Kora, mit Artemis, der Wildernährerin und Jägerin, mit Apollo, als heerdenbeschirmendem Gotte, mit Pan und Hermes (in gleicher Beziehung), mit Poseidon, als Quell- und Wassergotte. Allein sie spielen dabei (als junge weibliche Wesen gedacht) eine untergeordnete, dienende, begleitende Rolle, sind indessen jugendlich fröhlichen Wesens. Sie schwärmen mit Pan auf den Fluren, mit der Artemis auf ihren Jagden, mit Dionysos sammt den Silenen und Satyren im bacchischen Zuge umher, halten mit den Horen, mit den Chariten Reigentänze, und was dergl. liebliche Vorstellungen mehr sind, die sie als liebliche Wesen charakterisiren, und die hier abermals von der Heiterkeit des Geistes bei den Griechen zeugen. Ja! die mythische Dichtkunst läßt sie wie Kindermädchen den Zeus, den Dionysos erziehen. Bei Dichtern heißt es von ihnen auch wohl, sie wären sonst thätig, sie pflanzten Bäume, spännen und webten in ihren Grotten auf steinernen Webestühlen, z. B. purpurne Gewänder, und walteten als freundliche Genien über das Geschick der Menschen.

Weil manche Quellen für begeisternd gehalten wurden: so wurden auch die Nymphen zu solchen Göttinnen, die da begeisterten, und zwar entweder zum Weissagen und Orakeln oder zur Dichtkunst und zum Gesange. Darum stellte man sie mit Apollo zusammen, sagte z. B. von ihnen, sie hätten den Apollo erzogen, und verzückte oder begeisterte Wahrsager, Priester u. s. w. hießen νυμφόληπτοι oder Söhne von Nymphen, z. B. der Seher Tiresias ein Sohn der Nymphe Chariklo. Ja! es ist nur zu wahrscheinlich, daß sich hieraus der Musen-Dienst entwickelt hat, wie wir oben dargethan.

Andere Quellen sind heilend und die Gesundheit erhaltend. Darum wurden die Nymphen, als Vorsteherinnen derselben, auch in den Kreis der medicinischen Götter aufgenommen, traten nahe der Hygieia und dem Asklepios. Nicht minder sollten sie dem Herakles die warmen Quellen (auf Sicilien) geöffnet haben.

---

*) Sie heißen daher: ἀγριάδες, αἰπολικαί, νόμιαι, καρποτρόφοι, κουροτρόφοι, ἐπιμηλίδες, χθόνιαι.

Folgende Stätten werden uns ausdrücklich genannt als Stätten ihrer Verehrung: Dodona (mit Zeus und Dione), Nysa (mit Dionysos), Lemnos, Attika (im Thale des Ilissus), Megara, zwischen Sicyon und Phlius (zusammen mit Dionysos, Demeter und Kora), in Elis (sehr häufig), auf Ithaka, auf dem triopischen Vorgebirge bei Cnidus (nebst Apollo, Poseidon, Dionysos und Demeter) u. s. w.

Geopfert wurden ihnen als freundlichen Wesen Ziegen, Lämmer, Milch, Oel.

Im Aeußern stellte man sich dieselben als jugendliche Schönen vor; daher sie vornehmlich im Gefolge der Aphrodite (der Göttin weiblicher Schönheit) und der Artemis (der Göttin der Jungfräulichkeit) erscheinen oder als Mütter der Eroten. So hat sie auch die Kunst dargestellt, und zwar entweder unbekleidet oder halb und leicht bekleidet, gruppenweise zusammen mit Pan und, in Beziehung auf warme Quellen, mit dem Athleten-Heros Herakles, und zuweilen tanzend und singend.

Weil sie als überall lebend gedacht werden konnten: in und am Meere, an Bächen, Flüssen, so dichtete man häufig eine Nymphe zur Urmutter von Einwohnern oder zur Ursache von Namen einer Stadt, eines Landes u. s. w., so z. B. die Cyrenäer eine Nymphe Cyrene, die Rhodier eine Nymphe Rhodus oder Rhode, von welcher sie abstammten, welche ihrem Lande die Benennung gegeben. Und beim plötzlichen Verschwundensein eines Menschen, es sei nun wahr oder erdichtet, benutzte der Mythos sie, um solche durch sie geraubt werden zu lassen, z. B. den Hylas.

Zu ihnen rechnen wir

1. Die Hyaden.

Die Hyaden sind ursprünglich gewiß auch als Nymphen gedacht worden, und zwar als solche, die den Regen spenden (Ὑάς von ὕω). Solche Regennymphen wurden namentlich in Dodona neben dem Regen-Zeus verehrt. Von ihnen ward vorzugsweise erzählt, sie hätten den Dionysos auferzogen und als Ammen den jungen Zeus gepflegt.

Aus Regen-Nymphen wurden sie dann zu einem Gestirn. Nehmlich bei näherer Betrachtung des gestirnten Himmels im Verein mit der Witterung gewahrte man, daß, wenn das Sternbild am Kopfe des Stieres, welches aus einem Sterne erster Größe, aus vier Sternen dritter und einigen vierter Größe besteht, gleichzeitig mit der Sonne aufging, Regen und Sturm obzuwalten pflegte. Darum nannte man dasselbe die Hyaden, machte solche zu Schwestern der Plejaden (eines andern Sternbildes) und zu Töchtern des Oceanus oder des Melisseus (Honigmannes), weil der Regen das Wachsthum fördert und süße Nahrung gewährt, deren Symbol die Bienen und der Honig sind. Andere genealogisiren über sie anders. Auch

über ihre Anzahl stimmen die Schriftsteller nicht überein. Thales soll zwei angenommen haben, Euripides hat drei, Achäus vier, Hesiod fünf, Spätere sechs, am gewöhnlichsten hat man sieben genannt. Nicht minder zwiespältig war man hinsichtlich ihrer Namen. Endlich hieß es mythisch, Zeus habe sie, die ursprünglichen Nymphen, aus Dankbarkeit wegen der Erziehung seines Sohnes Dionysos unter die Sterne versetzt.

Ob sie wirklich als Sternbild verehrt worden sind, das ist noch sehr die Frage.

---

2. Die Plejaden.

Das Wort kommt her von πλέω, ich schiffe. Die Plejaden sind ohne allen Zweifel ursprünglich ebenfalls eine Art Nymphen gewesen, von denen man glaubte, daß sie, ihr eigentliches Element, das Wasser, beherrschend, den Schiffenden günstig wären. Wenn dann die Schifffahrt nach Vergang des Winters wieder anhub, da wurden sie wohl angerufen von denen, die da wollten in See stechen, und wenn sich die stürmische Jahreszeit einstellte und die Seefahrt beendet und man glücklich in den Hafen eingelaufen war, dann brachte man ihnen wohl Dankopfer dar. Bei der Wichtigkeit, welche die Schifffahrt für die Bewohner Griechenlands haben mußte und wirklich hatte, konnte der Glaube an solche Gottheiten gar leicht entstehen, wie wir schon bei andrer Gelegenheit gesehen.

Als solche Göttinnen werden sie uns indessen nicht mehr genannt in den uns bekannten Schriftstellern; hier erscheinen sie vielmehr, schon bei Homer und Hesiodus, als Gesammtheit jener Sterne, die man unter dem Namen des Siebengestirnes kennt. Mit dessen Untergange schloß sich nehmlich für die Griechen die Zeit der Schifffahrt, mit ihrem Aufgange begann sie. Es ist hiernach denkbar, daß ein Uebertragen des Namens auf das Gestirn statt gefunden hat. Die umgekehrte Annahme ist unwahrscheinlich. Jener Sterne aber sind sieben; so mußten denn auch nun der Plejaden sieben sein.

Sie heißen der genealogisirenden Mythologie Töchter des Atlas und der Oceanide Plejone (welcher Name offenbar aus dem Namen des Gestirnes erfunden ist) oder der Oceanide Aethre (Himmelsheitre), also Schwestern der mit ihnen der Stellung am Himmel zufolge verwandten Hyaden.

Der Mythos von ihnen spielt theils in Böotien, theils in Arcadien. Zu jenem hat Anlaß gegeben, daß man sie in Verbindung gebracht hat mit Orion (dem Sternbilde neben dem Siebengestirn), dieser aber, wegen seiner Aehnlichkeit, mit dem Namen Hyria (einer böotischen Stadt) in Gedankenverbindung gerathen ist. Nun ward Orion zufolge des Bildes, was sich die Phantasie der alten Griechen

aus den das Orionsgestirn bildenden Sternen geschaffen hatte, als ein großer, riesiger Jäger gedacht, und vor seinem Gestirn bewegt sich fünf Monate lang das Gestirn der Plejaden her. So dichtete denn die productive Phantasie der Griechen: die Plejaden wären Jagdfreundinnen der Jagdgöttin Artemis gewesen, also keusche Jungfrauen. Da hätte der wilde Orion sie nebst ihrer Mutter Plejone fünf Jahre lang — der Mythos macht hier aus Monaten Jahre — verfolgt, bis sie endlich auf ihr Flehen in Tauben — hier kam der dichtenden Phantasie wieder die Aehnlichkeit der Namen Πλειάδες und πελειάδες in den Wurf — verwandelt und sodann als Siebengestirn an den Himmel versetzt worden. Andere Mythographen, gewiß auch aus dem alexandrinischen Zeitalter, das fruchtbar gewesen an solchen astronomischen Mythen, dichteten wieder: aus Schmerz über den Tod ihrer Schwestern, der Hyaden, oder über das Geschick ihres Vaters Atlas, des Himmelsträgers, hätten sie sich selbst den Tod gegeben und wären darauf als Sternbild zum Himmel aufgehoben worden.

Wohin man die Plejaden sich senken sahe, da konnte und mochte man ihre Heimath, ihren Geburtsort hin versetzen. Die Bestimmung hing von dem localen Gesichtskreise des Erzählers, des Mythologen ab. Nun war das für Arcadien der Berg Cyllene, und um die Sache noch näher zu vermitteln und wahrscheinlicher zu machen, ließ man, nach rationalistisch-pragmatisirender Weise, den Atlas dort zu Lande König gewesen sein. Andere nannten statt des Cyllene-Berges den Berg Thaumasion (Wunderberg), ebenfalls in Arcadien, »vielleicht, weil ihnen der Wunderberg für die wunderbaren Plejaden geeigneter schien.« Genug! hieran hing sich der arcadische Mythos und wußte nun zu erzählen: ein heimischer König, genannt Atlas, hätte die Plejone geehlicht und mit ihr auf jenem Berge folgende sieben Töchter, die Plejaden, gezeugt: Alcyone (der Name hergenommen von dem Alcyon, dem Eisvogel, welcher durch sein Erscheinen im Frühlinge, wenn die Schifffahrt eröffnet wurde, und durch sein Brüten zur Zeit, wenn die See am ruhigsten zu sein pflegte, leicht mit der Schifffahrt in Verbindung gedacht werden konnte), Merope (Menschenkind, ein allgemeiner Name; sie stellte denjenigen Stern vor, welcher den Griechen unsichtbar blieb, weßhalb man dichtete, sie hielte sich verborgen, weil sie sich schäme ob ihrer [vermeintlichen] Vermählung mit Sisyphus), Celäno (die Dunkle; soll damit vielleicht das dunkle Regengewölk angedeutet werden, das die Plejaden im Frühling aus dem Westen herführen?), Electra (die Glänzende; eine passende allgemeine Bezeichnung für jeden Stern), Sterope (die Blitzende), Taygete (entlehnt vom Berge Taygetus im benachbarten Laconien), Maja (die Amme, Mutter, hierher gezogen wegen des arcadischen Mythos, der den Hermes in Arcadien auf dem Berge Cyllene von Zeus und der Maja geboren werden läßt).

B) Flußgötter.

Es ist wohl anzunehmen, daß all die Flüsse speciell in den Gegenden, wo sie flossen und wo Hellenen wohnten, verehrt worden seien, aber nur speciell daselbst. Darauf weisen eine ziemliche Anzahl von Münzen hin. Man dachte sie sich und stellte sie dar je nach der physischen Größe und der poetischen Würde und dem Segen, den der Strom dem Lande brachte, oder nach dem Geschlechte des Namens bald als greise Männer, bald als Jünglinge, bald (doch selten) auch als Frauen mit Urnen, Füllhorn, Schilf, und an die rein menschliche Figur reiht sich, besonders in den ältern Bildungsweisen, unter mannigfaltigen Abwechslungen oft bei demselben Strome die Stiergestalt theils durch bloße Hörner, theils durch einen Stierleib mit Menschenhaupt, theils durch völlige Stierbildung an. Die fortstoßende Gewalt der Wogen eines Flusses — Andere wollen zwar hier das das Erdreich befruchtende Element verstehen — konnte nicht passender symbolisirt werden. Ströme und deren Namen benutzte man im Alterthume häufig, um die Genealogien der Urahnen eines Volkes zu erweitern und länger fortzuspinnen. Uebrigens wurden die Flußgötter insgemein aus weißem Marmor gebildet; nur zur Bildung des Nils nahm man schwarzes Gestein, zur Erinnerung an dessen äthiopischen Ursprung. Unter all den Flüssen aber, welche den alten Griechen bekannt gewesen sind, hat keiner weiter, so viel wir wenigstens wissen, eine Cultusverbreitung über die engen Grenzen seines Landes hinaus erfahren, als der

Achelous.

Dieß war bekanntlich der Grenzstrom zwischen dem alten Aetolien und Acarnanien, entspringend auf dem Berge Pindus, sich ergießend in das ionische Meer. Er galt der Umgegend als vorzüglich heilig: man schwur bei ihm, rief ihn an in Gebeten und bei Opfern, und das Orakel zu Dodona, nicht fern davon errichtet, pflegte gewöhnlich all seinen Aussprüchen den Befehl hinzuzufügen, dem Achelous zu opfern. Darum seine Verehrung außer bei den Epiroten, Aetolern und Acarnanen, auch bei den Dymäern in Achaja, bei den Athenienſern, namentlich in Oropus, beim Flecken Rhus in Megaris, auf Sicilien, in Metapontum in Unteritalien und endlich auf Rhodus. Er hatte an diesen Oertern mindestens Altäre. Er ward aber daselbst nicht immer verehrt als Stromgott, sondern im allgemeinern Sinne auch, und wohl meistentheils, als Repräsentant des süßen Wassers.

Aus dem Grunde läßt sich nicht minder erklären, warum Achelous in der griechischen Sage keine unbedeutende Rolle spielt. Namentlich ist der Mythos von seinem Kampfe mit Herakles ein sehr

bekannter: derselbe darf wohl als bloße dichterische Fiction gelten und mag keine locale Veranlassung haben.

Hinsichtlich der künstlerischen Darstellung wissen wir aus Pausanias, daß sich in Olympia, in der dasigen Schatzkammer der Megarer, eine vom Künstler Dontas gefertigte Statue des Stromgottes befand, gehörend zu einer Gruppe, wie derselbe mit Herakles kämpfte. In der Gestalt eines Stieres mit einem Mannesantlitz und langem benetzten Barte erscheint er auf acarnanischen Münzen, als gehörnter Greis mit Schilf und Patere auf einer Münze von Metapont.

C) Meergottheiten.

Das Meer mit seiner geheimnißvollen Tiefe, mit seinen ungeheuren Bewohnern und Wundern konnte den an ihm wohnenden, von ihm umgebenen Griechen wohl veranlassen, selbiges auch mit übermenschlichen Wesen anzufüllen. Doch waren und blieben die meisten derselben bloße Dichtungen der Phantasie, gingen nicht wirklich in den Cultus über, z. B. ein Proteus, Phorkys, Triton, Nereus, Amphitrite, Tethys ꝛc. Nur von folgenden läßt sich eine Verehrung nachweisen:

1. Palämon.

Ein sehr dunkles, schwer zu erklärendes Wesen. Der Name bedeutet »den Ringer«. Damit scheint übereinzustimmen, daß Palämon zu einem Sohne des Herakles (des Athletengottes) gedichtet ward, und ihm zu Ehren die isthmischen Spiele (von Seiten der Corinther) gestiftet heißen. Wenigstens war ihm ein Kampfspiel daselbst mit Selinos (Eppich) = Kränzen geweiht. Auf dem Isthmus stand für ihn ein Tempel, Palämonium genannt, desgleichen ein Altar an einer Stelle des Gestades bei Corinth, unweit des Fleckens Cromyon bei einer Pinie. In jenem Tempel befand sich seine Bildsäule neben der des Poseidon und der Leucothea, zum sichersten Anzeichen, daß er in Bezug auf das Meer verehrt wurde. Und wirklich ist er als Meerdämon, der den Schiffenden hülfreich wäre, gedacht worden. Aber man dachte sich ihn zumeist als ein düsteres, mysteriöses Wesen, den man sühnen müßte, weil er Seefahrenden auch den Tod brächte. Ihm wurden daher schwarze Stiere geopfert. Auch befand sich auf dem Isthmus, für ihn eigens erbaut, ein unterirdisches Heiligthum (ἐναγώνιον). Wer daselbst falsch geschworen, entging nicht der gewissen Strafe des Meineides. Palämon war insofern zugleich unterirdischer, strafender, ein ethischer Gott. Eine Nachricht, freilich aus später Zeit, darum aber nicht gerade verdächtig, meldet, daß derselbe auch auf Tenedos verehrt worden sei, und zwar durch Opfer von

Kindern, was nicht minder auf Sühnungen hindeutet. Auf einer noch vorhandenen Gemme, die den Isthmus darstellt, sieht man in der Mitte den Poseidon, darüber links einen Meergott, den Palämon tragend, rechts die Aphrodite Euploia (eine glückliche Seefahrt gewährende), oben auf einer Säule den Eros, neben Poseidon Rosse, die zum Agon kommen. Eine Hindeutung auf die isthmischen Spiele, aber zugleich auch wieder eine auf das Wesen des Palämon als Meergottes, als günstige Seefahrten verleihenden Dämons. Das zeigen Poseidon und Aphrodite Euploia deutlich an. Auf Münzen sieht man jenes Palämonium und darin als Cultusbild einen Knaben auf einem Delphine liegend, dahinter eine Pinie. Wer kann das anders sein als Palämon?

Hält man dies Alles zusammen: so kommt man auf die Vermuthung, Palämon wäre eigentlich Poseidon selbst, der, als ihm die isthmischen Spiele geweihet worden, den Beinamen Palämon als dem Vorstande des Ringens und der Ringer erhielt. Nachmals dichtete man daraus eine besondere Gottheit, ohne ihr die eigentliche Wesenheit, die des Meergottes Poseidon, des gewaltigen, schrecklichen, den Seefahrenden gefährlichen, zu nehmen.

Die Sage hat sehr schön mit ihm gewaltet: sie hat ihn zum Sohne der Wasser- und Meergöttin Ino gemacht und in die Mythologie derselben verwebt. Da mußte denn er, der zu Lande verehrt wurde als ein olympisch-göttliches Wesen, um ein Meergott zu werden, in's Meer mit seiner Mutter gestürzt, von den Nereïden gerettet, bei Corinth an's Land gesetzt und von dem, aus alter corinthischer Sage bekannten, nationalen König Sisyphus aufgenommen und ihm jene göttlichen Ehren angethan worden sein.

Man hat ihn mit einem andern Meergotte Melicertes vermengt, dessen Wesen noch schwerer zu entziffern sein dürfte. Der Name ist schwerlich griechisch: er hat die größte Aehnlichkeit mit dem des phönicischen Gottes Melkarth (Stadtkönig). Sollte der den Griechen bekannt geworden, von ihnen aber als Meergott aufgenommen worden sein? So ganz unglaublich wäre die Sache nicht. Nur ist zu bemerken, daß er gerade in einer thebanischen Sage mit Palämon verschwistert wird, was die sonst bekannte phönicische Colonie in Theben bestätigen würde.

---

2. Ino.

Ino ist nicht abzuleiten von ἴς, die Kraft, so daß der Name die Kräftige bedeute — denn nur gezwungen könnte solches auf eine Meergöttin bezogen werden — sondern von ἰνάω, ἰνάω, was: ich leere, reinige bedeutet, also irgend eine Beziehung auf Wasser hat. Daher auch der Name Inachus für den bekannten Fluß in Argolis, ein Ort

ferner am Meere auf Creta, Inachorium, und ein Fest der Seegöttin Leucothea geheißen Inachia. Ino ist mithin ursprünglich gewiß Wassergöttin gewesen, dann auch Meergöttin geworden. Wie das Letztere? das soll jener Mythos erörtern, der, sehr verwickelt und dunkel, selbst nach der Auseinandersetzung Otfr. Müller's, unter den Aeoliern in Böotien (früher in Thessalien) heimisch war, und zugleich nachzuweisen sucht, warum die Kinderopfer, die der Göttin sonst gefallen, aufgehört hätten.

Ino hatte in Griechenland einen ziemlich weit verbreiteten Cultus: wir finden ihn in Theben, zu Chäronea, zu Megara, in Corinth, bei Epidaurus Limera, zu Leuctra, zu Brasiä, bei Corone in Messenien, auf Creta, vielleicht auch in Elea in Unteritalien, und fast an allen diesen Cultusstätten und in allen deren Legenden tritt es zu Tage, daß Ino für eine Wasser-, für eine Seegöttin gegolten. In dem Heiligthume des Poseidon auf dem Isthmus stand ihr Bild nebst dem der Galene (der ruhigen Meeresstille) und der Thalasse (des Meeres); der Thebaner Pindar ruft sie an als Genossin der Nereïden; in Messenien galt ein bei Corone an der See gelegener Flecken der Ino für heilig, und die Legende sagte, sie wäre hier, nachdem sie sich in's Meer gestürzt, von Wahnsinn ergriffen — hier wieder die Meinung, daß ein zu Lande als Meergottheit verehrtes Wesen sich müsse in's Meer erst ertränkt haben, natürlich in Folge eines überreizten Zustandes, der ein lebendiges Wesen allein zu solcher Maaßregel antreiben könne — aus dem Meere aufgetaucht. Auch die Corinther erzählten, das Meer habe Ino nebst ihrem Sohne Palämon an ihr Ufer in den Hafen Schönus getragen, weil hier Palämon verehrt ward.

Als Wassergöttin war sie aber auch Förderin des Wachthumes der Pflanzen, und aus diesem Grunde wurde sie mit Dionysos zusammengestellt theils in dem böotisch-orchomenischen Mythos, nach welchem der Weingott nach seiner Geburt zur Ino und deren Gemahl Athamas (gebildet aus dem Volksstamme der Athamanen) von Hermes gebracht worden sein sollte, theils in der Sage von Brasiä im Peloponnes, der zufolge Semele und Dionysos, von Cadmus in einem Kasten in's Meer geworfen, dort angetrieben seien, die todte Semele begraben, Dionysos aber aufgenährt worden; umherirrend sei auch Ino dahin gekommen und habe Ammenstelle bei ihm vertreten. Man wollte sogar die Grotte zeigen, wo sie den jungen Gott gesäugt.

Nicht minder kam Ino darum, weil sie Wassergöttin war, dem Asklepios und den orakelnden Göttern nahe; denn, wie wir schon früher bemerkt, das Wasser mancher Quellen dachte man sich heilend, mancher begeisternd. So hatte sie zu Leuctra einer Asklepios-Statue gegenüber ein Standbild, und bei Epidaurus Limera war unweit des dortigen Asklepios-Heiligthums ein dem Umfange nach kleiner, nicht untiefer See, Ino's Wasser genannt. In dieses warf man am Feste der Göttin Kuchen. Behielt das Wasser selbige, so bedeutete es Glück für den Hineinwerfenden; stieß es sie aus, so galt

das als ein schlimmes Zeichen. Endlich in Thalamä hatte Ino ein Heiligthum und — ein Orakel, wo die Rath-Suchenden schlafend von der Göttin durch Träume Belehrung erhielten. In diesem Heiligthume standen (unter freiem Himmel) die Bildsäulen der (orakelnden) Aphrodite Paphia und des Apollo (von Pausanias gewiß fälschlich in der betreffenden Stelle Helios genannt), und die Statue der Göttin selbst im Tempel war von Kränzen (derer, die sie um Rath gefragt) ganz bedeckt und davor gar nicht genau zu sehen. Und aus einer heiligen Quelle, Selene genannt, floß liebliches Wasser.

Der eben erwähnte äolisch-thessalisch-böotische Sagenkreis über Ino ist reich an den herrlichsten tragischen Scenen, und so ist es wohl erklärlich und keineswegs zu verwundern, wenn sie mehrfältig zu Tragödien benutzt worden ist.

Von Kunstdarstellungen der Ino haben wir weder Nachrichten noch Exemplare.

Uebrigens muß ihr Cult in Griechenland alt gewesen sein, jener uralten Sage von ihrer Verwandlung in eine Meergöttin zufolge und weil auch Homer sie kennt, sie kennt (nach böotisch-thebanischer Mythe) als die Tochter des Cadmus (des vermeintlichen uralten Erbauers der Cadmea bei Theben). Der kennt sie aber auch schon vermischt mit der Leucothea, von welcher wir nun sprechen wollen.

---

3. Leucothea.

Der Name bedeutet die Weiß (d. h. Glänzend, Ruhig, nicht Dunkel, nicht Stürmisch)-Anzuschauende. Es ist also ursprünglich ein Epitheton und wahrscheinlich ἡ θάλαττα (die See) zu suppliren. Hiernach ist Leucothea, apotheosirt, diejenige Göttin, welche die See beruhigt, die Schiffenden vornehmlich, wenn sie in Sturmesnöthen sind oder kommen möchten, aus der Noth rettet. So schon bei Homer. In der Odyssee erscheint sie als diejenige wohlthätige und menschenfreundliche Göttin, welche, selbst gegen Poseidon's Willen, die Schiffbrüchigen retten kann. Homer dichtet, sie bediene sich dazu eines Schleiers, den sie dem Odysseus gab, und der ihn wie ein Talisman vor dem Untersinken schützte. Sollen wir einer Nachricht beim Redner Aristides (pag. 594. B.) trauen, so riefen die Schiffenden (ναῦται) die Leucothea an, während die Steuermänner (κυβερνῆται) die Dioscuren anflehten.

Ihr Cultus mag an den Gestaden der Hellenen und auf den Inseln ziemlich verbreitet gewesen sein; aber man kann ihn nicht rein genug scheiden, weil er schon früh mit dem ältern — solch höheres Alter geht aus den Worten des Homer hervor, der da singt, Leucothea habe vordem Ino geheißen — der Ino vertauscht und ver-

mengt worden ist. So können wir als eigentliche Stätten ihres Cultes nur angeben: den Isthmus bei Corinth, wo ihre Statue neben der des Poseidon im Tempel des Palämon stand, obgleich doch auch hier an Ino gedacht werden kann, weil die Göttin mit Palämon in Verbindung gebracht worden ist, und Creta, wo ihr die Inachia gefeiert wurden, wenn nicht in den Worten des Hesychius ein Versehn ist und es statt Ἰνάχια Ἰνῶα heißen muß.

In Folge jener Vermischung ward sie nicht minder zur Tochter des Cadmus und weiter der Harmonia.

Auf Rhodus wurde sie mit einer andern, hier localen Meergöttin Namens Halia (die Seeische) vermengt, welche die Seefahrer gleichfalls behüten sollte.

Ueber ihre Darstellung durch die Kunst erfahren wir nichts.

---

4. Tethis.

Der Name kommt wahrscheinlich her von θέω (τίθημι) und bedeutet wohl eigentlich das Setzen, Stillen, Beschwichtigen der Meeresfluthen. Wir haben über ihr Wesen, auch über ihren Cultus sehr spärliche Nachrichten. Wir wissen bloß, daß sie in Thessalien unfern der Stadt Pharsalus einen Tempel (Thetidion) hatte — hier war ihr das umliegende Gebiet oder die ganze Küste Sepias geweihet — desgleichen in Sparta. Und ein Bild von ihr nebst der Praxidike (Rechteintreiberin) stand beim Tempel der Aphrodite Migonitis bei Gythion in Laconien. Welche Bewandtniß indessen es mit dieser letztern gehabt habe, erfahren wir auch nicht aus der Legende.

In der Mythologie spielt sie eine bemerkenswerthe Rolle, insofern sie, eine Göttin, einem Sterblichen, dem Peleus, einem thessalischen Heroen, vermählt wird und von ihm den Achilleus gebärt, der in der Dichtung vom trojanischen Kriege so glänzend hervortritt.

---

5. Poseidon.

Der Name kommt her von πόσις (Trunk) und δάω (ich gebe), bedeutet also ursprünglich den Trunkgebenden. Ob dabei Ζεὺς oder ὁ θεὸς zu ergänzen, bleibe unentschieden. Aber ein ächt hellenischer Cultus ist es offenbar, obwohl Herodot denselben merkwürdiger Weise aus Libyen herleitet. Wenn man begreifen will, wie eine solche Gabe an die Menschen für den Hellenen ein Gegenstand göttlicher Verehrung werden konnte, der höre, was Fr. Vischer, der selbst in Griechenland gewesen, berichtet: »Man lernt die Mythen nur an Ort und Stelle verstehen. Jene Sagen sind todt, eine schöngeistige Ergötzlich-

keit, eine Rhetorik, eine Redeblume, bis sie in die Anschauung treten. — — Das Wasser hatte ich aus Flaschen getrunken, die man in der Küche gefüllt, wohin man es in Eimern geschleppt; ich wußte nicht, warum dieß Quellende, Kühle, Ursprüngliche, Rein-Lebende göttlich sei. Als ich aber schwere heiße Tage geritten und oft zehn Stunden lang kein Wasser gesehen hatte; als ich es erlebt hatte, wie unser griechischer Reisediener uns für den Durst nach langem Ritt aus einer sumpfigen Cisterne ein laues Wasser voll Ungeziefer — — in der Mütze hinreichte, wenn dann endlich in kühler Grotte eine reine Quelle rieselte; wenn ich den Mund unterhielt und gierig dankbar schlürfte, so begriff ich, daß darin, in dieser beglückenden, heimlich aus unbekannten Tiefen quellenden Labung ein Herz, eine Seele, ein Göttliches sein müsse.« Darum hegten die alten Griechen große Ehrfurcht für das Wasser. Der älteste Naturphilosoph Thales stellte es voran allen Elementen, und Pindar folgte ihm, es als das Beste preisend. Mit Gebet über ein lebendiges Wasser zu schreiten und Quellen und Flüsse nicht zu besudeln ermahnt Hesiodus.

Hiernach ist Poseidon ursprünglich der Gott des süßen Trink- oder Quellwassers gewesen. Und in solcher Eigenschaft erkennen wir ihn selbst noch in manchen Nachrichten oder Mythen aus späterer Zeit. Aeschylus z. B. singt: der dircäische Quell (bei Theben) sei der gedeihlichste Trunk von allen, welche Poseidon und die Oceaniden gewährten, wobei man nicht mit Schwenck sofort an das Meer zu denken hat als den Geber des Wassers, weil man den Ursprung der Ströme und Quellen von ihm herleitete. Ein Mythos erzählt, wie Poseidon die Alope, seine vermeintliche Geliebte, in eine Quelle gleiches Namens verwandelt, d. h. dieselbe geschaffen habe, und ein anderer (argivischer), er habe die Quelle Amymone in Argolis hervorspringen lassen. Die Peirene (eine corinthische Quelle) sollte ihm zwei Söhne geboren haben, den Kenchrias und Lechas, die vermeintlichen Stammherren der Hafenstädte Corinths, Kenchreä und Lechäum. Und in Corinth selbst stand sein Erzbild auf einer Wasserleitung. Damit stimmt überein, wenn Plutarch sagt, daß derselbe den Athenern die Quellen gegeben habe. Mindestens wurde ihm die Salzquelle bei Athen, das Meer genannt, zugeschrieben: er sollte sie bei dem Streite mit Athene um das Land geschaffen haben. Er heißt darum der Inhaber von den Quellen (κρηνοῦχος), und deßhalb wird ihm auch wohl die Heilung von Krankheiten (durch Heilquellen) zugeschrieben, er Arzt (ἰατρός) genannt und als Lehrer der Söhne des Aesculap's dargestellt.

So hat er denn nicht minder die Obmacht über die Flüsse. Als Poseidon, so fabelt eine andere argivische Legende, mit der Hera (der Landesgöttin) um den Besitz von Argolis stritt, da haben die Flußgötter Inachus, Cephissus und Asterion (Namen eigentlich von Flüssen im Lande) es der Göttin zugesprochen. Darob erzürnt hat Poseidon die Flüsse dieser Flußgötter vertrocknen lassen (als Regengießbäche nehmlich vertrockneten sie wirklich im Sommer). Asopus, der Gott des Stromes gleiches Namens, heißt dem Acusilaus ein Sohn des Poseidon.

Aus einem solchen Quell- oder Süß-Wassergotte ward er zunächst das Oberhaupt der Nymphen (*νυμφαγέτης*) oder jener jungfräulichen Göttinnen, die als Dunst- und Nebelgestalten den Nebel repräsentirten, der aus feuchter Erde aufsteigt.

Aber wie diese den Boden befeuchten und zugleich befruchten und so die Pflanzen gedeihen machen, so thut das auch Poseidon. Er hieß darum bei den Trözeniern »der die Pflanzen gedeihen macht« (*φυτάλμιος*). Eine auf eine unglückliche Etymologie des deßfallsigen Adjectivs (*φυτὰ* und *ἅλμη*, statt daß *φυτάλμιος* als ein adjectivisches Gebilde ohne Zusammensetzung zu erklären ist) gegründete Legende gab eine ganz schiefe Erklärung. Eben dahin mag die arcadische Sage zielen, er habe einst mit Demeter gebuhlt. Und irgend einmal sollte er die Corinther durch Dürre und Pest gestraft haben. Zuweilen ist er auf Kunstwerken gar mit dem Pfluge dargestellt worden. Die Trözenier, denen er freilich Stadtgott (*πολιοῦχος*) war (Plutarch. Thes. 6.), weihten ihm die Erstlinge ihrer Früchte.

Nun konnte er aber auch leicht zum Gotte des Rosses werden: er mußte das edle, den Griechen theils überhaupt, theils besonders von Seiten der Kampfspiele so werthe Thier geschaffen haben. Denn dieses weidet ja und gedeihet nur durch Weide auf grasreichen Auen, die von Poseidon getränkt werden. Er ist so Erhalter, Ernährer des Thieres; folglich, schloß man, hat er es auch geschaffen. Als solcher Rossegott sollte er selbst die Bezähmung desselben mittelst des Zügels erfunden und die Menschen gelehrt haben: in welcher Beziehung er der Pallas Athene, als vermeintlichen Erfinderin der Zügel, nahe trat. Darum läßt ihn auch dichterische Zeichnung mit einem Zwei- oder Viergespann dunkler stumpffüßiger Rosse fahren oder auf einem Rosse reiten. Eben so ist er nun Hort der Roßwettkämpfe: er wird in den Hippodromen durch Opfer auf eignem Altare verehrt; diejenigen, welche in solchen Wettspielen nach dem Siege trachteten, riefen ihn an, und in dem Eide, welchen sie leisteten, wurde er zum Zeugen genommen. Eine Menge Epitheta bezogen sich auf diese seine Eigenschaft als Rosse-Poseidon *), ingleichen eine Menge Mythen, unter welchen die von seinem Wettstreite mit der Pallas über den Besitz von Attika der bekannteste ist. Erklärten ihn ja doch Manche aus gleichem Grunde, aber ziemlich frostig, sogar für den Vater des geflügelten Rosses Pegasus.

Leicht war in der Vorstellung der Uebergang von einem Wassergotte zum Gotte des Meeres, vornehmlich bei dem Griechen, dessen Land fast auf allen Seiten von der See bespült wird, und der ihren hehren und oft furchtbaren Anblick täglich, ja! stündlich genoß. »Ich wußte auch nicht,« sagt eben der Vischer, »warum das Meer ein Gott sei, bis ich seine heilige Macht mit Augen sah.« Diese Eigenschaft des Poseidon überragt alle übrigen und hat sie gewisser Maaßen in Schat-

*) Sie sind: *Ἵππιος* oder *Ἱππειος*, *Ἱππαρχος*, *ἱππικούριος*, *ἱππηγέτης*, *δαμαῖος*, *καβάλλης*.

ten gestellt: er begegnet uns fast überall und vorzugsweise nur als Meergott. Diese Eigenschaft ist es auch, welche vornehmlich die Vor- und Darstellung des Gottes bedingt hat, darum weil das Meer so groß, so hehr, so mächtig erscheint. Und Poseidon repräsentirt nicht das bloße materielle Meer — das thut Oceanus — sondern die intensive Kraft und Gewalt des Elementes. Er ist nun Herrscher des Meeres in vollem Umfange des Wortes und führt als solcher viele Beiwörter *). Das Meer ist sein Wirkungskreis, so wie sein gewöhnlicher Aufenthaltsort. Hier hat er (nach Homer) auf dem Grunde bei der Stadt Aegä seinen goldenen, schimmernden Palast, seinen Hofstaat, einen Kreis von untergebenen Wesen; hier ist er Patriarch der übrigen Meergötter und Meergöttinnen. Wenn er aber ausfährt, wenn er die goldenen Zügel ergreift und über die Wogen dahineilt, da spielen und hüpfen die Seeungeheure um ihren Oberherrn, und es freut sich das ganze Meer. Er steht mit Zeus fast in gleichem Range; indessen muß er diesem, dem Höhern, doch unterthänig sein, so wie die See den Veränderungen im Aether unterworfen ist. Ruhe und Aufgeregtheit des Meeres hängt von ihm ab. Er kann es auf Länder stürzen und wieder zurückziehen. Und wie das Element, was er leitet, beweglich und leicht aufzuregen ist, so ist nun auch sein Charakter reizbar, heftig, aufbrausend, zornig und zur Rache geneigt. Homer nahm davon Gelegenheit, ihn auf Odysseus in Groll entbrennen zu lassen, darob, daß der ihm seinen (vermeintlichen) Sohn Polyphem geblendet. Im persischen Kriege meinte der religiöse Glaube des Volkes, daß Poseidon die Barbaren bei Potidäa mittelst der andringenden Fluth in die See begraben hätte, und viele Mythen lassen ihn oft Länder überschwemmen und durch Wasserfluthen verheeren, weil er ihren Bewohnern gegrollt.

Bei solcher Herrschaft ist er natürlich auch Gott der Seefahrten, der Schifffahrt: er kann sie nach Belieben hemmen und fördern, die Schiffenden beim Leben erhalten oder vernichten, das Schiff von der Gefahr des Scheiterns retten oder es zerschellen machen. Und auch in der Beziehung tritt sein Jähzorn, sein finsterer Charakter, seine Lust zu strafen und sich zu rächen an den Tag. Er sammelt finsteres Gewölk, regt die See durch Stürme auf. Er ist in der Hinsicht wie ein furchtbarer, wilder Dämon. Seefahrer opferten ihm darum; man flehte ihn um eine glückliche Reise für sich oder für Andere an, und war man glücklich der Gefahr entronnen, dann betrachtete man ihn als seinen Retter (σωτὴρ) und ehrte ihn. Verhaßte Personen läßt er Schiffbruch und Fährlichkeiten aller Art erleiden. Wie er den Odysseus malträtirt habe, ist aus der homerischen Dichtung bekannt. Den Schiffbruch der persischen Flotte beim Vorgebirge Artemisium sollte er bewirkt haben und der Retter der Griechen ge-

*) Βασιλεύς, ποντομέδων, ἀρχιθαλάσσιος, θαλάσσιος, πόντιος, εἰνάλιος, πελαγαῖος, μεσοπόντιος, προσκλύστιος, μυκητής (vom Brüllen oder Toben des Meeres), μέλανθος (nach der schwarzen Farbe des Meeres).

worden sein (σωτὴρ) in dem großen Kampfe zur See mit den Persern. Andrerseits werden ihm wieder Siege zur See zugeschrieben, und er darum als Siegesspender (τρόπαιος) verehrt.

Wenn die Meereswogen mit Macht an das Gestade anprallen, dann pflegt die Erde zu dröhnen, zu beben. Außerdem wird die See nicht selten durch oder bei Erdschwankungen aufgeregt. Und Griechenland ist durch und durch ein vulkanisches Land, das nicht selten solchen Revolutionen, auch solchen Einbrüchen des Meeres in Folge von Erdbeben ausgesetzt gewesen ist. Und bisweilen sind durch vulkanische Kräfte aus der Tiefe des griechischen Archipelagus Inseln heraufgetrieben worden. Das Alles hat veranlaßt, daß man dem Meergotte, dem Poseidon, die Macht zugeschrieben, die Erde beben zu machen: er ward zum Erderschütterer, hatte aber natürlich als solcher auch zugleich die Kraft, die Erde zu festigen*), d. h. dem Beben der Erde ein Ende zu setzen. Und so wurde er zugleich als Urheber dessen betrachtet, was in Folge von Erdbeben entstanden war oder entstanden sein sollte, z. B. neuer Inseln. Als im Jahre 237 v. Chr. zwischen Thera und Therasia unter vulkanischen Auswürfen ein neues Eiland aus dem Meere sich erhoben, schifften alsbald Rhodier dahin, und das Erste, was sie thaten, war: sie errichteten »dem festigenden Poseidon« einen Tempel. So sollte er nach der Ansicht mythisirender Geologen durch Zersprengung der Felsen das Thal Tempe in Thessalien gebildet, und wieder verhindert haben, daß die Insel Corfu sich mit dem Festlande vereinigte. Verderbliche Erdbeben wurden natürlich seinem Zorn, seiner Rache zugeschrieben. Zwei Jahre vor der Schlacht bei Leuctra (also im J. 369 v. Chr.) ging die Stadt der Achäer Helice durch eine Seefluth unter, wie der Volksglaube annahm, deßhalb, weil die kleinasiatischen Jonier um die Statue des Gottes oder wenigstens um ein Abbild seines Tempels zu Helice gebeten, die Bewohner solches aber verweigert hatten. Die Thessalier hatten die Ansicht, daß die Schlucht, durch welche der Fluß Penëus in ihrem Lande sich in's Meer ergießt, von Poseidon mittelst eines Erdbebens hervorgebracht worden, und Herodot findet das sehr wahrscheinlich.

Als Meer- und Wassergott war er aber zugleich Gott der Fischer und des Fischfangs. Man rief ihn um einen reichen Segen an, wenn man zu jenem Gewerbe in See stach. Ja! die Thunfischer beteten, wenn sie schon die Fische im Netze hatten, zum Poseidon, dem Unheil-Abwender, daß nicht ein andrer ihnen unbequemer oder gefährlicher Fisch darin sei. In solcher Eigenschaft hatte Poseidon ursprünglich als Symbol den Dreizack, das gewöhnliche Werkzeug für Fischer zum Harpuniren der Thunfische. Weiterhin wurde derselbe überhaupt das Emblem des Gottes, und man dichtete, daß Poseidon mittelst des Aufstoßens des Dreizacks auf die Erde Erdbeben hervorzubringen im Stande wäre.

---

*) Daher die Beinamen: ἐνοσίχθων, ἐννοσίγαιος, ἐννοσίδας, κινητὴρ γᾶς, κτησίχθων, σεισίχθων, τινάκτωρ γαίας und dagegen γαιήοχος, ἀσφαλής, ἀσφάλειος, ἀσφαλιῶν.

Eine Nebenvorstellung war, daß Poseidon auch weissagen sollte: vielleicht herzuleiten aus der Gewohnheit der Schiffer und Fischer, aus den Eigenschaften des Wassers oder des Meeres auf Gunst oder Ungunst bei ihrem Gewerbe zu schließen. So sollte denn dem Gotte ursprünglich nebst der Ge (Erde) das delphische Orakel gehört haben.

Was die Vorstellung anlangt, die man nach den Zeichnungen der Dichter von dem Aeußern des Gottes hegte, so herrschte auch hierbei bereits in der homerischen Poesie die des Meergottes vor. Darum umwallten, gemäß der Farbe des Elementes, dem er vorstand, dunkle Locken sein Haupt (κυανοχαίτης); oft ward auch der ganzen Gestalt die dunkelblaue, schwärzliche Farbe zugeschrieben. In seinen Blicken, in seiner ganzen Haltung lag etwas Erhabenes und Gewaltiges, doch ohne die ruhige Majestät des Zeus, vielmehr etwas Mürrisches, Trotziges, Heftiges, Rauhes, wie sein Charakter es mit sich brachte und aussprach.

Zum Attribut war ihm, außer dem Dreizack, der Fichtenkranz gegeben. Die Fichte war ihm als Gott der Schifffahrt heilig; denn aus ihr pflegte man die Schiffe zu zimmern. Gleicher Weise war ihm der Delphin geweihet und der Pompilus, als Fische, die gewöhnlich die Fahrzeuge auf der See zu begleiten pflegen, also zur Andeutung des Gottes als Gottes der Schifffahrt. Als Rosse-Poseidon hatte er das Pferd zu seinem Symbol.

Geopfert wurden ihm außer Ebern und Widdern schwarze Stiere (zur Versöhnung des Gottes der dunkeln Gewässer) und weiße (als dem Gotte der heitern See). In Argolis stürzte man ihm in die Quelle Deine gezäumte Pferde, so daß er hier als beides erscheint, als Quell- und Rosse-Poseidon.

»Die Kunst mußte, nach ihrem Zusammenhange mit dem Gottesdienst, nothwendig auf den gemeinsamen Grundcharakter aller Götter zurückgehen und die dichterische Vorstellung darnach mildern und mäßigen. Besonders in frühern Zeiten ist auch Poseidon meist in erhabener Ruhe und selbst im Kampfe in sorgfältiger Bekleidung dargestellt worden, wiewohl er doch auch damals schon ganz nackt und in heftiger Bewegung gebildet wurde. Die Blüthezeit der griechischen Kunst hat das Ideal charakteristischer entwickelt — durch welche Künstler, ist unbekannt, wahrscheinlich besonders in Corinth — sie gibt dem Poseidon bei einem etwas schlankeren Körperbau derbere Musculatur als dem Zeus, welche durch die Stellung meist sehr hervorgehoben wird und dem Gesichte eckigere Formen und weniger Klarheit und Ruhe in den Zügen, auch ein weniger fließendes und geordnetes, mehr gesträubtes und durcheinander geworfenes Haupthaar, für welches der Fichtenkranz eine passende, wenn auch nicht häufig gebrauchte Zierde ist.

Doch sind gerade bei Poseidon die Modificationen des Grundcharakters auch schon in Werken der altgriechischen Kunst so bedeutend, daß man das Allgemeine nicht immer leicht festhalten kann. Sie hängen eng mit den verschiedenen Stellungen des Körpers zusammen. Hauptformen sind, außer den allgemeinen und bei allen Göttern gewöhnlichen Stellungen a) des gerade stehenden und b) des thronen-

den Gottes, c) der nackte, heftig schreitende, den Dreizack schwingende Poseidon, der Felsenspalter und Erderschütterer; d) der bekleidete und schnell aber sanft über die Meeresfläche hinschreitende, ein friedlicher Beherrscher des Wellenreiches; e) der, nackt, das rechte Bein auf einen Fels, eine Prora oder einen Delphin setzende, sich darauf lehnende und darüber hinaus schauende, ein Sieger im Kampf und Beherrscher des Unterworfenen; f) der halb bekleidet, mit geringer Erhebung des Fußes ein wenig zurückgelehnt in ruhiger Würde stehende, wohl ein Befestiger und Beruhiger.«

Die mythische Genealogie hat ihn zum Sohne des Kronos und der Rhea gemacht, aus demselben Grunde wie den Zeus. Bei Homer ist er jünger als Zeus, bei Hesiod dagegen älter (weil nach frühester kosmogonischer Ansicht das Wasser eher war als der Aether). Für seine Gemahlin galt Amphitrite (die Umgürtende), weil das Meer das Festland umgibt. Mit derselben und mit seinem ganzen, keck und phantastisch gebildeten, Chor von Seewesen erscheint er öfter auf Kunstdenkmälern gruppirt. Daß ihn die Vorstellung zum Meergotte, mithin zu einem niedern, als Zeus gedichtet wurde, gemacht hatte, suchte man später in seinem Grunde durch das Mährchen nachzuweisen, daß nach Kronos' Entthronung die Brüder gelooſt hätten, und dem Poseidon die Meerherrschaft zugefallen wäre.

Anlangend den Ursprung und die äußere Geschichte des Cultes, so stehen wir anfangs auf etwas schlüpfrigem Boden. Doch ist es auch bei ihm wahrscheinlich, daß er in Thessalien entstanden; denn hier ward er wirklich, noch in spätern Zeiten, verehrt, z. B. als Petraos (Fels-Poseidon), welche Benennung freilich nicht sofort zu erklären ist; nicht minder glänzt er in dem Kreise der olympischen Götter, der am Olympus unstreitig seine Bildung erhalten. Nun wanderte er, schon in vordorischer Zeit, südwärts, und so finden wir ihn bereits in dieser Periode bei den Joniern im nachmaligen Achaja, ganz der Natur dieses Volksstammes angemessen, der als Anwohner des unsteten und beweglichen Meeres auch dessen unruhige Bewegtheit in's Gemüth aufgenommen hatte. Hier war er ohne Zweifel Bundesgott der Bewohner des ganzen Landes. Gewiß war der Cult schon damals ziemlich verbreitet. Aber er ward es noch mehr, ja! er ist vielleicht der verbreitetste unter allen geworden, seitdem in Folge der dorischen Wanderung die Hellenen die Wanderluſt befiel. Da wanderte er mit den Aeoliern nach Aeolien, mit den Joniern nach den ionischen, mit den Doriern nach den dorischen Colonien, und in vielen Fällen läßt sich nachweisen, warum der Poseidon-Dienst in dieser oder jener Ansiedlung sich befunden. Um nur Ein Beispiel anzuführen: bei den Joniern in Kleinasien ward er der Mittelpunct der ionischen Städte, weil er es in Hellas gewesen war.

So finden wir ihn denn in historischer Zeit in allen Gegenden und Theilen der Erde, wo Griechen wohnten und sich niedergelassen hatten, vornehmlich auf Vorgebirgen, an Hafenplätzen, auf Inseln, mit besondern, oft sehr verschiedenen Epithetis. Es würde sich nicht die Mühe lohnen, wollten wir alle die Puncte aufzählen, wo Po-

seidon Verehrung genossen: nur die ausgezeichnetsten Culte wollen wir berühren. Zu ihnen gehörte, außer jenem ionischen im alten Jonia, den die Achäer nachmals beibehielten, der attische: in Athen selbst auf der Burg, wo Poseidon neben dem Landesheros Erechtheus verehrt wurde, also mit Beziehung auf Fruchtbarkeit der Erde, in Demos Colonus als Rosse-Poseidon, auf dem Vorgebirge Sunium und zu Eleusis; der corinthische theils in der Stadt selbst, theils in den beiden Hafenstädten Lechäum und Kenchreä, theils außerhalb auf dem Isthmus, wo dem Gotte unter dem Vorsitze der Corinther — später unter dem der Sicyonier — die berühmten isthmischen Spiele gefeiert wurden und er Gott der Wettkämpfe (θεὸς ἀγώνιος) war; der trözenisch-calauricshe auf der Insel Calauria, wo Poseidon ein ehrwürdiges Heiligthum hatte, für welches ein Rath aus sieben Städten bestellt war, die am gemeinschaftlichen Opfer Theil nahmen, also eine religiöse Bundesgemeinschaft bildeten; der laconische beim Vorgebirge Malea, in der Seestadt Gythium, zu Aegiä, bei Therapne, auf dem Vorgebirge Tänarum und vornehmlich zu Sparta u. s. w. Und fast überall, fast an allen seinen Cultusstätten existirten locale Sagen, welche den jedesmaligen Cultus in seinem Ursprunge und nach seiner Bedeutung erklären sollten, von denen indessen die meisten zu dürftig, zu unbedeutend sind, als daß sie hier verdienten erwähnt zu werden.

Es gab aber überhaupt von dem Gotte eine Menge Sagen. Da Poseidon vorzüglich ein Gott der Inseln und Küstenländer war, und dort seine Verehrung mit dem Wachsthume des Verkehres auf der See wuchs, so ließ man ihn in der Dichtung, wenn andere Götter an einem solchen Orte zu den höchsten Beschützern schon früher geworden waren und die höchsten Ehren genossen, mit diesen um den Ort streiten und dabei in Nachtheil kommen. So streitet er, der in Athen hoch verehrte, den ionischen Athenern nationale Gott, mit Pallas Athene, der höchsten Schutzgöttin, um den Besitz von Attika. Wahrscheinlich die älteste aller solcher Streitsagen, von den Athenern zur Verherrlichung ihres Landes erfunden und von Andern nachgeahmt. Denn auch um Trözen soll er sich mit Pallas ereifert haben; denn auch hier war diese Göttin hoch und hehr gehalten worden von Anbeginn an als Stadtherrin (πολιάς), und als Kräftigende (Sthenias). In Argolis wurde bekanntlich Hera schon aus achäischer Zeit her als die höchste Landesgöttin betrachtet, dabei aber nicht minder Poseidon hoch verehrt, später sogar mehr als sonst, so daß darüber eine Disharmonie in den Vorstellungen der Argiver entstehen mußte. Was that die mythisirende Phantasie, um das scheinbare Mißverhältniß zu erklären und zu beseitigen? Sie dichtete: Poseidon habe in ältester Vorzeit mit Hera um den Besitz des Landes gestritten, sei aber unterlegen im Streite; die zu Schiedsrichtern erwählten Flußgötter Inachus, Cephissus und Asterion hätten es der Hera zugesprochen. Ferner: Corinth, als Seestadt, gehörte dem Poseidon so gut wie sein Eigenthum an. Nun thronte aber nicht minder Helios als hochverehrter Hort auf der Burg. Also sollte er

gleichfalls mit diesem um das Besitzthum gestritten haben. Beide nahmen den Briareus, den vorweltlichen Riesen, zum Schiedsrichter, und dieser spricht dem Helios die Burg, dem Poseidon den Isthmus zu. Mit der alten Orakelgöttin Erde (Ge) besaß er ursprünglich Delphi gemeinschaftlich, wie wir oben bemerkt haben. Als dagegen Apollo's Dienst aufblühte, da nahm dieser das Orakel ein, und Poseidon tauschte für Delphi Calauria vom Apollo ein. In Aegina war Zeus höchster Gott, in Naxos Dionysos. Der Meergott streitet auch mit diesen um die ihm als Meergott gebührenden Inseln, allein vergeblich.

Eine andre Art von Poseidons-Sagen schreibt ihm eine Menge Kinder zu. Es war nehmlich natürlich, daß auf ihn die mythisirenden Archäologen und Historiker in späterer Zeit den Ursprung einer Menge Quellen, Städte, Hafenplätze u. dergl. und ihrer Namen bezogen. Die vermeintlichen Stifter von solchen Plätzen, deren Namen man gewöhnlich erst von den Namen der betreffenden Oerter ableitete, sollten immer Söhne des Poseidon sein: so z. B. Nauplios, der vermeintliche Stifter von Nauplia, Taras, der erdichtete Stammherr von Tarent, Thasos, der sogenannte Ahnherr der Insel Thasos u. s. f.

So hat denn der Cultus des Poseidon reichlich dazu beigetragen, die mythische Poesie zu wecken und zu befruchten. Aber er ist nicht minder der eigentlichen Dichtkunst förderlich gewesen. Man denke nur an Homer's Odyssee und wie dort der Dichter sich der Vorstellungen vom Gotte mit so seltener Kunst und so erfolgreich zur Belebung und zur Erweiterung der Fabel bedient hat. Aber auch die bildenden Künste sind nicht leer ausgegangen: Poseidon hat einem Skopas, einem Praxiteles, einem Lysippus Stoff zu Bildwerken der edelsten Art gegeben, und ist es nur zu bedauern, daß der Marmorbilder von ihm eine so geringe Anzahl auf uns gekommen ist, und diese eben keinen hohen Rang als Kunstwerke einnehmen. Die beste Bildsäule findet sich in Dresden. Die Sage von seiner Buhlschaft mit Amymone, der personificirten Quelle gleiches Namens in Argolis, hat im Alterthume manche schöne Darstellung in Sprache und in Bildwerken hervorgerufen.

Außerdem ist zu bemerken, daß der Gott vielen Oertern und Plätzen und Männern den Namen verliehen hat: man findet die Namen Posidion, Posidonia, Posidonium, Posidonius, Potidäa, Potidania, Posidippus. Auch ist's sicherlich, daß der so überaus verbreitete Cultus zur Erhaltung und Förderung religiöser Pietät unter den Griechen, namentlich unter den Fischern und Schiffern, das Seine redlich beigetragen hat, versteht sich auf seine Weise.

Zu philosophischen, physischen und etymologischen Deuteleien hat der Dienst nicht erhebliche Anlässe gegeben. Die Römer erblickten schiefer Weise in dem Gotte ihren **Neptunus**.

So hätten wir denn die Bahn durchlaufen und unsern Lesern das griechische Heidenthum in seinen einzelnen Gottheiten dargestellt, insoweit solche nicht zu den ganz speciellen, localen Gottheiten gehören. Ein buntes Bild, das aber schon durch diese seine Mannigfaltigkeit anzieht. Nicht bloß aus der Natur, auch aus dem socialen, aus dem leiblichen und geistigen Leben des Menschen hat der Grieche seine Götter hergenommen. Alles, was ihm groß, heilig, göttlich erschienen, es mochte sich ihm kund geben, wo es wollte, apotheosirte er. Und nun thue man den letzten Schritt und würdige — in der übersichtlichen Ordnung, in welcher wir es gegeben, wird das leicht sein — das Ganze noch eines allgemeinen Ueberblickes, um es in seiner Totalität aufzufassen und zu beurtheilen. Da wird sich denn als sichres Ergebniß herausstellen einmal, daß wirklich die hellenische Religion ein Product der hellenischen Nation selbst ist und nur erst im Verlauf der Zeit mit fremden Ideen vermischt wurde, daß sie mithin für einen unmittelbaren Ausfluß der allgemeinen Religion im Menschen überhaupt und der Griechen insbesonder gelten muß; zweitens daß sie zumeist in Thessalien oder im nördlichen Hellas ihren Ursprung genommen und sich von da aus weiter verbreitet hat; drittens daß sie früh in einer Zeit gekeimt ist, wo der griechische Geist noch besonders lebendig, noch besonders productiv für solche Schöpfungen gewesen sein muß; viertens daß der jugendlich-frische Sinn, nachdem er sich in seinen Productionen erschöpft hatte, erstarb und damit allmählich auch diese Productionen ihr inneres Leben, ihre Bedeutung verloren; fünftens daß der Hellenismus in solcher Beziehung nicht frei geblieben ist von mancherlei ausländischen Färbungen; sechstens daß keine nachfolgende Gelehrsamkeit oder Philosophie bei den Alten vermögend gewesen ist, das erstorbene Leben wieder zu erwecken und den eigentlichen Sinn und die Bedeutung Allem wieder zu geben, im Gegentheil jene physischen, historischen, exegetischen Erklärungen das Ganze noch mehr verdunkelt haben. Zugleich wird man bestätigt finden, was wir in der Einleitung gesagt, wie doch selbst in dieser heidnischen Religion Religion zu erkennen sei, wie ferner hier kein Unverstand, kein Wahnsinn obwaltet, sondern Alles seinen guten Grund, seine Ursache hat; wie hier oft sehr feine Abstraction, Reflexion, Combination thätig, wie das verrufene Heidenthum keineswegs aller sittlichen Elemente baar und ledig gewesen ist, und wie hier der ästhetische productive Geist sich oft so schön in Mythen und Legenden, in Poesie und Kunst ergangen hat.

Die Religion der alten Römer.

Einleitung.

I. Abschnitt.

Das Wesen dieser Religion.

Auch die Römer hatten im Alterthume eine bestimmte, besondere Art, das Göttliche sich vorzustellen und zu verehren.

Indem wir dieselbe hier erörtern wollen, befinden wir uns auf einem andern Standpuncte als bei der Religion der alten Griechen. Verwandt zwar ist jene mit dieser: die Haupt- und Grundelemente der römischen Religion sind griechisch, wie die lateinische Sprache im Allgemeinen mit Recht eine Tochter der althellenischen genannt wird. Allein dessenungeachtet besitzt jene doch einen eigenthümlichen Charakter, viele besondere Vorstellungen, Ansichten, Culte, so daß sie nothwendig von der letztern getrennt, für sich allein genommen werden muß. »Die römische Religion,« sagt Hegel ganz richtig, »nimmt man in oberflächlicher Weise gemeinhin mit der griechischen zusammen; aber es ist ein wesentlich ganz andrer Geist in der einen als in der andern. Wenn sie auch Gestaltungen mit einander gemein haben, so haben diese doch eine ganz andere Stellung hier, und das Ganze der Religion und die religiöse Gesinnung ist ein wesentlich Verschiedenes, was schon aus der äußerlichen, oberflächlichen, empirischen Betrachtung sich ergibt.« Die verschiedenen tellurischen und ethnischen Verhältnisse Italiens, namentlich des Binnenlandes in Mittelitalien, die städtischen Einrichtungen Rom's, der Charakter seiner aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Bewohner mußten die Religion hier anders gestalten, auch wenn sie ursprünglich griechisch war. Und wie hätten die nachmaligen absonderlichen Schicksale Rom's, das ungeheure Wachsthum seiner Macht, die grenzenlose Ausdehnung seiner Eroberungen ohne wesentlichen Einfluß auf seine Religion bleiben sollen!

Misch-Religion. Die Stadt Rom aber ward ein wahres Pantheon der verschiedensten Gottheiten *) oder, wie Theodoret sie nennt, »der Inbegriff alles Aberglaubens.« Allein die Ur- und die meisten spätern Elemente waren aus der griechischen Religion entlehnt. Die innigste Verwandtschaft zwischen diesen beiden Religionen, schon von den Alten, z. B. von Dionysius aus Halicarnassus, anerkannt.

Dem Gehalte oder den Vorstellungen nach waren die römischen Gottheiten theils Privat- oder Familiengötter, theils öffentliche, betrafen theils das Haus und die Familienverhältnisse, theils die Stadt oder den Staat. Beide einander sehr ähnlich. Auch hier ist jener allmähliche Uebergang vom Familien- zum Staatsleben nicht zu verkennen. Seit der ältesten Zeit traten besonders die öffentlichen Schutzgottheiten, sodann die Gottheiten des Feldbaues und der Viehzucht, als derjenigen friedlichen Beschäftigungen, denen die Römer anfangs vor allen oder allein oblagen, sodann, im Laufe der kriegerischen Laufbahn des Volkes, die des Krieges und der Siege hervor. Selbige bilden daher auch die Mehrzahl oder wenigstens besonders reiche Gruppen. Arm ist dagegen die römische Religion an Göttern sonstiger Fertigkeiten, Künste, Wissenschaften, weil die Römer hierauf ihre Kraft und ihre Aufmerksamkeit nicht gewendet.

Als Rom erbauet wurde, war die Religion auch bereits in das Stadium eingetreten, daß der Staat sie zu seiner Sache, zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht hatte. Ich will nicht sagen, daß sie ihm diente, daß er sie zu seinen Zwecken benutzte als eines bloßen Mittels, z. B. das Volk zu bilden und zu zähmen, wie es die spätere Ansicht von Philosophen, Historikern und Staatsmännern war, sondern sie war so mit dem Familienleben und dadurch so mit allen menschlichen Verhältnissen verwachsen, daß sie bei Bildung von städtischen oder staatlichen Gemeinden nicht mehr außer Augen gesetzt werden konnte. Sie mußte berücksichtigt, sie mußte in den staatlichen Verband aufgenommen werden. Solches geschah denn auch bei Einrichtung der städtischen Gemeinde in Rom. Gleich von Anfang an wurden gewisse Culte eingesetzt und die kirchlichen Verhältnisse festgestellt. Die spätere Zeit concentrirte all diese Bestrebungen und Einrichtungen auf die mythischen Persönlichkeiten eines Romulus und Numa. Der römische Staat ist nicht, wie manche andere des Alterthumes, ein in unbewußter Natürlichkeit erwachsener, sondern ein von Anfang an mit weiser Berechnung geschaffener. Auch muß das Staatenleben damals bereits in ein höheres Stadium getreten sein. »Es scheint, als hätten die Römer von vorn herein ein Bewußtsein von der einstigen Bestimmung ihres Staates zur Weltherrschaft gehabt: so zweckmäßig richteten sie alle ihre Institute ein, um neben festbegründetem politischen Uebergewicht nach außen die Bürger zu sittlicher Größe und Religiösität, den nothwendigen Stützen einer solchen Herrschaft, fort und fort zu erziehen.« Die

*) Numinum cunctorum cultrix. Arnob.

Religion der Römer ist daher von Hause aus Staatsreligion gewesen. Der Staat ist es hier gewesen, der sich selbst und seinen Bürgern sofort die Pflicht auferlegte, gewisse Gottheiten zu verehren, die ihm die rechten, die nützlichen, die nothwendigen erschienen. Er ordnete solches an; er übernahm die Ueberwachung. Selbst die Privat-Sacra waren ihm nicht gleichgültig. So verwuchs in Rom die Religion gleich von Anfang auf das innigste mit dem Staate: sie konnte gar nicht getrennt werden, ohne diesen zu erschüttern; sie mochte nicht bestehen ohne diesen. Daher römische wie griechische Schriftsteller, kommen sie auf den Gegenstand zu sprechen, von der Religion der Römer stets wie von jeder andern politischen Einrichtung reden.

War das ein Glück für den Staat? Unbezweifelt, wenn wir den römischen Staat an sich nehmen. Er gewann für sich eines der besten Mittel, das Volk zu gehorsamen, für allgemeine Zwecke zu begeistern, selbst mit bereitwilliger Aufopferung der heiligsten Güter des Lebens. Wie das Individuum, so ging in Rom auch die Religion im Allgemeinen, in der Herrschaft, im Staate, in der Fortuna publica unter. Alles diente nur dem Einen. Und nur in dieser Beziehung kann als wahr gelten, wenn Niebuhr in einem seiner Briefe die römische Religion eine »herrliche« nennt. Freilich diente sie als solche zu Zeiten nicht minder dem Despotismus, und es schien an ihr sich besonders jene seit Critias unter den Staatsmännern gewöhnlich gewordene Ansicht zu bewähren, »die Religion wäre ein Mittel, welches die weisen Vorfahren ersonnen hätten, das thörichte, leicht ausschweifende Volk zu zügeln.«

Die Religion der Römer trägt daher durchaus den Charakter des Volkes, d. h. des Staates an sich: sie ist durch und durch und streng positiv, gesetzlich im Aeußern. Alles geschieht nach einer bestimmten, überlegten Norm, in der geregeltsten Gestalt. Das Cultus-Wesen in Rom bildete, wie der Staat selbst, eine feste, compacte Masse, bei aller Mannigfaltigkeit im Einzelnen doch eine geschlossene Einheit. Daher konnte hier eintreten, was wohl selten geschehen, »daß ein Volk, wenigstens mit der Abstractionsgabe des römischen, das Nationale, das Eigentliche dabei immer aufrecht, das Auswärtige von dem Eigenen getrennt erhielt, die ewige Stadt zu einem Pantheon fast aller Götterdienste machte und dennoch das Heimische darüber nicht verlor. Eine Folge der einem sichern Bollwerke gleichenden Staatseinrichtung!« War das ja doch überhaupt Maxime des Staates von Anfang an, fremde Elemente in sich aufzunehmen. Kein Staat des Alterthumes zog Fremde so willig in sich herein, ertheilte selbst Sklaven durch Freilassung das Bürgerrecht als der römische. »Nichts Andres drückt die Sage vom Asyl aus, welches Romulus auf dem Capitol soll eröffnet haben.« Auch verlieh darum der Staat seiner Religion nur insoweit Schutz, als durch deren Verletzung mittelbar der Staat gefährdet erschien (Rein's Criminalrecht d. Römer S. 887.). Nur die einheimischen Culte bildeten ein festes Ganzes; die andern wurden bloß äußerlich hinzugenommen, machten ein nicht nothwendiges Anhängsel, eine zufällige Anlagerung aus. Dadurch hat diese

Religion aber auch jene Festigkeit erlangt, daß sie bei allen ihren Mängeln und Irrthümern doch länger als ein Jahrtausend bestehen konnte. Die abweichende Religionsansicht, wie sie in fremden Staaten oder in den eroberten Provinzen herrschte, wurde toleriert auch in Rom, »wenn sie sich hier in ihren Schranken hielt und dem Staate nicht zu nahe trat, d. h. nicht etwa den Staat durch öffentliche Störung und Aergerniß gefährdete, oder die Verehrung der Staatsreligion abtrünnig zu machen strebte.«

Der Staat sorgte aber in Rom gewiß gleich von Anfang an für die bloße äußere Anordnung des Götterdienstes; für das Innere, d. h. für das Verständniß, für das Lebendig-Erhalten der Formen, für Fortbildung, gemäß dem Geiste der Zeit, that er nichts, setzte er keine Anstalten, keine Personen ein. So war es nun damals Sitte. Das Gegentheil verdanken wir erst dem Christenthume. Es gab nur Ritualbücher, nur Priester, die das Aeußere des Götterdienstes besorgten. Die römische Religion war vielleicht schon von Anfang an meist bloßer Ceremoniendienst, ohne jene lebendige Wärme und frische Herzensinnigkeit, welche die Hauptsache bei der Religion ausmacht; denn wahrscheinlich war damals, als Rom erbauet wurde, die Gottesverehrung in Italien leider! bereits in die Phase eingetreten, daß der innere Herzensdrang sich abgeschwächt hatte, das eingerichtete Ceremoniell schon zu bloßer Observanz herabgesunken war, man also bei Einsetzung der römischen Culte nur zumeist der Gewohnheit, dem Herkömmlichen huldigte. Das ist denn diese Religion auch zumeist die ganze Zeit hindurch geblieben. Ja! mit der Zeit hat das Absterben der Formen, das Erbleichen derselben noch mehr überhand genommen. Kein wissenschaftlicher Unterricht, kein theologisches System, keine Belebung des Todten, kein Vervollkommnen der religiösen Erkenntniß, kein Umbilden und Bessern der oft so sonderbaren, oft so widrigen Gebräuche von Staats wegen.

Und wie viele waren der Gebräuche! Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß das Leben der Römer fast in dem kirchlichen Ceremoniell aufging. So viele Götter hatte er, so viele gottesdienstliche Ritus und Vorschriften zu beobachten! Und das Gesetz gebot ihm, solche alle mit der größten Aufmerksamkeit und Genauigkeit zu vollziehen. Denn man ging von dem anthropistischen Glauben aus, daß die Götter leicht zu beleidigen wären, leicht die Menschen ihre Empfindlichkeit, ihre Rache empfinden ließen. Die geringste Unterlassung verletzte sie. Der Cultus der Götter ging daher bei dem Römer bis ins Scrupulöse. Mit der ängstlichsten Sorgfalt glaubte er darauf halten zu müssen, daß Alles vorschrifts- oder observanzmäßig vollführt würde. Es ließen sich viele Beispiele hier anführen, die uns die alten Schriftsteller aufbewahrt. Wenn ihm oder seiner Stadt und seinem Staate etwas Widerwärtiges begegnete, dann glaubte er gewöhnlich, es läge an ihm; er hätte sich der Vernachlässigung eines Gottes oder eines Opfers oder kirchlichen Ritus schuldig gemacht, und nun ward mit aller Aemsigkeit und Raffinerie nachgeforscht, was denn wohl versehen wäre. Es herrschte

darum im äußern Gottesdienste eine außerordentliche Strenge: sie schien dem Römer das Hauptsächlichste bei der Verehrung seiner Götter zu sein. Deßhalb wählte er auch für diese menschliche Thätigkeit ein bezeichnendes Wort: es ist der Ausdruck religio. Mag man es herleiten von religere oder religare*): es bedeutete dem Römer die gewissenhafteste Pünktlichkeit in Ausübung der gottesdienstlichen Gebräuche. Der Römer war in dem einzig. Griechische Schriftsteller, wie Posidonius von Apamea und Dionysius von Halicarnassus, von denen wir Urtheile über die römische Religion besitzen, heben diese Eigenschaft von ihrem Standpuncte aus vornehmlich hervor: sie nennen sie in ihrer Sprache Deisidämonie (heilige Scheu vor den Göttern). Und nicht bloß hinsichtlich der Ceremonien war der Römer so scrupulös; gleich den Griechen war er es auch, selbst noch in späterer Zeit, hinsichtlich der heiligen Gebäude. Nichts durfte da am Alten geändert werden. Als z. B. unter Vespasian der Tempel des capitolinischen Jupiters durch Brand zerstört worden war, wurde der neue genau wieder so hergestellt, wie der frühere gewesen. Hiermit glaubte der Römer seinen religiösen Pflichten ein Genüge geleistet zu haben. Kein Wunder daher, wenn in späterer Zeit, wo Rom so groß da stand, die Meinung herrschte, es könne gar nicht befremden, wenn die Götter das Reich so groß gemacht hätten, da die Römer so gewissenhaft auch die kleinsten Momente in der Religion fortwährend beobachtet. Natürlich lernte man da zumeist das höchste Wesen nicht aus innerem Triebe, aus wahrhafter Herzensneigung um dessen selbst willen verehren, sondern aus subjectiven Gründen, aus Eigennutz und um Schaden von sich und dem Staate abzuwenden. Daher wurden Pest, Mißwachs, Verluste von Schlachten u. a. öffentliche Unfälle, Evocationen bei Belagerung von feindlichen Städten, Gelübde von Tempeln und Spielen im entscheidenden Augenblicke des Kampfes so häufig Veranlassungen zur Aufnahme und Einführung neuer Götter, und der Staat und die höhern Beamten unterließen nicht, selbst mit großen Kosten, den neuen Cultus zu vollführen.

Könnten wir nach solchen Aeußerlichkeiten die Religiösität eines Volkes bemessen, so wäre keines religiöser gewesen als das römische. Und wie viel Kosten, Zeit, Sorgfalt ꝛc. wandte man von Staats und der einzelnen Bürger wegen auf den Cultus! Wie viele Thiere haben oft bei einzelnen Begebenheiten ihr Leben verbluten müssen! Und selbst Menschenopfer wurden nicht verabscheuet, sogar nicht mehr zur Zeit erwachter Humanität. Menschenopfer sind nehmlich bei den Alten ihrem Wesen und ihrem Ursprunge nach sühnend. Ein großes Unheil, ein schweres Verbrechen konnte nach ehemaliger Ansicht nur

*) Die Acten über die Etymologie des Wortes sind nehmlich noch immer nicht geschlossen. Obwohl sich in neuester Zeit viele Gelehrte speciell mit diesem Gegenstande beschäftigt und für die Ableitung von religare, als weder dem Sinne noch der Analogie widersprechend, erklärt haben, gibt Freund in seinem lateinischen Wörterbuche neuerdings doch wieder der andern den Vorzug wegen des gellius'schen religens.

durch menschliches Blut beschworen und getilgt werden. Bei allen Völkern des Alterthumes waren sie hergebracht, wie Jacob Grimm sehr wahr bemerkt. Allein wir werden uns doch mit Widerwillen von einer solchen kalten, starren, eigennützigen, unmenschlichen Religion wegwenden, wenn auch nicht geläugnet werden soll, daß, selbst bei diesen mangelhaften Anordnungen von Staats wegen zur Unterhaltung und Förderung religiösen Sinnes bei den Bürgern, manches fromme Gemüth erweckt worden sei und Befriedigung, nach damaliger Ansicht, gefunden haben mag. Der Cultus ist und bleibt ja immer etwas Aeußeres, was subjectiv das Innere nur unvollkommen darstellt, objectiv durch seine Symbolik, selbst bei großer Mangelhaftigkeit, auf empfängliche Gemüther energisch wirken kann.

Worin aber die römische Religion mehr, worin sie Vorzügliches geleistet, das ist die Moral und zwar namentlich die strenge Moral zur Erziehung von tüchtigen Staatsbürgern. Eine Staatsreligion, wie jene, trägt ihr Vollendetsein in dem Aufgehen der subjectiven Ueberzeugung der Individuen, und zwar in der Weise, daß die Selbstthätigkeit derselben, weil selbige die Geltung dieser Staatsreligion beeinträchtigen würde, gebunden ist durch die überwiegende Kraft und Energie des nationalen Bewußtseins. »Von solchem durchdrungen und getrieben, trugen nun die Glieder aller Stände die Kraft der eignen Ueberzeugung auf die Religion des Staates über und gewannen so einen politischen Glauben an die Wahrheit und Allmacht jener Götter und an deren ausschließliche Fürsorge für den römischen Staat. Aus dieser Quelle floß jenes mächtige Vertrauen, das nie an der Gewißheit des glücklichen Erfolges zweifelte, den man als die unausbleibliche Folge der pünktlichen Erfüllung der religiösen Forderung ansahe, eben so wie jedes Mißgeschick als Strafe für begangene Gottlosigkeit, für versäumten Cultus galt.« Aus jener Quelle floß ferner jener unbedingte Gehorsam gegen die öffentlichen Einrichtungen und Gesetze, jene totale Ergebenheit, Demuth, Aufopferung seiner Selbst. So weihte denn der Römer sich, sein Leben, seine Kraft willig dem Staate. Frömmigkeit war der Hebel seiner Anstrengungen, die Mutter seiner Tüchtigkeit, seiner Virtus, und so trug er sein Panier siegreich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land und — eroberte den Erdkreis.

Aber auch im Uebrigen war diese Religion nicht aller sittlichen Elemente baar, vornehmlich ehe sie von asiatischen Ausschweifungen angesteckt wurde. Wo man einen Dius Fidius, eine Fides, eine Pudicitia, Virtus u. s. w. verehrte, da kann doch das Moralische nicht gefehlt haben? Und hat's denn der Römer nicht, ehe ihn das ungeheure Glück verdarb, durch sein Betragen bewährt und durch in den Annalen der Geschichte mit unvergänglichen Zügen verzeichnete Thaten, daß seine Religion nicht eben so schlecht gewesen? Sie hat nicht der Immoralität Thor und Thür geöffnet; sie hat selbige vielmehr gedämpft, fern gehalten, so lange sie in Ansehen war und unvermischt mit fremden Zoten und Muckereien. Wie heilig z. B. der Ehebund gehalten worden ist, kann daraus abgenommen werden, daß nach der Versicherung glaubwürdiger Schriftsteller fast 500 Jahre

lang keine Ehescheidung statt fand. Selbige war so etwas Unerhörtes, daß man die erste in den Annalen der Geschichte bemerkt findet. Man muß hier wohl, will man nicht ungerecht erscheinen im Urtheile, die Zeiten unterscheiden. Und in jener entschiedenen Neigung der Römer, vornehmlich sittliche Begriffe als göttliche Wesenheiten religiös zu verehren, liegt eine schöne Andeutung von dem moralischen Sinne dieses Volkes, und auch ich kann nicht (mit Zumpt gegen Hegel) diese Neigung tadeln oder profaisch finden. Damit ist freilich nicht behauptet, daß jener Religion alles Anstößige fremd gewesen sei, nicht Manches darin vorgekommen, was nur Naturmenschen verzeihlich ist. Man nehme nur die Fescenninen, die Lupercalien u. a. Ausbrüche roher Sinnlichkeit und ausgelassenen Muthwillens. Aber wer wird von jener frühen Zeit, vom gemeinen Volke Andres erwarten?

Wir wollen auch nicht unterlassen zu bemerken, daß die römische Religion, selbst nicht aller Gemüthlichkeit und Herzinnigkeit entbehrte. Selbige tritt, im Gegensatze zur öffentlichen, besonders in den Privatsacris, im Familienleben hervor. Die Verehrung der Vesta, der Penaten, der Laren, der Manen trägt diesen Charakter an sich und zeugt dafür, daß der Mensch nie ganz seine Eigenthümlichkeit, seine Natur ausziehen kann, selbst wenn ein äußeres Gebot und äußerer Zwang ihn dazu nöthigen will. Aber zu Geheimdiensten war der Römer ursprünglich gar nicht geneigt: sie stimmten nicht zu seinem offenen, geregelten, ernsten Charakter. So etwas brachte ihm erst die spätere Zeit.

Jene strenge Gesetzlichkeit indessen, die sich beim Römer theils im öffentlichen Leben überhaupt, theils im Besondern in der Religion äußerte, mußte eine gewisse Ernsthaftigkeit, Starrheit und Unbeweglichkeit, eine gewisse Gemessenheit und Kälte in derselben hervorbringen. Die römische Religion als Staatsreligion hat darum durchaus den Charakter des Rationalismus. Alles ist geregelt, berechnet, bestimmt, scharf begrenzt und streng befohlen. Aber dieses Vorherrschen des Normalen, des Verstandesmäßigen ist der Hemmschuh der Phantasie und aller poetischen Production. Kein Wunder also, wenn die römische Religion eigentlich und ursprünglich von aller Mythologie entblößt gewesen ist. Was uns in der Art geboten wird, ist erst spätern Ursprungs, meist von Griechen gedichtet oder doch nach griechischer Weise. Ist das ein Vorzug der römischen Religion? Dionysius von Halicarnassus, ein Grieche aus der Zeit des Kaisers Augustus, der sich zwanzig Jahre in Rom aufgehalten und Römisches mit Griechischem zu vergleichen Zeit und Gelegenheit gehabt hat, sagt's. Er meint: »Der Stifter des römischen Staates (soll heißen: der ursprüngliche Charakter des römischen Volkes und Staates) hat die von den Göttern (der Griechen) überlieferten Sagen, welche Verunglimpfungen und Lästerungen derselben enthalten, als nichtswürdig, unnütz und ungebührlich und nicht einmal rechtschaffener Menschen, geschweige Götter würdig, sammt und sonders verbannt und es so eingerichtet, daß die Menschen von den Göttern nur das Edelste und Beste erzählen und sich vorstellen, und ihnen keine solche Eigenschaften andich-

ten, welche selbiger Wesen unwürdig sind. Denn man weiß bei den Römern nichts von Entstellung des Uranus durch seine eigenen Söhne, nichts von der Kinderverschlingung des Kronos aus Furcht vor deren Nachstellungen, nichts von Entthronung und Einkerkerung im Tartarus, die Zeus an seinem eigenen Vater verübt habe, nichts von der Götter Kämpfen, Verwundungen, Fesselungen und Knechtsdiensten bei den Menschen.« So vermag denn der Grieche selbst nicht das schöne Eigenthümliche seiner eigenen Nation zu erkennen! nicht Poesie zu würdigen! Vom Standpuncte der Religion aus die Sache angesehen, mag er recht haben; allein vom zweiten her hat er durchaus falsch. Denn ist es nicht ein Vorzug des Hellenismus, einen so reichen Schatz von Mythen zu haben? Nun! dann ist es eine Armuth, ein Mangel des römischen Volkes, keine zu besitzen. Auch verdient der erstere Punct wohl eine Beschränkung. Denn was die römische Sage vom Mars und der Vestalin Rhea Sylvia, von der Flora und sonst von manchen Göttern erzählt, gehört in dasselbe Capitel, als was Dionysius den Griechen vorwirft. Freilich sind hier die Zeiten zu scheiden. Solche schlüpfrige Dichtungen fallen zumeist in die Periode der Entsittlichung der Römer, der Entartung durch Griechen und Asiaten. Der Römer an sich hatte bei seinem ernsten Charakter schon keinen Trieb, keine Lust zu freien poetischen Productionen über seine Götter. Daher forscht man auch vergeblich bei ihm nach eigenthümlichen kosmogonischen, theogonischen, physischen Mythen. Die eigentliche römische Götterwelt ist ohne Abenteuer, ohne Liebesgeschichten, ohne jene reizenden Erzählungen, welche die griechische so interessant, so lieblich, so heiter machen.

Nicht anders ist es mit der römischen Religion in ihrem Verhältniß zu den bildenden Künsten. Sie hat diese nicht selbst hervorgerufen, sondern erst entlehnt, herbeigeholt von den Griechen. Die Römer hatten ursprünglich keine Statuen für ihre Götter: 170 Jahre soll es gedauert haben, ehe sie welche einführten. Man hat das ebenfalls, selbst in neuester Zeit, für einen Vorzug gehalten. Ist's aber nicht wieder ein Vorzug des Hellenen, daß seine Religion jene Künste erzeugt, gepflegt, zum höchsten Gipfel empor gehoben? Und ist es nicht ein Verdienst der römischen, daß sie dieselben aufgenommen und wenigstens unterhalten und fortgeführt hat? In rein religiöser Beziehung freilich verdient jener bilderlose Cultus den Vorzug. Aber den haben ja auch die Griechen in frühester Zeit gehabt! Sie haben ihn auf die italischen Pelasger, auf die Latiner, auf die Römer vererbt gehabt. Die Religion überhaupt ist in ihrer ersten Einfachheit unstreitig mehrfältig die bessere gewesen; aus dem Grunde ist man ja bestrebt gewesen, selbst in unserer, so vieles Spätere wieder abzuwerfen, zur ursprünglichen Einfachheit wieder zurückzukehren. Die römische Religion hat die bildenden Künste nicht verschmähet, ist die Trägerin derselben geworden in unsere Zeit herüber. Aber das Ernste, das Abstracte, das Berechnete blieb ihr, selbst als die Kunst der Griechen herzutrat und die Götter des Verstandes mehr zu beleben, zu vergeistigen, zu verschönen suchte durch ihre ideale

Bildungen. Die mildernde Kunst drang nie wahrhaft tief bei dem Römer ein; sie blieb ihm und seiner Religion immer etwas Fremdes. Nie hat sich Beides mit einander wahrhaft vereinigt, so wie die spätern Mythen nie zum Ernste des römischen Götterſystems gepaßt haben.

II. Abschnitt.

Das Interesse dieser Religion: für jetzt noch, und für immer.

Die Religion der Römer ist ebenfalls eine besondere Erscheinung des religiösen Glaubens der Menschen gewesen, und in solcher Hinsicht natürlich für den Theologen, für den Forscher der Geschichte des religiösen Glaubens von größter Wichtigkeit. Sie tritt hier als Staatsreligion auf, war solches in ihrer ganzen Strenge, und als solche lehrt sie die Vortheile, lehrt sie aber auch die Nachtheile solches Verhältnisses. In der starren Regelung, in dem Streng-Positiven geht das frische, fröhliche, d. h. das eigentliche religiöse Leben zu Grunde. Aber der Staat hat davon den augenscheinlichsten Nutzen.

Die Religion der Römer ist zumeist eine Fortsetzung, ein Zweig der griechischen, und hat die Mutter für uns hohes Interesse, so natürlich auch die Tochter. Aber dieselbe umschließt nicht minder besondere, altitalische Elemente. Von diesen Religionen haben wir sonst so geringe Kunde. Für den Forscher muß es daher vornehmlich anziehend sein, hier mit Mehrerem der Art bekannt zu werden.

Die Römer sind ein großes welthistorisches Volk. Man nehme es aus der Geschichte hinweg, welch eine Lücke würde entstehen! Alles, was dieselben angeht, was sie betrifft, muß uns bemerkenswerth erscheinen. Auch die Religion. Selbige ist ein wesentliches Stück der römischen Alterthumskunde. Sie lehrt die Denkart, den Charakter, das innere Leben des Römers kennen. Vielfach hat sie dieß Alles selbst bestimmen, modeln helfen. Von ihrem Standpuncte aus kann man gar Vieles sich erklären von dem, was die Römer waren und gethan haben und geworden sind. Dem Alterthumskundigen, dem Historiker ist ihre Kenntniß unentbehrlich.

Diese Religion war vorzugsweise Religion des Staates: sie hat ihm gedient, hat ihn helfen stark machen, groß machen, so stark und groß, daß er an Macht und an Ausdehnung alle übrigen zur Zeit überstrahlte. »Allerdings,« sagt eben so schön als wahr Göttling in der geistvollen Vorrede zu seiner Geschichte der römischen Staatsverfassung, »hat das gottgeliebte Volk der Griechen in Kunst und Wissenschaft von andern Völkern Nie-Erreichtes geschaffen. Aber in Einem

stehen diesen Griechen die Römer weit voran, in der Kunst eines glorreichen, mannhaften Staatslebens. Der Staat der Römer ist ihr Kunstwerk, ihr Kunstwerk, welches, nicht hervorgegangen aus der Seele eines einzigen Mannes, wie Pallas Athene in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus hervorsprang, vielmehr des ganzen römischen Volkes Werk ist, an welchem sieben Jahrhunderte gearbeitet haben und in diesen die edelsten Geister und die festesten Charakter. Sparta ist mit seiner Politik niemals vorwärts geschritten; mit beschränktem Eigensinne hat es seine Verfassung gegen alle Forderungen der eilenden Zeit behauptet und sich selber eher dem Tode dargeboten, ehe es die engen Schranken altdorischer Satzungen hinwegnehmen ließ. Athen dagegen, in der leichtern Empfänglichkeit des ionischen Sinnes hat rasch die sämmtlichen Staffeln bürgerlicher Freiheit erstiegen, in dem ungemischten Wein der höchsten Demokratie sich berauscht und ist in diesem Rausche erst eine Beute des halbbarbarischen Macedoniens, dann des martialischen Rom's geworden. Dieses Rom dagegen steht in der Mitte zwischen beiden, den starren, unbeweglichen Spartanern und den zerfahrnen Athenern, und wenn die aristotelische Definition der Tugend, daß sie die Mitte sei zwischen zwei Extremen, auch auf politische Volksbestrebungen angewendet werden darf, so ist nicht zu zweifeln: die Römer sind unter jenen drei alten, von einem gütigen Geschick begünstigten Volksstämmen politisch der tüchtigste. Denn sie haben in ihrer Verfassung den Forderungen der Gegenwart stets so genügt, daß die vergangene Zeit der Väter darüber nicht preis gegeben und ein ehrenhaftes Erbe nicht vergeudet ward. Darum gleicht auch dieses Werk der Jahrhunderte zwar keinem Tempel der Griechen in seiner einfachen Kunst, wie der Plan eines einzigen Architekten ihn erstehen ließ, wohl aber einer großartigen Fassung auf einem gewaltigen Felsen. — — Rom's Verfassung, wie sie emporgewachsen und gesunken ist, wird Niemand als ein Muster der Nachahmung hinstellen wollen: jede Nation hat ein Geschlecht in dessen eigenthümlichem Leben zu vertreten, das sie nicht aufgeben darf; sie würde das Wesen der heiligen Nationalität verläugnen, wenn sie Nachtreterin einer andern würde, — aber die Römer sind es dennoch werth, daß man sich in ihrer Verfassung vergegenwärtige, was so große Tugenden ihrer Bürger hervorgerufen hat und, von so gewaltigen Kräften gehalten, vergrößert und veredelt worden ist.« Vortrefflich! So bedarf bei Erforschung und Beurtheilung des römischen Staates und seiner Geschichte eine besondere Berücksichtigung die mit ihm auf das innigste verwachsene Religion.

Und wie lehrreich ihre Geschichte sei, mag die deßfallsige nachfolgende Darstellung selbst bekunden.

III. Abschnitt.

Die Grundsätze, nach welchen das Ganze behandelt sein will und hier behandelt werden soll.

Es sind im Ganzen dieselben, welche bei der griechischen Religion in Anwendung kamen. Wie diese nur aus einzelnen Culten bestand, so nicht minder die römische: folglich kann auch die Erörterung der letztern bloß eine Aufzählung und logisch-historische Erörterung der einzelnen Götterdienste sein. Es ist die Aufgabe, die wild gewachsene Pflanze in ein System zu bringen, die mannigfache Masse zu sondern und zu scheiden, was ursprünglich, was eigenthümlich, was fremd, was im Laufe der Zeit und wann hinzugekommen ist, auseinander zu setzen, dadurch das Ganze an sich und im Verhältniß zum Uebrigen ins klare Licht zu stellen. Darum liegt auch hier uns das Antiquarische fern: wir haben es hauptsächlich mit dem Begriffe und seiner logischen Gestaltung im Laufe der Zeit und bei den obwaltenden Umständen zu thun. Die Quellen zerfallen ebenfalls entweder in literarische oder in artistische. Beide sind aus sehr später Zeit, wo bereits vieles Ursprüngliche verloren gegangen oder aus dem Gedächtnisse vermischt war, oder wo Synkretismus und Deutelei das Eigentliche vielfach gefärbt und verunstaltet hatte. Selbst die vaterländischen Schriftsteller sind höchst unkritisch, befangen von ihrer Zeit und nur mit größter Vorsicht zu gebrauchen; überdem die Nachrichten spärlich, lückenhaft, fragmentarisch. Viele Schriften, die uns belehren könnten, haben wir nicht mehr. Auch hat ein eigentliches systematisches Werk in Rom über den Gegenstand gar nicht existirt.

Die Schwierigkeit, das Ganze in's gehörige Licht zu setzen, ist daher für unsere Zeit noch immer groß, fast zu groß, weil es auch an Vorarbeiten fehlt. Man hat sich mit dem Gegenstande noch viel zu wenig energisch beschäftigt; es ist erst noch manches zu sichten und festzustellen: die Topographie Rom's, die politische Geschichte, die Chronologie, das Antiquarische der Religion bedarf noch vieler Aufklärungen. Doch sind in neuester Zeit zu allem dem sehr erfreuliche Schritte geschehen, und namentlich haben Hartung, Klausen, Krahner, Ambrosch, Herzberg jüngsther höchst anerkennungswerthe Studien der Art vollführt.

Wir geben unsern Lesern wieder von der römischen Religion zuvörderst ein allgemeines historisches Bild. Desto besser wird sich alsdenn das Einzelne in's Licht setzen und beurtheilen lassen.

Die Religion der alten Römer.

Erste Abtheilung.

Die Geschichte dieser Religion.

Einleitung.

Die Religion der alten Römer, so starr positiv sie auch von Anfang an gewesen sein mag, ist dennoch nicht immer dieselbe geblieben; auch sie hat gewisse Veränderungen erlebt, ihre Phasen durchlaufen. Mithin fällt sie ebenfalls der historischen Darstellung anheim. Folgendes sind die Wendepuncte dieser Geschichte: die nähere Bekanntschaft der Römer mit der hellenisch-griechischen Cultur, das siegreiche Ende des zweiten punischen Krieges, die Alleinherrschaft des Augustus, endlich der Untergang des römischen Heidenthums durch das Christenthum. Es ergeben sich hiernach folgende Abschnitte oder Perioden:

I. Periode: von der Erbauung Rom's bis zur Herrschaft Tarquinius' d. ä., oder von 754 bis 616 v. Chr.;

II. Periode: von der Herrschaft Tarquinius' d. ä. bis zum Ende des zweiten punischen Krieges, oder von 616 bis 201 v. Chr.;

III. Periode: vom Ende des zweiten punischen Krieges bis zur Alleinherrschaft des Kaisers Augustus, oder von 201 bis 30 v. Chr.;

IV. Periode: von der Alleinherrschaft des Kaisers Augustus bis zum gänzlichen Sturze des römischen Heidenthums durch das Christenthum, oder von 30 v. Chr. bis 388 n. Chr.

Die erste Periode ist die der Gestaltung und Reinheit, die zweite die des Hereinbrechens des Hellenismus, die dritte die des Unglaubens, die vierte die der Reaction und der Vernichtung.

Erste Periode.

Von Erbauung Roms bis zur Herrschaft Tarquinius' d. ä., oder von 754 bis 616 v. Chr.

Rom ward nach der gewöhnlichen Rechnung um das Jahr 754 v. Chr. gegründet. Colonisten aus dem benachbarten Alba Longa, also Latiner, waren seine Erbauer. Sie siedelten sich am palatinischen Hügel an. Die neue Bürgergemeinde wird es für eine ihrer ersten Pflichten gehalten haben, religiöse Culte zu stiften, Heiligthümer zu gründen, theils um ihren Mitgliedern Gelegenheit und Anlaß zur Gottesverehrung zu geben, theils um die neue Stadt unter besondern höhern Schutz zu stellen. Nehmlich zuverlässig war, wie wir schon in der Einleitung bemerkten, damals, als Rom erbauet wurde, die Religion in Latium bereits in das Stadium getreten, wo sie aus einer Familien-Angelegenheit zu einer öffentlichen geworden, mit Beibehaltung der alten Familien-Culte. Es wurden also im neuen Rom Privat- und öffentliche Sacra eingerichtet, welche die neuen Ansiedler kannten, mitbrachten.

Nun waren aber, sehr wahrscheinlich in Folge der thessalischen Wanderung um 1100 v. Chr., aus oder über Epirus, wo bereits der Gott Zeus und seine vermeintliche Gattin Dione verehrt wurden, desgleichen wohl auch die Göttin Diana und Hestia, Pelasger nach Mittelitalien, nach Latium gekommen und hatten hier eine Art Herrschaft über die rohern Urbewohner (Aboriginer) begründet und denselben ihre höhere, auch religiöse Cultur mitgetheilt. So hatten diese einen Jupiter, eine Juno, Diana, Vesta kennen lernen — denn das sind nur wenig veränderte, dialektisch-verschiedene Formen der obigen Namen — und eben so den äußern Gottesdienst, wie er bei den ältesten Griechen mag gäng und gäbe gewesen sein: Opfer, Altäre, Tempel ohne Bildsäulen, bloß mit einfachen Symbolen zur Bezeichnung des betreffenden Gottes. Angeregt durch solche Beispiele hatten sie dann selbst andere Götter hinzu erdacht, als z. B. die Minerva, den Mars, die Penaten, den Saturn ꝛc., von denen wir im griechischen Göttersysteme keine dem Namen wie der ursprünglichen Bedeutung nach entsprechende Wesen finden. Selbige alle brachte die neue Colonie von Alba Longa mit und stiftete ihnen in Rom Heiligthümer, private (in den einzelnen Häusern) und öffentliche (in der sogenannten heiligen Straße, via sacra, in der Nähe des sogenannten Königshauses, regia). Jupiter, Juno, Minerva hatten hier namentlich, sichern Nachrichten zufolge, ihre Verehrung; auch werden sie von Varro die ältesten Gottheiten (antiquissimi dei) der Stadt genannt, und sie galten noch in spätere Zeit als die Penaten und Beschützer der Stadt

(Liv. III, 17.). Sie sind das gewiß von Anfang an gewesen. Sicher ist auch, daß Vesta, die Göttin des Stadtheerdes, d. h. der städtischen Gemeinde, hierselbst ihr ältestes Heiligthum gehabt hat, ingleichen Mars. Den Cultus dieser Götter aber überkamen die höchsten geistlichen Würdenträger der neuen Gemeinde: der König und die Königin, der Flamen Dialis und die Flaminica, die Vestalinnen, der Pontifex Maximus und der Flamen Martialis, denen wir wohl ohne Bedenken die Flaminica Martialis und die palatinischen Salier, die Priester des Mars zufügen dürfen. Der König hatte natürlich die höchste Obergewalt. Im Uebrigen gingen die Priesterthümer alle wahrscheinlich sofort über in die Hände einzelner edler Häuser, in denen sie zum Theil auch wohl erblich wurden. Und wie die Patricier und Plebejer streng geschieden, so waren es zuverlässig auch ihre beiderseitigen Sacra. So waren denn die ersten ursprünglichen Culte in Rom pelasgisch-latinische. Die Mitglieder dieser frühesten Ansiedlung hießen Ramnenses (eigentlich wohl Remenses, woher Remus der vermeintliche Mit-Erbauer Rom's gebildet, oder Romenses von Roma).

Ihr ward alsbald eine sabinische Colonie zugefügt, Tities, Titienses oder Tatienses geheißen (woher? ist unbekannt; aber auch hieraus hat man einen mythischen Titus Tatius gedichtet). Sie fand am Quirinalis und dem angrenzenden Locale ihre Stätte. Auch sie brachte ihre Culte mit und stellte solche in dem ihr angewiesenen Bereiche her. Und so können wir nicht zweifeln, daß diesem Stamme das uralte Heiligthum der drei verbundenen Gottheiten des Jupiter's, der Juno und der Minerva (die Sabiner hatten viele Götter mit den Latinern gemein; sagt doch Varro ausdrücklich, jene Pelasger aus oder über Epirus wären zu den Sabinern gekommen!) auf dem alten Capitolium und der Cultus des Quirinus (nach dem der quirinalische Hügel seinen Namen erhalten, so wie die Sabiner den Ehrennamen Quiriten den Gliedern der ganzen Gemeinde mitgetheilt haben) seinen Ursprung verdankt. Die beiden Gemeinden scheinen aber nicht sofort zu Einer verschmolzen zu sein; folglich werden auch manche beiderseitige Culte getrennt neben einander bestanden haben. Soll doch jener mythische Titus Tatius eine eigene priesterliche Aufsicht auf die Erhaltung der sabinischen Sacra und Augurien festgestellt haben (die sodales Titii)! Wodurch indessen die Existenz gewisser beiden Volksstämmen gemeinsamer Bundesopfer nicht ausgeschlossen wird. Zuverlässig erhielten z. B. zu den bereits bestehenden palatinischen Priester-Collegien die Sabiner Zutritt und brachten eine Vermehrung des Personals zu Wege, damit der zweite Stamm an denselben Antheil hätte und durch die geistlichen Organe als integrirender Theil des Staates vertreten würde. Es heißt ferner ausdrücklich bei gewissen glaubwürdigen Schriftstellern, daß Latiner und Sabiner ihre Sacra mit einander verbunden hätten, daß die von den Sabinern dem römischen Staate zugebrachten Götter Novensides genannt worden seien. Welche Götter aber und wie viel die neuen Ansiedler mitgebracht, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen: auf die nachmaligen

Angaben aus späterer Zeit läßt sich nichts Bestimmtes bauen; sie sind höchst unzuverlässig.

Zum dritten einte sich damit noch eine Schaar von Etruskern, Luceres genannt, und sie wird wieder etruscische Elemente dem religiösen Cultus in Rom zugesellt haben. Wie viel und welche dieß waren, ist ebenfalls nicht zu bestimmen und die deßfallsigen Notizen bei den spätern Schriftstellern bloße Meinungen oder Vermuthungen, oft aus der Luft gegriffene. Dabei sind, neuern Forschungen zufolge, nicht minder in der etruscischen Religion griechische Elemente nicht zu verkennen. Meistens haben die Etrusker aber, wie es scheint, nicht sowohl auf die eigentliche Religion, auf die Vorstellungen der Römer von den Göttern eingewirkt, als vielmehr auf den Ceremonialdienst. Mit diesen neuen Hinzukömmlingen geschahe zuverlässig dasselbe, was mit den Sabinern: obwohl sie in manchen Stücken ihre eigenen Culte behielten, so wurden sie doch ebenfalls im Ganzen dem Erstern, dem Latinisch-Römischen untergeordnet, so daß allmählich eine Verschmelzung hervorgehen mußte.

Je bunter aber diese Zusammensetzung war, desto mehr mußte man sich bemühen, das Ganze zu regeln und im Einzelnen festzustellen. Dieß Bedürfniß mußte sich gleich von vorn herein kundgeben. Und so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich das Kirchliche im jungen römischen Staate sehr bald ordnete. Darauf weiset auch die Sage hin, daß die ersten mythischen Könige Romulus und Numa, vornehmlich der letztere, sich dieser Sorge hingegeben. Es liegt darin die historische Wahrheit, daß man in Rom sofort nach der Bildung der städtischen Gemeinde das Religiöse zum Augenmerke nahm, es in den staatlichen Verband einfügte und an dieselben festen Bestimmungen knüpfte, wie die übrigen Verhältnisse. So entwickelte sich denn mit dem übrigen geregelten Staatsleben sogleich auch ein streng geregelter Cultus, und Numa gilt mythisch bei den Römern für das, was für die Griechen ein Homer und ein Hesiodus gewesen. Dabei braucht man nicht an ein raffinirtes Berechnen eines Politikers zu denken, der die Religion in einem Staate deßhalb will eingeführt wissen, damit der Pöbel desto zahmer und desto leichter zu regieren sei, sondern die Sache machte sich von selbst: das dunkle Gefühl schon treibt den Menschen, für Anerkennung und Geltung des Göttlichen auch beim staatlichen Verbande zu sorgen. Die römische Religion trägt das Gepräge weiser Berechnung, aber immer doch als hervorgegangen aus innerm göttlichen Triebe. »Sie ist entstanden aus subjectiver Ueberzeugung und subjectivem Drange, aber als Staatsreligion zu einer rein objectiven geworden, ganz unabhängig von der subjectiven Ueberzeugung.«

Aber bei diesem, auch kirchlich wohl geordneten Zustande gewann Rom gar bald an intensiver Kraft. Das Religiöse ist ein mächtiger Hebel im staatlichen Leben. Gewiß hat es dazu nicht wenig beigetragen. Ein Tullus Hostilius, der vermeintliche dritte König, konnte es schon wagen, die Mutterstadt Rom's, Alba Longa, zu zerstören und dessen Einwohner nach Rom zu verpflanzen. Wenn nun

auch die Tempel, nach der ausdrücklichen Meldung der Historie, verschont blieben, und von Rom aus die Verehrung der Götter besorgt wurde, so gewann doch die Stadt wie an Einwohnerzahl so gewiß auch an Culten, an latinischen.

Wenn die Sage oder die spätere Historiographie berichtet, derselbe Tullus habe die alten Satzungen der Religion vernachlässigt, wäre ein Feind der Götter gewesen, habe nur den Krieg geliebt: so liegt hierin die allgemeine Wahrheit, daß nach Feststellung der auch kirchlichen Ordnung der Staat nun an Aeußeres dachte, an Kriege und Eroberungen. Und wenn dagegen von Ancus Marcius wieder berichtet wird, er habe beide Eigenschaften, die eines Kriegers und eines gottesdienstlichen Mannes, in sich vereinigt, so mag darin die allgemeine Bemerkung liegen, daß man nicht unterließ, weiterhin die Religion als ein wichtiges Moment zu betrachten, dem neuen Staate Kraft zu geben und zu erhalten.

So entwickelte sich der Cultus in Rom aus griechisch-italischen Stoffen, selbstständig und ohne sonstige fremdartige Beimischung eine ziemliche Zeitlang fort, zu einer festen, compacten, mit dem Staatsleben innig verbundenen Masse. Er war dem antiken Leben entsprechend: einfach, nicht kostspielig, nicht Zeit raubend bei aller Mannigfaltigkeit, die er wahrscheinlich doch schon angenommen hatte. Davon wollen selbst spätere Schriftsteller, wie Dionysius von Halicarnassus, noch deutliche Spuren wahrgenommen haben: sie rühmen dieß namentlich. Von den Künsten beschäftigte er nur allein die Baukunst zur Errichtung von Tempeln und Altären. Bildsäulen der Götter waren ihm noch fremd: einfache Symbole, wie z. B. eine Lanze, deuteten den Begriff der betreffenden Gottheit an. Der Kreis der Uebermenschlichen aber beschränkte sich damals bei den Römern zumeist auf Gottheiten zum Schutze des Hauses und der Stadt oder des Staates, und der ökonomischen Verhältnisse, des Landbaues und der Viehzucht, und des Krieges. Denn in dieser Sphäre drehte sich doch gewiß nur zumeist das Leben der alten Römer in der gegenwärtigen Periode, und davon hing natürlich der Kreis ihrer religiösen Vorstellungen ab. Wenn auch der Cultus größtentheils bloße äußerliche Werkthätelei gewesen sein mag, so wird er doch bei seiner Strenge die Sittlichkeit geschärft und geläutert haben.

Zweite Periode.

Von Tarquinius' d. ä. bis zum Schluß des zweiten punischen Krieges oder von 616 bis 201 v. Chr. Das Zeitalter des beginnenden Hellenisirens.

Die Rom benachbarte etruscische Stadt Tarquinii hatte, wie es scheint, von Anfang an durch die eingewanderten Tyrrhener am meisten griechische Bildungs-Elemente in sich aufgenommen, und, vor allen andern Oertern Etruriens zu Glanz und Reichthum gelangt, stand sie auch noch später, wenn auch nicht gerade in häufigem Handelsverkehre, doch in freundschaftlicher Verbindung mit dem früh so mächtigen und reichen und kunstfleißigen Corinth. Vielleicht hatte sie von daher selbst Colonisten erhalten. Und diese Stadt entsandte um den Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Christo aus einem ihrer vornehmsten Geschlechter einen Mann nach Rom, vielleicht selbst von griechischer Herkunft, sicherlich mit hellenischer Bildung ausgestattet, nach dem Orte seiner Geburt entweder schon von seinen Zeitgenossen »der Tarquinier« geheißen oder, weil man seinen eigentlichen Namen später nicht mehr kannte, von den Historikern so benamset. Er ward hier König, und von seiner Herrschaft an datirt sich directer griechischer Einfluß auf Rom und — auf dessen Religion. Cicero, sonst mehr als Einer der eifrigste Lobredner alles dessen, was die Römer auf dem Wege selbstständiger Entwickelung gefunden, nimmt keinen Anstand zu bekennen, daß mit jener Dynastie griechische Weise, namentlich griechische Kunst in Rom eingedrungen sei. Auf die letztere deuten die Baudenkmäler sattsam hin, welche von diesem Tarquinius hergerührt. Aber es passen auch darauf die 170 Jahre, welche der spätere Alterthumsforscher Varro angibt als die Zeit der Einführung von Götterbildern nach Rom's Erbauung. Und außerdem finden sich noch mehrfache anderweitige Nachrichten, die es außer allem Zweifel setzen, daß von nun an griechische Bildung die Geister der Römer unmittelbar befruchtet hat. Nicht allein — ich folge der schönen Auseinandersetzung Klausens — daß die benachbarten Samniter Freunde derjenigen Hellenen waren, welche sich bei ihnen auf Italiens Küste niedergelassen hatten, und mit ihnen vielfältig verkehrten, — mindestens seit dem dritten Jahrhundert der Stadt ist notorisch Cumä, angelegt von Chalcidikern aus Euböa am Meerbusen von Neapel, bei seiner großen Nähe unverkennbar vom größten und nachhaltigsten Einflusse auf Latium und auf Rom geworden. Die Münzen oscischer Städte tragen, so frühe wir sie nur finden, ein Gepräge, welches diesen Einfluß auf das sprechendste bezeugt. Von daher nur, von den Griechen Campaniens (nicht von den Tus-

kern) können die Römer ihr (griechisch-römisches) Alphabet bekommen haben, welches Servius Tullius, wie notorisch ist, bereits benutzt hat. Historische Thatsachen ferner, welche wenigstens den Verkehr der Cumaner mit Latium überhaupt bekunden, sind: die Unterstützung, welche sie den Ariciern gewähren gegen die Etrusker, die Befreundung Tarquinius d. j. mit Aristodemus, dem Tyrannen von Cumä, und die von daher erfolgte Einführung der sibyllinischen Bücher. Noch mehr! Tarquinius Eidam, Octorius Mamilius, leitete seinen Stammbaum bis zum Ulysses und zur Circe hinauf. Er mußte also mit der griechischen Literatur, mit den homerischen Dichtungen bekannt sein. Die von ihm abstammenden Mamilier prägten auf ihre Münzen fortwährend den Ulysses als ihren vermeintlichen Stammvater. Auch hat Tarquinius d. ä. die Stadt Circeji angelegt und, wie ausdrücklich versichert wird, zur Ehre der Circe benannt. Es war dort ein Tempel derselben und ein Cultus für sie hergestellt, und es ward eine Reliquie von Ulysses (eine Schale) daselbst gezeigt, zum Beweise, in wie enger Verbindung man das Alles dachte. Wäre Circeji vielleicht später erst auf Circe bezogen worden, wie käme es denn, daß in Nachrichten, welche hiermit in gar keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen, dieselbe Göttin in derselben Zeit auch in Tusculum vorkommt? und daß Tarquinius, der doch sonst gar nichts mit den Mythen der Circe zu thun hat, an *beiden* Oertern seinen Einfluß übt. Es muß hiernach Ulysses' Name in Rom bekannt gewesen, kann es nur gewesen sein von Cumä her, auf dessen sehr alten Münzen sich ja ebenfalls das Bild des Ulysses findet, und wo die spätere Sage dessen Nekromantie localisirt hat.

Eine sichere Spur sogar von der unmittelbaren *Freundschaft* der Römer mit den Griechen in der tarquinischen Zeit ist, daß die Phocäer, welche Massilia gründeten (*vor* Cyrus), während der Regierung Tarquinius' d. ä. in die Tiber eingelaufen sind und mit den Römern ein Bündniß geschlossen haben. Gewiß stammt diese Nachricht aus massiliotischen Geschichtsquellen, läßt sich deßhalb um so weniger bezweifeln. Nun haben aber die Phocäer, nach dem bestimmten Zeugnisse des Strabo, die Gründung jener Stadt unter Oberleitung der ephesischen Artemis gemacht, der deßhalb auch theils in Massilia selbst, theils in dessen gesammten Colonien Heiligthümer gestiftet waren. In Massilia selbst lag der Tempel zusammen mit dem des delphinischen Apollo, des gemeinschaftlichen Gottes aller Jonier in Kleinasien, zu denen ja die Phocäer gehörten. Und da lesen wir in Livius: es habe Servius Tullius, der Nachfolger des ä. Tarquinius, das Heiligthum der Diana in Rom auf dem Aventinus nach dem Muster des damals schon sehr berühmten und deßhalb allenthalben bekannten ephesischen bauen lassen, und Strabo versichert ausdrücklich, das Holzbild der römischen Göttin entspreche durchaus dem Artemisbilde in Massilia. Dionysius dagegen versichert, mit eignen Augen noch in diesem selben Tempel die Säule gesehen zu haben, auf welcher mit *griechischen* Charakteren der Bund mit den Latinern beschrieben stand.

Weiter! Massilia verehrte auch die Pallas Athene, gerade wie die Mutterstadt (Phocäa) es gethan. Und Strabo meldet gleicher Weise, daß die größte Aehnlichkeit zwischen den (hölzernen) Bildnissen dieser Göttin in Phocäa und Massilia und der Minerva in Rom statt gefunden.

Aus Diesem schon — anderes minder Wichtige wollen wir übergehen — läßt sich klar erkennen, daß die Römer nun mit den Griechen unmittelbar in Verkehr traten, in materiellen wie in geistigen. Der Hellenismus begann seine Einwirkung theils zur Fortbildung, theils zum Nachtheil der Römer, auch in Beziehung auf ihre Religion. Er konnte solche um so leichter bewerkstelligen, als zwischen beiden Religionen schon eine ursprüngliche Verwandtschaft existirte, die nur brauchte fortgesetzt und erweitert zu werden; als bei den Alten an gar keine Kritik und scharfe Unterscheidung der Götter gedacht wurde, sondern öft ganz äußerliche Merkmale eine Identificirung bewirkten; endlich als die Griechen seit der Trennung der nach Italien herübergewanderten Pelasger Riesenschritte in der Cultur gemacht hatten, namentlich in der Literatur und bildenden Kunst. Die schöne einnehmende Form der deßfallsigen Producte mußte um so gewaltigern Einfluß üben. So geschahe es denn, daß Götterbilder eingeführt wurden in menschlicher Gestalt, und daß sich hiernach der Römer seine Götter in der Vorstellung durchaus anthropomorphosirte; daß er seine altitalischen Gottheiten für die griechischen hingab, und daß das einheimische Element zumeist aus seiner Religion verschwand; daß er zwar einerseits mit den ästhetisch-schönen Formen hellenischer Kunst bekannt wurde und so seinen Geschmack läuterte, andrerseits aber auch mit Dichtungen, die in seinen Augen die Götter herabsetzen mußten.

Die Kenntniß und der Gebrauch des griechischen Alphabets bot jetzt in Sachen der Religion Gelegenheit dar, zur Anfertigung jener Register über Namen der Götter, ihre Feste, Gebräuche u. s. w., welche man unter der Benennung der Indigitamente kennt. Das Alter derselben kann also bis zu dieser Zeit zurückgehen. Denn sehr wahrscheinlich hatte sich doch nun im Laufe der Zeit die Zahl der Gottheiten und ihrer Festfeier gesteigert. So mußten denn die Pontifices, welche die Oberaufsicht über das Gesammtgebiet des Cultus hatten, etwas in Händen führen, wonach sie das Ganze leiteten, woraus sie die Magistratspersonen und Unterpriester theils in zweifelhaften Fällen belehren, theils controlliren und bei vorkommender Fahrlässigkeit zur Rechenschaft ziehen konnten. In gleicher Gestalt wird es sich mit den Ritual-Büchern verhalten haben, die in den Händen der einzelnen Priesterschaften gewesen sein sollen. Auch diese konnten nun bestimmt abgefaßt werden, aufkommen.

Zu Tarquinius' d. ä. Zeit nimmt der römische Staat und damit auch die Religion eine entschieden politische Richtung sowohl im Innern als nach außen. In ersterer Beziehung will er alle Mitglieder der städtischen Gemeinde, die aus so verschiedenen Gegenden und Volksstämmen zusammengewürfelt waren, zu einem ungetheilten

Ganzen vereinigen; im Augur Navius tritt ihm aber die priesterliche Opposition hindernd in den Weg und er kann nicht durchdringen. In der zweiten gedenkt er seine Stadt zum glanzvollen Mittelpuncte einer schon nicht mehr unbeträchtlichen Macht zu erheben. Bereits war ja der Länderstrich, in welchem Rom's Obmacht anerkannt wurde, über die Marken des alten Latiums ausgedehnt; nicht nur ein großer Theil der Latiner, sondern auch der Sabiner, Etrusker und der mächtige Volksstamm der Aequer waren ihm unterthänig. Im Gefühle solcher Macht wollte Tarquinius den Glanz seiner Herrschaft und seiner Residenz erhöhen, gewisser Maaßen durch die Religion heiligen. Zu dem Ende beschloß er, bauluſtig wie er war, ein zweites, herrlicheres Capitolium auf dem nachmals darnach benannten capitolinischen Hügel zu gründen. Es sollte das Hauptheiligthum des römischen Staates werden, was alle Mitglieder desselben zu einer großen Familie vereinte und Untergebenen wie den Nachbarn imponirte. In seiner Gründung tritt sichtbar die Stufe und die Tendenz der römischen Macht hervor und Religion und Politik sind dabei verschwistert. »Bis auf die Erscheinung der ausheimischen Dynastie der Tarquinier lagen die Keime zur künftigen politischen Entwickelung des römischen Volkes gleichsam eingehüllt in den Fesseln der uralten Religion. Jetzt hat die politische Macht die Religion in etwas überwunden, und nun bedient sie sich ihrer zur Vermehrung des eigenen Glanzes, indem sie ihr mehr Glanz verleiht. Daß der capitolinische Tempel nicht etwa zufällig durch die Bauluſt eines übermüthigen Tyrannen entsteht, sieht wohl Jeder von vorn herein, der ein Bild von dem Zeitalter Rom's in sich trägt, in welchem die Gründung jenes Heiligthums beschlossen, unternommen und vollendet ward.« Die Entstehung desselben ist nicht das Resultat Eines Mannes, sondern der ganzen Zeit, des ganzen Volkes; es steigt empor mit der gesteigerten Kraft des Staates; es soll nicht ein bloßes Heiligthum der Stadt, auch nicht ein bloßer Bundestempel zwischen Rom und andern Stämmen werden, sondern ein Zeichen sein von der bereits gesteigerten Macht des Staates und der noch zu hoffenden. Livius sagt in der Beziehung treffend: »Tarquinius habe den Platz auf dem Capitolium zum Tempel des Jupiters in so großem Umfange mit Grundsteinen belegen lassen, als hätte er von der künftigen Majestät des Platzes ein Vorgefühl gehabt.« Rom war bereits auf gutem Wege.

Die darauf folgende Regierung des Servius Tullius (578 bis 534) ist für uns bemerkenswerth einmal darum, weil er bei seiner durchgreifenden neuen Verfassung, die er seinem Staate gab, auch den Cultus sehr wesentlich berücksichtigte, auch ihn an noch bestimmtere Formen band, ihn noch mehr zur Staatsverwaltung herbeizog. Alle Versammlungen des ganzen Volkes wie einzelner Abtheilungen hatten ihre besondern Sacra, Heiligthümer, Priester; wurden begonnen mit religiösen Feierlichkeiten, mit Opfern und Gebet, mit Vogelschau und Götterbefragung, aber so, daß dabei die Patricier immer die Leiter, die Führer waren. Nicht eine Gleichstellung der beiden

Stände fand statt. Die Patrizier blieben, was sie gewesen waren, Vermittler zwischen den Göttern und dem Staate; sie nur konnten die Auspicien halten, sie nur die Priesterthümer führen, während dem Plebejer, auch dem vornehmsten, in Bezug auf die Staatsreligion, nur Privatandacht frei stand. Sodann veranlaßte dieser staatskluge König die Latiner zu einem Bunde, dessen Haupt Rom wurde, und — er stellte ihn ebenfalls unter die Heiligkeit der Religion, indem er einen Tempel der Diana auf dem Aventinus zum Bundesheiligthume stiftete.

Der zweite Tarquinier (534 — 509) gründete zuerst, so viel wir aus der Geschichte erfahren, die ersten Colonien von Rom aus — Ostia war ja nur der Hafen der Stadt — gegen die Aequer in Signia, und gegen die Volsker in Circeji. Der Anfang zur Verbreitung der römischen Religion über Rom's Weichbild hinaus. Denn unbezweifelt nahmen die Colonisten ihre Vorstellungen und ihre Bilder und ihre Verehrung von ihren Göttern mit. Dieser König nun vollführte den Bau des Capitoliums und machte es zum Sitze der vier höchsten Staatsgötter, Jupiter, Juno, Mars und Minerva, deren Statuen nun wohl auch in die betreffenden Heiligthümer gesetzt wurden. Hierzu bediente sich Tarquinius der Architekten und plastischen Künstler aus dem nahen aber ebenfalls schon vielfach hellenisirten Hetrurien. Die ganze Anlage des Baues war schon etruscisch; Etrusker führten ihn aus. Das Bild des Jupiter's, geformt aus Thon, war nach Varro von einem etruscischen Künstler gearbeitet, so wie denn überhaupt die ganze römische Götterbildnerei aus jenem Lande hergeleitet wird. Das thönerne Viergespann, was die Spitze des vordern Giebels am capitolinischen Tempel zieren sollte, wurde in Veji gearbeitet u. s. w. So waren es denn hölzerne und thönerne Bildsäulen und Bildwerke, deren man sich damals in Rom noch bediente. Gegenwärtig noch dem einfachen Sinne der Römer genügend. Aber der öffentliche Cultus wurde nun immer glänzender.

Die sibyllinischen Bücher, wahrscheinlich das Machwerk eines cumanischen Griechen, wahrscheinlich neben Anderm vornehmlich Vorschriften enthaltend, wie man sich bei vorkommenden Unfällen oder Verlegenheiten zu verhalten, welche Götter man anzurufen, durch welche Opfer und sonstige Weisen man sie zu sühnen habe, wurden von Seiten des Königs für den Staat angekauft und einem besondern Collegium von heiligen Personen übergeben. Sie haben viel dazu beigetragen, daß im Laufe der folgenden Zeiten die Zahl der fremden, besonders griechischen Götter in Rom gemehrt wurde. Auch geschahe in Folge einer Pest die erste Sendung nach Delphi, um den pythischen Apollo, den Gott der Pesten und der Wahrsagerei, über die Mittel zur Abwendung zu befragen. Die Sage und die Historiographie der Römer stellen darum und aus noch andern Gründen den Tarquinius Superbus hin als Verächter heimischer Religionsweisen, als Anhänger ausländischer Culte.

Unumschränkter Herrscher der er war und als welcher er die

Gewalt der Aristokratie zum Theil schon gebrochen hatte und die höchste weltliche und kirchliche Macht in seiner Person vereinte, hätte er den Staat wahrscheinlich schon ein Paar Jahrhunderte früher in die Reihe der mächtigsten Staaten Italiens und vielleicht der damaligen Welt eingeführt, wäre nicht die Katastrophe erfolgt, die ihn und seine Familie verjagt und die königliche Gewalt ganz abgeschafft hätte (510 v. Chr.). Rom kam weit zurück in der Ausdehnung seines Gebietes und auf lange Zeit an innerer Kraft. Aber die Verhältnisse der Religion änderten sich wenig. An die Stelle des Königs, als des bisherigen höchsten Oberpriesters, trat ein Rex Sacrificulus, ward aber, damit nicht etwa der Name Anstoß anrege, dem Pontifex Maximus untergeordnet. »Die patricischen Geschlechter, deren Bedeutsamkeit unter dem letzten Herrscher vornehmlich geschmälert worden war, gewannen jetzt das Verlorene doppelt wieder: es ging auf sie nun auch die oberste priesterliche Gewalt über; ihre uralte Prärogative, nur aus eigner Mitte die geistlichen Würden zu besetzen, ward ihnen wieder oder blieb ihnen nun erst recht, und die Hochachtung gegen die Vorschriften der Religion, welche Jahrhunderte lang, von keiner Freigeisterei irgend einer Art gestört, jede Classe der römischen Bürger beseelt hat, erleichterte ihnen diese Erhaltung eben so sehr, wie sie dieselben gebot. Es beruhte ja eben jenes ungeheure Uebergewicht des herrschenden Standes wesentlich auf der Ehrfurcht für die überlieferte Religionsverfassung, auf der Ueberzeugung, daß nur durch Geburt Berechtigte zu Vermittlern zwischen Gottheit und Menschen bestimmt seien. Alle übrige politische Macht der Aristokratie war nur eine Folge ihrer religiösen Bedeutsamkeit. Diese, unerschütterlich bewahrt, sicherte ihnen jene, und mithin mußte die Grundverfassung des Priesterthums Jahrhunderte hindurch unangetastet bleiben, zumal da die großen Collegien nicht nur sich selbst durch freie Wahl ergänzten, sondern auch die Besetzung anderer hoher Priesterwürden bestimmten« *). Unter den Händen dieser despotischen Aristokraten, die natürlich nur selbstsüchtigen Zwecken huldigten, nicht ein Fortschreiten zum Bessern, zum Höhern im Gottesglauben bei dem Volke beabsichtigten, ward die römische Religion, wie sie aus der ältesten Zeit hervorgegangen war, mit allem Aberglauben und mit vielen närrischen Gebräuchen starr erhalten, bewegte sich nicht fort und sank dadurch zu einem meist todten, dem klaren Verstande in vielen Stücken lächerlichen Leichnam hinab. Patricischer Terrorismus in der abschreckendsten Gestalt!

So blieb es, bis die Edlern und Gebildetern unter den Plebejern innerlich frei wurden, um zu erkennen, daß nicht die Geburt allein zu vertrauterm Umgange mit den Göttern und zu den hohen prie-

*) Schöne lichtvolle Worte Ambrosch's, der diese und andere Verhältnisse der römischen Religion mit Geist und mit Klarheit aufgefaßt hat, und dem man darum so gern folgt.

sterlichen Aemtern befähigte. Spuren solches höhern Selbstgefühles treffen wir schon früh; hervorgerufen wurden sie zu Zeiten ohne Zweifel durch jeweiligen Mißbrauch der geistlichen Uebermacht. Allein sie blieben ohne Erfolg, bis jener merkwürdige Kampf zwischen den beiden einander gegenüber stehenden Hauptständen so weit gedieh, daß es sich nun auch um den Antheil an jenen hohen geistlichen Würden am Decemvirat, Pontificat, Augurat handelte. Wie zähe auch die Patricier ihr ererbtes Vorrecht festhielten, das ogulnische Gesetz im Jahre 300 v. Chr. hob jeden Unterschied der Art auf, zwang die Patricier »die abgewelkte Haut einer zur Lüge, zum Unrecht gewordenen Vergangenheit durch den Act feierlicher Entsagung von sich zu streifen« und verschaffte den Plebejern das Recht, aller auf den Cultus der heimischen Götter bezüglichen Verhältnisse theilhaftig werden zu können. Ein höchst bemerkenswerther Act, der eines Theiles zum Bessern führte, zur Einsicht in das Gewebe des Aberglaubens, den der Terrorismus der Patricier bisher so gehegt und gepflegt hatte, andren Theils aber zum Zweifel in der Religion, zur Freigeisterei, zur Auflösung des Bestehenden, was an sich zwar auch kein Unglück im vorliegenden Falle ist, doch aber immer Lockerheit und Gewirr in den vorhandenen Verhältnissen hervorbringt, bis sich das Ganze zu neuer Festigkeit gestaltet. Darum bemerkt ganz richtig Preller: »In seinem politischen Elemente, in seinem bürgerlichen Rechte ist Rom gewiß vornehmlich durch die Plebs auf den Standpunct, den wir bewundern, gekommen; allein unverkennbar ist auch, daß, je mehr dieß weltlich-politische Element durchdringt und vorherrschend wird, in demselben Grade auch das mit den Schicksalen des Patriciates auf's engste verpflochtene geistlich-religiöse Element des Staates und der Sitte verkürzt wird und unterliegt. Und hier ist wohl die erste und wichtigste Quelle des Verfalls der römischen Staatsreligion zu suchen. — — Sobald die Plebs ihre völlige Gleichstellung erkämpft hat, zeigen sich die redendsten Beweise, daß das früher im Glauben begründete Ceremonial zur todten, lästigen Observanz geworden ist.« Das erkennen die Plebejer, und — »bald nachher kann ein Augur nicht dem andern begegnen, ohne zu lachen.« So lange die Patricier allein im Besitze dieser Geheimnißkrämerei waren, hielten sie darüber ein geheimnißvolles Dunkel verbreitet, das keine klare Einsicht gestattete. Das ward jetzt anders. Jeder konnte erkennen, daß das Ganze nur Lüge, nur Trug war. Die Orthodoxie ist nicht zu erschüttern, sie mag noch so voll Aberglauben sein, wofern sie weltlichen Vortheilen dient, in den Händen einer bevorzugten Caste ruht. Die Wirkung jener Umwandlung zeigte sich jedoch nicht sogleich; die Patricier wußten selbst nach Aufgebung ihrer Prärogative noch zu machiniren (Liv. VII, 6.). Freisinnigere Elemente kamen in den altväterischen Götterglauben erst mit der Zeit.

Mittler Weile hatten die äußern politischen Verhältnisse ihren steten und raschen Fortgang gehabt: ein Kampf, ein Sieg war dem

andern, eine Eroberung der andern gefolgt. Die Einnahme der Stadt durch die Gallier (390) war nur eine vorübergehende Störung und hatte auch auf den Cultus keinen weitern Einfluß: man hatte die Heiligthümer zum Theil in die Erde vergraben, zum Theil in die benachbarten Städte gebracht. Die Opfer und Festfeier waren in der Zeit nicht vernachlässigt worden. Bald war Alles wieder in die alte Ordnung zurückgebracht. Veji war erobert und zerstört (396), kurz darauf wurde die Gränze Latium's, nach Südosten zu, überschritten und Campanien eingenommen (343). Dann ging es über die Samniten und über die Völker und griechischen Colonien Unteritaliens her. Daran knüpfte sich der Kampf mit den Carthagern hauptsächlich auf Sicilien, dem nicht lange darnach der zweite punische Krieg (218—201) nachfolgte.

Ein solches Wachsthum des Gebietes konnte nicht ohne Einfluß und ohne Rückwirkung auf den Staat und auf die staatliche Religion bleiben. Die Zahl der Culte mehrte sich theils durch Evocation der Götter aus belagerten und eingenommenen Städten (z. B. der Königin Juno aus Veji), theils durch Gelobung von Tempeln und von Festen an heimische göttliche Wesen, z. B. an den Saturn (497), an den Liber, die Libera und die Ceres (490), an den Aius Locutius (390), an den Mars (387), an die Concordia (367) u. s. w. Und die Bekanntschaft mit den Griechen und deren Götterwelt wurde immer näher und vertrauter. Eine Hungersnoth im Jahre 491 v. Chr. hatte bereits Anlaß gegeben, mit Sicilien in nähern Verkehr zu treten. Als die Römer die Gesetze der zwölf Tafeln verbreiteten, sandten sie Abgeordnete nach Athen, um von der solonischen in Attika Kenntniß zu nehmen. Bei der Sache selbst war ihnen der Ephesier Herodorus behülflich. Bei Gelegenheit einer Pest in der Stadt weihte man dem Pestgotte Apollo einen Tempel, und aus dem, dem pythischen Apollo beim Sturme auf Veji gelobten Zehnten der Beute ließ man 394 einen goldenen Mischkessel anfertigen und durch Abgesandte nach Delphi bringen. Den beiden Dioscuren, welche man wahrscheinlich bei der Eroberung Unteritaliens kennen gelernt hatte, wurde 304 ein Tempel erbauet (in Erwähnung gebracht von Demetrius Poliorcetes, König von Macedonien von 294—287, Strab. V, p. 232.), der Aescupius-Dienst 291 von Epidaurus geholt u. s. f. Nun bediente man sich nicht bloß griechischer Künstler zur Ausschmückung der Tempel (z. B. eines Damophilus und Gorgasus als Maler und Thonbildner für den 496 gelobten Tempel der Ceres, des Liber und der Libera, der ganz in griechischem Geschmacke angelegt war; denn ein Fabius Pictor als einheimischer Maler, der den Tempel der Salus mit seinen Producten verzierte, war eine ganz vereinzelte Erscheinung), sondern man fing auch an — notorisch im zweiten punischen Kriege, als Marcellus Syracus erobert hatte — kostbare Statuen aus griechischen Städten und Tempeln nach Rom zu schaffen, um die dasigen Heiligthümer würdevoller zu schmücken.

Freilich wurden dadurch andrerseits die römischen Götter immer mehr hellenisirt, und auch andern fremdartigen Gebräuchen Thor und Thür geöffnet, so daß zuweilen der Senat polizeilich mußte einschreiten lassen. Solches geschahe zum ersten Male im Jahre 428 v. Chr., als Trockenheit und eine Pest unter Menschen und unter Vieh herrschte. Da verderbte die Noth auch die Herzen und veranlaßte die Menschen, weil die Ausübung der gewöhnlichen Religionen nichts half, zu auswärtigen ihre Zuflucht zu nehmen, und es fehlte nicht an falschen Propheten, die von dem abergläubigen Volke ihren Vortheil ziehen wollten und in Folge vorgeblicher Götterspräche zu neuen Opfergebräuchen in den Privathäusern Anleit gaben. Auf allen Straßen und wo nur ein Götterbild stand, wurden ungewöhnliche, auswärtige Opfer dargebracht, durch welche man die zürnenden Götter versöhnen wollte. Endlich schämten sich dessen die Großen im Namen des Staates. Es wurde also den Aedilen zur Pflicht gemacht, darauf zu achten, daß keine andern als römische Götter, und nur nach vaterländischer Weise, verehrt würden. Aehnliches ereignete sich während des zweiten punischen Krieges im Jahre 215. Auch damals war große Dürre und großes Sterben unter Menschen und Vieh. Da geschahen ebenfalls auf Straßen und in Tempeln fremde, ungewöhnliche Sühnungen, Opfer und Gebete. Der Unfug ward bald so allgemein, daß er die Blicke der Behörden auf sich zog. Die Sache gedieh zu einem förmlichen Antrag an den Senat und zu einer öffentlichen Beschwerde. Man ließ die Aedilen und die Dreimänner der peinlichen Gerichtspflege hart an, daß sie dem Unwesen nicht steuerten. Und als diese es nun unternahmen, den Markt von dergleichen Gesindel zu säubern, hätte man sich beinahe an ihnen vergriffen. Da beauftragte der Senat den Stadtprätor, das Volk von den ausheimischen Frömmeleien zu heilen, und dieser machte öffentlich bekannt: »Jeder, der weissagerische Bücher, Gebete oder schriftliche Anweisungen zum Götterdienste besäße, sollte diese sämmtlichen Bücher und Schriften vor einem bestimmten Termine bei ihm einliefern, auch Niemand an öffentlicher oder heiliger Stätte fremden gottesdienstlichen Gebräuchen huldigen.«

Im Ganzen blieb man aber doch noch immer dem alten Glauben treu. Während des ersten punischen Krieges verdachte man es unter Andern sehr dem Consul P. Claudius Pulcher (249 v. Chr.) und legte es ihm zur Sünde aus, daß er die Auspicien vor der Schlacht bei Drepana nicht betrachtet und darum den Sieg verloren hätte. In diesem, wie im zweiten punischen Kriege unterließ man keine religiöse Handlung, durch welche man glaubte, die Götter günstig für Rom stimmen zu können. Selbst ein Publius Scipio war gläubig genug, in Spanien ein plötzliches Zurücktreten des Meeres beim Versuche einer Schlacht, und als der Sieg erfochten wurde zumeist in Folge dieser physischen Erscheinung, für ein Wunder, für eine Gnade der Götter, des Neptun, zu erkennen, und auch sonst sich als einen altfrommen Römer kund zu geben. Mit der größten Härte

strafte der Senat Beraubungen auswärtiger Tempel in Ländern seiner Botmäßigkeit unterworfen (z. B. 203), und im Jahre 200 noch gibt er dem Consul Aurelius auf, alles anzuwenden, um die Räuber ausfindig zu machen, welche den Tempel der Persephone zu Locri Epizephyrii seiner Schätze entblößt hatten.

Aber das sollte bald anders werden. Mit Macht sollte zum Schrecken der Altgläubigen das neue Verderben hereinbrechen, als Rom seinen mächtigsten und gefährlichsten Feind gedemüthiget und sonst Niemanden mehr zu fürchten hatte.

Dritte Periode.

Von dem Schlusse des zweiten punischen Krieges bis zur Alleinherrschaft des Kaisers Augustus, oder von 201 bis 30 v. Chr. Die Periode der Aufklärung und sogenannten Freigeisterei.

»Der Fall des öffentlichen Gottesdienstes kann in einer Zeit von wenig Jahren das große Werk einer National-Revolution vollenden.« Der Römer tritt aus dem Stadium seines kindlichen religiösen Glaubens ein in das entgegengesetzte des Zweifelns, des Unglaubens, der Verachtung seiner Religion.

Kaum war Carthago besiegt und durch die Schlacht bei Zama zur Ohnmacht herabgedrückt, kaum fühlte sich Rom frei von jeder beschränkenden und beengenden Bürde, als es, in dem maaßlosen Glücke nicht Maaß zu halten verstehend, auch im Religiösen in Freisinnigkeit, Freigeisterei, Unglauben umschlug. An sich ist solches nicht zu mißbilligen; die Anordnungen und Gewohnheiten und Ansichten des alten Römerthums in Bezug auf ihre Götter und deren Verehrung waren ja im Ganzen so mangelhaft, so niedrig, so abergläubisch, so wenig entsprechend dem innern religiösen Gefühle und einer aufgeklärteren Denkweise, daß das Aufgeben derselben kein Verrath, kein Raub an der Menschheit war. Das Gegentheil wäre es gewesen. Es mußte der Boden vorbereitet werden für die edlere bessere Pflanze, das vorhandene, mit vielem Unkraute bedeckte Feld gelockert und gestürzt werden. Der Mensch ist nun ein Mal zum Fortschreiten, zum Nie-Stillstehen bestimmt. Warum ihn also zurückhalten, seinem Streben einen Hemmschuh anlegen wollen? Warum es ihm verdenken, wenn er altes Verlebtes, nicht mehr zu Brauchendes über Bord wirft? Und wie viel war in der römischen Religion über Bord zu werfen! Welch eine Masse von unnützem, den freien Geist beschwerendem Krame!

Freilich von Seiten des Bestehenden, des bisherigen Staatsgebäudes aus betrachtet, konnte solches Beginnen bedenklich erscheinen. Rom war, bei der bisherigen Verfassung, durch dieselbe groß geworden und blühend und mächtig, und die Religion hatte kein Geringes dazu beigetragen. Sollte es diese aufgeben? So entwickelte sich auch hier jener Streit, der noch unter uns nicht geschlichtet ist, zwischen dem Alten und dem Neuen: Soll jenes aufgegeben, und welches Neue an die Stelle gesetzt werden?

Bei den Römern trug hierzu in jener Zeit vor Allem das bei, daß sie nun einen freiern ungefesselten Blick überhaupt gewonnen. Sie hatten eine Menge neuer Länder gesehen, hatten viele neue Ge-

wohnheiten, Sitten, Gebräuche bei andern Völkern kennen lernen, hatten sie mit den ihrigen verglichen und so das Schroffe ihrer eigenen Ansichten abgeschliffen, aber damit zugleich auch das Eigenthümliche, das Nationale verloren. Dazu kam, daß sie vornehmlich auf Sicilien mit griechischer Cultur, der Literatur, Kunst, dem ganzen Leben dieses merkwürdigen Volkes vertraut geworden waren. Aber die Griechen waren schon längst den engen Kinderschuhen ihres uranfänglichen religiösen Glaubens entlaufen, hatten schon längst freisinnigere Ansichten gewonnen und in Schriften niedergelegt, hatten über ihre Götter philosophirt, geschwankt, gezweifelt, geläugnet, hatten sie zum Gegenstande ihrer Dichtungen, ihrer Phantasien, auch ihres Spottes und Hohnes gemacht, hatten pragmatisirend selbige herabgerückt in's gemeine menschliche Leben, sie hingestellt als ehemalige wirkliche Sterbliche, die der fromme Glaube der Nachwelt erst zu Göttern erhoben u. was dergl. m. ist. Solche Frivolität lernten die Römer kennen. Sie werden anfangs erstaunt gewesen sein, daß die Sonne noch über solche Frevel aufgehe, — und allmählich werden sie selbst ihren Glauben als Köhlerglauben hintangesetzt haben. Wie solche Meinungen später gäng und gäbe geworden sind, lehrt z. B. das Vorwort zum zweiten Mythographen (bei Bode pag. 74.).

Spuren von solcher Umwandlung müssen sich schon während des zweiten punischen Krieges gezeigt haben. Es war im Jahre 205 v. Chr., als P. Scipio, nach Unterwerfung Spaniens, Sicilien zu seinem Wirkungskreise erhielt. Hier faßt er den Entschluß, Carthago in Afrika selbst anzugreifen. Nach langem Deliberiren hierüber im Senate wird ihm die Erlaubniß dazu. Er rüstet Heer und Flotte. Da verbreiten sich mit einem Male Gerüchte in der Stadt über die auffallende Lebensweise des obersten Feldherrn: er trüge sich in seinem Aeußern gar nicht mehr als Römer, sondern als Grieche, spaziere einher und disputire in der Ringschule mit griechischen Philosophen, befleißige sich der griechischen Literatur u. dergl. m. Es wird eine Commission zur Untersuchung abgeordnet. Nun kehrte zwar dieselbe mit der Ueberzeugung und mit der den Senat zufrieden stellenden Nachricht zurück: entweder dieser Feldherr erobere Carthago oder keiner. Indessen war zuverlässig an jenem Gerüchte etwas Wahres. Scipio, viele junge Römer hatten auf Sicilien durch den Umgang mit Griechen deren höhere Bildung kennen, achten, lieben lernen, neigten sich in jeder Art dem Hellenismus zu. Damals hinderte nur der Fortgang des Krieges die weitere Verbreitung und ein augenscheinlicheres Hervortreten dieses neuen Geistes.

Jetzt, nach Beendigung des Kampfes, ward das anders. Jener Scipio zählte unter seinen Vertrauten den aus der römischen Literaturgeschichte hinlänglich bekannten Ennius, der, geboren zu Rudiä in Campanien, nach griechischer Weise philosophisch und rhetorisch gebildet nach Rom gekommen war und sich der Dichtkunst in römischer Sprache befleißigte. Zu dem Ende übersetzte er vornehmlich griechische Producte, als z. B. Tragödien, die auch öffentlich aufgeführt wurden. Hier kam natürlich Manches vor, was den handelnden Personen in den Mund

gelegt war, als ihrer Rolle in dem oder jenem psychischen Zustande gerade angemessen, aber oft den gewöhnlichen religiösen Vorstellungen abnorm oder zuwider, z. B. wenn Ennius irgend wo (vielleicht im Telamon) zwar Götter anerkennen, aber meinen läßt, daß sie sich nicht kümmerten um das, was die Menschen thäten und trieben. Zweitens schrieb er, gleichfalls in lateinischer Sprache, nach dem Griechischen des sicilischen Dichters Epicharmus, ein philosophisches Lehrgedicht über die Philosophie der Pythagoreer in Bezug auf Gott, Natur und Seele. Aus den wenigen uns noch übrigen Bruchstücken erhellt, daß der Verfasser darin die pythagoreïschen Lehrsätze — welche auch als die Grundsätze der Stoiker (von der Weltseele und von der Dämologie) erscheinen — vortrug, als z. B.: es gibt zwei Principien, ein materielles und ein geistiges; jenes gehört der Erde an (die Elemente); dieses ist das Sonnenfeuer. Letzteres aber ist Gott (Jupiter), und alles Geistige und Lebendige ist Ausfluß dieser göttlichen Kraft, welche die materielle Welt durchdringt.

Durch jene Gedichte leitete Ennius die Römer zur Kunde der griechischen Mythologie und der griechischen Poesien hin, durch dieses zum Philosophiren über die Welt. Aber wie konnte dabei die gewöhnliche Ansicht von ihren Göttern bestehen?

Das war aber alles nicht so schlimm, als daß er das berüchtigte Werk des Euhemerus übersetzte, von welchem wir in der Geschichte der griechischen Religion ausführlich gesprochen haben (S. 93 ff.), und zwar in Versen übersetzte, in welcher Form sie den Römer noch mehr ansprechen mußte. Und der Dichter übersetzte nicht bloß: er sprach die Grundsätze beider Original-Schriftsteller, des Epicharm wie des Euhemerus, als eigene aus, wie wenigstens Cicero und manches Fragment bezeugt. Was noch mehr sagen will. Wenn er daher auch anderwärts, z. B. in den Annalen der römischen Geschichte, sich, in Bezug auf den Staat, nicht destructiv ausgesprochen hat, folglich jene Werke nicht als Belege für ein eigenes Bestreben angesehen werden mögen, für Verbreitung neologischer Grundsätze und zur Verlockung der Römer zu Freigeisterei: so reichten selbige doch hin den Funken zu entzünden, dessen Verbreitung den Verfall der römischen Staatsreligion herbeiführte. Sie waren gleichsam »das erste Glied einer Kette von Erscheinungen, deren letztes die Vernichtung oder doch wesentliche Umbildung der volksthümlichen Religion durch jene fremden Lehren sein mußte.« Es ist kaum zu ermessen, wie solche und ähnliche Bestrebungen, fanden sie auch nur zunächst in den Kreisen der Gebildeten Eingang, die bisherige religiöse Denkweise der Römer modelten, da noch obendrein Ennius eine lange Zeit hindurch tonangebend auf die Literatur und den Zeitgeist in Rom einwirkte. Man stelle sich nur vor, wie es gar nicht in der Natur des religiösen Glaubens bei dem Römer lag, die Götter so tief in das Gebiet der irdischen Menschlichkeit herabzuziehen; daß sie für ihn so hoch standen, daß er von ihnen nicht einmal Ungeziemendes sprach oder dichtete. Und nun sollten sie mit einem Male ursprünglich bloße Menschen gewesen sein oder Vergötterungen physischer Kräfte. Es wurde

ihm *) »durch die in behaglicher Sinnenwelt und heiterer Schöne waltenden Göttergestalten der Hellenen durch historische und philosophische Grübeleien über Natur und Ursprung der Götter seine dunkelhelle Götterwelt, welche aus tief religiöser Scheu vor den unsichtbaren Mächten, aber keineswegs aus einem phantasievollen Geiste erwachsen war, aus der geheimnißvollen Form, in welcher sie lange gestanden, in das begreifliche und meßbare Gebiet der Wirklichkeit hineingezogen, und da er für diese Wirklichkeit nur ein praktisches, nicht, wie der Hellene, ein vergeistigendes Auge mitbrachte: so mußte er natürlich der Anmuth, mit welcher ihm hellenische Kunst, Götterwelt und Wissenschaft im Geleite eines behaglichen Luxus entgegentraten, das lang bewahrte Erbtheil seiner Väter, jene tiefe sittliche Scheu vor dem überlieferten Heiligen, aufopfern.«

»Hiermit begann eine neue Aera für das Bewußtsein des gebildeten Römers: die ehrfurchtsvolle Aengstlichkeit, mit welcher man einst auch die geringste Vorschrift des geistlichen Rechtes befolgte, fing an zunächst im Einzelnen — Einzelnes der Art findet sich bereits in und vor dem ersten punischen Kriege — dann in der Masse der Gebildeten nachzulassen. Bald unterzog sich die nicht mehr von strengen Vorurtheilen gebändigte Leidenschaft mit Widerstreben dem strengen Gesetze herkömmlicher Observanz. Das glühende Streben nach Thatenruhm, bald nach Besitz und Genuß, schürte den Römer stärker, als mit der Demüthigung von Carthago der Erdkreis seinen Wünschen offen stand. Hielt gleich der Staat mit großer Consequenz am Alten fest, so drückten doch die strengen Forderungen des geistlichen Rechtes schwer auf die Einzelnen, welche ihm verpflichtet waren, und da unter ganz veränderten Zeitumständen ihr Bestreben, sich vom geistlichen Joche zu befreien, nicht einmal ganz unerlaubt scheinen konnte, so lockerten sie zunächst, wie es gerade ging, die hemmenden Fesseln auf. Der Wunsch des Volkes, seine Hoheitsrechte auch in geistlichen Angelegenheiten geltend zu machen, begünstigte jenes Streben. Der Senat, der in solchen Dingen ungern entschied, wies geistliche Processe dieser Art in der Regel an das Volk, und dieß schlichtete mehrentheils so, daß man wohl sieht, wie es einerseits der Auctorität des Oberpriesters nicht gerade zu nahe treten wollte, andrerseits aber doch auch dem Ungehorsam der von ihm selber zu weltlichen Würden beförderten Priester keineswegs so strafenswerth fand. Natürlich ging eine solche Umwälzung der Dinge, die in der That eine durchgreifende Veränderung des religiösen Bewußtseins voraussetzte, nicht mit Einem Schlage vor sich: sie wurde fast nothwendig durch den Ehrgeiz der edlen Familien herbeigeführt, welche, ganz gegen altrömische Norm und Sitte, ihren jüngern Mitgliedern durch geistliche Verwandte und Freunde zu ansehnlichen Priesterstellen verholfen zu haben scheinen. Die ersten Fälle dieser Art begegnen uns während

*) Das Folgende nach Ambrosch. Es wäre ein Raub gewesen, hätte ich an den geistreichen Bemerkungen auch nur ein Jota ändern wollen.

des zweiten punischen Krieges. Doch war damals die Wahl eines jungen Mannes zum Priester noch etwas sehr Seltenes und wurde als etwas Ungewöhnliches in den Annalen bemerkt. Seit der Zeit kommen dergleichen Erscheinungen öfter vor. Natürlich aber konnten einen jungen kräftigen Mann in einer Stadt, wo man unter Trophäen wandelte, geistliche Ehren und das Studium weitschichtiger Rituale nicht für die Kränze des Ruhmes entschädigen, denen er entsagen sollte. Die Folge davon war, daß man die rostigen Urkunden des geistlichen Rechtes bei Seite liegen ließ und sich den glänzenden Aussichten der Gegenwart hingab.« Und es fanden sich immer Mittel und Wege, den Hemmnissen auszuweichen.

»Unter solchen Umständen, wo — wie überall bei einbrechendem Verderben eines Volkes — das Unheil gerade von den höhern Classen ausging, darf man sich nicht wundern, wenn das einst so hohe Ansehen der altrömischen Religion sammt der genauen Kenntniß gewisser Theile des geistlichen Rechtes allmählich dahin schwand, wenn das Priesterthum sich völlig verweltlichte, wenn die Wiederbesetzung von geistlichen Würden, mit welchen der Glaube der Väter die Verehrung der höchsten Landesgottheiten verknüpft hatte, bald eben so unmöglich wie unnöthig erscheinen konnte.«

Mittler Weile fehlte es auch nicht an Vorrichtungen, das gemeine Volk zur Freigeisterei und zur Abwerfung seines bisherigen Glaubens zu bearbeiten. Gleich nach dem ersten punischen Kriege hatte man angefangen, die römische Literatur durch Uebersetzungen griechischer Comödien anzubauen (comoedia palliata). Es ist wahrscheinlich, daß bereits Livius Andronicus, muthmaßlich aus Tarent, seit etwa 240 v. Chr. solches that, zuerst that und daher der Schöpfer dieser fremden Comödie genannt wird, wie er es bestimmt in Bezug auf die römische Tragödie war. Dasselbe gilt in ausgedehnterem Grade von Plautus (gest. 184 v. Chr.), dessen Witz, wie der seiner Vorgänger, natürlich auch die Götter nicht schonte, sie oft lächerlich oder unsittliche Handlungen begehend und gutheißend, darstellte. Und bei Terenz (st. 159), der nun vornehmlich dem Menander nachahmte, entschuldigt selbst in den wenigen noch vorhandenen Stücken so mancher junge Wollüstling seine schlechten Streiche durch Berufung auf die Unsterblichen. So etwas vor den Ohren des gemeinen Haufens laut geworden, mußte theils die Banden der Moralität lösen, theils die Götter zum Gegenstande frivolen Spottes machen.

Ja! selbst in den erstern Tragödien wird, wie wir schon oben beim Ennius andeuteten, Manches vorgekommen sein, wo gegen die Götter gefrevelt, Verwünschungen ausgestoßen, ihr Dasein geläugnet worden, je nachdem es die Rollen so mit sich brachten. Und auch in dem Falle wird Manches in der Seele der Zuhörer stecken geblieben sein.

Mit welcher Lust und erregter Lüsternheit werden die vielen Liebesabentheuer der griechischen Mythologie aufgenommen worden sein! Verstand man sie denn zu deuten? Die Griechen selbst verstanden es ja nicht. Wußte man Poesie von Religion zu unterscheiden?

Daraus läßt sich erklären, warum ein Mann wie Cato d. ä., der dem Alten anhing, so heftig gegen das Eindringen hellenischer Bildung eiferte. Wahrlich! ein Mann, der die Folgen der nähern Berührung beider Völker wohl durchschaute und nach dem Barometerstande sittlicher Tüchtigkeit maaß, konnte nicht umhin, für das alte ehrwürdige Römerthum zu fürchten, und die Erfahrung hat bewiesen, daß er Recht gehabt, wenn er einst an seinen Sohn die Worte schrieb: »Glaube mir! Das sage ich als untrüglicher Wahrsager: wenn dieß Volk (der Griechen) uns seine Literatur mittheilen wird, wird es Alles verpesten.« Und trotz dem konnte er dem so gewaltig andringenden Zeitgeiste nicht widerstehen: die Kenntniß der griechischen Sprache, die Lectüre griechischer Werke ward allgemeine Mode, und — Cato lernte noch im hohen Alter griechisch.

Mit dem Verfall der Religion hielt die Ueberhandnahme der Sittenlosigkeit gleichen Schritt, und beide arbeiteten sich einander in die Hände. Die Kriege mit Macedonien, Syrien machten die Römer mit den Lastern der entarteten Griechen und der verweichlichten Asiaten vertraut. Da war es denn kein Wunder, wenn sich solche unzüchtige Culte, wie die bacchischen Geheimdienste waren, einschlichen. Der Schaden Josephs ward bald so groß, Rom so angesteckt durch diese Pest, daß der Senat 186 v. Chr. einschreiten mußte. Selbst Todesstrafen wurden verhängt. Nun konnte auch ein solcher Betrug vorkommen (181 v. Chr.), wie der vermeintliche Fund oder die Unterschiebung der Bücher von Numa, von denen der Prätor, dem die Sache zur Begutachtung übertragen wurde, versicherte, er sei bereit, mit einem Eide darzuthun, daß diese Bücher nicht gelesen und aufbehalten werden dürften. Gewiß enthielten sie Dinge, durch welche der bestehende Glaube verkehrt wurde. Der Senat bestimmte also: sie sollten ungelesen verbrannt werden. »Denn die Alten,« sagt Valerius Maximus bei der Gelegenheit, wo er die Geschichte erzählt, »wollten nicht, daß etwas in diesem Staate aufbewahrt werde, wodurch die Herzen der Menschen von dem Dienste der Götter abgezogen würden.«

Zum Flüssigwerden des sonst so starr am Alten hängenden Geistes der Römer und zur Abwerfung des Joches des Positiven, namentlich in der Religion, diente in gegenwärtiger Periode vornehmlich die Einführung und Verbreitung der griechischen Philosophie. Sie geschahe theils dadurch, daß die Römer vielfältig nach griechischen Städten kamen, wo die Philosophie blühte, theils daß sie derartige Schriften lasen, theils endlich dadurch, daß solche Männer aus Griechenland nach Rom kamen oder gezogen wurden. Was den letzten Punct anbetrifft, so wissen wir, daß schon P. Scipio den Umgang mit griechischen Philosophen liebte; Aemilius Paulus ersuchte nach der Besiegung des Perseus (168 v. Chr.) die Athenienser um einen Philosophen zur Erziehung seiner Kinder (der zugleich auch ein Maler sei, um die zum Triumph bestimmten Gemälde verfertigen zu können!); um's Jahr 159 erschien der Stoiker Crates als Gesandter des Königs Attalus von Pergamum, und weil er das Unglück hatte,

einen Fuß in Rom selbst zu brechen, verweilte er daselbst eine längere Zeit und hielt während dessen Vorträge über seine Philosophie, die dem Charakter der Römer besonders zusagen mußte. Vier Jahre nachher (155) kam eine Gesandtschaft aus Athen, um den Erlaß einer Geldbuße für ihre Stadt zu erwirken. Zu ihr hatte man die Häupter der drei damals in Athen blühenden philosophischen Schulen erwählt: den Akademiker Carneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Critolaus. Sie hielten, während der Senat über die Angelegenheit sich berieth, den jungen Römern öffentliche Vorträge, und sie hatten einen solchen Zulauf, daß man von Staats wegen bedenklich, und auf Cato's d. ä. Betrieb die Antwort beschleunigt wurde, damit sie nur sobald als möglich die Stadt wieder verließen. Allein was half das? Ein Scipio Africanus hatte den Stoiker Panätius nebst dem ebenfalls philosophisch gebildeten Polybius um sich. Ein Gleiches berichtet man von Lälius, Q. Lälius Tubero, Q. Mucius Scävola. Unter so bewandten Umständen war es vergebens, daß der Senat im J. 161 den Prätor der Stadt anwies, die griechischen Philosophen aus der Stadt zu entfernen. Die Großen fuhren in der Sitte fort, sich mit Griechen zu umgeben: wir können die deßfallsigen Berichte bis auf Augustus verfolgen. Hellenische Aufklärung, Intelligenz, Kritik durchdrang nach und nach alle Geister der Vornehmen und verzehrte natürlich immer mehr und mehr die alten religiösen Vorstellungen. Man sahe nur zu deutlich ein, daß das Hergebrachte auf sandigem Boden ruhte, der subjectiven Prüfung nicht Stich hielt.

Die allgemeine Lauheit gegen die höhern Wesen trat so recht zu Tage in den zunächst erfolgten Kriegen, zuvörderst mit auswärtigen Mächten. Hatte man es zu Anfange dieser Periode von Seiten des Senates einem Q. Fulvius Flaccus sehr verdacht, daß er von dem Tempel der laciniſchen Hera in Unteritalien die marmornen Dachplatten abdecken ließ, um den von ihm gelobten Tempel der ritterlichen Fortuna damit zu schmücken: so wurde nun kein Anstand mehr genommen, in Feindes Lande die Tempel zu plündern, die heiligen Geräthe, die Weihgeschenke, die dort aufbewahrten Schätze, die Statuen daraus zu rauben, anfangs mit einer gewissen Mäßigung, bloß in der Absicht, die Triumphe daheim zu verherrlichen, und die öffentlichen Plätze und die Tempel zu zieren. Allein in den Siegen über die Könige Macedonien's, Syrien's, über die Griechen ging man schon mit größerer Raubgier zu Werke: es füllten sich die römischen Hallen und die Götter-Heiligthümer mit dem mannigfachsten Schmucke griechischer Kunst. Das heilige fremde Gut wurde auf diese Weise in Rom selbst wieder zu heiligen Zwecken benutzt. Mit dem achäischen Kriege aber werden die Römer Kunstliebhaber. Nun rauben die Feldherren für sich. Zugleich nöthigt oft Geldnoth zur Beschlagnahme reicher Tempelschätze, zur Einschmelzung kostbarer Heiligthümer, wie den Sulla in Griechenland. Die Statthalter in den Provinzen setzen der Sache die Krone auf: Verres ist nur der Eine bekannte von den Vielen.

Das geschahe indessen doch fern von Rom, in den Provinzen. Allein in den nun erfolgenden Bürgerkriegen, wo die Stadt selbst ein Mal über das andere eingenommen wurde, geschahe es eben auch dort. Ein Sulla, ein Marius achtete nicht des Heiligen bei ihren Proscriptionen: der Proscribirte war nicht sicher dadurch, daß er sich in Tempel flüchtete, Altäre umfaßte. Cäsar nahm den öffentlichen Schatz ohne Weiteres aus dem Tempel des Saturn. Antonius und Octavianus machten's nicht besser. Nichts erschien mehr unantastbar und ehrwürdig. Ein Saturnin setzte sich über alle kirchliche Bande hinweg. Mit welchem Leichtsinn wird Sulla's Prätorwahl geleitet! Ein Roué wie Clodius, der römische Alcibiades — und wie viele seines Gleichen wird er nicht in Rom gehabt haben! — schleicht sich verkleidet in das Haus Cäsar's, wo eben die heiligen Frauen-Mysterien der Bona Dea gefeiert werden, um mit dessen Gemahlin zu buhlen, bauet der Freiheit einen Tempel auf dem Platze des zerstörten Hauses des Cicero und stellt da hinein die Bildsäule — einer berüchtigten Dirne, und unter andern Gesetzesvorschlägen wagt er im Jahre 58 v. Chr. den, es solle Keiner den Himmel zu Auspicien beobachten. Von der alten Auguration bei der Wahl obrigkeitlicher Personen blieb nur ein Schatten (Dionys. Halic. II, 6.). Manche priesterliche Stellen, z. B. die eines Priesters des Dijovis, bleiben unbesetzt. Ein Julius Cäsar befragt oder beachtet bei keiner seiner Unternehmungen, im Kriege wie im Frieden, die Auspicien und hört nicht auf den Augur, selbst in dem entscheidensten Momente seines Lebens. Ein Sallust (st. 35 v. Chr.) läßt denselben Cäsar den Glauben an eine Fortdauer jenseits, für fabelhaft erklären und Cato den j. ihn deßhalb beloben. Allgemeine Lauheit!

Das Schlimmste war, daß bei dem Allem jene Gesinnung zu Grunde ging, nach welcher der Römer seine politische und moralische Existenz und seine Ehre nur in dem Vorhandensein und dem Bestehen des Staates setzte. Sie war allein noch die Schranke gewesen, welche den für das Allgemeine verderblichen Fortschritten individuellen Denkens und Strebens nach religiöser Aufklärung hemmend in den Weg getreten war. Diesen Damm hatten auch die bürgerlichen Kriege niedergerissen: sie hatten das Band gelockert oder gelöst, was die Einzelnen bisher zum Ganzen des Staates vereint hatte. Der oberste Grundsatz, auf welchem das Gebäude römischer Größe mit bewundernswerther Consequenz aufgeführt worden war, festzuhalten an der Väter Weise, war vergessen bis zur grenzenlosesten Vernachlässigung, selbst in dem Aeußerlichen.

Und dabei fehlte es nicht an Beispielen des crassesten Aberglaubens, selbst bei sonst frivolen Menschen. Aberglaube lag in Sulla's Charakter (vergl. Drumann's Gesch. Rom's II, S. 502 f.); Cäsar kriecht bei seinem prächtigen Triumphe auf dem Capitol auf den Knien über die Stufen des Jupiter-Tempels, u. A. der Art. Auch mangelte es nicht an jeweiligen Stiftungen neuer Tempel. Ja, ein Cäsar ward nach seiner Ermordung unter die Götter erhoben! Vornehmlich aber ist zu bemerken, daß im Gegensatze zu dem allgemeinen

Kaltsinn gegen Religion fremde Culte, vornehmlich die mysteriösen Griechenland's, Aegypten's, Asien's, mit dem finsterſten Aberglauben im Gefolge einziehen. Es strömten ja in die Weltstadt von allen Seiten Menschen herbei, von den verschiedenſten Nationen mit den verschiedenſten Religionen. Und manche Seele fühlte die Leere des Herzens in Bezug auf den religiösen Glauben und wollte ihn befriedigen. Zugleich suchte man Sinnenluſt, und auch hierzu boten jene fremden Culte die meiſte Gelegenheit. Der Isis-, Osiris-, Astarte-, Ananitis-, Cybele-, Mithras-Dienſt wurde heimisch in Rom. Alles wich aus den Fugen. Der Sturz des Staates war augenscheinlich, wofern nicht der Frivolität und dem Unglauben Schranken gestellt wurden.

Manche Vaterlandsfreunde suchten das Mittel zur Rettung in der Macht des Staates, hielten es für Pflicht desſelben, um seiner selbſt willen einzugreifen, den alten Glauben, so schlecht und verwerflich er an sich sei, aufrecht zu erhalten. Von solchem Gesichtspuncte ging der Pontifex Q. Mucius Scävola aus. Indem er, wahrscheinlich nach dem Vorgange griechiſcher Denker, die Quelle der Religion — so objectiv kalt urtheilte man damals über die wichtigſte subjective Angelegenheit des Menschen! — theils in die Productionen von Dichtern, die aber meiſt abgeschmackt, weil märchenhaft, wären, theils in den Grübeleien der Philoſophen, die sowohl überflüſſig als dem Volke nachtheilig, theils endlich in den Anordnungen der älteſten Staatsmänner fand, die allein das Wohl des Ganzen im Auge und darum eine Religion eingeführt hätten: so war er der Meinung, der Bürger müſſe um des Staates willen streng die religiösen Forderungen und Anordnungen erfüllen, wenn auch nur äußerlich; im Uebrigen könne er immerhin seinen eigenen subjectiven Glauben haben. Er redete also der Sache aus bloßen politiſchen Rückſichten das Wort, scheute sich nicht — in der heiligſten Angelegenheit des Herzens! — subjective Heuchelei und Verſtellung zu predigen. Er erklärte die Religion für ein bloß äußerliches, politiſch nothwendiges Inſtitut; auch eine unvollkommene, wie der römiſche Staat sie bot, wäre gut; es wäre zweckdienlich, daß in Sachen des Cultus das Volk getäuſcht werde*). Aus staatlichen Principien müßte also, auch wenn sie mangelhaft wäre, eine Religion aufrecht erhalten werden.

Solches Glaubens waren gewiß die meiſten Staatsmänner, Prieſter, selbſt viele Hiſtoriker (z. B. Polybius) und Philoſophen jener Zeit. Auch ein M. Terentius Varro; doch suchte dieſer der Sache auf eine beſondere Weiſe abzuhelfen. Er warf sich auf gelehrte, hiſtoriſche und antiquariſche Forſchungen. Und allerdings auf dieſem Felde war etwas zu ärnten. Es konnte vielen Theilen der alten Religion, denen alles Verſtändniß fehlte, aller Sinn, die zu bloßen todten Formen herabgeſunken waren, wieder Verſtändniß, Sinn, Leben eingehaucht werden, wenn man auf ihren Urſprung, auf

*) Expedit falli civitates in religione.

ihren eigentlichen Zweck zurückging. Varro verfaßte um 46 v. Chr. eine Schrift in sechzehn Büchern, betitelt Antiquitates, worin er die alt-italischen Culte seiner Stadt und der Umgegend zu erörtern suchte, die sich daran knüpfenden Legenden aufführte, eine Deutung der Namen, der Gebräuche und was sonst damit zusammenhing, versuchte. Man sieht, er war auf gutem Wege, auf einem Wege, der zwar schon früher von Pontifices bisweilen eingeschlagen worden, aber nur oberflächlich zu praktischen Zwecken. Varro griff das Ganze ernster und vielseitiger an. Dabei bekundete er ein nicht gemeines Studium, dem selbst ein christlicher, sonst ziemlich zelotischer Schriftsteller, Augustinus, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Cicero sagt von ihm, seinem Zeitgenossen: »Varro's Schriften haben die Römer, die in ihrer eigenen Stadt wie Fremdlinge umherwandelten, gleichsam wieder heimisch gemacht, so daß sie sich von nun an wohl zurecht finden können.« Gewiß hatte er also manches Dunkel aufgehellt, manches Vergessene wieder an's Licht gebracht. Doch in ein unbedingtes Lob des Mannes kann man bei näherer Betrachtung nicht einstimmen: er theilt die Schwächen der Forscher der alten Zeit. Wie oft ist er von falschen Etymologien ausgegangen! welch seltsame Conjecturen hat er mitunter aufgestellt! wie sonderbare Erklärungen gegeben! Dabei ist nicht recht klar, in welchem Maaße er die vorhandenen Quellen wirklich benutzt hat. Bei alle dem aber verdiente das Werk doch alle Anerkennung, und wir haben es nur zu bedauren, daß es bis auf einzelne Fragmente verloren gegangen ist. Auch heißt uns des Verfassers Bescheidenheit — er wollte, seinen eigenen Worten zufolge, nach dem Vorgange des Philosophen Xenophanes aus Colophon nur eigene ohnmaaßgebliche Meinungen, nicht assertorisch-apodiktische Behauptungen aufstellen — die Schärfe der Kritik mildern. Im Ganzen aber wird das Buch doch nicht haben bewirken können, was es beabsichtigte: ein völliges Verständniß des Alten, eine völlige Wiederbelebung des Abgestorbenen. Dazu waren die archäologischen Kenntnisse des Verfassers doch nicht tüchtig genug, und — der Zeitgeist vielem Archaïstischen bereits zu sehr entfremdet. Zudem gefiel sich Varro in physischen oder allegorischen Deutungen, nahm z. B. den Jupiter für den bloßen Himmel, die Juno für die Erde, die Minerva für die Ideen u. s. w. Von gesundem Urtheile zeugt's, wenn er (nach Augustinus) die Meinung gehegt, daß die Einführung der Götterbilder seit Tarquinius d. ä. der Religion geschadet hätte. »Denn wenn der entgegengesetzte Gebrauch,« sagt er, »fortan geblieben wäre, würden die Götter heiliger verehrt werden; denn diejenigen, welche zuerst Götterbilder den Völkern hergestellt, hätten den Mitgliedern der Staaten die Furcht entnommen und Irrthum gegeben.« Er beruft sich dabei auf das »treffliche Muster der jüdischen Nation.« Uebrigens hat sein Beispiel eine ziemliche Reihe von Männern erweckt, die sich in ähnlicher Weise auf dem antiquarischen Felde bewegt und gewirkt haben (Merkel. prolegg. zu Ovid. Fast. p. XCVII. sqq.).

Auf philosophischem Wege suchte ein Lucrez und ein Cicero auf seine Landsleute zu wirken. Der erste, ein Anhänger des Epicurëis-

mus, setzte sich zum Ziele, die Welt von der abergläubischen Furcht vor den Göttern zu befreien und zum Selbstbewußtsein, zur Anerkennung eigner Kraft und Gewalt über das Schicksal zu erheben. Er läßt keine Gelegenheit vorbei, wo er über die Verkehrtheit der gemeinen religiösen Vorstellungen und den Lehrmeinungen der Poeten spotten kann. Er sucht den Aberglauben zu vernichten, indem er die Quelle desselben nachweist, nehmlich die Unkunde der Menschen mit der Natur. Götter, lehrt er, gibt es; sie wären selige Wesen, lebten aber in ewiger Ruhe, ohne sich um die Welt zu kümmern. Die rechte Frömmigkeit bestände darin, sich den ruhigen und unerschütterlichen Sinn eines Weisen zu bewahren. Man sieht, der Mann wußte nach Art der griechischen Philosophen wohl zu negiren, aber nichts Festes an die Stelle zu setzen.

Cicero machte sich's zur Aufgabe seines literarischen Wirkens, die Römer mit den Lehren der griechischen Weltweisen bekannt zu machen, auch in religiöser Beziehung. Darum schrieb er mehrere Werke, die in dieses Fach einschlagen. Vor allen ist hier seine unvollendete und verstümmelt auf uns gekommene Schrift über das Wesen der Götter zu nennen. Sie hatte den Zweck, unter den Römern richtigere und würdigere Ansichten über die Unsterblichen und über das Verhältniß der Menschen zu ihnen zu verbreiten. Zu dem Ende geht er die verschiedenen Meinungsgrundsätze der hauptsächlichsten philosophischen Schulen unter den Griechen durch und läßt darüber die redend eingeführten Personen sprechen. Wenn er nun auch, ein Akademiker, hier keineswegs dem Skepticismus der neuern Akademie huldigt, sondern bei der Frage über die Existenz und über das Wesen der Gottheit sich der ältern anschließt, den Grundsätzen eines Socrates und Plato, weil für ihn das praktische Bedürfniß überwiegend galt: so mußte doch das Werk, bei seinem Mangel an Schärfe und Bestimmtheit der Begriffe und der Beweise, bei dem vielen Hin- und Hergerede mehr den Zweifel *erzeugen* als ihn dämpfen. Eben so verhält es sich mit dem Werke über die Divination.

Also nirgends Heil. Es ist eine trostlose, unselige Zeit, die Zeit des Untergangs der römischen Republik.

Vierte Periode.

Von Augustus' Alleinherrschaft bis auf die Vernichtung des römischen Heidenthums in Folge der Ausbreitung der christlichen Lehre, oder von 30 v. Chr. bis 388 n. Chr. Die Periode der Reaction und — des Falles.

Kaum hatte der Kaiser Augustus nach dem Siege bei Actium und nach der Eroberung Alexandria's in Aegypten die Zügel der Alleinherrschaft über das ganze römische Reich ergriffen, als von seiner Seite dem Zustande der Auflösung und Verworrenheit wie im ganzen römischen Reiche so in den Verhältnissen des Cultus durch eine reactionäre Bewegung ein Ziel gesetzt wurde. Er selbst nehmlich war schon ruhigen, ernsten Charakters, war religiös *) bis zum Aberglauben, hielt z. B. auf Vorbedeutungen etwas, selbst lächerlicher Art. Träume, Cometen, die Stellung der Sterne, Gewitter, Blitze, ein Ring um die Sonne u. a. Meteore waren für ihn göttliche Anzeichen, jedes, oft selbst das geringste Erlebniß von Bedeutsamkeit. Er fürchtete in seinem Glücke den Neid der Unsterblichen. Durch einen Traum gewarnt, demüthigte er sich vor ihnen: er bat sich nehmlich alljährlich an einem bestimmten Tage von dem Volke ein Almosen aus, indem er Jedem die hohle Hand hinreichte, ihm ein Aß zu gewähren, gleichsam um den Göttern zu zeigen, daß er der Hülfe, nicht des Beneidens sich für werth erachte.

Aus dem Grunde schon mußte ihm der Zustand der religiösen Zerfahrenheit, des höchsten Unglaubens in seiner Residenz, in seinem Reiche auffällig und unbequem sein: er mußte wünschen, demselben ein Ende zu machen. Ueberdem soll ihm nach Beendigung des Bürgerkrieges sein Reichskanzler Mäcenas sofort zu bedenken gegeben haben, daß er, um sicher und glücklich zu regieren, vor allen Dingen bestrebt sein müsse, die hergebrachte Staatsreligion zu ehren und aufrecht zu erhalten, fremde Ceremonien und fremde Götterdienste abzuwehren **). Das ist sehr wahrscheinlich. Es war das ja allgemeine Ansicht der berühmtesten Staatsmänner, Geschichtschreiber, Philosophen der damaligen Zeit. Sie kannten und schätzten den Werth der Religion nur insofern, als sie der weltlichen Herrschaft zum Nutzen diente.

Das veranlaßte den Kaiser manchen alten, aber abgekommenen

---

*) „Manches, was in Bezug auf die thätige Sorgfalt des Augustus in Sachen der Religion überliefert ist, scheint in der That nicht bloß aus seinem feinen Tacte, sondern aus einer gewissen religiösen Gesinnung entsprungen zu sein." Ambrosch.

**) Dio Cass. LII, 36. Man wird aber darum die dort aufgeführte Rede des Mäcenas nicht für baare Münze halten wollen.

Gebrauch wieder herzustellen, z. B. das Augurium für das Wohl des Staates, das Fest des Pan, die säcularischen Spiele, die Feste zu Ehren der (Staats-) Laren auf den Kreuzstraßen und die Bekränzung dieser Götterbilder im Frühling und im Sommer. Er bauete mehrere Tempel unter eigenem und unter den Namen seiner Vertrauten, richtete alle ältern Heiligthümer, welche entweder vom Alter baufällig oder vom Feuer verheert worden waren, wieder her (Liv. IV, 20.), bereicherte alle Götterwohnungen durch reiche Gaben und verwandte zu diesen Zwecken unermeßliche Summen. Er glaubte auch wohl in den bessern Tagen die Frevel wieder gut machen zu müssen, die er und Cäsar u. A. im Drange der Noth an Tempelschätzen und heiligen Geräthen früher verübt hatten. Er mehrte der Priester Zahl, Würde und Einkünfte, vornehmlich der Vestalinnen, führte die Würde eines Flamen Dialis, die nun seit 76 Jahren unbesetzt geblieben, wieder ein, gewiß weil er einsahe, »daß er dem seiner politischen Interessen beraubten und ganz aus der Art geschlagenen Volke an der Religion und der Pracht ihrer Institute einen neuen Halt und Augenweide erschaffen müsse.« Er schonte die alten Bestimmungen des geistlichen Rechtes, wo es sich thun ließ, selbst bei ganz nothwendigen und durchgreifenden Einrichtungen, wie bei der Einführung der städtischen Regionen, wo er sich möglichst genau an das Alte anzuschmiegen suchte. Und wie war er bemühet, den heimischen Cultus rein und unvermischt von den fremden Götterdiensten zu bewahren! Er duldete nicht innerhalb der Mauern Rom's und der nächsten tausend Schritte um dieselbe die fast unaufhaltsam heran dringenden Religionen aus der Fremde: aus Gallien (den Druiden-Dienst), aus Aegypten (den Isis- und Osiris-Dienst). Fremde Ceremonien, dachte er gewiß wie einst der Senat, schwächten das Ansehen der vaterländischen, brächten Neuerungen hervor, woraus Parteigeist und Unruhen. Darum Isolirung des Heimischen. Es war das um so schwieriger, als der Zufluß von Leuten aus allen Provinzen und Länder nimmer mehr zunahm. Und ob dieser, einer geschlossenen Phalanx ähnlichen Weise, die bei aller oftmaligen Aufnahme fremder Gottesdienste doch die ursprüngliche Eigenthümlichkeit nicht verloren hatte, preist Dionysius das Römerthum noch zu seiner Zeit. Darum wird auch Augustus um solcher Staatsweisheit willen so gefeiert von gleichzeitigen Schriftstellern. Wie viele Oden des Horaz allein beziehen sich auf des Kaisers verständiges Walten hinsichtlich der Wiederherstellung der alten Religion! Darum war dieser Dichter wieder bei Hofe wohl gelitten und wohl angesehen, desgleichen der altfromme Virgil. Ein frivoler Ovid mußte dagegen nach Tomi wandern.

So kommt die alte Götterwelt in Rom wieder im Allgemeinen zu Ehren. Und je geachteter Augustus selbst bei seinen Unterthanen wird, desto mehr die Staats-Götter auf dem Capitol, namentlich Jupiter, für dessen Stellvertreter jener auf Erden gilt (Ovid. Metam. XV, 858 sqq.; Fast. II, 131.; Horat. Od. 1, 12, 49. u. das. die Erklärer). In diesem Zustande macht die römische Religion auf

einen Ausländer, auf einen Griechen, auf Dionysius von Halikarnassus, einen vortheilhaften Eindruck, wie dessen Schilderung in den Antiquitäten dieses Schriftstellers beweist, mag sie auch zumeist aus Varro's Werk entlehnt sein.

Die poetische Literatur der Römer stieg damals auf den höchsten Gipfel; die Baukunst und die Bildhauerei nicht minder. Alle diese Künste vereinten sich damals der Religion zu dienen, ihr äußern Glanz und Würde zu verleihen. Doch sind hier griechischer Geschmack und griechische Weise allein gültig. Und so verschmelzen beide Religionen fast durch und durch. Griechische und römische Götter werden nicht mehr unterschieden: alle Symbole, Eigenschaften, Mythen der erstern werden auf die letztern übertragen. Es tritt jetzt, aber auch nur jetzt erst, ein völliger Synkretismus ein, wenigstens bei den Gelehrten und bei den Gebildeten. Das Volk mochte mehr oder weniger den alten Glauben festhalten.

Für Verbreitung des römischen Götterglaubens wird in dieser Zeit gewirkt durch Militär-Colonien und durch Aufstellung römischer Legionen an den Grenzen und in den Provinzen. Namentlich war das in Germanien, Gallien, auf der pyrenäischen Halbinsel, in Afrika der Fall, wo noch heutiges Tages manche Spuren sich vorfinden, z. B. Inschriften.

Bei alledem darf man aber nicht glauben, daß nun dem Unglauben sofort Thor und Thür gesperrt gewesen wäre. Als der Kaiser Augustus einst bei einem Krieger speiste und diesen fragte, ob es wahr sei, daß der, welcher der goldenen Bildsäule einer Göttin in irgend einer Stadt den ersten Streich versetzt habe, erblindet und gestorben sei, antwortete derselbe frivol: »Ich selbst war dieser Mann, und du speisest jetzt auf einem Fuße der Göttin.« Livius bezeichnet sein Zeitalter als das der Religionsverächterei, wenn er von einem Jünglinge erzählt, der einem Consul über ein Auspicium Zweifel eröffnet habe, und nun die Aeußerung hinzufügt: »dieser junge Mann sei vor der Zeit geboren gewesen, die die Götter verachte.« An einer andern Stelle sagt er: »Es ist mir nicht unbewußt, daß nach derselben Vernachlässigung, zufolge welcher man jetzt insgemein glaubt, daß die Götter kein Anzeichen geben, gar keine Anzeichen öffentlich gemeldet und keine in die Jahrbücher eingetragen werden.« Gleicher Weise klagt Dionysius, daß zu seiner Zeit die Auspicien aufgehört hätten: nur ein Schattenriß wäre von ihrer ehemaligen Heiligkeit übrig. »Ueberhaupt,« setzte er hinzu, »ließe sich viel von der Geringschätzigkeit sagen, mit welcher man zu seiner Zeit in Rom gegen das Göttliche verführe.«

Unter den nachfolgenden Kaisern dauerte das von Augustus in Bezug auf die vaterstädtische Religion eingeschlagene politische System fort: sie suchten sie durch scharfe Decrete, Verfolgungen, Verbannungen der fremden Culte (die sich immer geltend machten und zuletzt gar nicht mehr zu tilgen waren) und deren Anhänger aufrecht zu erhalten. Sie gingen dabei von demselben Staatsprincipe aus, daß die einmal hergebrachte Religion, auch wenn sie Aberglaube wäre,

geschützt und in Geltung erhalten werden müßte; denn nichts wäre wirksamer, die Menge zu zügeln (vergl. Curtius Ruf., der wohl um diese Zeit lebte). Außerdem suchten sie durch Erbauung schöner Tempel und durch glänzende Ausschmückung derselben mit herrlichen Bildsäulen und Bildwerken dem Volke Ehrfurcht gegen die Götter einzuflößen.

Aber andrerseits lehrten sie wieder durch ihr Beispiel oft die größte Sittenlosigkeit und in und durch diese die größte Unbekümmertheit um die Götter im Himmel. Eben so verehrten manche auf ihren Reisen und Zügen fremde Gottheiten in den Provinzen. So Germanicus und Agrippina ägyptische, desgleichen Vespasian. Nero verachtete alle andere Götter, außer die syrische Astarte. Marc Aurel ließ die Priester aller fremden Völker zusammenholen, um gegen die in's Reich eingebrochenen Marcomannen Hülfe zu erflehen. Commodus ließ sich in die Mysterien der ägyptischen Isis und des persischen Mithras einweihen; Severus verehrte vornehmlich den ägyptischen Sarapis, Caracallus am meisten die ägyptische Isis. Eigenthümliches unternahm Heliogabalus (208—22 n. Chr.), dabei wahrscheinlich von der christlichen Idee einer allgemeinen Kirche ausgehend. Er wollte nehmlich den schändlichen Dienst des syrischen Baals (Sonnengottes) zu Emesa zum herrschenden im Reiche machen, verpflanzte ihn nach Rom und erhub die Priester desselben zu Vorstehern der allgemeinen Religion. Sein früher Tod setzte dem thörichten Beginnen bald wieder die rechte Schranke. Und Andres der Art. Das Alles konnte nur dazu beitragen, den alten Glauben in Vernachlässigung zu bringen. Dabei herrschte die ungemessenste Zuversicht zu allem Aberglauben, zu Mysterien, Zaubereien u. dergl. Und wenn nun so viele unwürdige Kaiser und deren Verwandte und Günstlinge apotheosirt wurden, oft schon bei ihren Lebzeiten, so konnte das doch nicht dem Volksglauben Vorschub thun. »Wer einem Caligula geopfert hatte, dem konnten Opfer und Anbetung nichts Ehrwürdiges mehr sein. Die Nachbarschaft vergötterter Kaiser, die nicht einmal die Ehre der Menschheit zu behaupten gewußt, mußte die Himmlischen um ihre Ehre bringen. Vom Unwillen über solche Apotheosen war ein kleiner Schritt zu dem Gedanken, daß auch die alten Götter auf gleichem Wege ihre Würde erlangt hätten.«

Unter solchen Umständen ist es denn nicht anders zu erwarten, als daß die Religion immer mehr sank. Nur das Herkommen, nur die Einrichtung des Staates, nur der Wille des Staats-Oberhauptes hielt sie noch. Aus den Schriftstellern dieser Epoche ließe sich eine ganze Reihe von Stellen sammeln, aus welchen hervorgeht, wie traurig der Zustand des religiösen Glaubens damals bei den Römern war, aber auch zugleich wie craß der damalige Aberglaube und wie er zumeist nur in elender, erbärmlicher Werkthätelei ohne Würde und Bedeutung bestand. Wir führen nur einige an, die merkwürdigsten. Seneca sagt (in einem uns erhaltenen Bruchstücke aus seiner Schrift gegen den Aberglauben): »Ich bin neulich in's Capitol gekommen und schäme mich über den öffentlich zur Schau gestellten

Unsinn und die Verrichtungen, welche sich die Schwärmerei auferlegt. Da ist Einer, welcher dem Jupiter die Gottheiten zu Füßen stellt, ein andrer, welcher der Juno die Stunden ansagt. Einer stellt sich als Lictor an; ein Zweiter bewegt die Hände wie ein Salbender. Weiber bemühen sich, der Juno und der Minerva die Haare zurecht zu legen und ahmen, in weiter Entfernung vom Tempel stehend, zumal von den Bildnissen, die Geberden eines Friseurs nach. Wieder andere halten ihnen den Spiegel vor. Hier ladet Einer die Gottheiten zu seinem Gerichtstage, und dort hält ihnen ein Andrer die Acten hin und trägt ihnen seinen ganzen Rechtshandel vor. Einen alten abgelebten Pantomimisten sah man täglich im Capitol sein Wesen treiben, als ob die Götter an seiner Kunst Vergnügen fänden, die doch bereits den Menschen zuwider geworden. Es gibt fast kein Gewerbe, das nicht Göttern zu Ehren da droben verrichtet wird.« Aber ist das nicht mehr als Aberglauben? Ist das nicht geradezu Verrücktheit? Und können wir uns da wundern, wenn jener philosophisch gebildete Schriftsteller die tiefste Verachtung des Volksglaubens ausspricht? Freilich fügt er zum Schluß das Bekenntniß hinzu: »daß er diese Religion doch wolle vom Weisen beobachtet wissen, freilich nicht als göttlichen Willen, sondern als Menschensatzung und um des Herkommens willen.« Aber wie traurig für jeden Gebildeten, für den Weisen, wofern er ein menschliches Herz hatte, kalt als Heuchler dastehen zu wollen und zu müssen, wo man der höchsten und heiligsten Angelegenheit seines Herzens Genüge thun sollte!

Eben so verächtlich spricht sich Plinius d. ä. über den gewöhnlichen Volksglauben aus (im Sinne des Pantheismus der stoischen Schule). »Eine Gestalt Gottes zu suchen,« sagt er, »ist Sache der menschlichen Schwachheit, und noch größerer Unverstand ist's, an unzählige Götter zu glauben und selbst aus den Tugenden und Lastern der Menschen Götter zu machen, wie eine Pudicitia, Concordia, Mens, Spes, einen Honor, eine Clementia, Fides. Der schwache Sterbliche hat das Ganze getheilt, eingedenk seiner Schwachheit, damit Jeder das verehren möchte, dessen er am meisten bedarf. Zu glauben, daß sich die Götter vermählen, einige Greise, andere Jünglinge bleiben, dieser schwarz sei, jener geflügelt, hinkend ein dritter, und ein vierter aus einem Ei gekrochen, ist kindische Narrheit. Alle Unverschämtheit aber übertrifft es, Ehebruch, Zank und Feindschaft ihnen zuzuschreiben und anzunehmen, daß auch den Diebstählen und den Lastern besondere Götter vorständen. Lächerlich ist's, zu glauben, daß das höchste Wesen um die menschlichen Dinge sich kümmere, und zweifelhaft scheint es zu sein, ob es den Menschen mehr fromme, keine Götter zu ehren, oder sie auf schändliche Weise zu ehren.« Eben so behandelt er den Glauben an eine Unsterblichkeit der Seele als eine Thorheit. Ein merkwürdiger Cento von Tadel und Zweifelsucht, von Abwerfung des Aberglaubens und von Unglauben. Wie zerrissen müssen die Gemüther der Gebildeten damals gewesen sein! Wie sie geschwankt haben zwischen Glauben und Zweifeln, zwischen den gewöhnlichen Ansichten des Volkes und den indi-

viduellen philosophischen Schulen oder des gesunden Menschenverstandes, das sehen wir vornehmlich an einem solchen Manne wie Tacitus, der es sich doch zur Lebensaufgabe gemacht hatte, das Rechte zu finden und darzustellen. Seine Schriften von diesem Standpuncte aus zu lesen, ist über die Maaßen belehrend.

Im Allgemeinen herrschte fort und fort die größte Freigeisterei, und nur die Staatsgewalt hielt das Gerippe des alten Glaubens noch aufrecht. Juvenal (um 100 n. Chr.) versichert, wie zu seiner Zeit kein Kind mehr glaube an Manen, an das unterirdische Reich u. dergl. Petronius (um 200) klagt bitter über den Verfall des ehemaligen Götterdienstes; Firmicus Maternus (um 333) sagt, wie zu seiner Zeit unter den Menschen allgemein die Zweifel über die Götter seien, und Servius (um 375) bemerkt in einer Anmerkung zum Dichter Virgil, wie zu seiner Zeit der Unglaube an das Alte unter Hohen und Niedern auf gleiche Weise sich geltend mache. Und wenn Plutarch (st. 120 n. Chr.) im Leben des Marcellus einer Erzählung von pedantischen Religionsgebräuchen der Römer die Bemerkung hinzufügt: »Trotz dieser penibeln Genauigkeit in Kleinigkeiten haben sich die Römer dennoch vom Aberglauben (d. h. hier Heterodoxie) frei erhalten, weil sie nie vom Herkommen abweichen,« so meint er augenscheinlich nur den öffentlichen Götterdienst, der in bloßen äußern Formen bestand; vom eigentlichen innern Glauben spricht er nicht. Auch wiederholte sich in dieser Periode der Sittenverderbniß gewiß oft das Ego homuncio (vergl. Martial. epigr. XI, 44. um 100 n. Chr.).

Und die Kunst? Sie erniedrigt sich in der Periode zur Dienerin der meistentheils entarteten Kaiser, und in dieser Dienstbarkeit zur Dienerin der Wollust und der Sittenlosigkeit. Sie gefällt sich in üppigen Darstellungen von schlüpfrigen Gegenständen aus der griechischen Mythologie auf der Bühne und in Denkmälern der bildenden Künste (in Farbe und Stein). Also auch hier kein Halt, kein Emporstreben zum Höhern, sondern vielmehr ein Sinken, ein Verfall.

Und dazu kam nun endlich noch das Verfallen des Staatsgebäudes selbst, durch welches die Religion bisher allein noch gehalten und gestützt worden war. Wollte dasselbe neue Kraft gewinnen, so mußte diejenige Religion zur Staatsreligion erhoben werden, welche seit Anfang dieser Periode sich nach allen Seiten hin im römischen Reiche verbreitet, von unten auf sich emporgerungen und das alte System völlig unterminirt hatte. Bei ihrer jugendlichen Frische, bei der Macht ihrer innern Wahrheit war sie allein im Stande, dem trostlosen religiösen Zustande in der Hauptstadt und im Reiche ein Ende zu machen und zugleich dem Staatsgebäude neue Festigkeit und Sicherheit zu geben.

Das war das Christenthum. Es ist nicht gewiß, von wem und wann der erste Same desselben nach der damaligen Weltstadt vertragen worden ist. Wahrscheinlich ist's durch Judenchristen geschehen. Denn Juden, zu denen die ersten Christen allgemein noch gerechnet wurden, befanden sich schon seit längrer Zeit in Rom, notorisch schon zu

Cäsar's Zeiten, der sie politisch sehr begünstigt hatte, weil Pompejus ihr Feind gewesen. Trauernd und hülfreiche Hand leistend hatten sie mit Andern seine Leiche umstanden. Es gab (nach Philo) eine besondere Judenstadt in Rom jenseits der Tiber. Indem Menschen aus allen Provinzen und Gegenden des unermeßlichen Reiches nach der Hauptstadt kommen, Handel treiben konnten, hatten auch jene, hatten auch Judenchristen sich hier eingefunden. Das Letztere muß schon vor dem Jahre 53 n. Chr. sich zugetragen haben; denn, nach Suetonius' deßfallsigem Berichte zu urtheilen, dürften es nur solche Judenchristen gewesen sein, welche der Kaiser Claudius in dem genannten Jahre aus Rom verbannte, »weil sie auf Anregung des Chrestus,« wie es dort heißt statt Christus, »unausgesetzt Unruhen erregten.« Was nichts Anders heißen mag, als: weil mit ihnen ihre ältern Glaubensgenossen, die Juden, fortwährend Händel hatten, und weil sie die Heiden zur Abwerfung des alten Glaubens verlockten *). War das Letztere bei dem heillosen religiösen und sittlichen Zustande in Rom, bei dem lächerlichen und lästigen Ceremonialdienste u. dergl. doch so leicht möglich! Ein einziges vernünftiges Wort konnte wie ein Funken zünden.

Indessen waren damals wohl nur die jüdisch-christlichen Apostel gezwungen, die Stadt zu verlassen; die bereits bekehrten vormaligen Heiden verblieben gewiß ungestört daselbst. Und bald (vielleicht schon gleich nach dem Tode des Claudius, 54 n. Chr.) mochten auch jene Judenchristen wieder zurückkehren dürfen; denn im Jahre 57 schreibt der Apostel Paulus von Corinth aus den bekannten Brief an die damals schon zumeist aus Heidenchristen bestehende christliche Gemeinde in Rom. Als er späterhin (im J. 61 n. Chr.) selbst dahin geschafft wird, findet er »der Brüder« und benutzt die zwei Jahre seines gezwungenen Aufenthalts daselbst »Allen, die zu ihm einkamen in sein eigenes Gedinge, das Reich Gottes zu predigen und von dem Herrn Jesu zu lehren.« Er that es »unverboten.«

Indessen kaum mochte er abgereist sein, da veranlaßte Nero (64) in Folge der bekannten Feuersbrunst, die er selbst angestiftet hatte, die erste Christenverfolgung, um den Schein der Verschuldung beim Volke von sich abzuwenden. Es mußten also die Christen bereits ein Gegenstand des Volkshasses geworden sein, zuverlässig hier aus denselben Gründen wie in den Provinzen (s. die Geschichte der griech. Religion S. 100.). Und ein so großes Unglück, wie jene Feuersbrunst für Rom war, konnte um so leichter auf die Verächter der alten Götter geschoben werden. Diese, meinte man, zürnten eben darob, daß man sie und ihre Verehrung vernachlässige. Aus solchen Gründen kann man sich sehr wohl die, sonst bei den Römern nicht gewöhnliche Intoleranz gegen die Christen für jetzt und für die folgenden Zeiten erklären.

---

*) Ich stimme hier nicht ganz mit den Ansichten Neander's (Gesch. des apostol. Zeitalters 1. B. S. 273 f.) überein, weil mich dessen Beweisführung nicht überzeugt hat.

Damit war indeß die Gemeinde nicht vernichtet. Wahrscheinlich betraf die Verfolgung nur die Häupter. Wenige Jahre nachher muß sie wieder sichtlich hervorgetreten sein; denn Nero verhängt bald eine zweite, in der vielleicht auch Petrus und Paulus umgekommen sind. Unter Domitian (seit 81) wurde Bekenntniß des Christenthums zum Majestätsverbrechen gestempelt. In Folge deßfallsiger Angebereien ward man theils zum Tode, theils zur Confiscation der Güter und zur Verbannung nach einer Insel verurtheilt. So ging es fort. Selbst gute, milde Kaiser, wie ein Marc Aurel, werden heftige Verfolger, immer weil sie von dem alten politischen Principe ausgingen, die Staatsreligion sichern zu müssen, vornehmlich wenn allgemeine Unfälle, wie ansteckende Krankheiten, Ueberschwemmungen, Erdbeben vorkamen, die man für Folgen der Versäumniß der alten Götterculte ausgab. Und bei dem sichtlichen Verfalle der Staatsmacht lag der Gedanke nahe, daß die alte Herrlichkeit des Reiches, die mit der alten Religion so genau zusammengehangen, sich ohne diese nicht wieder herstellen oder behaupten lasse. Das Christenthum in Rom hatte unmittelbar unter den Augen der Staatsgewalt einen schweren Stand. Dazu kam nun noch, daß die von der Hofluft angewehte oder in den Schulen der Philosophen und durch die Lectüre der alten Classiker gebildete vornehme Welt mit Kälte und verächtlich auf die neue Lehre herabsahe, sie mit Schmähungen in Rede und Schrift überschüttete.

Dennoch erlag sie nicht. Aber es gehörte eine dreihundertjährige Arbeit dazu, um den langsamen und beschwerlich steilen Weg von unten herauf bis zum Throne sich zu bahnen. Unter Constantin erlangte sie auch in Rom erst gesetzliche Duldung: durch sein Toleranz-Edict (313) erhielten die Christen mit den Heiden gleiche Rechte.

Damit war das Heidenthum aber noch nicht aufgehoben: es erfreute sich fort und fort der Achtung bei allen, die dem Alten anhingen, die alte Herrlichkeit noch immer im Auge hatten und in der Erinnerung. Wir wollen das an einem recht eclatanten Beispiele zeigen. Die Cultе der römischen wie der albanischen Vestalinnen haben noch bestanden zur Zeit des als Gelehrter und als Mensch hoch geachtet gewesenen Symmachus — er starb nicht vor 404 — ja! sie erfreuten sich noch der größten Verehrung aller Anhänger des alten Systemes, selbst unter den gebildetsten Ständen. Und Symmachus, Präfect der Stadt, Augur und Pontifex zugleich, suchte dieses Ansehen durch eine strenge Aufsicht über die Sitten der Priesterinnen zu erhalten. Wie sehr die Göttin Vesta damals noch von der Menge muß verehrt worden sein, zeigen zur Genüge die den Jungfrauen in jener Zeit fortwährend zuströmenden Legate. Das Vermögen des Tempels muß bedeutend gewesen sein. Und diesem Reichthume entsprach der Schmuck, der Aufzug und das Gefolge der heiligen Jungfrauen. Constantin hatte die Privilegien derselben ungeschmälert gelassen. Unter Julian tauchte der gesammte Cultus der heidnischen Welt noch Ein Mal auf. Erst Gratian (375—82) ließ die Tempelgüter der heidnischen Priesterschaft überhaupt und auch die der Vestalinnen einziehen. Dessenungeachtet blieb der Senat in

Rom und ein großer Theil der Bürgerschaft der alten Religion getreu, und die Säcularisation der geistlichen Güter erfüllte die Bekenner des alten Glaubens mit tiefstem Schmerze. Rührend sind die Vorstellungen, welche in dieser Beziehung jener Symmachus dem Kaiser gemacht. In ihnen spricht sich die dankbarste Anhänglichkeit des Römers an die alten Götter als an die treuen Beschirmer der Stadt und des Staates durch alle Jahrhunderte, durch alle Schicksale hindurch aus: man kann sie nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl lesen. Aber sie fanden kein Gehör, und mit den Gütern sanken auch die Sacra der Göttin. Im Jahre 388 wurden die heidnischen Tempel geschlossen, »und dem Theodosius (378—95) ward von den christlichen Vätern das Lob, daß er überall den Cultus der alten Götter habe zerstören lassen.«

Somit erlosch das schon so schwach gewordene Licht, jedoch keinesweges ohne nicht noch Ein Mal aufzuflammen. Denn wenige Jahre später, als Eugenius (392—4) mit dem kaiserlichen Purpur zum Gegner des Theodosius bekleidet wurde, schloß sich die noch heidnisch gesinnte Partei ihm an. Dafür erlaubte er ihr auf wiederholtes Bitten die Altäre der alten Götter, namentlich den der Victoria am Eingange der römischen Curie, auf welchem die Senatoren, so oft sie sich da versammelten, zu opfern und bei dem sie zu schwören gepflegt — den schon Constantin hatte entfernen, dann Julian wieder aufrichten, Gratian von neuem fortschaffen lassen — wieder herzustellen und gab den Tempeln die ihnen entzogenen Einkünfte zurück. Allein durch die baldige Niederlage des Empörers wurden die Hoffnungen der Heiden und ihre reactionären Bestrebungen abermals vernichtet, und nun war der Sieger Theodosius erst recht bedacht, die alte Religion auszurotten, damit jeder neuen Empörung gewehrt würde. Acht und zwanzig Jahre darauf war daher dem damaligen Gesetzgeber (vergl. Cod. Theodos. l. XVI, tit. X. leg. 22, A. D. 423.) keine Spur mehr des Heidenthumes sichtbar. Allgemein verehrte und besuchte man nun — o der Wandlung! — jene Grabstätten eines Zeltmachers (Paulus) und eines Fischers (Petrus) als heiliger Märtyrer, die man drei Jahrhunderte vorher eines schmählichen Todes hatte sterben lassen.

Ging damit das römische Heidenthum spurlos zu Grunde? Mit nichten! Noch im Verscheiden wirkte es auf die römisch-katholische Kirche ein; noch gegenwärtig schleppt dieselbe sich mit einem großen Ballaste dessen, was einst jenem eigenthümlich war, und was sie beibehielt oder aufnahm, um den bisherigen Heiden den Uebertritt so schmerzlos als möglich zu machen (vergl. Lauer in d. Berl. Jahrbb. 1844. Nr. 93 f.).

Zweite Abtheilung.

Die Religion der alten Römer an sich,

oder:

Die einzelnen Culte.

Einleitung.

Der allgemeine Name für Gott, Gottheit war den Römern deus, dea: Wörter, welche sie von den Griechen überkommen, mittelbar durch die Pelasger und Latiner. Das göttliche Wesen, vornehmlich in Bezug auf Macht, Einsicht, Weisheit, Güte, drückte das Wort numen aus.

Bei der großen Menge von Göttern und Göttinnen, welche der römischen Religion eigenthümlich gewesen, hat man natürlich auch schon im Alterthume daran gedacht, dieselbigen in Classen einzutheilen, aber doch erst spät, dann erst, als man anfing, mit kritischem Geiste das Ganze zu betrachten, d. h. seitdem griechische Philosophie Eingang gefunden hatte. An ein durchgreifendes, streng logisches System darf man indessen auch hier nicht denken. Einmal fehlte es den Alten an Schärfe der trennenden Reflexion, und sodann ist der Gegenstand ja doch so zerfahren, so zerstückelt, aus den verschiedensten Elementen zusammengefügt gewesen, daß uns noch eine Eintheilung schwer wird. Die römische Götterwelt ist nicht nach einem bestimmten Systeme, nicht nach vorhergegangener Reflexion, nach einem ursprünglich zum Grunde gelegten theologischen Plane zusammengesetzt worden, sondern entstanden, wie es die Zeit, die Umstände mit sich brachten. Da gibt es denn die Eintheilung in dii indigetes (altherkömmliche, ursprünglich den Römern eigenthümliche) und novensiles oder novensides (neu aufgenommene), in dii minuti (niedrige) und selecti (auserwählte), in dii proprii (einzelnen Familien und Gemeinden eigene) und communes (allen Mitgliedern des Staates gemeinsame). Man gruppirte auch wohl zusammen die dii magni in dii semones oder in dii consentes oder complices

und dachte sich darunter die zwölf Götter, welche, nach griechischer Theologie, den hohen Götterrath bildeten. Allein bei den Römern haben ursprünglich und eigentlich die Götter nie einen solchen Complex gebildet, wie bei den Griechen die olympische Götterwelt: dieß patriarchalische Verhältniß ist erst spät auf die römischen übergetragen worden, nach der Bekanntschaft mit den griechischen: dem Römer lag das fern, gewiß auch den Latinern, und zwar aus dem Grunde, weil bei ihnen im bürgerlichen Leben ein solches Verhältniß nicht statt fand. Und das anfängliche königliche Herrscherverhältniß ging ja 510 v. Chr. verloren und war den Römern so verhaßt, daß sie nicht gern daran dachten. Sie werden es also auch nicht eben gern auf die Götter übergetragen oder später beibehalten haben, wenigstens nicht in seiner ganzen Strenge.

Wir thun hiernach am besten, wir folgen unsrer eigenen Anordnung wie bei der griechischen Religion, mit dem Unterschiede, daß wir nur zwei Hauptabtheilungen machen: nehmlich die der dii superi und inferi (Götter der Ober- und Unterwelt), und die Wassergötter den erstern anfügen. Diese Eintheilung kommt auch schon mehrfach bei den Alten vor. Ja! eigentlich gibt es gar nur Eine Classe, die der dii superi, weil die Römer anfänglich gar keinen Glauben an ein Leben nach dem Tode, also auch an keine Unterwelt, gehabt zu haben scheinen. Die deßfallsigen Meinungen sind höchst wahrscheinlich ihnen erst spät durch die Griechen zugekommen. Daher sie auch keine eigenthümlichen und besondern Götter dafür gehabt haben.

Uebrigens wird sich bei der folgenden Darstellung, in Vergleich zu der der griechischen Religion, eine auffallende Dürre und Trockenheit herausstellen, zumal bei einzelnen Culten. Das kann nicht anders sein: einmal weil der römische Geist bei weitem nicht so productiv im Ganzen wie im Einzelnen war und sich so mit Leichtigkeit bewegte wie der griechische, zweitens weil uns über das eigentliche Römische in dieser Beziehung sichre Nachrichten fehlen, das Hellenische in historischer Zeit dieses sogar verdunkelt hielt. Auch ist ja an eigentliche Mythen und an heimische Kunst hier nicht zu denken. Das Alles ist den Römern von außen gekommen, nicht aus ihm selbst hervorgegangen. Was bleibt also dem Darsteller, dem Leser übrig? Nur das Religiöse als intellectuelles Moment, und das ist auch theils weit dürftiger als bei den Griechen, theils vielfältig von diesem entlehnt. Der Leser suche also hier nichts weiter als eine etymologisch-logisch-historische Entwickelung der Vorstellungen der Römer von den einzelnen Gottheiten.

I.

Die Gottheiten des lichten Oberreiches.

A) Die Gottheiten physischer Gegenstände und Kräfte *).

1. Jupiter.

Diesen Gott haben die Römer gleich bei Gründung ihrer Stadt mitbekommen, in Alba Longa war sein Dienst zu Hause, überhaupt in Latium. Doch ist sein Begriff der des griechischen Zeus, so wie der Name dem griechischen Ζεὺς πατὴρ gleich ist. Er hatte in Rom folgende Haupt-Cultus-Stätten: 1) die älteste in der palatinischen Roma selbst, 2) auf dem sabinischen Quirinale unter den Sabinern auf dem alten Capitol, 3) auf dem neuen Capitol, 4) bei der mugonischen Pforte auf der Höhe der sacra Via, 5) an der Porta Trigemina.

Wir haben bei dem griechischen Gotte gesehen: die Grundidee war die des Donnernden. Diese ist es auch bei dem Jupiter. Er heißt den Römern ebenfalls der Donnerer und der Blitzende **). Der Blitz ist sein Abzeichen — im Jahre 217 v. Chr. beschließt der Senat, ihm einen goldenen Blitz machen zu lassen — und auch als Jupiter Capitolinus führt er dieses Symbol. Ja! es hat der Gott hier in Rom selbst den ersten und ursprünglichen Begriff, den eines furchtbaren, wie es scheint, bewahret gehabt; denn als die Plebejer auf den heiligen Berg ausgezogen gewesen waren, errichteten sie (nach Dionysius VI, 90.) dem erschreckenden Jupiter (δειματίῳ) einen Altar, was unsere Ansicht von der Herkunft des Namens Δίς, Διὸς bekräftigen würde. Die Plätze, die Gegenstände, die Menschen, welche vom Blitze getroffen wurden, betrachtete und behandelte man darum mit besonderer Heiligkeit und Gottesfurcht. So z. B. durfte

*) Coelus oder der Gott des Himmels ist wahrscheinlich erst ein Geschöpf des Ennius, gebildet nach dem griechischen Uranus, und nie in den Volksglauben übergegangen. Wir lassen ihn also billig bei Seite.

**) Tonans, tonitrualis, fulgurator, fulminator.

die Stelle, wo ein Blitz in die Erde gefahren war, von Stund an nicht mehr berührt oder betreten werden: der Pontifex Maximus faßte mit Sorgfalt das Erdreich zusammen (ignes collegit), verbarg es unter leisem Hersagen gewisser Gebetsformeln in den Boden und grub dabei den Stein, in den der Blitz sich verwandelt haben sollte, wahrscheinlich die sogenannte Blitzröhre, mit hinein (fulgur condidit). Dann umgab man den Ort mit einer Mauer, versah ihn mit einem Altare zur Darbringung von Opfern. Indessen bedacht durfte er nicht werden. Wer solch geheiligtes Erdreich aufwühlte, von dem wähnte man, er würde mit Wahnsinn von den Göttern bezüchtigt.

Ein bloßes Beiwort dieses Jupiters als Blitzgottes scheint der Name Summanus (von summus, summa, die Spitze) gewesen zu sein. Wenigstens wird von dem Gotte unter dieser Benennung gesagt, daß er die nächtlichen Blitze schleudere, während Jupiter die Tagesblitze sende. Gewiß die Distinction eines schlechten Archäologen.

Durch gewisse Zaubersprüche und Ceremonien glaubte man den Blitz, und damit den Jupiter selbst, herabziehen, herablocken (elicere) zu können. Der Gott erhielt davon den Namen elicius. Als solchen hatte er einen Altar auf dem aventinischen Hügel. Zum Symbole gab man ihm einen Kiesel oder Feuerstein in die Hand, ursprünglich wohl eine Blitzröhre oder einen sogenannten Donnerkeil. Vielleicht war in frühester Zeit ein solcher Stein das Symbol des Gottes, als man noch keine Bildsäulen von Göttern hatte. Daher wohl die Sitte, bei Eidschwüren einen derartigen Stein zu halten, und die Redensart, bei dem Stein-Jupiter zu schwören (per Jovem lapidem jurare), was zugleich auf die ethische Idee Jupiter's als eines Schwurgottes sich bezieht. Uebrigens darf man bei jenem Herablocken des Blitzes nicht an physicalische Mittel denken, wie sie heut zu Tage gekannt sind, an Blitzableiter u. dergl. Da würde man dem Alterthume eine zu hohe Kenntniß zutrauen. Es könnte allenfalls sein, daß die Alten wahrgenommen hätten, der Blitz träfe vorzugsweise gewisse Gegenstände, wie es doch der Fall ist. Eine wirkliche Einsicht indessen in das Wesen dieser Naturerscheinung haben zuverlässig die Römer eben so wenig und noch weniger gehabt als die Etrusker, die der Sache doch mehr sich befleißigten (Otfr. Müller's Etrusker. II, S. 178).

Jupiter war den Römern ferner Regengott *), der bei anhaltender Dürre angerufen und durch ein Opfer (aquilicium, Wasser-Entlockung) geehrt wurde, und dem man nach etruscischer Weise bei der Gelegenheit den Wasserstein (manalis petra s. lapis) über die Aecker schleifte. Derselbe lag für gewöhnlich außerhalb des capenischen Thores neben dem Tempel des Mars (als Ackergottes) und sollte die Wirkung äußern, daß er Regen hervorbrächte.

Insofern als Jupiter solcher Gestalt die Aecker befruchtete und Segen spendete, hieß er der Fruchtreiche (frugifer) und der Gütige (almus).

*) Pluvius, imbricitor.

Wie er aber nach dem Obigen Regen senden konnte, so vermochte er eben so das Gegentheil: den Himmel zu erheitern (serenus s. serenator), und auch als solcher bewies er sich den Menschen in vorkommenden Fällen gnädig.

So ward er überhaupt zum Gotte aller Wettererscheinungen (tempestatium divinarum potens) und des Aethers, und im gemeinen Leben und in der Dichtersprache heißt sein Name so viel als: freier Himmel, Aether. Unter dem Jupiter (sub Jove) sagte man statt unter freiem Himmel (sub dio); daher auch die Verwandtschaft der beiden lateinischen Wörter theils unter einander, theils mit dies (der Tag, die Tageshelle, Himmelsheitre); daher ferner der Name Diespiter für Jupiter und mit diesem Namen vollkommen gleichbedeutend, wenn auch speciell für den Jupiter gebraucht, der die Menschen das Himmelslicht sehen läßt, d. h. ihnen das Leben spendet; daher endlich die hohe Bedeutung des Dium's im römischen Cultus.

Als Gott des Aethers wohnte er den Römern auch hoch oben, zu allerhöchst, war der Höchste (summus), und zwar zunächst dem Orte nach. Darum verehrte man ihn gern auf Höhen, und der Römer wies ihm z. B. (seit Tarquinius Priscus) den capitolinischen Hügel zu seiner Wohnstätte an (Jupiter Capitolinus).

Von hier aus aber schaute er zunächst auf die Stadt Rom, natürlich sie schirmend und schützend. Jupiter war mithin den Römern der Hort, der höchste Hort für seine Stadt, der Häuser wie der Stadtgemeinde, zu dem man sich wandte in Zeiten öffentlicher Drangsale, z. B. bei der Belagerung Rom's durch Marcius Coriolanus (Dionys. VIII, 39.). Er nebst Vesta sind die großen Stadt-Penaten, die vaterländischen Götter, durch deren verborgenes Walten Rom beschützt wird. Dieß ist er zwar von Anfang an gewesen: er und Mars und Juno und Minerva waren die Obwalter der vom Anfang an bloß auf dem palatinischen Hügel beschränkten Roma. Allein dieselbe Bedeutung trat doch erst recht hervor, als ihm das Capitolium zum Wohnplatze angewiesen war. Wenn der junge Römer durch feierliche Umlegung der verbrämten Toga vom Prätor zum Staatsbürger eingeweihet worden, stieg er sofort vom Forum hinauf zum capitolinischen Tempel und brachte dort seine Gebete und Gelübde dar.

Aber zugleich ist Jupiter der Gründer und der Erhalter des großen gewaltigen Reiches (conditor et conservator imperii romani), seitdem die Stadt zu einer Weltstadt, die anfänglich kleine städtische Gemeinde zur Herrin der Erde geworden. Als solchen stehen ihm Juno (als das weibliche Princip der Jupiters-Idee), Minerva (als Göttin der Weisheit), Mars (als Gott des Krieges) zur Seite. So wird er höchster politischer Gott. Er war der Götter-König des Staates (rex), so lange es Könige in Rom gab, und er beschützte diese Herrscher vorzugsweise. Als selbige vertrieben, ihre Gewalt abgeschafft war, blieb er es fortwährend; aber nun gewährte er allen Obrigkeiten die Gewalt, die Menschen zu beherrschen (vis regundorum hominum. Quinctil. III, 7, 2.) und schirmte ihre Würde

(custos), so wie zur Kaiserzeit die Kaiser. Dem Jupiter Capitolinus mußten alle Beamte und Volksvertreter ihre Huldigung darbringen, die Consulen beim Antritt ihres Amtes ihm ein Stieropfer zurichten.

Ferner schützt er das Land (custos terrae), wendet von ihm das Unheil ab (averruncus) und bewahrt die Grenzen desselben und des Reiches (terminalis) und ward so Kriegsgott, dem die Soldaten geweihet wurden, die sich zum Militärdienste nicht stellten (Liv. X, 38.); der nebst den übrigen Kriegsgöttern, zu denen besonders Mars, Minerva gehörten, angerufen wurde, z. B. von Decius, als er sich dem Tode weihte; dem die Feldherren, wenn sie, angethan mit dem Kriegsmantel, in das Feld ziehen wollten, erst auf dem Capitole Gebete und Gelübde spendeten und dann erst ihren Zug antraten; der selbige vornehmlich beschützte und dem sie, wenn sie zurückkehrten, zuvörderst ihren Dank entrichten mußten, bevor sie ihr eigenes Haus betraten. Er hieß davon selbst der Feldherr, Herzog (imperator). Als solcher hatte er auf dem Capitol zwischen den Capellen des Jupiter's und der Minerva ein berühmtes Standbild, das der Dictator Titus Quinctius von Präneste nach Rom verpflanzt hatte (380 v. Chr.).

Diesem Jupiter glaubte man vor Allen den Sieg im Kriege, in der Schlacht zu verdanken. Er hieß daher der Sieger (victor) oder der Unbesiegbare (invictus), und wenn ja die Soldaten je in die Flucht geschlagen wurden, so machte er sie wieder stehen (stator). In letzterer Beziehung ward ihm im Jahre 294 v. Chr. ein im samnitischen Kriege gelobter Tempel geweihet, auf der Stelle, wo früher eine bloße Capelle (fanum) gewesen war. Mythisch wird der Ursprung dieses Cultes in Romulus' Zeit zurückversetzt. Ferner spendete dieser Jupiter nach dem Volksglauben die Beute, vornehmlich die Erbeutung der Rüstung des feindlichen Feldherrn (spolia opima), die beim Triumphe dann auf einer besondern Trage (feretrum) zur Schau einhergetragen wurde, endlich die Ehre des Triumphs *), jenes von den festlichen bacchischen Aufzügen (θριάμβοις) der Griechen entlehnten Siegspompes. Der triumphirende Feldherr brachte dem Jupiter auf dem Capitolium — dort ging der Triumphzug hin; da nahm er ein Ende — Opfer und Dankgebete dar. Nun war der Gott auch Friedenbringer (pacifer).

Alle diese großartigen und ehrenden Namen mußte der Gott in immer höherm Grade bekommen, je mehr im Laufe der Zeit das Glück und die Tapferkeit die römischen Feldzüge krönte. Die glänzenden Siege verherrlichten am meisten den Namen des Jupiter's. Ging es unglücklich in einem Kriege, dann glaubte man ihn wohl durch Gelobung eines ganzen Ver sacrum versöhnen zu müssen, was z. B. während des zweiten punischen Krieges ein Mal und dann nach Beendigung desselben geschehen ist.

Derselbe war ferner dem Römer der mächtigste (maximus), der

*) Praedator, feretrius (historisch gewiß seit 437 v. Chr.), triumphator.

allmächtigst-gütigste (optimus maximus) Gott, der da Alles erhält, der Hülfe bringt in der Noth *) und Segen allerlei Art spendet, auch den Menschen durch Träume und durch allerhand Zeichen sein Wollen und Gebot zu erkennen gibt (prodigialis). Er ist Orakelgott, wie er es in Dodona war, weßhalb man in seinem Tempel auf dem Capitole die sibyllinischen Bücher verwahrte. Es war eine durch das ganze römische Alterthum sich hindurchziehende Vorstellung, daß Jupiter den Menschen seinen Willen und seinen Rath durch Donner und Blitz, durch die Stimme, das Fressen und den Flug der Vögel, die gleichsam seine Boten wären (Auspicien, Augurien), kund gäbe. Die Auguren hießen seine Dolmetscher (interpretes Jovis O. M.) an die Menschen. Auch thut er sich durch Träume kund (monitor). Er ist Lenker der Schicksale im Allgemeinen wie im Einzelnen. Daher pflegte man ihn beim Beginnen einer jeden Sache nebst dem Janus anzurufen, desgleichen ihm in allen großen und kleinen Zeitabschnitten, in politischen und Privat-Angelegenheiten, in städtischen wie in ländlichen, zu opfern. Z. B. wenn der Landmann im Herbste oder im Frühjahr die Aussaat machte, feierte er ein häusliches Fest, bei welchem er den Jupiter nicht vergaß als Jupiter dapalis (Schmauser). Nicht minder ehrte man beim Anfange der Aernte, wenn der Ceres geopfert wurde, ihn, den Gott, und betete zu ihm. Bei Eröffnung der Weinlese, sodann im Frühlinge, wenn man den jungen Wein zum ersten Male aus dem Fasse nahm, geschahe solches jedes Mal mit einer Opferspende an den Jupiter. Ja! die Bäcker in Rom verehrten ihn als ihren besondern Gott (pistor) und setzten ihm einst bei einer uns unbekannten Veranlassung als ihrem Erhalter einen Denkstein. Eine andere besondere Veranlassung muß ihn zum Gotte des Auffindens (inventor) gemacht haben: in welcher Eigenschaft er an der Porta Trigemina verehrt wurde. Eine Legende schrieb die Stiftung des Cultes dem Hercules zu. Zweifelhaft ist sein Beruf als Geldgott (pecunia).

So konnte denn Jupiter auch gedacht werden als Haus- oder Familiengott. Z. B. ward er nach griechischer Weise verehrt als Jupiter hercius (ἑρκεῖος), als Gott, der innerhalb der Umfriedigung eines jeden Hauses waltet, folglich die Eigenschaft eines Haus- oder Familiengottes (deus penetralis) hatte. Nun trat er nicht minder ein in den Kreis der hochzeitlichen Götter, der die Braut in das Haus des Bräutigams geleitete (domiducus), wo der Flamen des Gottes die Trauung vollzog. Und als Lichtgeber (lucetius) stand er wohl den Gebärenden bei, wie Juno Lucetia. Die Sclaven ließ er an das Ziel ihrer Wünsche, zur Freiheit gelangen, die ihm dafür eine Spende in Gold entrichteten.

Endlich war Jupiter den Römern auch moralischer Gott, der vornehmlich die Treue bewahrte im Familien- wie im öffentlichen Leben, bei Bündnissen, das Gastrecht (hospitalis) u. s. w. Aus

*) Opitulus, opitulator, salutaris, conservator omnium rerum, depulsor.

dem Grunde wahrscheinlich erhub man ihn zum Vorstande des latinischen Bundes (Jupiter Latiaris), dem auf dem albanischen Berge Verehrung dargebracht wurde. Eben so wurde er mit der Fides zusammengestellt und mit dem sabinischen Semo Sancus identificirt, und bei Ankündigung eines Krieges in Folge verletzter Verträge und Bündnisse riefen ihn vornehmlich die Fetialen, der Pater Patratus an. Hier greift der Cultus energisch in das Völkerrecht ein, und es ist bemerkenswerth, ihn auch von dieser Seite kennen zu lernen.

Vergleicht man den Dienst des Jupiter mit dem des Zeus: so erkennt man sofort das Uebereinstimmende der Urideen. Aber hier in Rom mußte er einen ganz andern Anlauf und Verlauf nehmen, da Rom zu einer Weltstadt und zu einem Weltreich durch intensive Kraft, durch Siege und Eroberungen emporwuchs, und Jupiter an der Spitze dieses Staates als Schirmer und Mehrer desselben gedacht wurde. Der Dienst mußte hier nach besondern Seiten sich hinverbreiten, mußte besondern Glanz, besondere Bedeutsamkeit annehmen. Anfangs nur das Centrum der städtischen Gemeinde, ward er mit der Zeit der religiöse Mittelpunct des größten Reiches, aller von demselben ausgehenden und in dasselbe einströmenden Machtfülle, das Band aller mit dem Staate näher und ferner zusammenhängenden Glieder, kurz der religiöse Ausdruck, die Spitze alles des, was in politischer Hinsicht geschehen war, geschahe und geschehen sollte. Jupiter hat in der römischen Religion beinahe die Bedeutung eines alleinigen Gottes. Unbeweibt, ohne Abenteuer, ohne Nachkommenschaft, wie er in Rom eigentlich war, stand er in unbescholtener höchster Herrlichkeit da.

Später Synkretismus identificirte den Aeneas mit dem Jupiter und nannte selben Jupiter indiges (den Eingebornen).

Allem Anscheine nach ein bloßer Abzweig des vorigen Cultes, so wie der Name eine Ableitung des Namens Jupiter, ist der des Vedius oder Vedjovis oder Vejovis. Nur ist es schwierig, den Namen zu deuten und die Deutung mit dem Wesen des Gottes in Uebereinstimmung zu bringen, um so schwieriger, als die Alten selbst in historischer Zeit darüber nichts Gewisses mehr wußten. Sein Tempel lag theils auf der Tiberinsel, theils im Asyl zwischen der tarpejischen Burg und dem Capitol; im letztern stand sein Bild in jugendlicher Attitüde, mit Pfeilen (zum Verderben) bewaffnet, was zwar erst im Jahre 93 v. Chr. geweihet worden ist, aber doch gewiß der ältern Vorstellung gemäß war. Nun wird er mit dem Dis Pater und den Manen in der Formel angerufen, womit feindliche Städte devovirt wurden: er sollte das feindliche Heer mit Flucht, Furcht und Schrekken erfüllen; nach tagetisch-etruscischer Lehre führte er den Blitz, und seine furchtbaren Blitze kündigten sich denen, die getroffen werden sollten, schon vorher durch Taubheit an. Er war ein schlimmer, zu fürchtender Gott, der leicht tödtete. Daher man ihn mit dem Gotte der Unterwelt identificirte. Die Vorsylbe ve bezeichnet diese Eigenschaft schon von vorn herein. Alterthümler Rom's, Varro wahrscheinlich an der Spitze, wollten den Namen erklären aus Ve = klein und

Jovis: eine Erklärung, die wenig befriedigt. Ohne Zweifel gehörte der Cult dem ursprünglich latinischen Götterkreise an. Denn noch in historischer Zeit verehrte den Gott vorzugsweise die julische Familie, die sich von den Latinern aus Alba Longa ableitete, zu Bovillä. Anders, d. h. in entgegengesetzter Vorstellung, erscheint Vejovis im Culte auf der Tiberinsel. Hier heißt Aesculap so, oder Jupiter Faunus. Auf den alten (auf Tatius zurückgeführten) zwölf Altären erscheint er neben gütigen Gottheiten: neben der Ops, Flora, Saturn, Sol, Luna ꝛc.

---

2. Juno

ist eigentlich die dodonäisch-griechische Dione; auch die Namen sind dieselben der Etymologie nach. Folglich ist sie ursprünglich das weibliche Princip dessen, was Jupiter vorstellt. So konnte es denn von ihr heißen, daß sie, wenn auch nur selten, Blitze schleuderte. Diese physische Bedeutung ist jedoch in Rom fast ganz in den Hintergrund getreten, dagegen um desto hervortretender die familiäre und politische gewesen.

Juno war mit die älteste Göttin in Rom: eingezogen mit der albanischen Colonie, hatte sie ihr erstes Heiligthum in der sacra Via mit Jupiter gefunden. Uralt und heimathlich war ihr Dienst in Latium überhaupt; die Pelasger hatten ihn unstreitig mitgebracht. Allein auch die sabinischen Colonisten müssen ihn gekannt haben: sie, als die vorzugsweisen und eigentlichen Quiriten (Lanzenträger), verehrten die Göttin vornehmlich als Juno quiritis und machten den Cult in Rom heimisch. Daher galt sie für die Schutzgöttin der Curien oder Stadtgemeinden. Bei den Sühnopfern für die einzelnen Stadttheile, Argeen genannt, war ihre Priesterin zugegen, und der Göttin ward dabei von den Priestern der Curien (flaminibus curialibus) geopfert. Als solcher ist höchst wahrscheinlich ihr Symbol die Lanze (curis oder quiris im sabinischen Dialecte) gewesen, in alt-italischer Rechtssymbolik das Zeichen des Eigenthums, der Obmacht, der Herrschaft über etwas. Den Kriegern gab man die Mahnung, diese curitische Juno anzurufen. Als solche sabinische Göttin hatte sie ihre Verehrung vornehmlich auf dem alten Capitolium mit Jupiter und Mars, später, seit Tarquinius d. j., auf dem neuen Capitolium. Davon hieß sie Juno capitolina. Hier nahm sie wohl Antheil an der glänzenden Verehrung des Jupiter's, war ebenfalls Schirmerin der Stadt und des Reiches und ließ beiden alle die Wohlthaten zu Theil werden, die sie als höchste weibliche Göttin spenden konnte.

Eine vorzugsweise heilige Stätte hatte sie noch auf dem Aventinus. Hier führte sie den Beinamen Regina (Königin). Ihr Cultus war dahin, nach der Eroberung von Veji, durch feierliche Uebertragung

(Evocation) verpflanzt worden, folglich etruscischer Herkunft; nur ist es nicht ganz klar, ob nicht die Römer eine ihnen eigentlich fremde Göttin unter einem uns unbekannten Namen vielleicht für ihre Juno gehalten, so übersetzt haben (vergl. Otfr. Müller's Etrusk. II, S. 45 f.). Auf dieser Stätte zollten ihr vornehmlich die Frauen von Stande Verehrung (Liv. XXI, 62.), und ihr galt immer jener Pomp der 27 Jungfrauen, der bei öffentlichen Veranlassungen durch die Zehnmänner decretirt zu werden pflegte. Nehmlich diese Juno Regina dachte man sich auch als besondere Schirmerin der Stadt und des Staates und rief sie an, wenn selbige in Noth waren, wenn Unglück drohte oder schon hereingebrochen war. Doch hatte sie in gleicher Eigenschaft auch einen Tempel in der flaminischen Rennbahn, welcher ihr jedoch erst im Jahre 181 v. Chr. erbauet worden ist.

Als Göttin war Juno vorzugsweise die Beschützerin der Frauen, des weiblichen Geschlechtes. Dieses schwur bei ihr, jede Frau bei ihrer Juno, wie bei ihrem Schutzgeiste. Als solche und als Ehegenossin des höchsten Gottes vermittelt und beschützt sie besonders die Ehe, segnet den Weg der Braut zum Hause des Bräutigams, achtet bei der Gelegenheit auf die gehörige bedeutungsvolle Salbung der Thürpfosten, begleitet die Braut auf dem Wege dahin u. s. w. So konnte man denn von vielen Junones sprechen: sie kommen *selbst* auf Inschriften vor. Ja! man ging so weit, sogar den *verstorbenen* Frauen noch eine Juno zuzuertheilen und selbe z. B. auf Grabesinschriften mit den Diis Manibus zu verbinden (Orelli No. 1319.). Juno führt die Frau durch alle Phasen des ehelichen Lebens hindurch, hilft ihr dem Manne gefallen, besänftigt denselben wieder zu gegenseitiger Eintracht, steht ihr beim Gebären zur Seite*) u. s. f. So hatte Juno denselben Wirkungskreis, den die Hera bei den Griechen. Kein Wunder also, wenn sie mit dieser vermengt worden ist, wenn sie von dieser Manches in späterer Zeit angenommen hat. Ihr galten wohl die Matronalien, wo die römischen Matronen für die Erhaltung der Ehe (am 1. März) beteten. Sie wallfahrteten dann namentlich zum Tempel der Juno Lucina auf dem esquilischen Berge, und Schwangere erflehten sich von ihr ein leichtes Wochenbett. In diesem Tempel mußte auch für jeden Neugebornen ein Geldstück entrichtet werden. Juno hieß davon selbst Matrona, und jener Festtag Kalendae feminarum. Beziehung auf eheliche Fruchtbarkeit hatte auch wohl der Dienst der Juno caprotina (Ziegen-Juno), welcher bei dem Ziegensumpfe unter einem wilden Feigenbaume (caprifico) statt fand. Plinius wenigstens erwähnt von dem Caprificus oder Feigenbaume gewisser Einwirkungen auf die weibliche Natur. Juno war für Frauen im Allgemeinen die Segensreiche, Wohlerhaltende (sospita), in welcher Eigenschaft sie außerhalb der Stadt theils auf dem Gemüsemarkte einen Tempel hatte, theils selbst von Rom aus

*) Juga, jugalis, iterduca, domiduca, unxia, pronuba, cinxia, viriplaca, conciliatrix, lucina (als solche hatte sie Haine und Tempel am Cispius), lucetia, egeria, conservatrix liberorum u. s. f.

in Lanuvium Verehrung genoß. Am erstern Platze soll sie auch unter dem Beinamen Matuta einen Tempel, der ihr als Retterin zur See 194 v. Chr. geweihet worden wäre, gehabt haben, oder auf dem Ochsenmarkte innerhalb des carmentalischen Thores, wo man die Matronalien feierte. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß Juno diesen Namen (griechisch ἐωσφόρος = lucina, lucetia) geführt hat.

Als einer solchen Frauen-Gottheit fiel ihr Cult mehr dem stillen, häuslichen Leben anheim und war nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit, auf Keuschheit, Zucht. Buhldirnen durften ihren Altar nicht berühren; mit der Pudicitia (Keuschheitsgöttin) ward sie verschwistert gedacht.

Daß sie auch als Moneta (Münzgöttin) verehrt worden, kann nur einem zufälligen Umstande zugeschrieben werden, oder es beruht auf eine Verwechslung von moneta (von monere, die Anmahnerin) und moneta, die Münze.

---

3. Sol, der Sonnengott.

Der Name zwar mit ἅλιος, ἥλιος und dem deutschen Sonne verwandt, also gewiß von Anfang an der Sprache und der Vorstellung der Latiner eigenthümlich gewesen. Allein auf das Alter des Cultes kann daraus nicht geschlossen werden. Derselbe wird von römischen Schriftstellern sabinisch genannt, und so wäre er wohl mit der sabinischen Colonie nach Rom verpflanzt worden. Damit stimmt überein, daß des Gottes Heiligthum bei dem Tempel des Quirinus, eines sabinischen Gottes, auf dem Quirinale lag. Doch hatte er auch in der heiligen Straße ein, wenn auch unbedeutendes Capellchen mit der Luna zugleich, und dieser Umstand wiese wieder auf Alba, auf Latium hin, als den Ursprungsort des Cultus. Endlich: die ursprünglich sabinische Familie der Aurelier hatte den Sonnendienst als Familiengottesdienst, aus welchem Grunde? weiß man freilich nicht genau. Brachte man zufolge des Namens (von aurum) den Sonnenglanz des Goldes mit der Sonne in Verbindung?

Die Dichter und Mythologen der spätern Zeit trugen alles Helleniſche von Helios auf den Sol über. Im Ganzen ist sein Cultus in Rom nie recht hervorgetreten. Wie man sich den Gott gedacht hat, ist darum eigentlich nicht klar.

---

4. Luna

wird von den römischen Alterthumsforschern zu den Gottheiten gezählt, die schon vom Sabiner Tatius mit Altären in Rom bedacht

worden seien. Hiernach wäre auch der Luna-Dienst sabinisch gewesen. Und doch hatte die Göttin, wie wir eben gesehen, mit Sol zugleich eine Capelle im romulischen Districte. Außerdem war ihr auf dem Aventinus ein Tempel geworden, und noch einer auf dem Palatium, wo sie den Beinamen noctiluca (Nachtleuchte) führte, und wo ihr Tempel allnächtig erleuchtet ward.

In späterer Zeit scheint man sie nach griechischer Weise, wonach Selene, Artemis und Hekate zusammengehören sollten, mit Diana verwechselt zu haben, und als die Kenntniß der Astronomie unter den Römern so gäng und gäbe ward, daß man die Mondfinsternisse berechnen konnte (z. B. zur Zeit des Krieges mit Perseus (Liv. XLIV, 37.), da konnte dieser Dienst nicht mehr bestehen, der überhaupt ebenfalls niemals recht hervorgetreten ist.

Vom Gestirndienste bei den Römern sonst keine Spur.

---

5. Mater Matuta

ist ursprünglich und eigentlich Göttin, welche den Morgen, die Frühe (matuta mit maturus, matutinus verwandt) heraufbringt (Lucret. V, 654 sq.), die griechische Eos, nur als Mutter gedacht, d. h. gnädig, wohlwollend, gütig.

Als Lichtbringerin konnte sie dann theils ein Beiname der Juno werden (vergl. oben), der Geburtsgöttin und der Pales (der Göttin, welcher die Parilien [von pario] galten), welche als solche einen eigenen Tempel hatten (Klausen: Aeneas II, S. 879.), und vornehmlich an den Matronalien (im Juni) Verehrung finden, wo man sie aber nicht für die eigenen Kinder, sondern für die der Schwestern anrief. Denn es »schien die Beschäftigung der Schwester mit dem Schwesterkinde und ihre Pflicht, nach dem Tode der Schwester sich dessen anzunehmen, bedeutend genug, um sie unter den Schutz einer besondern Gottheit zu stellen.« Außerdem war den Mägden der Eintritt in den Tempel verboten; nur eine brachten die Matronen hinein, aber stäupten sie. Sie »hielten hier ein gottesdienstliches Gericht über allen Aerger, welcher ihnen, wie ihren Schwestern, durch die Unart der Mägde bald in Behandlung der Kinder, bald in Liebschaften mit dem Herrn bereitet ward.« Auch konnte sie ersehnte Helferin und Retterin von Schiffbrüchigen oder von solchen, die auf dem Meere in Sturmesnoth sind, werden; denn am Morgen pflegt das Wetter sich zu ändern, nach einer sturmvollen Nacht heitres, stilles einzutreten, oder wenigstens die Tageshelle den Menschen auf der See Hoffnung, Beruhigung, Hülfe zu reichen. In solcher Eigenschaft mußte sie besonders auf den Küsten verehrt werden (z. B. in der volskischen Stadt Satricum [Liv. VI, 33.]), von wo aus Meerfahrten gemacht wurden. Rom mag, so lange es nicht Ostia angelegt hatte und mit der See in keiner Verbindung stand, den Cult

nicht gekannt oder wenigstens nicht geübt haben. Seit dem aber mochte das geschehen. Und so finden wir denn erwähnt, daß der Mater Matuta im Jahre 176 v. Chr. vom Consul Tib. Sempronius Gracchus ein Tempel geweihet wird, nachdem er glücklich von einer Seefahrt nach Sardinien und nach Besiegung der Bewohner dieser Insel zurückgekehrt ist. In solcher Eigenschaft machte man sie zur Mutter des Portunus (Hafengottes) und stellte sie gleich der griechischen Göttin Ino und Leucothea, deren Wesen aber ursprünglich ein ganz andres gewesen.

6. Wind- und Sturmgötter.

Cicero läßt in seiner Schrift den Cotta sagen: »auch die Stürme seien unter die Götter zu rechnen, weil sie vom römischen Volke mit religiösen Gebräuchen geehrt würden.« Man nannte selbige Tempestates, oder im Singular als Individuum Tempestas. Ihnen war in Rom seit 259 v. Chr. ein Tempel gewidmet, seitdem Lucius Corn. Scipio den Kampf gegen die Corsen beendigt hatte und in harter Noth auf dem Meere gewesen war. Ein Altar der Winde wird erwähnt in einer Inschrift bei Orelli (Nr. 1340.), gegenüber der Erwähnung eines Altars des Neptun's.

7. Vulcanus.

Der Name ist mundartlich oder vielleicht nur orthographisch verschieden von fulcanus oder folcanus und daher verwandt mit fulgeo, φλέγω, φλόξ, wofür die Latiner wahrscheinlich unter Lautverschiebung folg, fulg oder vulc sagten. Er bedeutet mithin eigentlich das Flackern oder den Flackernden, also den Gott der Feuerflamme. Römische Alterthumsforscher haben behauptet, der Cult wäre sabinischen Ursprungs. Es läßt sich hierüber keine sichre Behauptung aufstellen. Aber alt-italisch ist er gewiß.

Seinen Tempel und Altar hatte der Gott am Comitium, einen andern in der flaminischen Rennbahn, wo ihm auch Spiele und ein Fest, die Vulcanalien, gefeiert wurden. Jener Tempel wird bereits beim Jahre 491 v. Chr. genannt, wofern die Nachricht historisch ist.

Vulcan war zuvörderst und eigentlich Gott des Feuers, insofern aber nur, als dieß Element den Menschen Schaden bringen kann. Er sollte diese Kraft in Zaum halten, daß sie nicht übergriffe, die menschlichen Werke zerstörte *). Er war also Gott der Feuersbrünste, die

*) Mitis, quietus.

er veranlassen, abwehren, stillen konnte. Darauf haben Manche auch den Beinamen Mulciber, obwohl fälschlich, deuten wollen: der Gott hieße so, um der guten Vorbedeutung willen, »damit er nicht in verheerender Feuersbrunst die Wohnungen und Besitzthümer der Menschen verschlinge, sondern wohlthuend und sanft den menschlichen Bedürfnissen diene.« Bei Aufzählung der Altäre, die der sabinische Tatius geweihet haben soll, ist er mit dem Summanus, als Inhaber Eines Altares, zusammengestellt. Die Beziehung fällt in die Augen.

In gleicher Beziehung pflegte man ihn im Kriege die erbeuteten Waffen zu verbrennen, nicht regelmäßig, sondern nur in Folge jedesmaliger Gelübde, durch die man ihn veranlassen wollte, den Sieg zu gewähren, weil er an jenem Verbrennen gleichsam seine Freude hätte. Eben so konnte Jemand, der sich für's Vaterland dem Tode weihte, seine Waffen dem Vulcan weihen (Liv. VIII, 10.). Ferner ist ihm wohl anfänglich der Beiname Lateranus — aus dem Worte hat man später einen besondern Gott oder Genius der Kamine gemacht, als welche aus Ziegelsteinen (lateres) gebauet wurden — eigen gewesen; denn Vulcan war ja der Gott der Oefen und Feueressen. Endlich erzählte die Legende, die Mutter des Servius Tullius habe diesen vom Vulcan geboren, weil sie ihn sollte am Feuerheerde empfangen haben.

Merkwürdig, wie man sein Fest (23. August) beging. Das Opfer bestand aus geschlachteten Fischen, die man in's Feuer warf, gleichsam um den Gott des Feuers auf magische Weise durch die Bewohner des Wassers zu sänftigen, weil das Wasser Feuer löscht. Um sich des Beistandes des Gottes für die Arbeiten im Winter zu sichern, wo man des Feuers, des Lichtes bedarf, und um ihn zu vermögen, das Unheil einer Verwahrlosung des Elementes bei der Gelegenheit zu verhüten, arbeitete man an diesem Tage etwas bei Licht.

Als Inhaber jenes physischen Elementes steht er nahe der Göttin des Feuers auf dem Heerde, der Vesta, ward mit derselben in den Lectisternien zusammen gruppirt oder auf Inschriften mit der Stata Mater, was einerlei ist. Ja! er erscheint durch solche Combination, wie diese, als politischer Gott. Oder ist es nicht bedeutungsvoll, wenn sein Tempel in Rom unmittelbar am Versammlungsplatze der Bürger stand? häufig zu den Zusammenkünften des Senates diente? Auf dem weiten Raume um denselben befand sich der Tempel der Eintracht (unter den Bürgern). Auch wußte darum die Sage zu dichten, daß die ersten mythischen Häupter der Stadt, Romulus und Tatius, dort ihre Zusammenkünfte abgehalten, die öffentlichen Angelegenheiten besprochen hätten. Nach dem Siege über die Fidenaten sollte Romulus dem Gotte ein ehernes Viergespann geweihet und sein eignes Bild, bekränzt von der Siegsgöttin und beschrieben mit den Thaten, die er verrichtet, bei dem Tempel aufgestellt haben. So mythisch-unwahr das auch ist, so deutet es doch sattsam auf Politisches hin. Vulcan muß, wie Vesta, eine Gottheit der städtischen und dann der staatlichen Gemeinde gewesen sein, sein Tempel für den Mittel- oder Vereinigungspunct derselben gegolten haben.

Seitdem der Synkretismus den griechischen Hephästos mit dem römischen Vulcan vermengt, wurde dieser wie jener zum Gotte der Künste in Feuer, namentlich der Schmiedekunst, und nun wird von ihm dasselbe gedichtet, wie vom Hephästos, namentlich daß er seine Werkstätte in den feuerspeienden Bergen habe u. s. w. Der Römer hat anfänglich nicht daran gedacht, hat sich ihn auch gewiß ursprünglich nicht (als Mulciber [Schmelzer] oder Mitis) hinkend, nicht häßlich ꝛc. vorgestellt.

---

8. Wassergottheiten (dii aquatiles).

α) Fontus, der Gott der Quellen.

Das Quellwasser war auch dem Römer so werth, daß er es als ein Geschenk einer besondern Gottheit betrachtete: er nannte selbige Fontus (von fons, die Quelle; daher auch der Gott ein männlicher war). Altar und Tempel hatte der Gott unweit des Numa-Grabes auf dem Janiculum. Es war erst eine späte Stiftung: der Besieger der Corsen, Papirius Maso, hat es im Jahre 223 v. Chr. zugerichtet: man weiß die besondere Veranlassung nicht. Nahe dabei muß auch das Quellenthor (fontinalis porta) gewesen sein. Bei demselben brachte man dem Fontus Opfer dar und feierte ihm, dem Spender der Quellen, am 13. October das allgemeine Quellenfest (Fontinalia), an welchem man Kränze um die Brunnen wand und in die Quellen warf. Von ihm existirt die Genealogie: er solle der Sohn des Janus (des Gehenden, Fließenden) und der Quellgöttin Juturna, von der hernach, gewesen sein.

β) Quellgöttinnen.

Den Römern galten aber die Quellen überhaupt, alle rinnenden Gewässer für heilig, vornehmlich da, wo sie entsprangen. Darum durften die Priester und die magistratualen Personen, wenn sie in Amtsgeschäften fungirten, nie eine derselben überschreiten, ohne ihre Andacht verrichtet, ohne vorher Auspicien (peremnia auspicia) abgehalten zu haben. So oft z. B. ein öffentlicher Beamter vom Capitol aus sich nach dem Marsfelde in die Volksversammlung begab, erheischte es die Gottesfurcht, daß er dem Bächlein Petronia, über welches er mußte, seine Huldigung darbrachte. Auch spendete man den Quellen Thieropfer, wenn es nicht bloß dichterische Redeweise ist, wenn Horaz von seiner Quelle Bandusia sagt: das Blut eines Böckleins solle deren kühles Wasser färben.

Einen allgemeinen Namen für Quellgöttinnen hatten die Römer eigentlich nicht; sie entlehnten dazu von den Griechen den der Nymphen, gebrauchten aber dafür ursprünglich den ihnen gewöhnli-

chern ähnlichen Lymphe. So hatte man eine Lympha Juturna (Helfende, Heil-Quelle), deren Wasser Heilkräfte enthalten sollte und das beinahe bei allen Opfern als besonders heilig und rein angewendet wurde. Sie lag zwischen Laurentum und Ardea. Derselben ward einstmals eine besondere Capelle in Rom selbst, auf dem Marsfelde, errichtet und es wurde ihr sowohl von Staats wegen, als von Privatleuten, die ihres Wassers bedurften, geopfert. Solches geschah bei dem sogenannten »jungfräulichen Wasser« (aqua virgo). Nach dieser Lymphe Juturna war auch ein Teich auf dem Forum (zwischen dem Dioscuren- und Vesta-Tempel) benannt (lacus Juturnae).

Nur eine einzige Nymphe — und daraus sieht man das Späte, das Hellenische der Sache — kommt in der Sagengeschichte Rom's vor: das ist die Egeria, der man (zur Weisheit) begeisternde Kraft zuschrieb und darum dichtete, sie sei Numa's Gattin gewesen; derselbe sei mit ihr umgegangen, habe von ihr seine politische Weisheit empfangen. Sie genoß einer göttlichen Verehrung.

Auf spätern Inschriften (bei Orelli an mehreren Stellen) aus der Zeit, wo der Hellenismus sich vollständig mit dem Romanismus identificirt hatte, kommen öfter Nymphen vor, selbst Nymphen und Lymphen vereinigt. Von ihnen heißt es öfter, daß sie Kranken durch Heilquellen Heilung gewährt. Auch wird uns ein Tempel der Nymphen in Rom genannt, wo die censorischen Urkunden aufbewahrt wurden.

γ) Flußgötter.

Vor allen Flüssen wurde vom Römer natürlich der Tibergott verehrt, gewöhnlich unter dem Namen divus pater Tiberinus in feierlichen Formeln, sonst gewöhnlich nur Tiberinus, niemals Tiberis geheißen. Im Cultus wurde er unter dem Namen Serra (Säge, weil seine Fläche so aussahe?) angerufen; in der Auguralsprache hieß er Coluber (Schlange, d. i. flexuosus, der Gekrümmte). Ein Heiligthum war ihm, wahrscheinlich schon seit den ältesten Zeiten Rom's, auf der Tiberinsel errichtet worden. Bei zu trockener Jahreszeit und bei Ueberschwemmungen wurden ihm Opfer und Gebete dargebracht.

Außerdem ist noch etwa zu nennen der Numicus oder Numicius, ein kleiner Bach, der bei Aricia entspringt. Aus ihm holten die Vestalinnen das Wasser für ihr Heiligthum.

Nach Servius genossen alle Ströme, Bäche und Quellen göttliche Verehrung. Darum findet man so viele Inschriften von Römern auf dergleichen in fremden Ländern.

δ) Meergottheiten.

Von der Zeit ab, wo die Römer das Meer frequentirt haben, werden sie auch Meergottheiten gehabt und wegen der Beweglichkeit des Wassers und Gefährlichkeit des beweglichen Elementes sich veranlaßt gefühlt haben, sie zu sühnen oder ihnen zu danken. Man

verehrte sie theils im Allgemeinen unter dem Namen »Meergötter« (so z. B. bei Gelegenheit des Entstehens einer Insel bei den Liparen [Strab. VI, p. 277.], bei Scipio's Abfahrt nach Africa [Liv. XXIX, 27.]), und ihnen ward 192 v. Chr. von Lucius Aemilius Regillus ein Tempel gelobt und eilf Jahre nachher auf dem Marsfelde eingeweihet.

Im Besondern haben wir zu nennen den

Neptunus.

Der Name hat den Forschern schon viel Kopfzerbrechens gemacht und ist noch immer nicht genügend etymologisch entziffert. Allem Anscheine nach ist nebo, d. i. nubo, der Stamm, und folglich das Wort verwandt mit nebula, nubes, *νύφω*, *νύμφη*. So würde denn Neptunus eigentlich denjenigen Gott bezeichnen, der den Nebel erzeugt, der dadurch die Quellen tränkt, sie nicht versiegen läßt. Er wäre dann dasselbe männliche Princip, was den Griechen die weiblichen Nymphen waren. Und dieser Umstand bestätigt die obige Herleitung, die auch nur etymologisch zu rechtfertigen ist.

Aus einem Nebelgotte ward er leicht ein Wassergott (aquarum potens in einer Inschrift bei Orelli) und ein Gefährte der Nymphen, endlich Meergott. Er gehört doch wohl zu den vor-römischen Gebilden der Italier, der Latiner, obschon uns darüber kein Beweis gerade vorliegt. Den Römern ward er ein Meer-Gott, gewiß als sie Ostia angelegt hatten und die See befuhren. Doch läßt sich sein Dienst zu Rom historisch nicht vor dem vierten Jahrhundert der Stadt nachweisen, also erst dann, nachdem man mit Seestädten in Verkehr gekommen war, z. B. mit Ardea und Anxur. Damals war nehmlich (im Jahre 399 v. Chr.) auf einen harten Winter ein ungesunder Sommer erfolgt. Zur Abwehr der Pestilenz mußten auf Befehl des Senates die sibyllinischen Bücher consultirt werden, und es ward in Folge dessen ein Lectisternium zugerichtet — das erste, was in Rom gehalten worden — und bei dieser Gelegenheit hat man unter andern Göttern auch den Neptun (als den Gott der Meer- und Schifffahrt) neben dem Mercurius (dem Gotte des Handels) um seine Gnade.

Das Meer war mithin sein Gebiet. Als daher z. B. während des zweiten punischen Krieges P. Cornelius Scipio in Spanien durch ein unerwartetes Zurücktreten der See ein glückliches Manöver vollführen konnte, forderte er seine Truppen auf, unter Geleitung des Neptun die Straße zu verfolgen. Ihm galt es wohl hauptsächlich oder allein, was Cicero den Cotta sagen läßt: »Unsere Heerführer sind, wenn sie in See stechen, den Wellen ein Opfer zu bringen gewohnt.« Selbiges ward in's Meer versenkt. Bei glücklicher Wiederkehr zollte man dem Gotte Dank als dem Helfer (adjutor).

Neptun hatte, aber nicht in der eben genannten Eigenschaft, einen Tempel in Rom: derselbe stand vielmehr im Marsfelde. Er war hier der Gott der Rosse, wie Poseidon bei den Griechen. Also griechische Idee, griechisches Wesen; daher mit Recht Dionysius aus Hali-

carnassus bei Gelegenheit, wo er diesen Cult erwähnt, auf Hellas hinweist. Man feierte dem Gotte hier den 23. Juli ein eignes Fest, Consualia geheißen, an welchem die Pferde und die Maulthiere frei vom Dienste erhalten und ihre Häupter mit Blumen bekränzt wurden; denn beide Thierarten waren dem Gotte heilig. Er machte sie ja zu den Wettkämpfen im Marsfelde geschickt. Das der Sinn dieser Gebräuche. Neptun hieß hiernach equester und — wahrscheinlich deßhalb, weil man glaubte, er unterstütze die Kämpfenden mit Rath, Klugheit (consilio) — auch consus, woher der Name des Festes. Als Meergott ward er obendrein, nach griechischer Weise, des Rathgebens besonders kundig gedacht. Die Stiftung des Festes wird mythisch auf Romulus zurückgeführt. So alt kann es nicht gewesen sein.

Außerdem war ihm noch ein Altar im flaminischen Circus erbauet, wahrscheinlich in gleicher Beziehung als Roß-Neptun, als Gotte der Roß-Wettkämpfe.

Durch Vermengung mit dem griechischen Poseidon ward in der spätern Zeit Neptun alles das auch, wofür jener galt, wenigstens den Gelehrten und Dichtern, als z. B. der Erderschütterer.

Portunus.

Offenbar weist der Name auf portus (Hafen) hin. Portunus war demnach der Gott, der den Schiffenden glücklich den sichern Hafen erreichen ließ, natürlich zumal den, der in Nöthen auf der See war. Ihm war vor allen der Tiber-Hafen bei Rom geweihet. Hier stand sein Tempel bei der Pfahlbrücke, wo ihm auch alljährlich den 17. August ein Fest, die Portualien, gefeiert wurde.

In dieser Eigenschaft ward er mit dem Palämon der Griechen und mit der mütterlichen Mater Matuta, deren Sohn er sein sollte, zusammengestellt. Freilich ist er darum nicht schon ein eigentlicher Meergeist; aber er waltet doch über dieß Element, hat hier seinen Wirkungskreis.

Allein der Name Portunus erinnerte den Römer auch an porta, das Thor. Es wurde also der Gott auch als Vorsteher der Pforten und Thore betrachtet. In dieser Vorsteherschaft war ihm als Symbol der Schlüssel geworden, den er in der Hand führte. Er trat so in den Wirkungskreis des Janus ein, von dem wahrscheinlich Portunus in dieser zweiten Bedeutung ursprünglich ein bloßes Epitheton war (vergl. Orelli. 1585. 6.).

Salacia.

Sicherlich hat der Name zur Wurzel sal, das Meer, obwohl der letzte Theil des Wortes keine Erklärung, keine Analogie hat. Salacia ist aber gewiß dasselbe, was z. B. den Rhodiern die Halia war, nehmlich Meergöttin, weßhalb sie von Dichtern zuweilen für Meer gebraucht wird. Die Genealogisten haben sie zur Gattin des Neptun erkoren.

Neverita.

So wird uns eine Meergöttin noch von einem zwar spätern Schriftsteller (Marcianus Capella) genannt; indessen scheint ihr Name mit Neptunus verwandt und sie darum vielleicht dasselbe Wesen wie die Salacia zu sein.

Tranquillitas

oder die Göttin der Meeresstille hatte einen Altar in Rom (Orelli 1339.).

Venilia

war die Welle, die an das Gestade kommt (venit); daher die Göttin aller und jeglicher Ankunft über das Meer her. Sie erhielt den Janus nach italischer Mythologie zum Gemahl als Gott des Ausgehens und Rückkehrens.

B) Die Gottheiten menschlicher Verhältnisse und Zustände.

a) Des Hauses und der Familie.

Wir beginnen die neue Rubrik mit diesen Gottheiten, weil dem Römer das Haus und der Staat der Mittelpunct seines Lebens war.

1. Vesta.

Vesta ist unbezweifelt schon vor Rom's Erbauung eine latinische Göttin gewesen. Darum zog sie mit den ersten Colonisten aus Alba Longa nach Rom ein und nahm in der Roma quadrata ihr Heiligthum an der sacra Via ein. Römische Schriftsteller nennen sie zwar eine sabinische Göttin. Das konnte sie immerhin auch sein; ihren Dienst finden wir daher nicht minder im ursprünglichen Bereich der sabinischen Colonie. Allein ihren ursprünglichen und frühesten Sitz hatte sie unter den latinischen Römern. Der Cultus ist aber auch nicht einmal latinisch oder italisch, sondern hat seinen Ursprung in ältester Zeit in Griechenland gefunden. Von dort ist er unbezweifelt mit der pelasgischen Colonie nach Italien gewandert. Vesta ist die griechische Hestia.

Folglich ist sie auch den Römern ursprünglich und eigentlich die Göttin des häuslichen Heerdes, wo das Hausfeuer brannte, gewesen, und sie hatte in der Stadt eben so viele Privat-Heiligthümer, als es Familien-Wohnungen gab. Insofern stand sie in der Vorstellung dem Vulcan nahe, der der Gott des Feuers überhaupt war, und ihr

Name konnte metonymisch von Dichtern sogar für Feuer gebraucht werden. Aber der Heerd bildete in den Häusern auch den Mittelpunct des Ganzen, machte das Innerste desselben aus, und so war ihr Cult wieder mit dem der Penaten verwandt. Ferner ward sie als Schützerin des Hauses gedacht; ihr war die Schwelle geheiligt: also war sie nicht minder den Laren befreundet. Laren und Penaten standen gewöhnlich dem Heerde in einem besondern Wandschranke gegenüber. Mit dem Opfer an die Vesta waren auch Opfer an die Penaten verknüpft.

Jede Mahlzeit der Familie war mit einem Opfer an die Göttin verbunden, deren Heiligthum, der Heerd, die Mitglieder derselben täglich mehrere Male theils zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten, theils zu häuslichen Familienfesten, theils zu traulichen Gesprächen u. s. w. vereinte. Der durch den Cult geheiligte Platz äußerte auf solche Art gewiß in vielen Familien eine sehr bedeutende Wirksamkeit: er beförderte Religiösität, gegenseitige Zuneigung, Gemüthlichkeit, Herzlichkeit. »Jede Mahlzeit, die auf dem Heerde gekocht und beim Heerde verzehrt wurde, war darum gleichsam ein Liebesmahl, ein Gottesdienst zur Erneuerung der Liebe und Eintracht. Diese ethische Beziehung und Wirkung des Vesta-Dienstes ist auch bei dem ernsten Römer nicht wegzuläugnen.« Und die Pudicitia (Züchtigkeit) sollte ihre Genossin sein (nach Valerius Max). Schöner Gedanke! Ueberhaupt der ganze Cultus der Vesta als Göttin der stillen Häuslichkeit eine freundliche Erscheinung.

Nicht minder gewährte die Göttin hier an den ihr geweihten Orten den Fremden und den Schutzsuchenden Sicherheit und gastliche Aufnahme.

Als Rom erbauet wurde, muß die Vesta auch bei den Latinern bereits die politische Gottheit gewesen sein, als welche wir in der Religion der Griechen die Hestia haben kennen lernen. So zog sie nehmlich gleich in die neue Stadt ein. Sie ward sofort eine der Schutzgottheiten derselben, ihr Heiligthum daselbst, welches zwischen dem capitolinischen und palatinischen Hügel gegründet war, der Mittelpunct der Stadt, und in ihrem Tempel brannte, von heiligen Jungfrauen unterhalten, ein ewiges Feuer, wie bei den Griechen. Es war sogar das einzige Symbol der Göttin; keine Bildsäule in dem Tempel, nur vielleicht zwei Fäßchen mit der von den Vestalinnen bereiteten heiligen Salzlake (vergl. Pellegrino: Andeut. S. 34 ff.). Der Cult ward mit besonderer Heiligkeit abgehalten: eine schwere Strafe, die des Lebendig-Begraben-Werdens, drohte die Vestalinnen, wofern sie sich einer Unkeuschheit zu Schulden kommen ließen, und die, mit Ruthen gepeitscht zu werden, wenn sie das heilige Feuer ausgehen ließen, das entweder nur durch Reiben von Hölzern von einem nicht unheiligen Baume oder durch Hohlspiegel mittelst der Strahlen der Sonne wieder angemacht werden durfte. Der Göttin Tempel, der Heerd in demselben, das Feuer auf diesem Heerde und was es sonst noch für Geheimnisse daselbst gab, all das galt dem Römer für ein Palladium der Stadt, des Staates, des Reiches. Vesta

stand hier mit den übrigen Haupt-Schutzgottheiten der Stadt und des Staates im engsten Verein, namentlich mit den Stadt- oder Staats-Penaten. Ihre jährliche Festfeier (den 9. Jun.), Vestalia genannt, trug selbst in spätern Zeiten noch ganz den Charakter der alten Zeit — daher die Göttin von den Dichtern der classischen Zeit so oft die uralte (cana) geheißen — wo man den Heerd als den Mittelpunct der Familie, als Mittel zur Bereitung der Speisen, und daneben erst als Grund der Vereine der Menschen und Familien und zum Staate betrachtete. Speisen wurden nehmlich der Göttin dargereicht, Esel, die bekränzt und denen Brote um den Hals gehängt waren, zum Tempel geführt; die Müller und Bäcker stellten ihr Handwerk ein. Also sie sollte Brot geben und eine Hungersnoth von Familie und Staat abwehren. An einem dieser Festtage hatte man in gleicher Beziehung dem Jupiter Pistor (Bäcker) einen Tempel geweihet. Auch opferte man der Ops (der Göttin des Segens) an jenen Tagen, damit Segen die Familien und den Staat beglücke. Die Legende erzählte, Romulus habe bei Gründung der Stadt, nebst dem Jupiter (als conditor imperii) und Mars, die Vesta zum Schutz und Schirm der neuen Gemeinde angerufen. Die einfachsten Lebensmittel, als für das Hauswesen gerade erhaltend und fördernd, sind ihr heilig, theils Salz und Brod, theils Gemüse und Fische.

Außerdem besaß sie in jeder der dreißig Curien einen Altar, auf welchen die Curialen gemeinschaftlich durch den Curio Maximus ein Opfer darbrachten. So war sie denn auch insofern Göttin der Gemeinde und deren Abtheilungen, folglich politische Göttin.

Bei dem Opfer der Fratres Arvales für das Wohlbestehen der Stadt und des Staates ward auch der Vesta Erwähnung gethan, und umgekehrt riefen in ihren Gebeten die Vestalinnen (seit Einführung des Apollo-Cultes) den Apollo an: Apollo medice, Apollo paean! zum Zeugniß, daß das Bestehen der Familien und des städtischen und staatlichen Vereines auch von Gesundheit und Abwehrung der Pestilenz und vom Gedeihen der Feldfrüchte abhänge.

Augustus ließ das (in später Zeit erst angefertigte) Standbild der Göttin in das Palatium, seine Wohnung, bringen. So ward ihr Cultus mit dem Penaten-Cultus des Kaisers verschwistert, d. h. die Schutzgottheiten des kaiserlichen Hauses und des Staates vereint. Zu denen rechnete man nun den Apollo und — den Augustus selbst (Ovid. Fast. IV, 949 sq.; Metam. XV, 864 sq.), zufolge dichterischer Schmeichelei.

Wie im häuslichen, so mußte auch im städtischen und staatlichen Verbande der Vesta-Cult wohlthätig auf die Moralität der Römer wirken und Gemeingeist, Vaterlandsliebe, den Geist der Aufopferung und der Hingebung wecken und erhalten. Ueberdem beschwor man bei der Vesta öffentliche Verträge; in ihrem Tempel wurden Testamente niedergelegt. Sie festigte mithin die Tugend der Treue und Heilighaltung des Eides und des Gesetzes.

Nach Varro — also im Zeitalter des Synkretismus — sollte sie identisch sein mit der Tellus (Erdgöttin)!

Ihr Dienst hat in Rom mit am längsten bestanden, wie wir in der geschichtlichen Abtheilung erörtert. »Selbst noch unter christlichen Kaisern glaubte man, daß die Wohlfahrt des Reiches gesichert wäre, so lange allmonatlich (an dem Idus) der schweigende Zug der Jungfrauen mit dem Opfer des Jupiter's zum Capitol hinaufstieg.«

Außer in der Stadt selbst verehrte man von Rom aus dieselbe Göttin auch in Lavinium, dessen Culte Rom unter seine Obhut genommen hatte. Wenn daher die Consuln, Prätoren oder der Dictator ihre Stellen niederlegten, opferten sie daselbst in dem Vesta-Tempel (als dem Mittelpuncte des Landes Latium in früherer Zeit). Hier war ihr Cultus vereint mit dem des Jupiter's, der Minerva und Juno (Orelli inscript. 1393.).

Abgebildet worden ist Vesta mit der Kelle oder Schale in der einen Hand, in der andern die Fackel.

Wegen ihres mütterlichen Verhältnisses zur Familie, zur Stadt und zum Staate führte Vesta den Beinamen Mutter (mater), und als solche vornehmlich das Beiwort Stata (Stata Mater, die feststehende oder festgestellte Mutter), d. h. die mütterliche Göttin des festen Wohnsitzes oder des Hauses. Wie Ἑστία von ἔστημι, ἕστηκα herkömmt. Als solche erscheint sie auf Inschriften und in (wenigen) literarischen Werken. In Rom hatte sie unter diesem Namen ein Standbild auf dem Forum, bis das Forum einstens gepflastert wurde; bei der Gelegenheit verlegte man den Cult in die einzelnen Gassen, also wohl in die einzelnen Curien, in welchen die Vesta darum eben wahrscheinlich die Altäre hatte, von welchen oben die Rede war.

---

2. Penates.

Ein den Römern eigenthümlicher Cultus, der freilich sehr vieldeutig war und noch ist. Wie schwankend der Begriff dieser Gottheiten gewesen, sieht man aus den vielen griechischen Namen, mit welchen man die Penaten zu bezeichnen suchte. Einige deßfallsige Schriftsteller gaben sie wieder durch vaterländische (πατρίους), andere durch Stammgötter (γενεθλίους), andere durch besitzthümliche (κτησίους), andere durch Götter des Innersten im Hause (μυχίους), noch andere endlich durch Hausgötter (ἑρκίους). So viel ist gewiß, mit dem Namen verbanden die Römer den Begriff des Innersten im Hause und aller der Güter, welche dasselbe enthielt; denn das Wort Penates stammt her von penu, ist verwandt mit penitus, penetro, und Cicero erklärt das Wort penus als bezeichnend alles das, was zur Nahrung des Menschen gehört. Die Penaten waren mithin diejenigen Götter, welche in den sogenannten Penetralien oder im Mittelpuncte der Häuser walteten und das geheime segensreiche Wirken repräsentirten, was die Bedingung aller der Wohlthaten und

Freuden ist, die uns Heimath, Haus und Hof gewährt und die uns dieß Alles lieb und theuer machen, für ein göttliches Institut ansehen lassen. Ihre Zahl, ihr Geschlecht war ganz unbestimmt. Wahrscheinlich erwuchs der allgemeine Begriff aus der Verehrung der Vesta und des Vulcan, welche Gottheiten man im hohen Alterthume sehr wahrscheinlich gemeinsam Penates (die Innerlichen) nannte: welcher Ausdruck dann mit der Zeit so geläufig und bei dieser Geläufigkeit so selbstständig ward, daß man dabei später nicht mehr an die concreten Wesen dachte. Man nannte sie entweder schlicht Penates oder dii Penates. Doch kann es auch sein, daß ihr Cult aus jener frühen Zeit herrührte, von der Herodot spricht, wo die Pelasger noch keine bestimmte oder concrete Namen für ihre Götter hatten. Sollte man einer vereinzelten Nachricht bei Servius trauen können (V, 64.), so wäre der Cult aus der Vorstellung entstanden, daß die Geister der Verstorbenen noch nach ihrem Tode im Hause walteten, natürlich derjenigen, die bei ihren Lebzeiten dort mit Kraft und Liebe gewaltet hätten, welcher Geist der Ordnung und Liebe selbst nach ihrem Abscheiden noch fortdauerte und eben dadurch jenen Glauben erzeugen konnte. Dann ist wohl das Wort Penates eigentlich ein Adject der Laren (vergl. diesen Artikel), so wie denn wirklich eine Inschrift bei Orelli (1589) Lares Penates aufweist.

Ihr Heiligthum war in jedem Hause der innerste Raum, da wo der Heerd stand, dessen immerwährendes Feuer auch ihnen galt und brannte. Doch vielleicht war ihnen dabei noch ein besonderer Altar aufgestellt. Nachdem Götter-Bildnisse eingeführt waren, standen die Bilder der Penaten in der Nähe des Heerdes, waren mithin ganz beräuchert, je älter sie waren, und in den Häusern der armen gemeinen Leute von Holz und gewiß sehr mißgestaltet.

Unter ihrem Schutze stand zunächst das Innere des Hauses (penus im vollständigen Sinne des Wortes [vergl. Klausen's Aeneas II, S. 636 ff.], darum hießen sie dii penetrales), dann das Haus selbst (dii domestici) und die Glieder der Familie (dii familiares). Man nannte sie auch dii patrii, als von den Vorältern ererbte oder herrührende und als die, welche die Familie schon immer beschützt und beschirmt hätten. Nach Hause, zu den Seinigen zurückkehren, hieß daher ad Penates suos redire. In den Familien ereignete sich wohl nichts Trauriges, nichts Fröhliches, woran sie nicht Theil nahmen und wobei sie nicht Opfergaben empfingen. Bei Feuersbrünsten wurden sie angerufen als solche, die das Haus und die Familie beschützen könnten. Daher ihre Verwandtschaft mit Vulcan.

So hatte denn ihr Cultus dasselbe Feierliche und Gemüthliche, was der der Vesta. Auch hatte er dieselbe Heiligkeit. Wer sich den Haus-Penaten nähern und sie umfassen konnte, dieser war, er mochte noch so bedrängt sein, doch sicher. Die Penaten gehörten daher ebenfalls zu den Schutzgöttern für die Fremden (dii hospitales). In einer Inschrift bei Orelli (1675) werden sie mit diesen zusammengestellt.

Aber sie waren nicht minder Staatsgötter. Das mußten sie

ebenfalls bereits sein, als Rom angelegt wurde. Denn zu Lavinium und zu Alba Longa gab es dergleichen Penaten, sichern historischen Zeugnissen zufolge, und von der letztern Stadt wanderten sie nach Rom. Hier stand ihr Tempel auf der Velia, jenem Hügelzuge, der sich unmittelbar an und über das Forum hindehnte, in der achten Region. Man nannte selbige zum Unterschiede von jenen Haus- oder Familien-Penaten öffentliche (publici) und jene privati, oder majores und jene minores. Auch diese öffentlichen hießen dii patrii, aber dann in dem Sinne: Götter des Vaterlandes. Oft werden dii patrii ac Penates zusammengestellt (z. B. Cic. pro Sulla 31, 86.). Diese Staats-Penaten waren also die Horte der Stadt und des Reiches, unterhielten und förderten die innere Wohlfahrt, das Gedeihen, die Freiheit, die Macht der Römer.

Die Bildnisse derselben — wofern es Bildnisse waren und nicht, was noch wahrscheinlicher, weil angemessen dem früheſten römischen und latinischen Alterthume, bloße Symbole (s. Ambrosch's Studien S. 131 f.) — müssen von besonderer Art gewesen sein, alterthümlich, wie auch zu Lavinium. Die Nachrichten darüber sind sehr unübereinstimmend, weil Niemand das Innere jenes Tempels zu sehen bekam: die Schriftsteller konnten daher bloße Vermuthungen aufstellen oder — Lügen. Fabelei ist es daher nur, wenn man in Lavinium's und in Rom's Penaten-Tempel das Palladium von Troja wähnte, oder der elendeste Synkretismus (eines Varro, Dionysius u. A.), wenn man diese Penaten identificirte mit den samothracischen Cabiren oder Dioscuren, als den divis, qui potes, wozu vielleicht nur die Aehnlichkeit des Klanges Penates und Potes verhalf, oder wenn man andere Götter, wie z. B. den Jupiter, die Juno, die Minerva, den Mars, Apollo, zu solchen öffentlichen Penaten machte. Vergl. Lobeck. Aglaoph. pag. 1242 sqq. Ja! es scheint aus Allem mit Bestimmtheit hervorzugehen, daß die Annahme menschlich abgebildeter Penaten des römischen Volkes in ihrem eignen Heiligthume als durchaus unbegründet zu betrachten ist.

---

3. Lares und Larvä.

Lar ist ursprünglich ein etruscisches Wort und soll »Herr« bedeutet haben. Mithin ist auch wohl der ganze Cult eigentlich etruscisch. Lar hieß wahrscheinlich vorzugsweise der Herr des Hauses, der Gebieter der ganzen Familie. Indem das segensreiche beglückende Walten eines solchen oft nach dem Tode noch fortdauert, konnte sich wohl bei den alten Bewohnern Italiens die Idee erzeugen, daß der Geist eines verdienten Hausvaters noch nach dem Tode das Haus beschütze und beschirme und segne, und so jener Cultus entstehen. Die Laren nehmlich sind nach ausdrücklichem Zeugnisse der

Alten ursprünglich vergötterte Menschenseelen. Man dachte sich aber die Laren nur als gute, wohlwollende Wesen, nicht in der Unterwelt, wie die Manen, sondern auf der Oberwelt. Sie gehören daher in die gegenwärtige Rubrik und sind den Genien gleich, mit denen sie öfter auch verwechselt werden, minder den Manen, mit denen sie aber ebenfalls nicht selten identificirt worden sind, und den Lemures, welche beide Arten von Gottheiten der Unterwelt angehören.

Es ist nun nicht etwa nothwendig, daß jede Familie irgend ein Mal unter seinen Mitgliedern einen oder mehrere verdienstvolle Hausväter gehabt haben mußte, um einen Lar oder mehrere zu verehren: vielmehr war das Ganze, später wenigstens, so zur Gewohnheit geworden, daß jedes Haus, jede Familie, auch wenn sie sich erst neu constituirte, einen Lar verehrte, unbestimmt welchen oder woher man ihn nahm. Solche Laren, es mochte nun einer oder mehrere sein — die Zahl derselben war schwankend — nannte man Lares domestici (Haus-Laren) oder familiares (Familien-Laren). Zuweilen dachte man sich die Aeltern als solche Laren und nannte sie dii parentes.

Das eigentliche Haus- oder Familien-Laren-Bildniß stand nun gewöhnlich auf oder nahe dem Heerde, im Mittelpuncte des Hauses; daher seine nahe Beziehung zu den Penaten und zur Vesta. Da gewöhnlich ein Haus in einer Familie forterbt, so blieb der ursprüngliche Haus-Lar gewöhnlich auch der Familien-Lar. Und so kann man sich die Redensarten erklären: nirgends einen Lar familiaris haben, für heimathlos, ohne eigentliches Besitzthum, ohne Obdach sein; Lar meus hieß: mein Haus, Lar conductus, ein gemiethetes Haus, Larem mutare, in ein andres Haus ziehen, reverti ad Larem suum, nach Hause zurückkehren u. s. w. Der Lar gehörte dem Hause an sich an, während die Penaten die Familie beim Umzuge und bei der Auswanderung begleiteten.

Indem dieser eigentliche Eine Lar auf oder nahe dem Heerde seinen Platz hatte, wird noch außerdem öfter ein Lararium erwähnt, das in vornehmen Häusern wohl eine Art von kleiner Capelle, bei geringern Leuten eine verschließbare Nische oder ein Schrank hinter oder bei dem Heerde war, in welchem die Bildnisse von mehr als Einem Lare standen, und welchen man an festlichen Familientagen öffnete, so daß man die Laren sehen konnte. Vielleicht nahm man sie auch wohl heraus und stellte sie auf den Heerd. Es waren Wachsbilder (vielleicht Bilder merkwürdiger Ahnen, imagines majorum), wohl auch von Holz und bei gemeinen Leuten roh und ungestaltet, bestäubt und rußig, wie die Penaten, mit denen sie im Ganzen große Aehnlichkeit hatten. Hatte man sie vom Vater geerbt, so hießen sie Lares paterni.

Die ständige Verehrung der Haus- oder Familien-Laren fand an den Calenden statt, am ersten jedes Monats. Doch schreibt Cato in seinem Werke über den Landbau seiner Meierin, welche Sklavin war, vor, daß sie an den Festtagen der Calenden, den Idus und den Nonen einen Kranz auf den Heerd legen und dem Familien Lar

Verehrung erweisen solle. Nehmlich es scheint, wie wenn nur oder hauptsächlich Sklaven oder Freigelassene den Dienst besorgen durften. »Vielleicht lag der Gedanke zu Grunde: wie der Herr des Hauses während seines Lebens von den Sklaven des Hauses bedient worden, so zieme ihm die gleiche Bedienung, die ihn als den Herrn bezeichne, auch nach dem Tode in seinem höhern Zustande.« Außerdem ward den Laren noch bei besondern Angelegenheiten der Familie oder des Hausherrn geopfert: z. B. wenn der Sohn des Hauses herangewachsen war und das Symbol seiner Kindheit, die Bulle, die er um den Hals getragen, den Göttern der Familie geweihet wurde, oder wenn dem Haupte der Familie ein Wunsch in Erfüllung gegangen, wenn ihm ein theurer Freund zurückgekehrt, oder wenn sein Geburtstag war, oder wenn sonst ein freudiges Ereigniß das Haus betroffen: wenn ein Kind geboren. Wenn die Neuvermählte in das Haus ihres neuen Gatten eintrat, begrüßte sie am Tage nach der Hochzeit den Lar oder die Laren mit einem Opfer. Die Charistien, jenes edle und schöne Fest der häuslichen Liebe und Eintracht, galt zum Theil auch ihnen: man setzte ihnen volle Teller vor und weihte ihnen Spendungen. Trat man nach längerer Abwesenheit wieder in sein Haus ein, so brachte man vor allen dem Lar ein Opfer u. s. w. So unterhielt und förderte auch dieser Cultus den Familiensinn und Religiösität im häuslichen Leben.

Dieser ursprüngliche Kreis der Wirksamkeit bei den Laren erweiterte sich aber mit der Zeit. Da dieselben das Haus, die Familie beschirmen sollten: so konnten sie leicht als solche, die Alles in Obacht hätten, was der Familie *gehörte*, z. B. das Feld, wenn selbige nehmlich auf dem Lande wohnte, vom Feldbau sich nährte, gedacht werden. So wurden die Laren Feldgötter (**rurales**), Beschützer der Aecker und der Feldfrüchte; daher auch das Opfer der Ambarvalien (des Umgangs der Felder) sie mit betraf. Als solche hatten sie in Rom einen öffentlichen Tempel in der 14. Region jenseits der Tiber.

Und schützten die Laren die Mitglieder oder vornehmlich den Herrn einer Familie im Hause: so thaten sie es doch wohl auch außerhalb desselben, z. B. auf Reisen zu Lande oder zur See. So erhielt man **Lares viales** und **permarini**. Diese flehte man vor dem Antritt einer Reise an: sie warnten den Reisenden vor Gefahren, retteten aus Gefahr und Schiffbruch, standen den Soldaten auf Feldzügen und in Seeschlachten bei (**Lares militares**). Von den Meer-Laren sollten auch die Wesen ausgesandt werden, welche den Lauf der Schiffe hemmten, wenn selbige durch Fortsetzung ihrer Fahrt in Gefahr kamen (**Remeligines**). Solchen oder den **Laribus permarinis** überhaupt war ein besonderer Tempel errichtet und 180 v. Chr. von L. Aemilius Rugillus geweihet worden, den M. Aemilius Lepidus in einer Seeschlacht gegen den Antiochus von Syrien gelobt hatte. Er stand auf dem Marsfelde. Ihnen ward auch in den Häfen geopfert.

Die Vorstellung, die man ursprünglich bloß von einzelnen Häu-

sern und Familien hegte, konnte man ferner auf ganze Straßen der Stadt übertragen. Wo daher Straßen in Rom zusammenstießen (compita), befanden sich Altäre und kleine Capellen für solche Laren, die daher Lares compitales hießen, die jene verbundenen Theile der Stadt beschützen sollten. Man feierte ihnen ein jährliches Fest, compitalia genannt, wie man sagte, von Servius Tullius eingesetzt. Augustus ordnete ein zweimaliges jährliches Fest der Art an: eins im Frühling, das andere im Herbste.

Waren die Laren so bereits zu öffentlichen (publicis, zum Unterschiede von den erstern, die man privati nannte) geworden, so wurden sie das noch mehr, indem man sie sich auch in Bezug auf ganze Geschlechter (Lares gentium s. gentilitatum), oder auf die Curien, oder gar auf die ganze Stadt, und in Bezug auf den ganzen Staat dachte. Selbige hatten in Rom gleichfalls einen Tempel und zwar auf der Höhe der heiligen Straße in dem erweiterten Pomörium des romulischen Viertels, auf der Stätte, wo der König Ancus Marcius residirt haben sollte. Aus solcher Lage wird es wahrscheinlich, daß diese Vorstellung und dieser Dienst der öffentlichen Laren in Rom sehr alt war. Weil sie vorzugsweise für die Mauern der Stadt sorgten, hießen sie Lares urbani, und insofern sie die Feinde davon abhielten, hostiles. Ein solcher Lar ward unter dem Namen Rediculus (von redire, zurückkehren) oder Tutanus (Beschützer) verehrt: er hatte seine Capelle vor dem capenischen Thore. Er sollte es gewesen sein, der die Stadt vor dem Hannibal im zweiten punischen Kriege geschützt und denselben zur Rückkehr, d. h. zum Rückzuge vermocht hätte. Auf einer Inschrift wird sogar ein Lar victor erwähnt.

Diese öffentlichen Laren der Stadt Rom waren wohl jene Lares praestites (Vorstände), die auf dem palatinischen Hügel einen Tempel hatten. Sie sollten gleichsam die Vorsteher der Laren überhaupt sein. Sie waren durch die Kunst in späterer Zeit als eine Zweiheit, als ein kleinerer und als ein größerer Jüngling dargestellt, bekleidet mit Hundefellen und einen Hund (das Bild der Wachsamkeit und des Schutzes) zu ihren Füßen, zwischen beiden. Weil Ovid sie »Zwillinge« nennt, so hat er sich unter ihnen wohl den Romulus und Remus gedacht. Doch sollten sie die Söhne der Mana Geneta, oder Mania (nach den Manen gebildet, mit welchen der Laren-Dienst gleichen Ursprung hatte, und mit welchen sie auch vielfach verwechselt worden sind), oder der Lara oder Larunda (erst aus dem Namen der Laren gedichtet) gewesen sein. Eine andere Genealogie machte sie zu Söhnen der Lara vom Mercur, worin die Andeutung liegt, daß sie Schutzgötter des Handels-Verkehres seien.

Der öffentlichen Laren gedachte jede junge Frau, nachdem sie in das Haus ihres neuen Gatten eingezogen war, zum Dritten.

Der Begriff der Laren war schon im spätern Alterthume nicht recht klar und fixirt. Cicero vergleicht sie, obwohl etwas zagend, vielleicht nach dem Vorgange Varro's, mit den Dämonen der Griechen, und Varro wies ihnen darum, deutelnd, den untern Raum des

Himmels zum Wohnplatze an. Griechische Schriftsteller identificiren sie mit den Heroen der Hellenen. Aber die Römer nennen sie ausdrücklich dii Lares.

Der Genius des Kaisers Augustus wurde den (beiden) öffentlichen Laren hinzugefügt und ihm sogar nebst den laribus Augustis ein eigner Priester verordnet. In der spätern Kaiserzeit dehnte man den Begriff der Laren auf berühmte gestorbene, selbst mythische, oder sogar auf geliebte noch lebende Personen aus. So hatte Vitellius unter seinen Haus-Laren die goldene Bildsäule seines (noch lebenden) Freigelassenen Narcissus und Pallas, und Alexander Severus den Orpheus, Apollonius von Tyana, Abraham, Jesus Christus.

Eine besondere Art von Laren waren die grundilischen (Lares grundiles). Sie galten für die Geister der Kinder, die vor dem vierzigsten Jahre starben und unter dem Dachvorsprunge des Hauses, lateinisch grunda genannt, begraben zu werden pflegten. Von einer wirklichen Verehrung derselben verlautet indessen nichts. Sie geben nur Zeugniß ab, wie wahr die Bemerkung sei, daß der Cultus der Laren aus dem Glauben an die fortlebenden und fortwirkenden Geister der Verstorbenen hervorgegangen.

Während nun die Laren für gute Wesen, für Genien galten, werden die Larven, auch Lemures genannt, für böse Geister erklärt, die als Schreckbilder guter und als Plagegeister böser Menschen umherschweiften und wegen früherer Schuld keinen festen Wohnsitz erlangen könnten. Sie hatten also in ihrem Wesen etwas Kobold-, Gespensterartiges. Offenbar nun ist das Wort larva mit lar verwandt, ist gewiß eigentlich nur die weibliche Vorstellung von dem letztern. Indessen mag sich die Vorstellung später geschieden und der Ausdruck Larven bloß für die böſen Geister der Verstorbenen gebraucht worden sein. »Auch in unserm deutschen Volksglauben läßt sich Uebergang der Seelen in gutmüthige Hausgeister oder Kobolde nachweisen« (Jac. Grimm's deut. Mythol. S. 865.).

Zu den guten Hausgeistern rechnete der Römer noch folgende Gottheiten: den Limentinus und die Lima (die Vorsteher der Schwelle des Hauses), den Forculus (Vorsteher der Thüren, von fores) und die Cardea (Schützgöttin der Thürangel), den Lateranus (den Gott der Esse), den Arculus (den Kisten- und Kastengott, der Alles unter gutem Verschluß erhält), den Geldgott (Pecunia), Aesculanus (der das Erz), Argentinus (der das Silber gibt und wohl in der Truhe verwahrt), den Picumnus (den Pickenden, Stechenden, von pico, pigo, pingo, pungo; doch heißt er auch Pitumnus), den Pilumnus (von pisso, pilum, den Stoßenden mit der Mörserkeule, auch ein göttliches Wesen, was von den Hirten verehrt wurde und dem Stoßen oder Mahlen des Getreides vorstand), die Deverra (Wegfegerin, von deverrere) und die Intercidona (von intercidere,

die Durchhauerin, Entzweihackerin). Die vier letztern waren schirmende Gottheiten der Wöchnerinnen und der neugebornen Kindlein im Hause, oder, nach einer andern Nachricht, wenigstens die letztern drei. Dem Picumnus und Pilumnus wurde ein Lager bereitet (zum Essen) in dem Atrium, wo die Wöchnerin lag, daß sie von ihnen gegen andere, böse Geister geschirmt werde und daß das Neugeborne mittler Weile gegen Beherung, Zauberei, Tod, bis der Vater kam und es aufhob zum Zeichen, daß er es für das seinige anerkenne, gehütet sei. Sodann heißt es anderweitig: Nach der Niederkunft schirmen drei Gottheiten die Wöchnerin, damit nicht der böse Dämon Silvanus bei Nacht in's Haus komme und ihr Schaden zufüge. Zum Zeichen dieses Schutzes gehen drei Männer bei Nacht um die Schwelle des Hauses und schlagen die Schwelle zuerst mit dem Beile, dann mit der Mörserkeule, und zum dritten fegen sie dieselbe mit dem Besen, damit durch diese Zeichen Silvan abgehalten werde, hineinzugehen. Diese drei Männer repräsentirten also den Pilumnus, die Intercidona und die Deverra als schützende Genien. Jene drei Männer waren eigentlich, wie die drei Namen zeigen, »beim Mahlen des Getreides, beim Behauen der Bäume und beim Kehren der Tenne beschäftigt; aber um ihrer Werkzeuge willen wurden sie zu jenem Amte bestellt. Es ist wahrscheinlich, daß auch Picumnus, der stete Gesellschafter des Pilumnus, eine solche Waffe führte, und die Form seines Namens scheint dieß anzudeuten.« Bei den vielen oft so unerwarteten und unerklärlichen Zufällen, denen eine Kindbetterin mit ihrem Neugebornen ausgesetzt ist, war ein solcher Aberglaube wohl möglich.

Zu solchen schützenden Familiengottheiten ist noch zu rechnen die Orbona, deren Tempel so sinnig beim Heiligthume der Laren und des bösen Geschickes auf den Esquilien war, die Göttin, welche die Aeltern vor dem Verluste ihrer Kinder bewahren sollte, die vornehmlich um Schonung angerufen wurde, wenn das einzige Kind krank darnieder lag.

Schirm- und Schutz-Götter der Stadt Rom waren in spätern Zeiten theils Roma selbst, die zur Gottheit erhobene Stadt, welcher Augustus in Rom, andere entfernte Stadtgemeinden in ihren Städten Tempel bauten, theils Romulus (der einen besondern Flamen hatte), nachdem man angefangen, ihn als den Gründer Rom's zu denken. Außerdem gab es für besondere Bezirke und Plätze besondere Schutzgeister, wie z. B. für den palatinischen Hügel einen Palas oder eine Palatua, für den aventinischen einen Aventinus, für den tarpejischen Felsen einen Tarpejus oder eine Tarpeja u. s. f. Lauter spätere Gebilde, Gebilde aus den Namen dieser Gegenden oder Oerter.

C) Die Gottheiten des physischen Lebens und physischer Zustände der Menschen.

1. Der Genius.

Das Wort genius kommt her von geno, d. i. gigno, ich erzeuge; genius bedeutet mithin ursprünglich den Gott, der das (physische) Leben des Menschen erzeugt und mit diesem Lebendigen, was er erzeugt hat, vereinigt bleibt, es leitet und führt, bis dieß wieder dem Leben entfremdet wird, ja auch selbst dann noch fortwaltet und wirkt, so wie hier unter den Sterblichen der Geist eines Menschen noch fortwirken kann, auch wenn der Körper dem Lichte der Welt entrückt ist. Im höhern Sinne ist es dann das höhere geistige Wesen, welches sich im einzelnen Menschen während seines Lebens kund gibt, ist dessen potenzirte Individualität mit allen Talenten und höhern Anlagen, deren er sich erfreuet, sein verklärtes reines Ich, als Person gedacht, und eben darum sein leitender, schirmender Geist, sein ihn verklärender Schutzgeist. Und in der Verbindung zwischen Seele und Leib, Geist und Körper liegt etwas so Wunderbares, so Magisches, vornehmlich in dem Walten der erstern über die letztern, in dem Bestimmen und Antreiben und Leiten und Beherrschen der letztern durch die erstern, daß man sich wohl erklären kann, wie der religiöse Mensch im Alterthume auf die Idee kam, eine Gottheit dieser Art anzunehmen. Findet man ja doch selbst in unsern Zeiten darin etwas Göttliches und huldigt »den bedeutsamsten und wirkungskreichsten Manifestationen des Menschengeistes oder denjenigen Persönlichkeiten, die in den verschiedenen Kreisen des Lebens, auf dem Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft, des Staates oder der sittlichen und religiösen Gemeinschaft etwas Neues, Außerordentliches, die Entwickelung des menschlichen Geistes wesentlich Förderndes geleistet haben.« Der Cultus aber ist, wenn auch in der griechischen Religion die Keime dazu liegen mögen, doch offenbar italisch, zweifelhaft ob etruscisch (wie Otfr. Müller meint), oder, worauf der altlateinische Name hinweist, latinisch.

Varro erklärte, und zwar mit allem Rechte, den Genius für den Gott, der die allgemeine Kraft des Hervorbringens (von Menschen) habe. Aufustius, ein uns unbekannter Schriftsteller, lehrte (nach Festus): Der Genius sei ein Erzeuger der Menschen, durch den sie geboren würden. Censorin dagegen sagt, es sei ein Gott, in dessen Schutze Jemand lebe, so wie er geboren. Darum war dem Genius das Ehebett (lectus genialis) geheiligt, und der Geburtstag eines Menschen der Festtag von dessen Genius, an welchem diesem höhern Wesen unblutige Opfer dargebracht wurden, damit nicht an dem Tage, an welchem das Leben empfangen worden war, ein

Leben geraubt würde. Blumen und Kränze, das Symbol der Freude, dienten vorzüglich zur Verherrlichung des Tages. Man war fröhlich und suchte die Freude zur guten Vorbedeutung für's ganze Jahr. Eine glückliche und beglückende Laune nannte man daher genialis. War ein Kind geboren, so feierte man am dritten Tage darnach seine Geburt durch ein Familienfest. Der Heerd und die Thür des Hauses wurden mit Bändern und Kränzen geschmückt und ein fröhliches Mahl gehalten: das Alles den Genien und Laren zu Ehren, und am neunten Tage wurden unter Anderm dem Kinde die Haare abgeschnitten, zum Zeichen, daß man dasselbe seinem Genius empfahl. Brautleute huldigten gegenseitig ihrem Genius, und das Fest der Charistien (der Liebe und Eintracht zwischen Eheleuten und Familiengliedern) galt vornehmlich den Genien. Man schwor bei seinem Genius. Die Schlange, die sich selbst immer wieder verjüngt, war das Symbol des Gottes. Man stellt sich ihn als einen angehenden Jüngling vor und auch so dar (daher er mit der Juventas verbunden wurde [Liv. XXI, 62.]): geflügelt, nackt entweder, oder mit einem gestirnten Gewande leicht bekleidet, in der Toga mit verhülltem Haupte, mit Füllhorn und Patera in den Händen.

Die Frauen nannten uneigentlich ihre Genien Junonen, weil Juno ihre Schutzgöttin war. Eben so bildete man, vielleicht von Seiten der Männer, einen Jupiter-Genius (genius Jovialis), gleichsam einen Inbegriff oder einen höchsten aller Genien, den Mittelpunct derselben.

Man wird aus dem Allem erkennen, wie nahe der Cult an den der Laren und Penaten eines Theiles und dann wieder, insofern der Genius eines Menschen auch nach dem Tode desselben fortleben konnte, an den der Manen streift, mit welchen Gottheiten daher öfter der Genius oder die Genien gruppirt werden.

Bei diesem Culte wiederholt sich nun wiederum, was wir schon bei den meisten vorhergehenden gesehen haben: daß sich der Kreis der Wirksamkeit des göttlichen Wesens erweitert. Zuerst konnte jedes Haus, jede Familie ihren Genius haben. Aber es kommen Beispiele (besonders auf Inschriften) vor, daß die Curien oder Decurien, Centurien, ein ganzes Heer, die Stadtgemeinde in Rom und an andern Oertern, ganze Gauen und Provinzen einen Genius sich zuschrieben, so wie besondere Gegenden und Plätze (genii locorum) u. s. w. Solche Ortsgenien erscheinen in der Kunst gewöhnlich als Schlangen, welche hingelegte Früchte verzehren. Man wollte wohl damit auf das Angenehme und Schöne und Anmuthige und Ergiebige der Natur derselben hindeuten.

Insofern, als man einen Genius der Stadt Rom und des römischen Volkes und der einzelnen Kaiser annahm, ging die Vorstellung in's Politische über, und derselbe hieß genius publicus und wurde förmlich von Seiten des Staates verehrt. So z. B. im Jahre 218 v. Chr., beim Ausbruche des zweiten punischen Krieges, wurden ihm zur Versöhnung fünf große Thiere geopfert. Auf dem Capitol war ihm ein Schild mit der Aufschrift geweihet: »Dem

Genius der Stadt Rom, sei er nun Mann oder Weib.« Ganz im Sinne der alten gottesfürchtigen Römer, die über dasjenige am wenigsten zu bestimmen wagten, woran ihnen am meisten gelegen war.

Zur Kaiserzeit schwur man bei dem Genius mancher Kaiser und ihrer Günstlinge.

Als die griechisch-philosophischen Ideen zu Rom in Umlauf kamen, gab man selbst dem Weltall einen Genius (den Weltgeist). Unsinn war's, wenn man den einzelnen Göttern wieder einen Genius beilegte. So kommt z. B. ein genius Lunae, Martis, Jovis ꝛc. vor.

So wurde im Allgemeinen der Genius als ein gütiges, wohlwollendes Wesen betrachtet. Indessen fehlt es doch nicht aus der späten Zeit an Beispielen, daß man sich auch böse Genien gedacht habe. Derjenige Geist, welcher dem Cassius vor der Schlacht bei Actium erschien, war ein solcher: riesengroß, schwarz von Farbe, verwilderten Bartes, verstörten und über das Gesicht hereinhängenden Haares. Aehnlichen Aussehens war das Gespenst, das dem Brutus sich zeigte.

2.

Es folgen jetzt die Götter und Göttinnen, welche die Entwickelung des Menschen nach seiner Geburt schützen und befördern. Ihre Zahl muß, den Andeutungen zufolge, welche wir darüber in einigen alten Schriftstellern haben, außerordentlich groß gewesen sein. Eines Theils zeugt sie von scharfer intellectueller Auffassung und Scheidung von Einzelheiten; andrerseits kann man aber sich nicht des Lächelns enthalten, wenn man liest, wie sie in obiger Beziehung annahmen: einen Vitumnus, der dem Neugebornen das Leben erhielt, eine Levana, die da machte, daß der Vater das Kind von der Erde aufhob und es für das seinige erkannte, eine Rundina, die dafür sorgte, daß das Kind am neunten Tage einen Namen bekam, eine Rumina, die es die Brust nehmen lehrte, eine Cunina, die es sanft in der Wiege schlummern ließ, einen Sentinus und eine Sentia, die ihm gesunde Sinne gab, eine Eduſa und Potina, die es essen und trinken, einen Statilinus oder Statulinus, auch Statanus, der es stehen, einen Vaticanus und Fabulinus, der es sprechen, eine Numeria, die es zählen, einen Catius, der es vorsichtig sein, eine Parentia, die es gehorchen lehrte u. s. f. Wir lassen die übrigen und nehmen aus dem Bereiche nur die hauptsächlichsten.

---

3. Juventus.

Juventus (die Jugend) ist das apotheosirte jugendliche menschliche Alter, was durch Frische und Kraft markirt wird. Wir haben sie bei den Römern in zwei Bedeutungen: einmal in der eigentlichen, sodann in der politischen.

Was die erstere anbelangt, so wurde die Juventus von denjenigen jungen Leuten verehrt, welche die männliche Toga annahmen, folglich aus dem Knabenalter übertraten in das der jungen Männer (juvenum). Sie mußten bei der Gelegenheit in den Tempel der Juventus ein Geldstück zahlen, wohl auch ein Opfer darbringen. Juventus hatte somit hier eine Familien-Bedeutsamkeit. Doch aber zugleich auch eine bürgerliche; denn diese jungen Männer wurden damit zu Mitgliedern des Staates und pflichtig zu Staatsdiensten. Servius Tullius soll jenen Gebrauch eingeführt haben, nach Dionysius von Halicarnassus. Wir erfahren nicht, wo der Tempel gelegen haben mag.

Weil in der jugendlichen Mannschaft die Kraft eines Staates besteht, so trug man den Begriff der Juventus auf den römischen Staat über und verehrte dieselbe auch als die frische, ewig blühende, den Staat in solcher frischen Blüthe fortwährend erhaltende Jugendkraft Rom's. Als solche hatte sie auf dem Capitolium — eine schöne Idee! — eine Capelle in dem Bereich des höchsten Staatshortes, Jupiter's, gleich dem Terminus, und man fabelte auch von ihr, daß sie durchaus nicht habe sich wollen exauguriren lassen, als Tarquinius d. ä. daran dachte, das Capitolium zu bauen. Die Legende zeugt von Nationalstolz und Selbstvertrauen. Augustin gibt davon die schielende, matte Auslegung: es werde die römische Jugend wegen der Göttin Juventus Niemandem nachstehen! Der Altar stand nach Dionysius in der Vorhalle des Tempels der Minerva (als Staatsgöttin).

Dieselbe Bedeutung hatte Juventus, wenn ihr in Folge böser Anzeichen der Zukunft während des zweiten punischen Krieges ein Lectisternium (Kissen-Essen) veranstaltet und ein Tempel im Jahre 207 von dem Consul Livius, als er den Hasdrubal bei Sena schlug, gelobt und sechszehn Jahre nachher (191) geweihet wurde. Derselbe stand im Circus Maximus, wo die römische Jugend sich für den Krieg vorübte. Dieser Staatsgöttin feierte man wahrscheinlich die jährlichen Spiele, welche, als der Juventus geheiligt, in den Quellen genannt worden.

Die Römer haben hier wohl die Griechen ebenfalls ausgebeutet und den Cultus der Hebe auf ihr Feld verpflanzt, aber nach ihrer Weise die ursprüngliche Idee fortgebildet und ihren Verhältnissen angepaßt.

Die bildende Kunst hat sie wohl auch zumeist gleich wie Hebe dargestellt.

4. Pollentia

heißt eigentlich die Körperkraft, als appellatives Wort. Als Göttin gedacht, gibt sie also selbige. Es war darum sehr passend und ortgemäß, daß diese Göttin auf dem Circus Maximus ein Standbild hatte, wo die Jugend sich in kriegerischen Spielen herumtummelte, und wobei es vornehmlich auf Körperkraft ankam.

---

5. Fessonia

dagegen war die Göttin der Ermüdung (von fessus), die man anrief, um gegen diesen körperlichen Zustand geschützt zu sein.

---

6. Strenum oder Strenia (die Kräftige, Frische).

Sie hatte an dem Anfang der heiligen Straße, bei den sogenannten Carinen, einen Tempel und einen Hain. Aus dem letztern holte man in früherer Zeit Lorbeerzweige und sandte sie sich einander zu am Neujahrstage »als Sinnbild, daß man einander Kraft und Gesundheit wünsche.« Die Lage dieser Cultusstätte und der Umstand, daß man jenen Gebrauch auf den König Titus Tatius zurückführte, sprechen für ein hohes Alter der Verehrung dieser Göttin.

---

7. Salus.

Salus war eigentlich die Göttin des körperlichen Wohlbefindens. Als solche rief sie privatim der Feldbauer an, wenn die Saatzeit anfing, und zwar für sich und seine Familie. Sie entsprach mithin der griechischen Hygieia.

Allein sie ward nicht minder die Göttin der öffentlichen Gesundheit. Ihr wurden in Folge einer Seuche im Jahre 180 v. Chr., nebst dem Apollo und Aesculap, Geschenke und vergoldete Statuen gelobt und gegeben.

Salus bedeutet aber auch den glücklichen Zustand. Als solche Göttin in staatlicher Hinsicht, als Göttin der Salus publica, hatte sie bereits 311 v. Chr. im samnitischen Kriege einen Tempel erhalten, nach welchem ein Theil des quirinalischen Hügels salutarischer Hügel

geheißen wurde. Er war durch die Malereien berühmt, mit welchen Fabius Pictor ihn ausgeschmückt.

Es war ferner ein besonderes Augurium gewöhnlich in Bezug auf diese Salus publica, d. h. ein Befragen der Götter, ob es gestattet sei, von derselben das Heil des römischen Volkes zu erflehen. Gegen Ende der Republik war das in Abnahme gekommen. Augustus erneuerte selbiges (13 v. Chr.), auch soll er der Göttin, nebst der Concordia und Pax (Friedensgöttin), Statuen in sinniger Zusammenstellung haben errichten lassen.

8. Averruncus.

So hieß im Allgemeinen ein oder der Gott, von welchem man glaubte, daß er alle Uebel, besonders aber Krankheiten, von den Menschen abwende (averruncare).

9. Febris.

Die Fiebergöttin, die diese Krankheit senden und abwehren könnte, hatte in Rom, wo diese Krankheit oft so epidemisch herrschte, drei Heiligthümer, eins auf dem palatinischen Hügel, ein zweites auf dem Platze der marianischen Denkmäler, ein drittes am Ende der langen Gasse. In diese Tempel brachte man die Heilmittel, welche man bei Fieberkranken mit Glück angewendet hatte.

10. Aesculapius.

Diesen Gott der Heilkunde erhielten die Römer von den Griechen, den Namen etwas modelnd, nach ihrer Weise zu sprechen. Es war im Jahre 293 v. Chr., wo eine Pest in Rom herrschte. Man fragte das Orakel, wie man sie vertilgen könne? Es befahl, den griechischen Heilgott aus Epidaurus in Argolis zu holen, d. h. seinen Cultus in Rom einzurichten. Es geschah 291. Er bekam auf der Tiberinsel seinen Tempel. In eben der Eigenschaft erhielt der Gott im Jahre 180 v. Chr., bei gleicher Veranlassung, Geschenke, und 13 v. Chr., nebst der Salus, eine vergoldete Bildsäule. Von der Stiftung jenes Tempels erzählte man sich später eine wunderbare Legende.

Inschriften zeigen ihn häufig selbst in Rom in Verbindung mit der griechischen Göttin Hygieia.

11. Apollo.

Dieser Gott scheint den Römern, obwohl ein hellenischer Gott, zeitig bekannt geworden zu sein, vielleicht von Cumä aus, wo sein Dienst notorisch bestand (Liv. XLIII, 13.). Zu Tarquinius' d. j. Zeiten soll man bereits eine Gesandtschaft, darunter den jungen Brutus, nach Delphi geschickt haben, sein Orakel zu befragen. Man kannte also den Gott als Orakelgott. Zu gleichem Zwecke beschickte man ihn im Jahre 397, als Veji belagert und der albaner See ausgetreten war. Sodann ward ihm schon im Jahre 432, in Folge einer ansteckenden Krankheit in Rom, als dem ärztlichen Apollo (Apollini medico), ein Tempel gelobt und das Jahr darauf geweihet. Er stand am Circus, der nach ihm der apollinische (apollinaris) hieß. Ein andrer ward ihm im Jahre 352, und ein Lectisternium wurde ihm 398 v. Chr. bei Gelegenheit eines ungesunden Sommers gehalten. Auch die apollinarischen Spiele wurden ihm im Jahre 208 gelobt, als eine Pest wüthete. Endlich wurde ihm, als dem Arzte, 197 v. Chr. an der Tiber hinter dem Heiligthume der Spes (Göttin der Hoffnung) ein Tempel hergerichtet, welcher noch bis spät in die Kaiserzeit hinein gedauert. Und die Vestalinnen riefen ihn in ihrem Gebete als einen solchen, Krankheiten abwendenden, Gott (medicus, paean) an.

Der Kaiser Augustus huldigte diesem Gotte ganz vornehmlich. Er bauete ihm auf dem palatinischen Hügel einen Tempel, schmückte ihn mit einem von Skopas gefertigten Standbilde, fügte einen Hain und einen Säulengang mit einer ansehnlichen Bibliothek hinzu, zu welcher durch seinen Neffen Marcellus noch eine Daktyliothek hinzukam. So erscheint denn Apollo hier als Gott der höhern, geistigen Bildung.

Augustus scheint ihn sogar zu seinem Hausgotte gemacht zu haben (Ovid. Met. XV, 865.). Auf ihn und auf seine vermeintliche Schwester Diana trug er die Säcular-Spiele über, die sonst dem Dis (Pluto) und der Proserpina gegolten hatten. Beide wurden bei der Gelegenheit um Segen für das römische Reich angerufen. Mithin wurde Apollo jetzt sogar einer der Schirmgötter Rom's.

Außerdem gab es einen Apollo Sandaliarius, so genannt nach einer Straße, in welcher eine Statue des Gottes zur Zeit des Kaisers Augustus aufgestellt worden war.

In späterer, der helleniſtischen Periode wird er, wie in Griechenland, von den Gelehrten und Dichtern auch als Sonnengott genommen und mit der Diana (als Mondgöttin) zusammengestellt.

Mit Apollo zugleich wurde seine vermeintliche Mutter Latona öffentlich verehrt, aber, wie es scheint, nur als Mutter des Apollo, ohne weitere Beziehung, auch nicht durch Tempel, sondern bei Gelegenheit eines Lectisterniums.

D) Gottheiten geistiger menschlicher Zustände.

a) Intellectueller Eigenschaften.

1. Minerva.

Der Name kommt ohne allen Zweifel her von meno oder mino, woher memini u. a. Festus führt das alte Verbum menervare auf und erklärt es durch das auch hiermit verwandte monere. Das Wort wurzelt also offenbar im latinischen und somit auch im griechischen (vergl. μάω) Sprachstamme und entspricht dem griechischen Namen und göttlichen Wesen der Metis. Minerva ist dem zufolge die Göttin des Sinnens, Denkens, Nachdenkens, der intellectuellen Kraft, der Erinnerung (memor, bei Orelli mehrere Male).

Varro gibt an, die Göttin wäre durch die Sabiner nach Rom gekommen, und wirklich hat sie ihr Hauptheiligthum auf dem alten Capitolium, welches bekanntlich auf dem sabinischen Quirinalis zu suchen ist, gehabt. Eben so ist sie, historischen Zeugnissen zufolge, sicherlich im reatinischen Gebiete bei Orvinium verehrt worden, also im Sabinischen. Andrerseits finden wir Namen (Menersa oder Menrfa) und Cult bei den Etruskern. Das Alles lehrt nur, daß dieser Dienst unter den Bewohnern Mittelitaliens schon von Alters her sehr verbreitet gewesen sein muß, und der Ursprung desselben keinem bestimmten Volksstamme daselbst zugeschrieben werden darf.

Minerva, als Göttin des Nachdenkens, war zuerst im Privatleben die Göttin des Lernens. Darum hieß das Schulgeld bei den Römern Minerval, und an ihrem Feste (18. März), Quinquatrus genannt, weil es am fünften nach dem Idus des Märzes gefeiert und späterhin (aus Mißdeutung des Namens?) auf fünf Tage ausgedehnt wurde, fanden Schulferien statt. An diesem Feste aber ehrten die Göttin alle, die entweder noch etwas lernten oder schon etwas, ein Handwerk, ein Gewerbe, eine Kunst, eine Wissenschaft, wozu Nachdenken und Uebung gehörte, gelernt hatten, als z. B. die lernende Jugend jeglicher Art, weibliche Arbeiten fertigende Mädchen, Spinnerinnen, Weberinnen, Stickerinnen, alsdann Walker, Färber, Schuster, endlich auch Bildhauer, Maler, Gelehrte, Dichter, selbst Aerzte (Minerva medica), und sie erhielten in dieser Zeit ihr verdientes Minerval. Am letzten Tage des Festes war besondere Trompetenweihe (tubilustrium) für die Trompeter, jene Musikbande, die bei dem Opfer sowohl der öffentlichen als der Privat-Sacra, bei Spielen, Leichenzügen, also bei religiösen Handlungen überhaupt, unerläßlich nöthig, und denen deßhalb schon von frühester Zeit her — die Sage meint: von Numa — die Rechte eines eigenen Collegiums mit eigenen Sacris, welche die Minerva betrafen, zugestanden worden

waren (Göttling S. 195.). Darum sollte die Göttin auch die Trompete erfunden haben, war Schutzgöttin der Trompeter. Sonderbar, aber aus dem Obigen zu erklären ist's, wenn man die Weihe und das Reinigen der Instrumente im Schusterſaal (atrium sutorium) vornahm.

Der Minerva galt das Fest auf dem cälischen Hügel. Dahin sollte der Cultus aus der etruscischen Stadt Falerii versetzt worden sein, und dieser war demnach wohl etruscischen Ursprungs. Dafür spricht auch, daß die Trompete allgemein für eine Erfindung der Tyrrhener oder Etrusker im Alterthume ausgegeben wird. Nicht minder soll das (nach Ovid) durch eine alte Inschrift bezeugt worden sein. Endlich führte die Göttin hier den Beinamen capta, was wohl so viel ist als captiva (vergl. Otfr. Müller's Etrusk. II, S. 49.).

Als Minerva Medica besaß sie einen besondern Tempel in der fünften Region. Als solche führte sie wohl auch den Namen Weissagerin (fatidica, Orelli 1424.).

An den Idus (13.) des Juni feierten die Flötenbläser oder Pfeifer derselben Göttin auch ein Fest, was, obgleich es nur einen Tag oder, wie Livius will, drei Tage dauerte, doch, zur Nachahmung des oben erwähnten, ebenfalls Quinquatrus genannt worden ist. Zu dem Behufe war ihr ein Tempel auf dem Aventinus geweiht, der für sehr alt gegolten. Hier stellten sich nicht minder die Schreiber und Schauspieler ein, um der Göttin ihre Huldigungen darzubringen als der Vorsteherin und Förderin auch ihres Geschäftes, ihrer Kunst. Ja! es wird vom Livius Andronicus, jenem bekannten Tragödiendichter der Römer, berichtet, daß er die Geschenke, welche er für seine dichterischen Producte empfangen, in diesen Tempel auf dem Aventinus geweihet habe.

Minerva war ferner in Rom, und zwar schon seitdem die sabinische Colonie sich der romulischen angeschlossen, Stadtschirmerin (custos urbis) mit Jupiter und Juno zugleich. So ward sie anfangs auf dem alten, seit Tarquinius d. j. auf dem neuen Capitolium verehrt. Insofern rechnete man sie auch wohl zu den städtischen oder Staats-Penaten. Ihr Cultus gehörte hier mit zu den glänzendsten in Rom. Eine Statue weihte ihr (in diesem politischen Sinne) Cicero zu seiner Zeit. Diese Eigenschaft ist unbezweifelt die Spitze des römischen Minerven-Cultes.

Minerva muß den Römern aber auch als Kriegsgöttin gegolten haben, insofern Klugheit zum Kriege nothwendig ist. Darum verbrannte Paulus Aemilius, der bekannte Besieger Macedoniens, nach diesem seinem Siege einen großen Theil der erbeuteten Waffen, nächst dem Mars und der Lua (Sühngöttin?), der Minerva. Und Pompejus bauete ihr im Jahre 61 v. Chr., nach Abhaltung seines großen Triumphes, einen Tempel aus der Beute, wohl als der Spenderin des Sieges, wie Pallas ja auch Nike hieß.

Nachdem Hannibal im Jahre 217 v. Chr. den Consul Flaminius am trasimenischen See geschlagen hatte, wurde, nach Befragung der

sibyllinischen Bücher, ein Lectisternium zur Sühne der Götter zugerichtet. Bei demselben ward auch Minerva geehrt, aber mit Neptun zusammengestellt. Das zeigt sie zuverlässig nicht in der Eigenschaft als Wassergöttin, sondern jene Gruppirung geschahe ohne Zweifel auf Veranlassung hellenischer Mythen, welche ja beide Gottheiten, den Poseidon und die Athene, vielfach, namentlich in Attika, zusammengebracht.

Endlich war der Dienst der Minerva noch Privat-Dienst in der nautischen Familie. Das hatte seinen Grund wohl in der ursprünglichen Beschäftigung dieser Familie, auf welche der Name Nautes oder Nauta (der Schiffer) hinweist. Sie übte wahrscheinlich die Kunst des Schiffbaues, der Pallas Athene, folglich nach römischem Synkretismus auch Minerva, vorstand. Eine die Familie verherrlichende Sage brachte den Ursprung des Dienstes mit dem troischen Palladium und mit dem trojanischen Kriege in Zusammenhang.

Man sieht aus dem Allen, daß der Minerva-Dienst sehr viel Gemeinsames mit dem der Pallas Athene hatte, aber wahrscheinlich erst zumeist in Folge der Identificirung beider Göttinnen.

Die Vacuna wird von Varro für die Minerva erklärt. Wahrscheinlich nur eine Qualitätsbestimmung unserer Göttin als solche, die lehrt oder gibt, daß man sich der Weisheit befleißige (vacet).

---

2. Mens.

Mens heißt Verstand, Einsicht, ist also ursprünglich dasselbe, was Minerva. Beide Namen sind auch offenbar Einer Herkunft. Vielleicht ist sie zur Göttin für die menschliche Einsicht geworden, als der Begriff der Minerva diese Beziehung verloren. Doch scheint sie schon eine alte Göttin gewesen zu sein. Wenigstens befahl (nach Cicero) das Zwölf-Tafelgesetz, die Mens als eine der Gottheiten zu ehren, durch deren Hülfe es den Menschen gelänge, in den Himmel zu gelangen.

Im zweiten punischen Kriege, nach der Niederlage am trasimenischen See, ward ihr, nach Anleitung der sibyllinischen Bücher, ein Tempel gelobt und zwei Jahre darauf geweiht. Es sollte also durch sie künftighin den Römern, den Feldherren, die rechte Einsicht oder Klugheit zu Theil werden, damit sie im Stande wären, den klugen Gegner zu besiegen. Hier war sie mithin eine öffentliche Göttin, im obigen Falle eine private. Ein Standbild der Mens — Zumpt nimmt sie hier als Gewissen? — nebst dem der Fides, ward auf dem Capitol von L. Aemilius Scaurus aufgestellt.

---

b) Moralischer Eigenschaften.

1. Pudicitia (Keuschheit).

Ein schöner Beweis für die Sittlichkeit der alten Römer im Zeitalter der alten unbescholtenen Sitten ist die Verehrung der Keuschheit als Göttin, sowohl im Privat- als öffentlichen Leben.

In ersterer Beziehung glaubte man nach altherkömmlicher Weise (prisca religione), daß sie den geheiligten Heerd der Vesta bewohnte (Valer. Max. VI, 1. 1.). Eine höchst sinnige Vereinigung! Dann stellte man sie bei Lectisterien (nach demselben Schriftsteller) mit der Juno (als Ehegöttin) zusammen. Eine eben so sinnige Gruppirung!

Von Alters her scheint sie vorzugsweise von den patricischen Matronen verehrt worden zu sein. Der Tempel dieser patricischen Pudicitia stand auf dem Forum Boarium. Er wurde so heilig geachtet, daß nur diejenigen Frauen denselben betreten durften, welche Ein Mal geheirathet. Ja! die römischen Damen aus patricischem Geschlechte dehnten den Begriff der Keuschheit sogar auf sogenannte Meßalliancen aus: sie erklärten die Verheirathung einer Patricierin mit einem Plebejer für einen Fehltritt gegen die Pudicitia und wollten eine solche von der Theilnahme an der Verehrung der Göttin ausschließen.

Das gab zu einem Streite im Jahre 297 und zur Stiftung eines Tempels der plebejischen Pudicitia Veranlassung. In diesem Jahre nehmlich wurden von Seiten des Senates, wegen vieler auffallender Wunderzeichen, die sich ereignet, Betfeste zwei Tage lang veranstaltet, dermaaßen, daß auch die patricischen Matronen in ihrem Tempel der Pudicitia Gebete für's allgemeine Wohl halten sollten. Von der Theilnahme daran sollte die Tochter des Patriciers Aulus, Virginia, weil sie an den plebejischen Consul Volumnius vermählt war, ausgeschlossen werden. Das nahm dieselbe übel und gründete nun in der »langen Gasse,« wo sie wohnte, aus einem Theile ihres Hauses eine mäßige Capelle mit einem Altare für die plebejischen Frauen. Der religiöse Gebrauch war hier derselbe, daß nehmlich nur eine Frau von bewährter Keuschheit und die nur an Einen Mann vermählt gewesen, die Opferhandlung begehen durfte.

In spätern Zeiten, wo die Sitten loser wurden, als Weiber aller Art, selbst unkeusche, Zutritt bekamen, gerieth der Cultus in Verfall und in Vergessenheit.

Einer Göttin Pudentia erwähnt Plinius.

2. Pietas.

Die Pietät begriff bei den Römern vor Allem die geheiligte Pflicht der Kinder gegen die Aeltern. Ein solcher Tempel — wieder ein schöner Beweis der Energie des sittlichen Gefühles der Römer für Moralität — befand sich da, wo später das Theater des Marcellus erbauet ward. Ueber die Veranlassung dieses Baues gibt folgende Legende Kunde: Eine Wöchnerin, Tochter eines Vaters (oder einer Mutter), der (oder die) zum Hungertode verurtheilt worden war, besuchte denselben (oder dieselbige) täglich im Gefängniß und ward immer vom Gefängnißwärter genau untersucht, ob sie auch dem Vater (oder der Mutter) keine Speise zutrage. Endlich entdeckte man, daß sie ihn (oder sie) mit der Milch ihrer Brust nährte. Gerührt über diesen so eclatanten Beweis kindlicher Liebe, schenkte man dem (oder der) Verurtheilten das Leben und gewährte der Tochter und dem Vater (oder der Mutter) lebenslänglichen Unterhalt. Und den Platz weihte man der Pietas und errichtete ihr an der Stelle des Gefängnisses einen Tempel. Gesetzt nun, die Legende wäre rein ersonnen, was aber nicht wohl denkbar ist, so zeugt sie doch von dem Sinn und der Bedeutung des Cultes.

Ein zweiter Tempel der Pietas war auf dem Gemüse-Markte. Er ward erbauet 182 v. Chr., nachdem ihn Glabrio im Kampfe mit dem syrischen Könige Antiochus bei den Thermopylen gelobt hatte. Man kennt aber nicht die Veranlassung und damit auch nicht die Bedeutung dieses Cultus.

---

3. Fides (Treue im Worthalten, Redlichkeit).

Eine moralische Vergötterung, welche der Römer nicht minder ehrt, als die beiden vorhergehenden, war die der Redlichkeit (Fides). Der Römer gab in den Zeiten der Unverdorbenheit außerordentlich viel auf diese Tugend, sowohl im Privat- als im öffentlichen Leben. Zwei griechische Schriftsteller, also zwei unpartheiische Gewährsmänner, bezeugen, daß ihm ein gegebenes Versprechen so heilig war wie ein Eid und kräftiger als jede andere Gewährleistung, und daß im gewöhnlichen Leben theils, theils vor Gericht Streitigkeiten über Dinge, von denen keine Zeugen aufzuführen möglich war, immer auf die bloße Versicherung des einen Theils abgethan wurden.

Eben so galt bei Waffenstillständen, bei Verträgen und Friedensschlüssen, also bei öffentlichen Verhandlungen, das geleistete bloße Wort für hinreichende Bürgschaft, und es liefert uns die Geschichte davon eine Menge Beispiele. Bekannt ist zum Gegensatze hiervon

die vom Römer so verabscheute und zum Sprüchwort gestempelte Punica fides oder carthagische Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit.

Bei solcher Schätzung dieser Tugend ist es kein Wunder, wenn man sie apotheosirte und ihr einen öffentlichen Cultus zurichtete. Man feierte ihr ein Fest: an demselben fuhren ihre Priester zu ihrem Tempel, der auf dem Forum stand. Sie trugen die rechte Hand bis zu den Spitzen der Finger verhüllt, wenn sie das Opfer darbrachten, um dadurch anzudeuten, daß die Rechte, als womit man Treue gelobe, heilig sei. Aus gleichem Grunde wurde die Bildsäule der Fides mit einem weißen Gewande umgeben: auch dieses sollte auf Heiligkeit und Reinheit des Herzens bei Eiden und Versprechungen hinweisen. Sie führt darum bei Dichtern das Beiwort candida.

Ihr derartiger Dienst muß alt gewesen sein. Man leitete ihn — wohl etwas zu weit — von Numa her. Und Virgil nennt sie die Altersgraue (cana), die im goldenen Zeitalter sammt der Vesta und dem Quirinus die Welt beherrscht habe.

Cicero erwähnt einer Statue der Fides, als nachbarlich aufgestellt auf dem Capitol neben dem Jupiter. Es war dieß jenes Standbild, was Quintus Aemilius Scaurus, nebst dem der Mens, dahin geweihet hatte, wie schon Cato d. ä. sagte, mit Absicht: weil Jupiter ja als Gott des Eidschwures hauptsächlich auf die Erfüllung des Eides und des Versprechens sähe. Beide Gottheiten paßten so wohl zu einander.

Nach Ennius (bei Cic. de offic. III, 29.) ward sie beschwingt gedacht und wohl auch dargestellt, weil sie überall gegenwärtig sein soll.

Als männlichen Gott der Treue, als dius fidius (d. i. deus fidei), verehrte man in Rom nach sabinischem Beispiele den Semo (ein schon den Alten unerklärbar erschienenes Wort) Sancus oder Sangus (d. i. sanctus), den der Grieche Dionysius durch Ζεὺς πίστιος gibt. Er hatte eine Capelle ohnweit des Tempels des Quirinus auf dem quirinalischen Hügel, also in der sabinischen Roma, und bidentalische Priester, d. h. solche, welche ihm als Opfer ein zweijähriges Schaf darbrachten. Jene soll ihm vom Tarquinius d. j. erbauet, aber erst zur Zeit der Republik, 466 v. Chr., geweihet worden sein. In derselben soll das Bündniß dieses Königs mit der Stadt Gabii aufbewahrt gewesen sein, was zur Natur des Gottes sehr wohl stimmt. Eben so wird berichtet: als im Jahre 330 v. Chr. auf Anstiften eines gewissen Vitruvius die Einwohner von Privernum von Rom abgefallen waren, ward dieser hingerichtet, sein Haus auf dem palatinischen Hügel zerstört, und seine Güter dem Semo Sancus geweihet. Das Geld, was daraus gelöst wurde, verwendete man auf eherne Kugeln, welche man in der Capelle des Sancus aufhing.

4. Concordia.

Sie ward erstens als Göttin der ehelichen Eintracht betrachtet. So weihte denn die Gattin des Kaisers Augustus, Livia, derselben einen Tempel bei oder, wie Andere wollen, in der Säulenhalle, welche der Kaiser hatte bauen und nach ihr nennen lassen.

Sodann aber wurde sie als Göttin der öffentlichen Eintracht verehrt. In diesem Sinne galt ihr und dem Janus, desgleichen der römischen Salus und der Friedensgöttin ein Fest, das den 27. März gefeiert wurde. Als im Jahre 367 der Dictator Camillus alle Mühe versuchte, die Streitigkeiten zwischen Patriciern und Plebejern beizulegen, gelobte er unter Anderm der Concordia einen Tempel, wofern es ihm gelänge, die Parteien zu beschwichtigen. Und als ihm solches gelungen war, beschloß der Senat, das Gelübde auszuführen und den Tempel so bauen zu lassen, daß er auf das Forum sähe. Dann weihte 304 ein gewisser Flavius, als curulischer Aedil, derselben Göttin einen Tempel, und zwar auf dem Platze des Vulcan, also ebenfalls in staatlicher Beziehung. Ferner wurde im Jahre 217 während des zweiten punischen Krieges von Seiten des Staates Sorge getragen, daß der Concordia derjenige Tempel auf dem Capitolium, auf der Burg gebauet würde, den der Prätor Manlius bei einer Soldaten-Meuterei in Gallien das Jahr vorher gelobt hatte. Endlich, als in den gracchischen Unruhen Cajus Gracchus das Leben eingebüßt hatte, und damit die Sache zu Ende war, gründete, in Folge eines Senatbeschlusses, der Consul Opimius derselben Göttin einen Tempel auf dem Forum.

---

5. Virtus

ist den kriegerischen Römern vornehmlich die Tüchtigkeit, die Thatkräftigkeit, die Tapferkeit im Kriege gewesen. Dieser natürlich bei ihnen sehr hoch geschätzten Tugend wurde als einer Göttin zuerst im Jahre 222 v. Chr. von M. Marcellus mit dem Honos (dem Gotte der Ehre, als des Preises der Tapferkeit) ein Tempel gelobt. Er ward erst von seinem Sohne 205 geweihet, stand vor dem capenischen Thore. In ähnlicher Weise errichtete Marius, nach Besiegung der Cimbern, aus der Beute beiden genannten Gottheiten einen Tempel. Eine Inschrift (bei Orelli: 1842) bezeugt dieselbe Verbindung beider Gottheiten aus späterer Zeit, und noch eine (1835) aus Trajan's Zeiten lehrt, daß die Virtus auch mit der Spes und mit der Victoria zusammen verehrt worden ist.

Der Aequitas und der Clementia hat man ebenfalls göttliche Ehre erwiesen, aber wahrscheinlich erst in der Kaiserzeit aus Schmeichelei gegen gewisse Kaiser bei einstmaliger Darstellung dieser Tugenden, der Billigkeit und Milde.

---

c) Affecte.

1. Spes (Hoffnungsgöttin).

Der Hoffnung als »der Erwartung glücklicher Ereignisse, durch welche der Geist aufgerichtet wird,« muß schon in früher Zeit Verehrung gezollt worden sein; denn Livius erwähnt einen Tempel derselben bereits aus den ersten Zeiten der Republik, beim Jahre 477 v. Chr. Derselbe stand vor dem Thore. Während des zweiten punischen Krieges brannte er ab, ward aber wieder hergestellt. Einen andern weihte Calatinus 354: dieser lag an der Tiber vor dem carmentalischen Thore; noch ein andrer befand sich auf dem Gemüse-Markte.

Zur Zeit des Kaisers Augustus gewann der Cultus vorzügliche Aufnahme: man feierte der Göttin da ein besonderes Fest unter dem Titel Spes Augusta und stellte sie mit der Salus Augusta zusammen.

Eine Inschrift aus Trajan's Zeiten vereinigt sie mit der Virtus und der Victoria.

Im Ganzen war sie also eine politische Göttin, eine Göttin der öffentlichen, staatlichen Hoffnung.

---

2. Pallor und Pavor.

D. i. das Erbleichen und Schrecken, eigentlich wohl nur eine Nachbildung des griechischen Deimos und Phobos. Nach der Sage indessen sollte Tullus Hostilius im Kampfe mit den Albanern beiden Wesen Heiligthümer gelobt und den schon vorhandenen Saliern (priesterlichen Tänzern des Mars) die Pallorier und Pavorier hinzugefügt haben.

---

3. Venus.

Der Name ist unstreitig mit dem Verbo venire (kommen) verwandt und bedeutet eigentlich das Kommen, das Sich-Nahen, nehm-

lich in Liebe. Venus, als Göttin gedacht, ist mithin die Göttin der Liebe.

Unsere Nachrichten über die Entstehung, Herkunft und Geschichte dieses Cultes sind höchst dürftig und geben nur ein schwaches Bild. Er tritt erst mit Julius Cäsar glänzend hervor, weil dieser sein Geschlecht von der Venus ableitete.

Nach dem Zeugniß zweier alter Schriftsteller soll es ein spät entstandener Dienst sein: weder in den Gesängen der Salier noch in der Geschichte der Könige Rom's wäre irgendwo von der Venus die Rede. Allein aus diesem Schweigen kann kein sichrer Schluß gemacht werden. Und im Gegentheil erzählt die Sage, daß schon der Sabiner Titus Tatius der Venus unter dem Beinamen Cloacina einen Tempel erbauet habe, und ein nicht zu verwerfender historischer Bericht sagt, daß unter Servius Tullius bereits ein Tempel der Venus Libentina vorhanden gewesen sei. Da der Stamm des Wortes in der lateinischen Sprache wurzelt, das Wort selbst in lateinischer Natur und Form erscheint: so mag wohl auch die Idee in Latium zu Hause gewesen sein.

Die Venus erscheint auch in ihrem Cultus als Göttin der Liebe, besonders der ehelichen Liebe. Ihr Fest fand am 1. April zu Anfang des Lenzes, der Jahreszeit der Liebe für Menschen und Thiere, statt. An diesem Tage wuschen Frauen das Bildniß der Göttin im Tempel der Venus Verticordia (Herzen-Lenkerin), dessen Ursprung eine Legende — die auch Bezug hat auf Keuschheit und Haß der Unkeuschheit — in's Jahr 114 v. Chr. setzt, wahrscheinlich unrichtig. Man gab ihr Blumen, um sie zu vermögen, die Herzen der Männer den Frauen zu gewinnen. Und beim Tempel der Männer-Fortuna (d. h. des Glückes, einen Mann zu bekommen und seine Liebe sich zu erhalten) an der Tiber badeten sie sich, mit grüner Myrte (dem Symbol der keuschen Liebe) bekränzt, und opferten dieser Fortuna, damit das Glück ihnen zur und in der Ehe günstig sei. An demselben Feste baten die Matronen die Göttin um Eintracht in der Ehe und um tugendhaften, züchtigen Lebenswandel, wohl auch bei Zwistigkeiten in der Ehe um Versöhnung; daher Venus den Beinamen hatte: die Versöhnerin (conciliatrix). Und so ist wahrscheinlich auch die Viriplaca (Mannbesänftigerin), welche als besonders göttliches Wesen verehrt wurde, eine besondere Capelle auf dem palatinischen Hügel hatte und von Gatten, die in Zwietracht gerathen, gesucht wurde, nichts weiter gewesen, als ein Beiname dieser Venus. Sie machte, nach volksthümlichem Glauben, die Eheleute einander willfährlich; darum hieß sie die Willfährliche (obsequens). Als solche hatte sie einen besondern Tempel. Als im Jahre 295 v. Chr. Fabius Gurges einige Matronen, die wegen Unkeuschheit vom Volke verurtheilt waren, um Geld strafte, ließ er aus dieser Buße der Venus beim Circus einen Tempel errichten. Also auch hier Beziehung auf keusche eheliche Liebe. Eine spätere Legende verdrehte die Sache. Jungfrauen pflegten die Puppen ihrer Kindheit in den Tempel der Göttin zu schenken, doch gewiß um anzudeuten, daß sie

nun an etwas Ernsteres zu denken hätten. Die Beiwörter Mimmermia oder Meminia (der Eingedenken), Placida und Alma (die Sanfte und Holde), Proba und Sanctissima (Reine und Sittliche) betreffen ebenfalls diesen Wirkungskreis der Venus.

Als Göttin der unsittlichen Liebe hatte sie den Beinamen Salacia oder volgivaga, als die der platonischen den Beinamen der Himmlischen (coelestis) nach dem Vorbilde der hellenischen Aphrodite Urania. Einer physischen Venus erwähnt eine Inschrift.

Schwer zu erklären ist der oben erwähnte Beiname der Göttin Cloacina. Am wahrscheinlichsten, daß er — cluere sollen die alten Römer für reinigen gebraucht haben — die Reinigende, die Rein-, d. h. Keusch- und Züchtig-Erhaltende bedeutet. Darauf deutet auch die Legende hin, welche sich bei Plinius (XV, 29.) findet. Venus hatte unter diesem Titel ein Heiligthum oder vielleicht nur eine Statue bei den »neuen Buden.« Zuverlässig hatte dieselbe Beziehung der Beiname Myrtea oder Myrtia, Murtia oder Murcia, der auch als besonderer Name für eine besondere Göttin vorkommt, indem, wie wir oben sahen, die Myrte zur Lustration der Frauen behufs des ehelichen Lebens angewendet wurde. Als solche Myrtengöttin hatte Venus einen Tempel zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel, wo auch ein Myrtenhain gewesen sein soll.

Nächst der Vorstellung von einer Liebesgöttin schloß sie in sich die Vorstellung von einer Naturgottheit, welche die Pflanzen wachsen und gedeihen lasse. So gebrauchten ältere Dichter ihren Namen metonymisch für Gartengewächse; Augustinus führt sie geradezu unter den ländlichen Gottheiten auf. Damit bringt man endlich auch den Beinamen frutis in Verbindung (von fruor, verwandt mit fruges, fructus), wofern derselbe nicht eine Verstümmelung des griechischen Namens Aphrodite ist.

Daß Venus den Römern, eben so wie den Griechen die Aphrodite, eine Göttin des Liebreizes, der Anmuth gewesen, lehren die von ihrem Namen abgeleiteten und diese Bedeutung in sich schließenden Wörter: venustus, venustas u. s. w.

Ein sonderbares Epitheton der Göttin in Rom war calva. Bedeutete es vielleicht die Kahlköpfige, d. h. welche die Frauen vor Kahlköpfigkeit bewahrte, damit sie nicht der Schönheit und damit der Liebe ihrer Männer verlustig würden, oder die Betrügliche, welche das andere Geschlecht täuschte und zur Ehe verlockte? Uebrigens hatte Venus als solche calva wirklich einen Tempel.

Eben so dunkel und schwer zu erklären ist der Dienst der Venus Libentina oder Lubentina, auch Lubia. Der Name bedeutet augenscheinlich die Neigung-, Liebe-Einflößende. Als solche hatte sie Tempel und Hain vor dem darnach benannten Thore. Das Alles hat nichts Auffälliges. Nun wird uns aber berichtet, der König Servius Tullius hätte die Anordnung getroffen, daß für jeden Verstorbenen ein Goldstück in den Tempel der Venus Libentina entrichtet werden mußte. Wie kommt Venus unter jenem Titel dazu? Auch war in diesem Tempel Alles, was zur Bestattung eines Todten

gehörte, zu haben. Libentina galt hiernach durch und durch als Leichen und Todten-Bestattungs-Göttin. Ja! selbst ihr Name wird bildlich für Beerdigen gebraucht. Dieses Problem ist noch immer zu lösen. Plutarch vergleicht irgendwo selbige mit der Grabes-Aphrodite in Delphi. Nun aber wissen wir auch von dieser nichts Gewisses.

Unter dem Namen der Venus vom Berge Eryx auf Sicilien gewann die Göttin Verehrung in Rom seit dem zweiten punischen Kriege, als man die punische Göttin Astarte, wie mit der hellenischen Aphrodite so mit der römischen Venus identificirt hatte, und die Römer diese fremde Gottheit für sich gewinnen wollten oder, nach den sibyllinischen Büchern, gewinnen sollten. Es ward ihr vom Dictator Q. Fabius Maximus ein Tempel gelobt und 215 v. Chr. geweihet. Er lag auf dem Capitol. Vier und dreißig Jahre nachher wurde derselben Göttin vom Porcius im Kriege mit den Ligurierm ein andrer Tempel gelobt und an dem collinischen Hügel errichtet, 183 v. Chr. geweihet. Der Cultus hier athmete jenen schändlichen Dienst der Asiaten, war also für die Moralität der Römer und Römerinnen gewiß sehr nachtheilig. Dieser Göttin nehmlich opferten die Buhldirnen den 22. April, richteten Gebete an sie, brachten ihr Kresse, Myrte und Rosenkränze.

Eine Meer-Venus (Venus pelagia) nahmen die Römer unbezweifelt in sehr später Zeit von den Griechen an.

Wie schon oben erwähnt, gewann der Cultus der Venus besondere Achtung und besondern Glanz durch Cäsar und Augustus, als Speichelleckerei das Geschlecht derselben auf die Venus (die griechische Aphrodite) aus Troja herleitete. Den Namen Genitrix hatte sie zwar schon vorher gehabt: schon Scipio Africanus soll sie als Ahnherrin seines Volkes betrachtet und gerühmt haben, und Pompejus hatte ihr 56 v. Chr. einen Tempel erbauet. Allein jetzt ward derselbe Cultus speciell auf das julische Geschlecht übergetragen. Cäsar selbst führt den Namen im Gebrauche. Bei Pharsalus und bei Munda wählte er ihn zum Feldgeschrei, gelobte dort der Göttin unter diesem Titel einen Tempel und zierte mit demselben das Forum Cäsaris (46 v. Chr.). Nun konnte sie auch den Namen Victrix (die Siegreiche) bekommen, weil sie dem Julius Cäsar zu seinem Siege verholfen. Doch führte auch die Venus des Pompejus diesen Namen, wahrscheinlich nach der Analogie der hellenischen Aphrodite Nike. Im October wurde ihr zur Kaiserzeit ein jährliches Fest begangen.

---

4. Amor und Cupido.

Amor (die Liebe als männlich gedacht) und Cupido (die Begierde, Liebessehnsucht) sind nichts als Personificationen, nachgebildet dem griechischen Eros.

---

5. Voluptas und Volupia.

Voluptas ist die Lust, besonders die Liebeslust. Ob sie wirklich zu Rom verehrt worden ist, ist zweifelhaft. Cicero erwähnt ihrer indessen mit Cupido und Venus Lubentina zusammen.

Volupia dagegen hatte wirklich eine Capelle. Merkwürdig! auf ihrem Altare daselbst stand ein Bild mit verbundenem und versiegeltem Munde: man nannte es das der Angerona oder Angeronia (von angere, ängstigen?). Es hielt den Finger an den Mund, kündigte gleichsam Stillschweigen an. Man feierte dieser Angeronia in diesem Tempel ein besonderes Fest, Angeronialia genannt. Welche Symbolik in dem Allen lag, ist schwer zu sagen.

---

6. Volumnus und Volumna und Peta.

Wir nehmen diese personificirten Affecte des Begehrungsvermögens hier noch mit, weil wir um derselben willen nicht eine besondre Rubrik machen wollen. Außerdem ist von ihnen nicht mehr zu sagen, als daß wir über sie nur die Notiz haben, daß die erstern beiden Wesen als Göttinnen des Gutes-Wollens (von velle), die letztere als Göttin des Strebens (von petere) betrachtet und vielleicht auch verehrt worden ist.

E) Besondere Gottheiten des ehelichen Verhältnisses und der Geburten.

Wir haben im Obigen schon solche Gottheiten im Jupiter, in der Juno und in der Venus, aber nur in untergeordnetem Maaße, kennen lernen; hier führen wir die besondern auf. Zuerst sind es

1. die Cameliä Virgines

d. h. die hochzeitlichen (γαμηλίαι) Jungfrauen, zu welchen die Bräute vor oder bei der Hochzeit zu beten pflegten. Offenbar ein Cultus griechischen Ursprungs. Welche Wesen übrigens speciell unter diesem allgemeinen Namen zu verstehen sei, wissen wir nicht.

---

2. Der Talassio oder Talassius.

Der Name weiset offenbar nach Griechenland hin: ταλασία heißt im Griechischen das Wollespinnen, und ταλάσιος oder ταλάσιος, was dazu gehört. Nun meldet uns Plinius, daß der Rocken mit Wolle und die Spindel mit Garn (zum guten Zeichen der Wirthlichkeit der jungen Frau) die Braut in das Haus des Bräutigams begleitete, also gleichsam, die Sache personificirt, der Talassio oder Talassius. Darum ward bei Hochzeiten, vornehmlich wohl auf dem Zuge der Braut in das Haus des Bräutigams, jener Name immer ausgerufen, wie die Griechen ihren Hymenäus anriefen. Eine fabelhafte Legende sollte den Gebrauch erklären, indem man den Raub der Sabinerinnen hereinzog, erklärt ihn aber, wie gewöhnlich, auf sehr ungenügende Weise.

Außerdem hatte man einen Domiducus (einen Gott, der die Braut geleitete, wenn sie in's Haus des Bräutigams geführt wurde) neben der Juno domiduca oder iterduca (vergl. oben S. 490.), eine Abeona, die sie aus dem väterlichen Hause abziehen, und eine Adeona, die sie in's neue Haus einziehen ließ, eine Manturna (von maneo), die sie bleiben hieß u. s. f., wobei sich die Sucht die Begriffe zu scheiden wieder bis zum Ekelhaften verlaufen. Zum Schlusse nahm man noch einen Gott des Wittwenstandes an (einen Viduus).

---

3. Diana.

Sie ist offenbar mit der Δίαινα der Griechen identisch, und der Name verwandt mit dies, dius, Dios, Jovis (vergl. Grimm's deutsche Mythol. S. 116.). Sie ist mithin die Göttin des Aethers und des Lichtes im Weltraume, wie ursprünglich Dione und Juno, und trifft mit der letztern sogar im Wesen zusammen. Unter den 12 Altären, welche der sabinische Tatius in Rom errichtet haben sollte, wird auch einer aufgezählt, der gemeinsam der Diana und Lucina (Juno) gewidmet gewesen sei. Beide sind ursprünglich Lichtspenderinnen, Lichtgeberinnen, d. h. Geburtsgöttinnen, die das Kind an's Tageslicht (diem, daher eben der Name Diana*).) fördern. Daher hieß Juno lucina, lucetia. Diana hatte aber, wie es scheint, von Anfang an vorzugsweise diese Bedeutung und behielt sie auch für alle Zeiten; daher sie noch in späterer Zeit lucina, genitalis, gene-

*) Die neuerdings mehrfach beliebte Etymologie Dia Jana, um die Göttin dem Janus näher zu bringen, läßt sich durchaus nicht rechtfertigen.

tyllis genannt worden ist. Im Ganzen war sie eine gnädige, liebevolle, heilbringende Göttin, welche die Beinamen felix, opifera, sospes führt. Natürlich ward sie nun auch die Göttin der Wöchnerinnen, der Gebährenden, stand ihnen bei, war lochia (λοχεία) wie die Artemis, daher sie eben mit dieser sofort, nach Bekanntwerdung der Römer mit dem Hellenismus, identificirt wurde und natürlich nun auch alle die Eigenschaften annahm, die eigentlich dieser hellenischen zukamen. Sie ward die Göttin des Wildes (domitrix ferarum); man gab ihr Köcher, Bogen und Pfeil als Waffen; sie wohnte in Hainen (nemorensis), liebte die Quellen (im Haine bei Aricia hatte sie ihren Tempel und dabei war die Quelle Egeria), und die Wettkämpfe in den Amphitheatern mit wilden Thieren waren ihr geheiligt.

Der Dianen-Cult war in Latium sehr verbreitet; er war bereits ein vor-römischer. Bei Rom's Erbauung oder wenigstens bei der frühesten Erweiterung der Stadt hat er in derselben sofort seine Stätte gefunden. Er hatte selbige auf dem cälischen Hügel und ein sehr großer Theil der ältesten Bevölkerung daselbst bestand aus Latinern. Ein andres Heiligthum war auf der Höhe des cyprischen Viertels (vicus cyprius), und sehr wahrscheinlich ist sie hier in ihrer ältesten Eigenschaft verehrt worden.

Unter Servius Tullius ward sie politische Göttin, Vorsteherin des latinischen Bundes, dessen Mittelpunct von jetzt an Rom sein sollte. Als solche erhielt sie ihr Heiligthum auf dem aventinischen Berge, auf der höchsten Spitze. Diana ward dieß in Folge der Bekanntschaft der Römer mit der ephesischen Artemis, wie Livius ausdrücklich versichert. Weil nehmlich die letztere, Bundesgöttin der Jonier in Asien war und die Städte desselben vereinte, so sei Servius Tullius auf den Gedanken gekommen, für Latium ein ähnliches Bundesheiligthum unter der der griechischen Göttin entsprechenden Diana zu gründen, und nach dem, was wir über die Verbreitung des Hellenismus in Rom in der Geschichte der römischen Religion bemerkt haben, kann gar kein Zweifel sein, daß dieß wirklich der Fall gewesen. Der 13. August war der Tag der Festfeier. In späterer Zeit scheint es mehr ein Fest der Plebejer und der Sklaven gewesen zu sein.

Ueberdem war in der patricischen Gasse ein Tempel der Göttin. Diesen durften die Männer nicht betreten. Diana war also hier vorzugsweise, wie eigentlich, Göttin der Frauen. Eine schlechte Legende gab eine schlechte Auskunft über die Entstehung dieses Tempels. Endlich hatte sie noch in der Subura ein Heiligthum, wonach sie die suburanische Diana genannt wurde.

Im Jahre 187 v. Chr. gelobte der Göttin der damalige Consul Aemilius einen Tempel im Kriege mit den Ligurern und weihte ihn acht Jahre später im Circus Maximus ein, wahrscheinlich in Folge einer speciellen Veranlassung, wonach geglaubt wurde, als hätte sie zum Siege verholfen. Auch auf dem Palatinus hatte sie einen Tempel.

Sie wurde später mit der Luna oder Mondgöttin identificirt, was leicht geschehen konnte, da ja Artemis von den Griechen ebenfalls dafür gehalten wurde. Nun wurde sie auch Trivia (Göttin der Kreuzwege und war als solche Göttin der Wege) und Hekate (die Göttin der Zauberei). In der römischen Literatur der Dichter erscheint sie nicht anders als in dieser höchst zusammengesetzten Wirksamkeit; als Schwester des Apollo dagegen im Volksglauben bereits im Jahre 217 v. Chr., wo sie beide bei einem Lectisternium verbunden wurden, natürlich doch nur in Folge jener Anschauung.

Ihre Bildnisse waren (nach Festus) jugendlich, wie die der Artemis.

Die Römer oder vielmehr die Römerinnen verehrten auch die Diana im benachbarten Städtchen Aricia: ein Dienst übrigens, der Aehnlichkeit mit dem der Artemis Tauropolos gehabt zu haben scheint.

Außer diesen eben erwähnten Gottheiten der Geburten haben wir noch aufzuführen die Numeria, als die Göttin, welche zu frühe Entbindungen verhütete, die Partula, Egeria, die Nascio und, nach griechischem Vorbilde (man vergl. die Damia und Auxesia), die Dii nixi.

F) Die Gottheiten menschlicher Beschäftigungen.

a) Oeconomisches (Landbau und Viehzucht).

1. Terra oder Tellus.

Die Terra oder Tellus, d. i. Erdgöttin, war den Römern nicht die Göttin der Erde als eines Weltkörpers, sondern insofern dieselbe den Menschen vermöge ihrer Kraft der Hervorbringung von Gewächsen, namentlich vom Getreide, den höchsten Nutzen gewährt und sich insofern ihnen wahrhaft mütterlich zeigt. Daher die Römer sie auch oft Mater (die Mutter-Erde) nennen. Sie heißt wirklich Göttin (z. B. in einer Inschrift bei Orelli 1505), und ihr wurden in der eben angegebenen Beziehung auf Ackerbau mehrere heilige Handlungen begangen. An den Paganalien wurde sie, nebst der Ceres, mit der sie oft zusammengestellt, nicht selten verwechselt worden ist, als Göttin gleiches Wesens, durch ein Opfer gesühnt und zwar namentlich durch das eines trächtigen Schweines, was besonders Fruchtbarkeit erzeugen, die Göttin zur Gnade stimmen sollte. Eben so wurde der Tellus am 15. April, immitten der Festfeier zu Ehren der Ceres, eine trächtige Kuh auf dem Capitol dargebracht; aber dreißig wurden in den dreißig Curien, je eine in einer Curie, geschlachtet.

Dieses Fest, Forticidien oder Fordicalien (Schlachtung trächtiger Thiere) genannt, sollte dazu dienen, Mißwachs von den einzelnen Gemeinden, so wie von der ganzen Stadt, abzuhalten.

Einen Tempel der Tellus finden wir in den Carinen. War das derselbe, welcher auf dem Platze des Hauses des Sp. Cassius Viscellinus gebauet wurde?

Außer der Göttin Tellus wird auch ein männlicher, gleichbedeutender Gott Tellumo oder Tellurus genannt, weiter nichts als das männliche Princip, aus jenem weiblichen erst abstrahirt. Die Pontifices fügten als Qualitätsbestimmungen diesen wieder bei den Altor (Ernährer) und Rusor (Zurückkehrer, der da macht, daß das gewonnene Getreide wieder in die Erde zurückkehrt, von neuem gesäet wird).

---

2. Saturnus.

Der Name stammt aus der lateinischen Sprache: seine Wurzel ist sao = sero, ich säe. Saturn ist folglich ursprünglich der Gott des Säens, der die Saaten beschützt. Unbezweifelt kann, muß er uns demnach als ein altitalischer Gott gelten, der schon vor Rom's Erbauung geglaubt wurde. Auch stellt ihn die spätere Sage *in diese* Zeit zurück. Nach Rom kam sein Cultus wahrscheinlich *sogleich mit* der ersten Colonie, und so erhielt der Gott wohl in der Regia sein erstes Heiligthum. Gewiß unrichtig ist die Annahme, daß er erst durch die Sabiner heimisch in der Stadt geworden sei, da sein Name und sein Cultus nichts Sabinisches zeigt.

Ein andres Heiligthum hatte der Gott am Capitolinus entweder seit einem der Könige, der es anlegte, oder seit 495 v. Chr. Gewiß war auch diese Cultusstätte sehr alt.

Endlich besaß der Gott noch einen Altar vor dem Gebäude, wo der Senat seine Sitzungen zu halten pflegte. Hier ward ihm indessen nach griechischer Weise geopfert (die Erstlinge der Früchte [Dionys. Halic. VI, 1.], also als einem Gotte der Saaten); folglich mochte es ein späterer Dienst sein.

Daß Saturn in Italien von den Alten wirklich für einen Gott der Saaten, des Ackerbaues gehalten worden ist, lehrt außer der Etymologie noch, daß man von ihm dichtete, er habe das Düngen des Feldes — daher hieß er Sterculinus — erfunden, überhaupt die Bewohner Italiens den Ackerbau gelehrt, und damit aller der Güter theilhaftig gemacht, welche für die Menschheit aus dieser Einrichtung entsprungen. Auch sein Symbol deutet darauf hin: es war ein Gartenmesser und eine Sichel zugleich (falx); daher der Beiname des Gottes falcifer. Nicht minder spricht dafür seine Zusammenstellung mit der Ops (der Göttin des Segens und der Wohlhäbigkeit), die auf jeden Fall nicht erst eine Folge der Identificirung beider mit Kronos und Rhea gewesen ist. Auch befand sich eine, wie

es scheint, uralte Opferstätte der letztern nicht fern von jener des Saturn am Fuße des Capitoliums. Was liegt in solcher Combination Andres, als der Sinn, daß durch Ackerbau Wohlstand herbeigeführt werde? mit demselben verbunden sei? Daher auch die Eigenthümlichkeit der Saturnalien. Sie wurden im December gefeiert, wo man die Feldarbeiten des Jahres sämmtlich für beendigt halten konnte, alle Früchte vom Lande eingescheuert hatte. Es war mithin ein wahres, allgemeines Aerntefest. Der eigentliche Festtag aber war der 19. des genannten Monats, und dieser hieß gerade nach der Ops die Opalien. Er soll anfangs beiden Gottheiten gemeinschaftlich gewesen sein. Nach Livius (II, 21. u. XXII, 1.) sollte dieß Fest der Saturnalien auch erst im Jahre 495, ein andres gar erst 217 v. Chr. angeordnet worden sein! Eine spätere Legende leitet es vom Hercules oder von den ältesten Einwanderern aus Griechenland ab.

Im Tempel des Saturn wurde in Rom die Staatscasse aufbewahrt, wieder nicht ohne Beziehung auf das eben Erwähnte. Saturn erscheint hier selbst als Spender des Segens, des Reichthums. Seine Bildsäule war hier darum hohl und mit Oel gefüllt, dem wahrscheinlichen Symbole des Segens.

Verwandt ist mit dem Begriffe der Saaten der eines Gottes der Pflanzen, der Bäume, der nützlichen Gewächse. Und so betrachtete man den Saturn auch als Gott des Weinstockes, der denselben zuerst gepflanzt (vitisator) und die Menschen zu pflanzen gelehrt habe. Er sollte ferner alle Gewächse behüten, nicht bloß die man säet, sondern auch die man pflanzt, pfropft, die man eben sowohl auf Feldern, wie in Gärten, zieht. Daher sollte er die Veredlung des Obstes erfunden haben, d. h. er war Gott der Obstplantagen.

Nachdem man ihn mit dem Kronos der Griechen identificirt hatte, wurde auf ihn Alles übergetragen, was man von diesem in Hellas erdichtet hatte. So sollte er denn ein Sohn des Cölus (des Himmels) und der Hekate sein. Auch pragmatisirte man ihn zu einem anfänglich irdischen Könige in Latium, unter dessen Herrschaft das goldene Zeitalter stattgefunden. Gleicher Weise warf man ihn mit dem hellenischen Hades (als dem Gotte der Erdfruchtbarkeit) zusammen, machte ihn mithin zum chthonischen Gotte, was er nicht ist, obgleich Plutarch und mit diesem Klausen solches behauptet. Dunkel ist, wie man ihn konnte zum Sohne des Pollux dichten.

---

3. Ops.

Eigentlich die Göttin des Aerntesegens; denn ops, das Appellativum, bedeutet der reiche Erfolg, die Fülle; weßhalb sie eben mit Saturnus zusammengestellt und zu dessen Gattin gedichtet worden. Doch ward sie auch in Bezug auf Säen und Saat verehrt und

führte aus dem Grunde den Beinamen consivia oder consiva (die Besäende). Als solcher ward ihr jährlich am 25. August, wenn der gewonnene Aerntesegen nach dem Ausdreschen von der Tenne in die Vorrathsbehälter eingebracht wurde, ein Fest gefeiert, Opeconsiva genannt. Als solche hatte sie ferner in der sogenannten Regia eine besondere Capelle: ein untrügliches Zeugniß, daß der Dienst einer der ältesten, ein ursprünglich alt-latinischer war. Das Heiligthum ward so hoch geachtet, daß Niemand, außer den Vestalinnen und dem Staatspriester, bei dem Dienste in dasselbe hineingehen durfte.

Die Ops hatte auch eine Opferstätte am Fuße des Capitoliums, die wahrscheinlich ebenfalls sehr alt war, oder auf dem Capitolium selbst. In der junonischen Straße besaß sie einen Altar gemeinschaftlich mit der Ceres.

Seine Gelübde that man der Göttin sitzend und berührte die Erde, von welcher ja der Aerntesegen kam. Wegen solcher nahen Beziehung zur Erde hält sie Varro deutelnd für identisch mit der Tellus, was sie aber ursprünglich nicht war.

---

4. Mars.

»Die römischen Schriftsteller (also aus späterer, historischer Zeit) gebrauchen den Namen des Mars geradezu für Kampf und Schlacht und lassen es nicht an entsprechenden Attributen, wie blutig, grimmig, kühn, wild u. s. w., fehlen. Dieser Ansicht uns ohne Weiteres anzuschließen, hindert uns die Rücksicht, daß Mars den Beinamen Silvanus führt, daß man ihm für das Gedeihen der Feldfrüchte und das Wohlsein der Heerden opferte« u. s. f. Dieß letztere ist gewiß, der Natur der Sache gemäß, die erste und älteste Eigenschaft des Gottes, und der Uebergang von da zu der eines Kriegsgottes leichter denkbar als umgekehrt. Darum nehmen wir den Gott hier unter diese Rubrik.

Der Name ist nicht verwandt mit mas, maris; das lehrt der T-Laut hinter R, sondern mit martus, martulus, martellus, folglich auch mit marcus, marcellus, mithin mit marceo (markeln, mürbe machen), wohl auch mit mordeo, mors u. s. f. Mars bedeutet hiernach der Zermalmende, Vernichtende. Der altitalische Apollo.

Den von Anfang an dem Feldbau ergebenen Italioten mußte er vor Allen der Gott sein, der die Früchte des Ackers vernichten könnte. Das ist er ihnen gewiß schon lange vor Rom's Erbauung gewesen. Der Cultus des Mars ist in Latium sehr gäng und gäbe gewesen, auch zu Alba selbst. Von da ist er gewiß nach Rom gezogen, gezogen zuvörderst als Gott der Feldfrucht. Hierfür haben wir den sichersten Beweis in dem merkwürdigen, überaus alterthümlichen Gesange, den die »Feld-Brüder« (fratres arvales) sangen, jenes bekannte

Collegium von zwölf Priestern, die den 15. Mai mit Kränzen aus Aehren einen Umgang durch die Felder (arva) innerhalb des Weichbildes der Stadt hielten, um von den Göttern Fruchtbarkeit für die römischen Felder zu erflehen und namentlich den Mars zu bitten, daß er dieselben schonen möchte. »Mars,« riefen sie unter Anderm, »lasse Verderben sich nicht verbreiten. — Hilf uns, Mars, Triumph!« Das Fest hieß Ambarvalien (Feld-Umgangsfest). Zugleich ward dem Janus, Jupiter und — Mars Wein gespendet und von den Landbauern angerufen, ihnen und ihren Feldern gnädig zu sein. Dieser Gesang war nun sehr alt; der Dialect in demselben — wir besitzen ihn noch — ist schwer zu verstehen. Folglich ging der erwähnte Gebrauch zuverlässig in das höchste Alterthum Rom's hinauf: seine Einführung datirt sich gewiß von Rom's Entstehen her. Darauf weist auch die, wenn gleich späte theogonische Mythe hin, welche den Mars zum Ahnherrn des Faunus macht.

Ein zweiter Beweis, daß Mars ursprünglich ein verderblicher Feldgott gedacht wurde, liegt darin, daß sein Priester das Fest der Robigalien (des Getreide-Brandes) besorgte. Auch weiß Tertullian vom Numa zu berichten, er habe dem Mars und der Göttin Robigo Spiele geweihet. D. h. beide Gottheiten standen in nahem Conner mit einander, wurden gemeinsam verehrt.

Noch mehr! Es gab in Rom einen Stein, welchen man den Regenstein (lapis manalis, eigentlich Stein des Fließens) nannte. Bei allzugroßer Trockenheit ward er durch die Pontifices in die Stadt geholt, und — sogleich, sagte man, erfolgte Regen, oder man schleifte ihn über die Raine. Dieser Stein lag aber für gewöhnlich vor dem capenischen Thore, beim dortigen Tempel des Mars. Selbst das Opfer des sogenannten October-Pferdes scheint sich mit auf Sühnung des Feldgottes Mars bezogen zu haben: es ward für das Gedeihen der Früchte gehalten. Wahrscheinlich benannte man aus gleichem Grunde den ursprünglich ersten Monat im Jahre März (mensis Martius), damit der Landmann gleichsam ein gutes Omen für's ganze Jahr hätte.

Man kann sich's hieraus erklären, warum Mars überhaupt (nach dem Arval-Liede) zu den zwölf ländlichen Laren gerechnet, mit diesen zusammengestellt ist.

Mit dem Feldbau hängt die Viehzucht zusammen; die Sorge für die Heerden ward mithin dem Mars ebenfalls an's Herz gelegt. Cato d. ä., der bekannte Schriftsteller über Ackerbau aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr., gibt für die Feier der Ambarvalien folgende Anrufungs-Formel: »Vater Mars, ich bitte dich und flehe dich an, sei gnädig mir, meinem Hause und meiner Familie; weßhalb ich befohlen, dir das Schwein-, Schaf-, Stieropfer (Suovetaurilien) um den Acker, das Land und mein Grundstück herumzuführen. Halte, wehre, wende ab erlebte und unerlebte Krankheiten, Verödung und Verwüstung, Schaden und böse Witterung! Laß Früchte, Getreide, Weinpflanzung und Gesträuch wachsen und wohl gedeihn! Erhalte Hirten und Heerden gesund und gib Heil

und Wohlfahrt mir, meinem Hause und meiner Familie. Deßwegen, um meinen Grund und Boden, mein Land und meinen Acker zu sühnen und die Sühnung zu verrichten, so wie ich gesagt, mag denn geopfert sein das Opfer des säugenden Schweines, Schafes, Stieres.« Also die ganze Oeconomie eines Landwirthes wurde dem Mars anempfohlen. Die Heerden aber weideten bei den Latinern zumeist in den Wäldern. Darum bekam dieser Heerden-Mars den Beinamen Silvanus (Waldbewohner), und sein Attribut war der Wolf, der Feind der Heerden, wie bei den Griechen das des Apollo und des Pan.

Nun konnte Mars aber auch als Vernichter der Menschen gedacht werden, und zwar erst durch Seuchen, durch Krankheiten. Die Brüderschaft der Salier, seiner ihm zugeordneten Priester, sollte von Numa, in Folge einer grassirenden Pest, gestiftet sein. Ist das auch historisch ungegründet, so weist doch die Legende auf jene Beziehung hin, und es ist wohl möglich, daß diese Springer oder Tänzer durch ihren Waffentanz nicht den Kriegsgott Mars, sondern den Pestgott verehrt haben. Niemals hat man diese Ceremonie bei Gelegenheit eines Krieges angeordnet, sondern die Feier fand regelmäßig im Monat März statt.

Zweitens aber und vornehmlich — weil die Römer ein kriegerisches, ewig in Streitigkeiten mit ihren Nachbarn verwickeltes Volk gewesen sind — war Mars ein Vernichter der Menschen durch den Krieg oder im Kriege. Er war Kriegsgott. Auch in dieser Eigenschaft muß er bereits bei der Erbauung Rom's dahin gelangt sein: denn sein ältestes Heiligthum hatte er hierselbst in der ächt-latinischen Regia, und sein Symbol war das Symbol des Krieges, eine Lanze. Mag auch der Tanz der Salier, wie wir eben gesehen, mehr dem Pestgotte gegolten haben — daß der Tanz kriegerisch war, gleich der Pyrrhiche oder Prylis der Hellenen, zeugt doch nicht minder von Beziehung auf einen Gott des Krieges. Nicht minder ging derjenige Feldherr, welcher die Führung eines Feldzuges übernommen hatte, zuvor in das Heiligthum des Mars und bewegte die daselbst befindlichen heiligen Schilde, Ancilien genannt, und sodann den Speer der Bildsäule mit dem Ausruf: Mars, wache! Das Armilustrium, ein jährliches Fest, das den 19. October gehalten wurde, eine Art Waffen-Revüe und Waffen-Weihe, war mit einem dem Mars, als militärischem Gotte, geweihten Opfer verbunden (auf dem Aventinus). Die römischen Bürger waren dabei bewaffnet. Nach seinem kriegerischem Symbole, jener Lanze, die im Sabinischen Quiris oder Curis hieß, führte er wohl, erst seitdem die Sabiner in die römische Gemeinde aufgenommen waren, den Beinamen Quirinus, der später zum Namen eines besondern Gottes erwuchs. Von dem geregelten Marschiren der Soldaten erhielt er den Beinamen Gradivus (der Schreitende, im geordneten Schritt Gehende). Als solcher hatte er einen Tempel an der appischen Straße. Endlich ward ihm in solcher Eigenschaft als Kriegsgott die Neriene, auch Nerio oder Neria geheißen, zur Gemahlin gegeben. Das Wort aber

ist mit nero, nervus verwandt und mag die Starke, Nervigte bedeuten, also die personificirte Kraft gewesen sein. Man rief sie an als Gattin des Mars, nicht minder die Molen (von moles), d. i. die personificirten kriegerischen Anstrengungen, Kampfmühen. Alles Beziehungen auf den Krieg. Dahin wollen wir nun auch rechnen, daß dem Gotte im gallischen Kriege ein Tempel gelobt und im Jahre 386 v. Chr. geweihet; daß ihm im Jahre 282 ein Dankfest im Lager, bei der Entsetzung der verbündeten Stadt Thurium von der Belagerung durch die Samniten, durch den Consul Fabricius angeordnet wurde, weil er zum Siege Veranlassung gegeben. Als der Sieg am trasimenischen See verloren gegangen war, da fragte man nach der Ursache die sibyllinischen Bücher, und man glaubte aus ihnen zu ersehen, das dem Mars gethane Gelübde wäre nicht gut ausgeführt, und der Gott fühle sich beleidigt. Nach einem Siege ward ihm als dem zweiten ein Theil der Beute gewidmet. Jupiter Feretrius erhielt den ersten. Er verlieh also auch den Sieg, war Mars victor oder Vincius und hatte die Fortuna oder die Victoria zur Gefährtin, und schenkte den Frieden, war pacifer. Als siegväterlicher Gott führte er vorzugsweise den Namen Vater (Mars pater, Marspiter) und ward mit der Fortuna und der Victoria zusammengestellt. Den Beinamen Ultor (Rächer) bekam dieser Kriegsgott von Augustus nach der Schlacht bei Philippi und als solcher einen Tempel auf dem Forum Augustum, den der Kaiser vor der Schlacht gelobt hatte, welche die Manen seines Adoptiv-Vaters rächen sollte. So empfing der Gott um Cäsar's willen eine höhere Bedeutung. Gleichen Bezug hat die Sage von Mars, als dem Urahnen der Römer, dem Vater des Romulus. In Gebeten um den Sieg im Kriege ward Mars mit Janus, Jupiter, Quirinus, Bellona, den Laren angerufen (Liv. VIII, 9.). Darum erhielt er auch im Jahre 217 v. Chr. ein Lectisternium, nach griechischer Mythologie mit der Venus zusammen. Nehmlich als Kriegsgott identificirte man ihn mit dem Ares der Griechen.

Aus einem solchen Gotte konnte er leicht ein Gott der Vorübungen zum Kriege, der Roßwettkämpfe werden. Diese aber wurden auf einer besondern Bahn gehalten, die davon den Namen campus Martius empfing. Als solchem zunächst galt ihm das Opfer des Octoberpferdes, das von einem Zweigespann, welches den Sieg davon getragen, (das rechte Pferd) genommen wurde. Hier stand auch ein Tempel des Mars, d. h. außerhalb der Stadt, weil er gegen die Angriffe der Feinde schützen sollte. Vor Augustus war innerhalb Rom's kein andrer Mars-Tempel als der des Quirinus auf dem quirinalischen Hügel, wenn man den Gott Mars nennen soll. Ein zweites Marsfeld war, nach dem Zeugniß des Festus, auf dem Berge Cälius, wo die dem Mars zu Ehren angestellten Wettrennen abgehalten wurden, wenn der eigentliche Campus Martius, der an der Tiber lag, überschwemmt war. Diese Equirien beging man an dem 1. März und an dem 15. October, also zu Anfang und Ende der zu Feldzügen gewöhnlich bestimmten Zeit. Nun konnte er aber über-

haupt zum Gotte der Wettkämpfe werden, auch den Amphitheatern vorstehen. Ja! überall wo es Streit gab, mochte Mars als Schiedsrichter, als Entscheider gedacht werden, selbst auf dem Forum. Er ward deßhalb hier verehrt, führte den Namen Mars forensis und war demnach juridischer Gott. Daher auch wohl der Speer, die Hasta hier Symbol bei Versteigerungen. Erbschaften waren unter den Schutz des Mars gestellt.

Aber der Gott des Krieges konnte leicht auch zum Schutzgotte eines kriegerischen Staates erwählt werden. Und das ist beim Mars der Fall gewesen. Gleich von Anfang an scheint er das gewesen zu sein; darauf bezog sich gewiß seine Verehrung im romulischen Districte und daß er eine Capelle auf dem palatinischen Berge hatte (Dionys. Halic. fragm. XIV, 5.). Indessen, als das Capitolium vetus im Sabiner-Viertel, auf dem Quirinalis, errichtet wurde, da ward er recht die Schutzgottheit Rom's nebst Jupiter, Juno und Minerva. Und als das neue Capitolium erbauet ward, erhielt er daselbst eine noch glänzendere Stätte. Insofern führte er wohl auch den Namen Vater (Mars pater oder Marspiter) und Erhalter (conservator).

In jeder der genannten Beziehungen, oder als furchtbarer Gott überhaupt, konnte er zuletzt noch zum Gotte der Weissagung werden. Daher bringt ihn die Sagengeschichte mit Picus und Faunus in Verbindung. Doch scheint, wie wenn diese Eigenschaft des Gottes nie Volksglauben in Rom selbst geworden wäre: sie gehörte mehr der sabinischen Religion an. Denn in Tiora Matiena im Sabinischen hatte er nach Art des dodonäischen ein uraltes Orakel, nur daß hier der allen Ausonen heilige Specht oder Baumpicker (picus) die Stelle der Taube vertrat.

---

5. Silvanus.

Dem Namen zufolge war dieser Gott ursprünglich ein Gott der Waldung (silva = Wald), und so erscheint er noch in mehreren Stellen der alten Autoren. Auch deutet die Form des Wortes darauf hin, daß es ursprünglich ein Adjectivum gewesen. Und wirklich hat Mars dasselbe noch in historischer Zeit geführt. Der Cultus des Silvanus ist daher wohl ein Abzweig des Mars-Cultus. Er wohnt im Walde und läßt von daher Nachts seine gewaltige Stimme, wie man sagte, ertönen. Er ist daher einerseits ein guter Gott, der die Waldungen, die Bäume beschirmt, und der einstens nach der Schlacht mit den Vejentern unter des Brutus' Consulat aus dem arsischen Walde bei nächtlicher Stille gerufen, es sei ein Etrusker mehr gefallen, die Römer mithin Sieger, und dadurch den letztern die Anerkennung des Uebergewichtes verschafft haben sollte; aber auch andrer-

seits ein Popanz, ein böser Dämon, ein Kobold, der die Menschen neckt und ihnen einen Schabernack anzuthun vermag, der nach dem Volksglauben vornehmlich den Wöchnerinnen — welche ja öfter den leisesten nachtheiligen Einflüssen ausgesetzt sind und wohl gar unterliegen — Schaden bringt. »Wenn daher eine Frau,« sagt Varro beim Augustinus, »geboren hat, so werden ihr drei Schutzgötter gewährt, damit nicht Silvanus in der Nacht in's Haus komme und der Wöchnerin etwas anthue. Es gehen deßhalb drei Männer Nachts um die Schwellen des Hauses und schlagen die Schwelle desselben zuerst mit einer Axt, dann mit einem Stampfkolben, und zuletzt fegen sie selbige mit einem Besen ab, damit durch solche Proceduren Silvanus abgehalten werde, sich zu nahen.« Jene drei schützende Gottheiten, dem Silvanus gegnerisch, sind Intercido oder Intercidona (Hauerin), Pilumnus (Mörserkeulen-Mann), Deverra (Fegerin). Horaz nennt das Dickicht des Waldes als dem Silvanus gehörig. Bei Tibull wird ihm, als »dem Gotte der Waldungen,« von Hirten eine Syrinx geweihet, deren Spiel er kundig ist. Als Anpflanzer wilder Bäume trägt er bei Virgil den Wurzelschoß einer Cypresse, und bei einem andern, spätern Dichter heißt er »froh des wildernden Stammes.«

Silvanus wurde aber auch betrachtet als Schirmer und Segner der Frucht- und Obstbäume in Gärten und Anpflanzungen. Darum heißt er nicht selten auf Inschriften Dendrophorus (die Bäume fruchtbar machend), und man brachte ihm zur Sühne und zur Verehrung die Erstlinge von Baumfrüchten, auch von Trauben und Aehren, dar; denn er kann ja auch die Bäume vernichten, zerdonnern, wie ein Dichter sagt. Und im Herbste, wenn die Früchte eingebracht waren, ehrte man ihn durch ein Milchopfer und durch ein Fest, an dem Weib, Kind und Gesinde Antheil nahm. Silvan trat da in der Vorstellung der Römer der Tellus nahe, mit welcher er eben bei der Gelegenheit zugleich von den Landleuten verehrt wurde. Ingleichen war er Schützer der Heerden, die in den Wäldern weideten. Von ihm, als Mars Silvanus, erflehte man die Gesundheit des Rindviehes im Walde durch Opfer und Gebete und brachte ihm für gewährte Erhaltung der Heerden Herbstopfer dar. Darum wird auch die Abwehr der Wölfe ihm beigelegt.

Solcher Gestalt wurde Silvanus ähnlich dem Gotte, der von den Grenzen des Landmannes den Schaden für Aecker, Gärten und Vieh abhielt, oder dem Terminus. Und nun sollte auch Silvanus die Grenzen beschützen, und es hieß von ihm, er habe zuerst die Grenzsteine gesetzt, und habe, wo die Besitzungen zusammenstießen, immer einen Hain.

Silvanus trat nach allen diesen Beziehungen für den Landmann in den Kreis der schützenden Gottheiten für Feld und Haus ein: er wurde hiernach sogar betrachtet als ein Lar, als der »Heilige,« »Geweihte« der Laren, wie er auf noch vorhandenen Inschriften heißt. Ja! eine Schrift rechnet ihn geradezu den Hausgöttern bei. Aber natürlich nur für den Landmann war er das.

Die Dichter zeichnen ihn uns als Greis, mit ländlichem Schmucke des Hauptes, blühende Ferulstauden und mächtige Lilien schüttelnd, verliebterer Natur, als man von dem Alten erwarten sollte. Als Satyrfigur stellt ihn ein noch vorhandenes Bildwerk dar; ein anderes, welches ein Opfer für Silvan vorstellt, trägt dessen Bild, ein Gartenmesser in der einen und einen Baumzweig in der andern Hand. So war er denn hier Baumpfleger und dem Saturn verwandt. Nicht ohne Grund also war eine Bildsäule des Gottes beim Tempel des Saturn aufgestellt. Heiligthümer hatte aber Silvan zu Rom zwei: eines auf dem viminalischen Hügel, ein andres auf dem aventinischen.

Virgil singt, es sei zu seiner Zeit die Sage gewesen, den Hain bei der etruscischen Stadt Cäre hätten die alten Pelasger (pelasgischen Tyrrhener) dem Silvan, dem Gotte der Fluren und des Viehes, geweiht. Somit könnte man annehmen, es wäre ein ursprünglich etruscischer Gott. Allein die deßfallsigen Behauptungen sind zu unsicher, und so wollen wir wenigstens das glauben: Silvanus war ein ächt italischer Gott, der aber späterhin mit dem griechischen Pan und Aegipan — dessen halbthierische Gestalt ihm einige Schriftsteller sogar zueignen — vielfältig identificirt worden ist. Man hat ihn auch mit Faunus und Janus vermengt.

Spätere, philosophisch-etymologische Deutelei ist es, wenn man ihn zum Symbole des Grundstoffes (ὕλη, silva) der Welt *machte*.

In einer alten Schrift über die Feldraine unterscheidet der Verfasser drei Silvane: einen häuslichen, der zu den Laren gehöre, einen ländlichen, der den Hirten heilig, und einen dritten (den anfänglichen oder angehenden [?]), welcher auf der Grenze der Felder einen Hain habe. »Wir müssen uns darunter drei Standilder des Gottes vorstellen, deren das eine beim Hause, das andere mitten in der Flur und das dritte auf der Grenze errichtet war.«

---

6. Faunus.

Die Etymologie des Namens führt uns darauf, daß Faunus ursprünglich ein guter Gott oder Dämon ist; denn er bedeutet (von faveo) den Günstigen, Begünstigenden. Sein Cultus ist bereits vor-römisch, ächt latinisch. Und weil die alten Latiner vornehmlich sich mit Landbau und Viehzucht abgegeben haben, so ist ihnen Faunus von Hause aus ein ländlicher Gott und ein Viehzüchter und Beschützer der Heerden und der Weide gewesen. Als solchem ward ihm zu Rom am 13. Februar ein Fest auf der Tiberinsel gefeiert. Hier hatte er einen Tempel; denselben haben ihm die plebejischen Ädilen im Jahre 195 v. Chr. gebauet und zwar aus Strafgeldern dreier Weidepächter: aus welchem Umstande die oben angegebene

Eigenschaft des Gottes klar hervorgeht. Auch darf man nicht aus diesem späten Tempelbau abnehmen wollen, daß der Faunus-Dienst erst so spät in Rom eingeführt worden sei. Zuverlässig war die Stätte schon früher ihm geweiht gewesen: jetzt nur wurde sie durch einen Tempel geziert. Einen solchen hatte er gleichfalls auf dem cälischen Hügel. Wie alt dieser war, ist unbekannt. Am 5. December feierte man dem Faunus in gleicher Eigenschaft (als Schützer der Fluren und der Heerden) ein Opferfest unter Darbringung eines Böckleins und eines Kruges Weins. Nicht unwahrscheinlich (zufolge einer Legende bei Plutarch) wurden ihm im Anfange sogar Menschenopfer dargebracht. Denn er, der Sohn des Mercurius, habe früher alle Fremdlinge, die nach Latium gekommen wären, geopfert, womit eine andere Sage übereinstimmt, daß er solche Opfer dem Saturn eingesetzt habe, dem bekanntlich ähnliche Opfer gefallen sind.

Faunus ward darnach speciell als Gott des Ackerbaues betrachtet, dessen Sohn Stercutius (der Düngende) gewesen sein sollte, und den der spätere Pragmatismus deßhalb zum (vierten) Könige in Latium dichtete, als welcher er sein Volk den Landbau gelehrt hätte.

Sein Aufenthalt ward auf dem Felde und — in den Wäldern geglaubt. Aus dem letztern Umstande dichtete man den Faunus zu einem Jäger, ingleichen zu einem weissagenden Gotte und zu einem neckenden Walddämon. Diese vorletzte Eigenschaft trat bei ihm so hervor, daß er davon eigens den Beinamen Fatuus (von fari, fateri, reden, weissagen) oder Fatuellus erhielt. In solcher Beziehung ward ihm Picus (der zum Gotte erhobene Vogel Specht) zum Vater gedichtet, und von Virgil in der Aeneïde erzählt, Latinus (der vermeintliche Urahn der Latiner) habe das Orakel seines Vaters Faunus befragt, das durch Träume antworte. Dieß befand sich aber zu Tibur im Haine der Albunea und war bestimmt älter als Rom selbst, folglich auch die Vorstellung der Latiner von Faunus als orakelndem Gotte. Nehmlich man schrieb es ihm zu, wenn man aus dem Walde oder im Freien glaubte eine Stimme vernommen zu haben. Cicero erwähnt mehrere Fälle der Art. Daraus ist jene Eigenschaft des Faunus herzuleiten. (In Rom selbst, an dem Aventinus, befand sich eine solche Orakelstätte.)

Aber auch die eines neckenden Waldgottes, der da sogar die Menschen in ihren Wohnungen beschliche, sie im Schlafe durch böse Träume und durch schreckhafte nächtliche Erscheinungen ängstige, ist daher zu erklären. In dieser Beziehung sprach man auch von mehreren Faunen. Augustinus sagt uns z. B., die Faunen und Silvanen wären Incubus (Auflieger, Alpdrücker) genannt worden, die den Menschen während des Schlafes beängstigten, vornehmlich aber den Wöchnerinnen beschwerlich fielen.

So tritt denn Faunus in allen diesen Beziehungen ganz dem Silvan nahe. Nannten doch Manche, wie Dionysius von Halicarnassus sagt, den Faunus als Urheber jener Stimme aus dem arsischen Walde, von welcher oben bei Silvan die Rede gewesen. Aber nicht minder ist er in späterer Zeit dem griechischen Pan gleich geach-

tet worden, dem er fast in allem Obigem ähnelt, so daß ein späterer Synkretismus auch hier nicht zu verkennen ist.

Ihm zu Ehren wurde außerdem und zwar so, daß er noch in zwei andern, besondern Eigenschaften erscheint, den 15. Februar ein Fest gefeiert, unter dem Namen Lupercalien bekannt. Hiernach hieß Faunus Lupercus, welche Benennung auch für sich gebraucht worden ist, so daß darnach ein besonderer Gott unter diesem Namen geglaubt wurde. Das Wort entspricht offenbar dem griechischen Lykoergos oder Lykurgos und bedeutet den Wolfsabwehrer, welche Wirksamkeit man dem Silvanus beigemessen. Faunus war speciell ein solcher als Heerdengott *). Das Opfer an jenem Feste bestand in Ziegen oder Böcken, welche Thierart den Alten als schädlich den Feldfrüchten gegolten hat, und dabei fand nun folgender sonderbarer Gebrauch statt: es wurden zwei Jünglinge aus edlen Familien herzugeführt; diesen wurde das blutige Opfermesser an die Stirn gestrichen, worauf sogleich Andere ihnen das Blut mit in Milch getauchter Wolle abwischten, nach welcher Procedur die Jünglinge laut auflachen mußten. »Dieser sonderbare Brauch,« bemerkt Schwenck ganz richtig, »kann nur eine sinnbildliche Handlung gewesen sein, welche mit dem Zwecke des Festes genau zusammenhing. Der Zweck desselben war, durch die Gnade des Lupercus Unsegen von Thieren und Menschen zu entfernen« und das Gegentheil zu erwirken, Segen bei der Heerde und in den Familien. »Faßt man diese Handlung recht in's Auge, so deutet sie auf eine Abschaffung von Menschenopfern.« Aber auch zugleich auf Sühnung der betreffenden Gottheit, falls sie etwa zürnte.

Hiermit war nun ein andrer, für uns freilich etwas anstößiger, Ritus verbunden, der den Gott als Beförderer der Fruchtbarkeit und Erzeugung darstellte. Jene Jünglinge, nach dem Beinamen des Faunus selbst Luperci genannt, entkleideten sich, machten sich von den Fellen der geopferten Böcke oder Ziegen einen Schurz um die Lenden, desgleichen Riemen, nahmen diese in die Hand und liefen damit von der heiligen Opferstätte, die am palatinischen Hügel sich befand und Lupercal genannt wurde, durch die Stadt. Verheirathete Frauen stellten sich dann ihnen in den Weg und ließen sich mit den bockledernen Riemen schlagen, um von sich die Schmach der Kinderlosigkeit abzuwenden und leichte Geburten zu haben. Es ward dieß zugleich als eine Sühnung, als eine Reinigung vom Bösen angesehen; deßhalb hieß der Tag des Festes auch Februatus (Tag der Reinigung, nehmlich von den bösen Einflüssen, Zaubereien, welche Kinderlosigkeit zu Wege brächten), das Fell aber Februum, und selbst der Monat, in welchem das Fest gefeiert wurde, bekam den Namen Februarius.

Es rührte diese Ceremonie gewiß aus der frühesten Zeit her,

*) Man hüte sich, auch hier mit ältern und neuern Mythologen einen Lichtgott zu sehen. Vergl. die Religion der Griechen S. 362.

weil sie so roh ist. Aehnliches ist auch in Hellas üblich gewesen, und es ist wohl möglich, daß die Latiner und damit auch die Römer sie von daher bekommen haben. Aber merkwürdig ist es, daß selbst noch in den Tagen der Bildung und in dem Zeitalter des Unglaubens die Sitte beobachtet wurde. Wir wissen, daß sogar noch der Triumvir Antonius als Lupercus durch die Straßen gelaufen ist, und — ein Augustus das Fest, welches im Bürgerkriege vernachlässigt worden war, wieder herstellte. Und noch in später Kaiserzeit hat es fortbestanden. Das ist der Fluch des Herkommens. Uebrigens gibt es eine ziemliche Anzahl Legenden oder gelehrter Deutungen über die Herkunft dieses Festes, das solche durch seine Auffallenheit erzeugen mußte. Aber es sind elende Deuteleien, die anzuführen nicht die Mühe lohnt.

Da wir Luperci zu Präneste und zu Alba finden, so können wir schließen, daß der Dienst des Faunus Lupercus älter war als Rom.

Die Kunstdarstellungen des Faunus sind die des ziegenfüßigen Pan.

Aus jenem bekannten Streben der Alten, jedem männlichen Gotte ein entsprechendes weibliches Wesen zu geben, ging hervor eine Fauna, als Gattin des Faunus, mit gleichen Eigenschaften, daher auch Fatua genannt, desgleichen eine Luperca. Ob nun diese Wesen aber wirklich in den Volksglauben übergegangen sind, steht dahin.

---

7. Terminus.

Terminus heißt die Grenze, der Rain. Um sich den Rechtsbesitz seines Antheiles am Felde zu sichern und um Streitigkeiten zu meiden, wurden in ältester Zeit in Italien, in Latium die Grenzen der Aecker durch Steine bezeichnet, und dieselben, um ihnen eine Art von Heiligkeit zu geben, daß sie unverrückt blieben, mit großer Solennität gelegt: man machte eine Grube, kränzte den dahinein zu setzenden Stein und salbte ihn, schlachtete ein Opferthier, dessen Blut man in jene Grube tropfen ließ, worin ein Feuer angemacht war, in das man auch Weihrauch und Früchte schüttete und Honig und Wein goß: Alles zur Weihe des Platzes und des Steines. Das war sehr wahrscheinlich bei Gründung der Stadt und bei Vertheilung der Aecker unter die ersten Ansiedler eingeführt. Der Gott aber, durch dessen Cult man die Grenzen solcher Gestalt heiligte, war eigentlich der die Grenzen wahrende Jupiter. Nur weil man später die Vorstellung von diesem Gotte zu allgemein für die Sache fand, schuf man auch hier sich ein besonderes göttliches Wesen und nannte es nach jenem Grenzstein Terminus. Bald war man nicht damit zufrieden, bloß die Weihe mit Ceremonien verrichtet zu haben: man wiederholte das Opfer jährlich; man stiftete ein jährliches Fest, genannt Terminalia. Es fand statt am 23. Februar. An demselben

vereinigten sich die Besitzer der an einander grenzenden Acker-Besitzthümer; jeder zierte den Grenzstein auf seiner Seite mit einem Kranze, jeder brachte zum Opfer einen Fladen dar. Wo drei Besitzthümer an einander stießen, ward dieser Gebrauch dreifach geübt. Ein Altar ward errichtet, ein Opfer und eine Libation dargebracht. Die Nachbarn kamen zusammen und schmausten unter heitern Scherzen. Natürlich galt das Opfer dem Terminus. Derselbe war also ursprünglich und eigentlich eine ländliche Gottheit, in Latium selbst mit einem ächtlateinischen Namen entstanden. Die Spätern führten mythisch die Einführung des Cultus auf Numa zurück. Gewiß hat derselbe viel beim gemeinen Volke dazu beigetragen das Rechtsgefühl zu schärfen, den rechtlichen Besitz aufrecht zu erhalten, vor ungerechten Bevortheilungen und Ueberschreitungen der Grenze zu bewahren. Denn es hieß zugleich: wer einen Rainstein ausackern oder von der Stelle rücken würde, sollte dem Gotte der Grenzen verfallen sein, so daß ihn, als einen Frevler am Heiligen, Jedermann ohne Versündigung todtschlagen konnte. Späterer Synkretismus identificirte den Grenzgott der Felder mit Silvanus.

Dieser Terminus ward aber auch eine städtische Gottheit, in Bezug Rom's gegen die Nachbarstädte. Auch von städtischer Seite feierte man ein Fest, gleichfalls Terminalien geheißen, und zwar an der alten Stadtgrenze nach Laurentum zu am sechsten Meilensteine. Der Ort hieß Festi. Ein Opfer ward dargebracht. Es ward dieses anfangs bedeutungsvolle Fest nachmals, als Rom zur Herrschaft über seine Nachbarstädte, über Latium, über Italien u. s. w. gelangte, natürlich völlig leer. Man behielt's nur um des Herkommens willen bei.

Endlich ist der Terminus nicht minder zum Gott der Grenzen des Staates geworden, und bei der spätern ungeheuren Ausdehnung desselben zu einer der wichtigsten Gottheiten Rom's. Darum hatte derselbe eine Capelle auf dem Capitolium in der Vorhalle des Tempels der Minerva. Das Grenzrecht sollte nicht bloß für das Privateigenthum, sondern auch für den Staatsbesitz gelten. Der Grenzgott sollte das Römerland von den Nachbarstaaten scheiden und die Grenzen wahren. Das Bild des Gottes stand mitten im Tempel des Jupiters, anzuzeigen, daß die Grenzen des Staates unter den Schutz des höchsten staatlichen Gottes gesetzt wären. Eine Legende wollte diesen Stand des Terminus also erklären: Als man den unter Tarquinius d. ä. begonnenen Jupiter-Tempel auf dem Capitol unter Tarquinius d. j. bauen und durch heilige Gebräuche der Exauguration die Götter, welche daselbst schon verehrt worden wären, entfernen wollte, da sollte sich Terminus geweigert haben, seine Stätte zu verlassen. Aus dem Grunde wäre er und sein Heiligthum in dem Jupiter-Tempel eingeschlossen worden. Ueber seinem Stein (seinem Symbole) blieb das Dach offen, weil man dem Gotte glaubte nur unter freiem Himmel opfern zu dürfen. D. h. sein Cultus war vom Feld-Terminus hergenommen. Dionysius spricht immer von mehreren Terminis als Göttern. Bei Augustin, dem Kirchenvater, sto-

ßen wir auf die Deutung: das römische Volk würde die Stätte, die es einnähme, Niemandem abtreten und seine Grenzen unverrückt bewahren. Im gleichen Verhältniß zum Jupiter stand mit ihm Mars (der Kriegsgott, der durch glückliche Kriege die Grenzen des Staates bewahrt oder gar erweitert) und die Juventus (die Jugendkraft des Staates, in welcher die intensive Kraft desselben besteht, welche zur Ausdehnung oder Bewahrung der Grenzen verhilft). Eine ganz falsche Erklärung gibt Livius oder die Legende, welcher er folgt. Denn er erzählt, das Heiligthum wäre dem Gotte zu Anfange des Staates vom Tatius in dem Kriege mit den Römern gelobt und nachmals geweihet worden. Sehr wahrscheinlich ist der Cultus erst später mit dem Bau des Capitoliums, der ja überhaupt eine politische Tendenz hatte, eingeführt worden. Aber offenbar war es eine schöne von Frömmigkeit theils, theils von Selbstbewußtsein zeugende und umgekehrt dieses wieder erweckende Idee.

Uebrigens ist freilich auch hier wieder zu glauben, daß die Römer nicht auf eignen Füßen stehen. Die Idee eines Zeus Horios oder Grenz-Zeus finden wir schon bei den Griechen (Plat. de legg. VIII, 842. E.). Aus ihr mag die römische, welche höchst wahrscheinlich auch vom Zeus- oder Jupiter-Culte ausgegangen ist, geflossen sein.

Die Darstellungen, welche wir vom Terminus aus alter Zeit noch haben, sind Hermen-ähnlich, folglich griechische Ideen auch hier nicht zu verkennen.

---

8. Ceres.

Der Name dieser Göttin hat schon mancherlei Versuche der Ableitung erfahren; keiner derselben ist für genügend zu erachten: fast alle sind mehr oder minder gewaltsam. So wollen wir eine Etymologie aufstellen, die der Form des Wortes entsprechend und der Bedeutung nach wenigstens der Sache nahe kommt.

Ceres kann nur von cero, d. i. cerno (die Einfügung des euphonischen, mildernden N-Lautes ist bekannt genug) herkommen. Cero aber oder das gemilderte cerno bedeutete, ich sichte, siebe, scheide, die Spreu z. B. von den Körnern (daher cribrum), oder die Hülsen, das Schrot von dem Mehle. Und so wäre Ceres ursprünglich die Göttin des Siebens des Getreides und des Mahlens. Und wirklich erscheint sie so bei Plinius (in dessen histor. natur. XVIII, 11. 19.). Nach dieser Etymologie zu urtheilen, ist der Ceres-Dienst ein wirklich latinischer, nicht, wie einige Alterthumsforscher schon unter den Römern gemeint, ein sabinischer.

Von jener ursprünglichen Bedeutung ist dann zunächst die einer Getreide-Göttin und einer Brot-Göttin ausgegangen. So erscheint sie in allen unsern literarischen Quellen theils, theils bei einigen

Opferfesten, die ihr begangen wurden, z. B. dem sogenannten Prämetium, einem Erstlingsopfer von Getreide u. a. Früchten beim Beginn der Aernte, und dem Opfer des Voropferschweines (praecidanea porca). Die Cerealien selbst fanden den 12. April statt: sie wurden durch Spiele im Circus und durch einen solennen Aufzug dahin, gefeiert. Der Tempel lag am Circus und war ein Asyl für Arme, die dort Brot empfingen. Das Opfer durfte kein Stier sein, weil der den Pflug zieht. Und so war es leicht, sie mit der Demeter der Hellenen zu vermengen.

So gewiß ihr Cultus vor-römisch mag gewesen sein, so haben wir doch keine sichern Nachrichten über das eigentliche Alter desselben in Rom selbst. Der erste Tempel soll ihr, sammt den verwandten Gottheiten Liber und Libera — welche Gruppirung bereits sehr stark auf griechischen Einfluß hinzeigt — erst im Jahre 496 v. Chr. geweiht worden sein. Er aber trug so stark die hellenische Farbe an sich, daß Dionysius von Halicarnassus ihn in die Urzeit der Geschichte Latiums zurückversetzt. Namentlich berief man dazu immer die Priesterin aus einer nahen griechischen Colonie, gewöhnlich aus Neapel oder Velia. Die Veranlassung zu der Einführung des Cultes war (nach Dionysius von Halicarnassus [VI, 17.]) gleichfalls Rücksicht auf drohenden Mangel und dann auf gespendeten Segen der Fluren.

Dieser ihr Dienst soll vorzugsweise den Plebejern angehört haben: die Cerealien wurden von diesen gefeiert, wie später die Megalesien (das Fest der großen Göttermutter Phrygien's) von den Patriciern. Daher läßt sich's erklären, warum in dem Tempel der Göttin von den plebejischen Aedilen die Senatsbeschlüsse aufbewahrt wurden. Die circensischen Spiele an dem Feste der Cerealien waren den Plebejern gewidmet. Der Tempel der Ceres lag am Circus unterhalb des Aventinus, also in dem Quartier der Plebejer. Die Armen, welche hier Brot von den Aedilen empfingen, waren aus demselben Stande. Reiche Plebejer veranstalteten an dem Feste festliche Mahle. Der Göttin werden diejenigen Güter geweihet, welche sich gegen die sacrosancten Tribunen der Plebejer vergangen hatten (z. B. 453 v. Chr.). Der Grund dieser Plebejität ist schwer nachzuweisen: entweder muß man annehmen, Ceres habe von Anbeginn des Staates den Plebejern angehört, oder die Patricier hätten den hellenischen Dienst wegen des Mysteriösen verschmähet und der Plebs überlassen. Auch wurden Vermögensconfiscationen öfter zu Gunsten der Ceres vorgenommen (Rein's Criminalrecht S. 35.).

Als mütterliche Versorgerin der Menschen mit Lebensmitteln heißt sie dann öfter mater, mater maxima frugifera.

Daß dieser Cultus ursprünglich griechisch war, lehren auch noch die Spuren der Uebertragung des Verhältnisses der Demeter zur Kora auf die Ceres. Ferner soll er ebenfalls etwas Mysteriöses gehabt haben, was zum römischen Charakter eigentlich gar nicht paßt: das jährliche Opfer mußte an der Festfeier, wo das Keimen der Saaten beginnt, mit Freude vollzogen werden; weiße Kleider, keine Trauerkleider durften die Frauen anlegen, die sie begingen. Als nach der

Schlacht bei Cannä fast allgemeine Trauer um die vielen Gefallenen in Rom stattfand, wurde dieselbe ausdrücklich von Staats wegen beschränkt, damit der Ceres nicht die rechte Ceremonie fehlen sollte. Außerdem fasteten die feiernden Frauen und trugen Fackeln mit Hindeutung auf das Suchen der Demeter nach der Tochter. Niemand durfte dabei den Namen Vater oder Tochter gebrauchen, in Bezug auf den vermeintlichen Raub der Kora. Jede Anspielung auf das eheliche Verhältniß wäre ihr verhaßt. Die größte Keuschheit war den Frauen in jenen Tagen zur Pflicht gemacht. In letzterer Hinsicht sollte Ceres auch die Ehescheidungen lieben: sie ward geradezu als die Göttin, die Veranlasserin derselben gedacht. Die Feriä Sementivä (zur Zeit der Aussaat) gehörten ihr und der Proserpina an.

Ihren oben erwähnten Cultus und Tempel am Circus hatte sie mit dem Gotte Liber und der Göttin Libera (ebenfalls Gottheiten des ländlichen Segens) gemeinschaftlich.

Beim großen Lectisternium im Jahre 217 wurde die Ceres mit dem Mercur zusammen gruppirt, entweder weil beide nach dem Glauben der Griechen zu den unterirdischen Göttern gehören sollten, oder weil Ackerbau und Handel zwei nahe verwandte Gewerbsweisen sind.

Gelehrte Römer haben sie später mit der Tellus (Erdgöttin) vermengt, wie man die Demeter mit der Ge.

---

9. Liber (Bacchus) und Libera.

Bei diesen Gottheiten ist es schwer, einen sichern Anfangspunct zu gewinnen. Ist Liber eine bloße Uebersetzung des griechischen Beinamens des Dionysos: λύσιος oder ἐλεύθερος? oder ist Libera eine Uebersetzung des Namens κόρα, vom Worte liberi (die Kinder) gebildet? Man kann den Alten in dieser Beziehung Alles zutrauen. So viel ist sicher: Liber ward gleich dem hellenischen Dionysos als Gott der Fruchtbarkeit der Gefilde, und Libera gleich der Kora der Griechen als Göttin der Erdfruchtbarkeit verehrt (darum ihre nahe Beziehung, ihre Verbindung im Cultus mit der Ceres, wie wir oben gesehen), aber Liber zunächst als Gott des Weines, weswegen man ihm Most für Erhaltung der Weinberge, der Weingefäße und des Weines selbst opferte.

Das Fest des Liber waren die Liberalien: sie wurden den 17. März gefeiert. Es war vorzüglich dazu bestimmt, für die Weingärten Fruchtbarkeit zu erflehen. »Deßhalb hing man Masken, von Baumrinde verfertigt und mit Blumen geschmückt, schwebend an hohen Fichten auf, in dem Glauben, daß, wohin der Wind das Gesicht des Gottes richte, es Fruchtbarkeit über die Pflanzungen verbreite. Die Landleute trieben an diesem Feste mancherlei Scherz, verspotteten einander und sangen Lieder zu Ehren, wobei sie das Gesicht mit Masken von Baumrinde bedeckten. Dann wurde dem Liber

ein Opfer gebracht.« Dieß, so wie nicht minder das auch unter den Römern so beliebte unanständige Symbol weisen auf Griechenland hin.

Der Name des Gottes und des Festes gab Veranlassung, daß man damit die Feier des Familien-Actes verband, wo man den Söhnen die Toga virilis, die, wegen des selbstständigen, freiern Lebens, das sie nun zu führen begannen, auch libera genannt wurde, feierlich anlegte. Die Combination war also nur eine äußerliche.

Der Dienst des Liber und der Libera fand mindestens seit dem Jahre 496 v. Chr. in Rom statt, wo ihnen, nebst der Ceres, wie wir oben gesehen, Tempel und Spiele gestiftet wurden. Gewiß war er gesittet.

Später dagegen, in der dritten Periode, drang der Dienst des Bacchus und die üppigen Bacchanalien in Rom in solcher Weise ein, daß der Senat mit Gewalt, selbst mit Hinrichtungen, einschreiten mußte (186 v. Chr.). »So entsetzlich erschienen noch im zweiten Jahrhundert v. Chr. den Römern die schmutzigen Nacht-Orgien des Bacchus-Dienstes.« Die Römer nahmen, allem Anscheine nach zu urtheilen, den Gott eben so oberflächlich äußerlich auf, wie die Etrusker, nehmlich bloß als Gott sinnlicher Lust, keineswegs als den bedeutungsvollen Unterweltsgott und segnenden Hort der Fluren und der Menschen auf der Oberwelt sowohl wie in der Unterwelt.

Mit diesem Bacchus-Dienst hing dann der Dienst der Stimula (nachgebildet dem Klange des Namens der Mutter des *Bacchus*, der Semele), dann der ekelhafte Dienst des Mutinus oder Mutunus und des Priapus zusammen. Die Einführung aller dieser Culte fällt erst in die Periode der Sittenlosigkeit und des Sinkens der Staatsverfassung, in die letzte Zeit der Republik. Nun ward es auch möglich, daß man die Libera mit der Venus identificirte und in der Verehrung des Liber und der Libera die Geschlechtslust angedeutet finden wollte.

---

10. Die Göttin Dia (Dia dea).

Dia ist eigentlich nichts Andres als das griechische θία (die Göttliche). Es ist also ein allgemeines Epitheton einer bestimmten, aber uns unbekannten Gottheit, wahrscheinlich der Demeter, und Dia war Göttin des Natur- und Ackersegens. Ihre Verehrung muß sehr früh nach Rom eingewandert sein; denn ihr galten vornehmlich die Festgebräuche der arvalischen Brüder in der Mitte oder am Ende des Monats Mai. Sie hatte einen Hain und Tempel an der Via Campana in der Nähe von Rom. Dorthin zogen die arvalischen Brüder, brachten das Opfer dar (lustratio suovetaurilia) und riefen dabei die Göttin, nebst andern dahin einschlagenden Göttern, um Segen für die Feldfrüchte an.

---

11. Die gute Göttin (bona dea).

Gleichfalls eine allgemeine Bezeichnung, wie die Dia, aber augenscheinlich auch ein ursprünglich griechischer mysteriöser Cultus, über den eben darum auch die Nachrichten so mysteriös sind, so unklar, so zerfahren, so abweichend und verschieden von einander. Er ist ganz zuverlässig erst spät den Römern aus Hellas überkommen zu einer Zeit, wo daselbst die ursprüngliche Religion bereits vielfach durch fremdartige Bestandtheile gefärbt und gemischt worden war; es ist offenbar falsch und unhistorisch, wenn der Verfasser der Rede de harusp. respons. c. 17. ihn einen alten, bereits von den Königen ererbten Gebrauch nennt. Am wahrscheinlichsten liegt ihm der Dienst der Demeter zum Grunde, unter der speciellern Qualität der Damia (vergl. S. 395.). Also auch hier Bezug auf Fruchtbarkeit, Wachsthum, Segen der Natur, theils überhaupt, theils speciell im Menschen-, sogar im Staatsleben. Im römischen Culte tritt besonders der letzte Begriff eclatant hervor.

Die Göttin hatte ihren Tempel am Aventin, unweit der sogenannten »neuen Straße« (aedes Bonae Deae sub saxana). Eine keusche Jungfrau aus dem Geschlecht der Claudier war ihre Priesterin bei den jährlichen Opfern, die von den Frauen der Stadt der Göttin dargebracht wurden. Das Fest selbst aber wurde, wenigstens insofern es den römischen Staat betraf, im Hause des derzeitigen ersten Prätors gehalten, der das sogenannte imperium hatte, oder des Consuls. Es hieß von ihm: man feierte es »für das römische Volk.« Es fand den 1. Mai statt und hieß das Verhüllungs-Fest (sacrum opertum oder sacra opertanea). Die vornehmen Matronen der Stadt kamen zu dem Ende dort bei nächtlicher Weile zusammen: alle männlichen Mitglieder der Familie, der Prätor selbst, mußten das Haus verlassen haben; man hatte sich durch Keuschheit und Enthaltsamkeit darauf vorbereiten müssen; Alles, was nur an das männliche Geschlecht im Hause erinnern konnte, war entfernt und selbst männliche Bildnisse verhüllt; kein Wein durfte getrunken werden, als der da berausche und die Sinne berücken könne; die Myrte, das Symbol der Liebe, wurde in dieser Zeit verschmähet; die Vestalinnen, die keuschen Repräsentantinnen ihrer staatlichen Göttin, nahmen von Mädchen allein an der Feier Theil, sonst nur verheirathete Frauen. Musik und Chortänze fehlten nicht. Der Name der Göttin bei dem Feste war Damia, ihre Priesterin hieß Damiatrix und das Opfer Damium. Als Opfer wurden Hühner dargebracht, das Symbol der Häuslichkeit, Hausthiere, die nur Ein männliches Wesen unter sich zu haben pflegen und sehr fruchtbar sind. Die Idee der Festfeier war also: durch Keuschheit und Züchtigkeit im ehelichen Leben wird das Menschengeschlecht erhalten, in reinen Ehen auch die bürgerliche Gemeinde des heimischen Staates; darum möge die Göttin der Fruchtbarkeit in der Natur wie im Menschenleben, welche durch

Keuschheit und Züchtigkeit nur würdig verehrt werden kann, diese Tugenden allein liebt, dieselben dem römischen Volke bewahren und Segen auf den Fluren, wie in den Familien, gewähren. So kann man sich's wohl denken, wie das Eindringen des Clodius in das Haus des derzeitigen ersten Prätor's, Cäsar, so viel Aufsehen machen, für eine Verletzung der öffentlichen Religion gelten mochte.

Die Alterthumsforscher der spätern römischen Zeit haben die Göttin, weil man sie nicht in einen concreten Begriff zu fassen vermochte, bald mit der phrygischen Cybele oder Magna Mater, bald mit der Maja, bald mit den einheimischen Göttinnen Fauna, Ops, Fatua u. s. w. zusammengeworfen. Sie hatte mit allen diesen einige Aehnlichkeit; aber ihr Grundcharakter war der der hellenischen Demeter Damia, nur daß die Römer den Cultus ebenfalls mehr äußerlich, mehr praktisch in Bezug auf den Staat nahmen, nicht so tief und so allgemein, als er eigentlich bei den Hellenen war.

---

12. Die grosse Mutter (Magna Mater).

Der Cultus der großen Mutter oder Cybele, jener bekannten phrygischen Göttin der Fruchtbarkeit und des Segens in der Natur, wurde, obwohl den Römern ursprünglich sehr fremd, doch in Rom aufgenommen, in Folge eines Ausspruches in den sibyllinischen Büchern, nicht eher, als in der letzten Zeit des zweiten punischen Krieges, im Jahre 203, wo die Römer ihn eigens aus Pessinus in Kleinasien feierlichst holten, d. h. den heiligen (Meteor-) Stein, welchen die Einwohner die Göttermutter oder die große Mutter nannten. Es wurde ihr ein Tempel auf dem palatinischen Hügel gebauet und ein jährliches Fest mit Spielen, Megalesien (von μεγάλη sc. μήτηρ) genannt, und mit Gastmählern gefeiert. Die Patricier nahmen sich dieser Verehrung vor Allen an: es war ein patricischer Cult, wahrscheinlich, weil der gleichbedeutende Ceres-Dienst den Plebejern angehörte, obwohl die eigentlichen Priester Phrygier und die Dienerinnen der Göttin Phrygerinnen waren und blieben. Jene feierten nur abwechselnd das Gastmahl des Festes.

So recht heimisch, d. h. so recht lebendig und Allen verständlich und durchsichtig scheint der Cultus nie geworden zu sein: er blieb immer eine fremde Pflanze, die sich mit dem eigentlichen Charakter des Römers und seiner eigentlichen Religion nicht verschwisterte, auch nicht wohl verschwistern konnte. Selbst die eigentliche Bedeutung der Göttin als Göttin des Naturfegens scheint man nicht klar genug haben hervortreten lassen, außer daß ihr das Fest (ein solenner Aufzug) im Anfange des Frühlings (mit Mummenschanzereien) gefeiert wurde.

---

13. Robigus und Robigo, die Gottheiten des Brandes im Getreide.

Feldgottheiten waren auch diese beiden Gottheiten, die man als Urheber des Brandes im Getreide betrachtete — robigo heißt nehmlich solcher Brand — folglich als böse Gottheiten, die man versöhnen müßte, damit sie nicht diese Krankheit den Saaten schickten. Man feierte ihnen zu dem Ende ein besonderes Fest, die Robigalien (wobei Spiele) zu Ende des April (25.). Dann brachte der Flamen Quirinalis in dem Haine an der Porta Nomentana oder Catularia ein Opfer dar, und zwar einen jungen Hund von rother Farbe (Andeutung des Brandes, und weil an diesem Tage in den Gesichtskreis der Italiener der Hundsstern eintritt, dessen Glut den Brand im Getreide eben hervorbringen sollte) und ein Schaf.

Die Idee ist eigentlich griechisch, nur daß man in Griechenland keinen besondern Gott für diese Sache glaubte, sondern sie dem Apollo oder der Demeter zuschrieb (vergl. oben S. 360. und S. 380.).

---

14. Flora.

Der Dienst der Flora ist dem Namen nach ein ächt italischer, wenn er auch in dem der griechischer Demeter Chloe oder Chloris wurzeln sollte. Ueber das Alter desselben haben wir keine sichre Kunde: mythisch wird es in die Zeit des Königs Tatius zurückgeschoben, der den Dienst eingeführt habe, so wie Numa einen Priester dafür bestimmt haben sollte. Hiernach könnte man ihn für sabinischen Ursprungs halten. Allein, wie gesagt, ist das bloße Hypothese oder Dichtung der spätern Nachwelt.

Flora war den Römern die Göttin der Blumen und Blüthen in der Pflanzenwelt, die selbige beschützte und Vernichtung und schädliche Einflüsse davon abwehrte. Ihr Tempel stand auf dem Quirinale unfern des alten Capitolium's und war erst später gegründet als dieses. Ihr Fest fiel auf den 28. April und dauerte bis zum 1. Mai. Also auch ein Frühlingsfest. Man bekränzte dabei die Thüren der Häuser mit Blumen; beim Festmahle streute man Rosen auf den Tisch; die Menschen trugen Kränze auf dem Haupte, und die Weiber kleideten sich in bunte Farben, mit Bezug auf die Mannigfaltigkeit des Blumenflores. Es war und sollte ein Freudenfest sein; darum beging man es mit allerhand Scherzen und Muthwillen. Seit dem Jahre 238 v. Chr. wurden auch Spiele zu Ehren der Flora auf einem eigens dazu ersehenen Circus (circus Florealis) hinter dem Quirinale gehalten. Sie wurden eingeführt, um die

Göttin bei Gelegenheit verdorbener Blüthe zu sühnen. Ihr Tempel stand neben dem der Ceres, des Liber und der Libera.

Schade, daß dieser an sich so liebliche Cultus in der Zeit überhandnehmender Sittenlosigkeit Gelegenheit zu höchst unanständigen Scenen bei den Spielen gab: aus welchem Grunde spätere pragmatisirende Schriftsteller aus der Flora eine einstige Buhldirne machten, die das Fest gerade so eingerichtet. Zu Galba's Zeiten suchte man das Anstößige dadurch zu entfernen, daß dieser Kaiser dem Volke Schauspiele geben ließ, wo z. B. Elephanten auf dem Seile tanzten.

Die bildende Kunst ging wieder einen schicklichern Pfad und scheint die Göttin nach einer hellenischen Frühlings-Hora gebildet zu haben.

---

15. Vertumnus.

Vertumnus heißt eigentlich der sich Wandelnde. Wir haben dabei zu verstehen annus. Es bedeutet also dieser Name das sich wandelnde Jahr oder die sich aus der schönen Sommerzeit hinüber zum Winter kehrende Jahreszeit, den Herbst. Indessen war es nicht diese bloße, reine Jahreszeit, die Hervorbringung des Umschwunges der Erde um die Sonne, sondern insofern dieselbe den Menschen Früchte spendet. Dieser Naturseegen als eine Veranstaltung der Gottheit wurde zu einem besondern Gotte unter obigem Namen. Der Gartenseegen des Frühjahrs, die Aernten des Sommers und des Herbstes, Wein und Obst, sind seine vorzügliche Gaben. Ihm lagen daher Fruchtfelder, Obstgärten, Blumenbeete zur Sorge ob, und zum Zeichen dieser Vorsteherschaft gab man ihm als Symbol ein Gartenmesser in die Hand und einen Aehrenkranz auf das Haupt. So war er zwar eigentlich der Gott des Herbstes, welcher den Segen dieser Jahreszeit gewährt. Später schrieb man ihm indessen auch die Frühlingsgewächse und die Saaten zu, so daß er überhaupt als der Gott des Sommers, der schönern, Segen spendenden Jahreszeit, gegenüber dem Winter, betrachtet ward. Man feierte ihm die Vertumnalien im October (wahrscheinlich den 23.), eben beim Eintritt in den Winter, gleichsam als Aernte-Dankfest. — Ceres und Pomona wurden mit ihm zusammengestellt.

Der Dienst war unbezweifelt ein vor-römischer, ein alt-latinischer, so wie sein Name ächt lateinisch ist: er darf weder, weil der Gott im Vicus Tuscus ein Heiligthum hatte, für ursprünglich etruscisch gelten (vergl. Ambrosch Stud. S. 209. Not. 57. gegen Otfr. Müller II, S. 51.), noch (nach Varro) für sabinisch (Otfr. Müller S. 54.).

Ein Tempel des Vertumnus befand sich an dem eben bemerkten Orte und ein Standbild aus Erz, ein Werk des Mamurius (aus welcher Zeit? ist ungewiß [vorher war dasselbe nichts als ein roher Pflock von Holz gewesen: ein Denkzeichen des hohen Alters]) in einer bemalten Nische, im Vicus Jugarius, bei den Altären der Ops und

der Ceres. Neben dem Altare der letztern hatte er ebenfalls einen solchen. Aus welcher Zusammenstellung man wieder auf das angegebene Wesen des Gottes schließen kann. Eine Bildsäule des Vertumnus stand auf dem Markte, weil da die Obst- und Fleischbuden und Kramgewölbe waren.

Man brachte dem Gotte oder — wozu ihn wohl nur römische Gelehrte machen — Halbgotte von Seiten der Gärtner die Erstlinge der Früchte dar, die man von den veredelten Bäumen las, so wie nicht minder Kränze von jeder Blumengattung, welche zuerst ihren Kelch öffnete.

Als einen solchen Fruchtgott charakterisirt ihn auch die schöne Liebesgeschichte von ihm und der Pomona (der Göttin des Obstbaues), desgleichen seine künstlerische Darstellung: er ward nehmlich gebildet als schöner Jüngling mit einem Kranze von grünem Laube oder von Baumzweigen und mit einem Füllhorn voll Früchte im Arm.

Schade, dieses schöne Phantasie-Gebilde wurde im Zeitalter der Deuteleien sehr verunstaltet und die Vorstellung von ihm verrückt. Die Gelehrten haben damals nicht das Einfachste richtig begreifen und auslegen können. Man verwechselte den Vertumnus theils mit dem Volturnus, einem bekannten Flusse Campaniens, und nannte daher auch die Vertumnalien Vulturnalien, theils nahm man das Grundwort des Namens vertere in dem Sinne des Sich-Verwandelns und meinte nun, der Gott habe seinen Namen davon, daß er die Kraft gehabt, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln. Diese Idee spricht sich auch in jener Legende von ihm und der Pomona aus, wo er als Schnitter, als Mäher, dann als Rinderhirt, als Winzer, als Obstgärtner u. s. w. und zuletzt als eine alte Frau erscheint. Endlich meinten noch Andere, er habe seinen Namen vom Handeln, vom Umtausch (vertere = tauschen) der Waare. In der Nähe seiner Bildsäule wurde nehmlich ein Markt gehalten. Anderes Zeugs dieser Art zu verschweigen.

Ein sehr später Schriftsteller rechnet den Vertumnus unter die Semonen. Das will so viel sagen, als: er sahe ihn als eine der niedern Gottheiten an.

Es existirt noch eine Statue des Vertumnus aus dem Alterthume. Im Ganzen hat man ihm wohl dionysisch-hellenische Bildung gegeben.

---

16. Pomona.

Ihr Name stammt von pomum, das Obst. Folglich war sie die Göttin des Obstes, welche die Gärten cultivirte und schützte und die Baumfrucht; daher das weibliche Princip, was dem männlichen Vertumnus entsprach, zu dessen Geliebte und Gemahlin der Mythos sie darum auch gemacht hat. Sie hatte ein Heiligthum, Pomonal genannt, im solonischen Gebiete bei Lanuvium an der Straße von

Ostia. Sie besaß ferner einen eignen Priester (Flamen oder Falacer), unter den 15 Flaminen der geringste, wahrscheinlich weil der Cultus der jüngste war. Ovid zählt sie zu den Hamadryaden.

Varro hält die Gottheit für eine männliche und nennt solche den Vater des Obstes. Den Ursprung setzt er höchst wahrscheinlich zu weit zurück in die Zeit des Numa Pompilius.

Die Kunstdarstellungen der Pomona, wie sie uns in manchen noch vorhandenen Denkmälern erscheint, dürfte vielleicht einer Herbst-Hora nachgebildet sein.

---

17. Annona

von annus, war die Göttin des reichlichen Jahressegens. Sie ward dargestellt in der rechten Hand Aehren, in der linken das Füllhorn.

---

18. Pales (der oder die).

Die Römer feierten alljährlich ein Fest den 13. April, *also* zu Anfang des Lenzes, wenn die Erde sich mit neuem Grün bekleidete, wenn die Heerden wieder gemeinsam auf die Weide getrieben werden konnten, wenn unter den Geschöpfen der Erde wieder frohes Lebensgefühl und gegenseitige Zuneigung erwachte, wenn die mütterlichen Thiere geworfen hatten und die jungen Lämmer und Rinder umher sprangen. Sie nannten es Parilien (von pario, ich gebäre) oder, nach leichterer, assimilirender Aussprache, Palilien. Es war also ein Frühlingsfest, ein ländliches, ein Hirtenfest, das der Fruchtbarkeit und Vermehrung der Heerden galt. Anfangs feierte man dasselbe wohl im Allgemeinen, ohne bestimmte Rücksicht auf irgend einen concreten Gott. Nachmals, nach überhand genommener Vielgötterei, bildete man aus dem Worte Palilien eine Gottheit Pales, die man bald einen Gott, bald eine Göttin genannt findet.

Man betete an jenem Feste für Heerden und für Hirten: »Sorge für das Vieh,« sprach man, »und für die Aufseher des Viehes, halte Schaden fern von meinen Ställen, mag ich nun auf heiliger Stätte geweidet oder unter einem heiligen Baume gesessen, und mag mein Schaf Futter aus Versehen auf einem Grabe abgerupft, mag ich einen verbotenen Hain besucht und die Nymphen und den bocksfüßigen Gott mit meinen Blicken verscheucht, mag meine Sichel, um dem kranken Schafe Laub zu geben, einen Hain gelichtet haben. Gewähre mir Vergebung der Schuld u. s. w. Sühne du die Quellen und die Quellgottheiten für uns und die Gottheiten der Wälder. Wehre Krankheiten ab, laß Menschen und Heerden und die Hunde, die Wächter der Heerden, wohl behalten sein. Halte den Wolf und den

Hunger ab. Gieb Gras und Wasser und laß die Heerde sich mehren.« Zugleich dankte man für den erhaltenen Segen an jungem Vieh. Dann ward eine Lustration oder Reinigung für Hirten und Heerden vorgenommen und Opfer dargebracht, bestehend aus Milch, Hirse, aus Kuchen von Hirse und andern ländlichen vegetabilischen Speisen, aber nicht aus Thieren, weil Pales als Förderer(in) und Erhalter(in) des thierischen Lebens nicht könnte am Tode derjenigen Thiere Gefallen haben, die er (oder sie) beschirmte. Ein fröhliches Mahl beschloß die Feier.

Merkwürdig, daß sich an dieses Fest das Andenken an die Erbauung Rom's knüpfte. Dieses wurde an demselben mit gefeiert: der 13. April galt für den Stiftungstag der Stadt. Welche Verbindung zwischen beiden stattgefunden, darüber läßt sich auch nicht einmal eine Vermuthung wagen: so dunkel ist die Sache. Allein in Folge dessen brachte man die Gottheit Pales da mit hinein und rechnete sie zu den Penaten der Stadt, aber freilich erst in später Zeit, wo man über die alt-römische Religion Untersuchungen an und mancherlei Vermuthungen aufzustellen pflegte, und wo man nun nicht wußte, welcher Gottheit man das Palilien-Fest denn eigentlich zutheilen sollte.

In Rom selbst scheint anfangs der (oder die) Pales keinen Tempel gehabt zu haben. Florus meldet uns, daß die Römer erst im Jahre 267 v. Chr., als sie mit den Sallentinern Krieg führten und Brundisium eingenommen, der Pales als einer Gottheit, die ihnen zum Siege verholfen, einen solchen geweiht hätten.

Außer diesen bestimmten Gottheiten der ökonomischen Verhältnisse unter bestimmten concreten Namen hatte der Römer auch für diesen Theil seines religiösen Glaubens seinen zerlegenden Verstand erprobt und bewährt: er hatte, zufolge der Andeutungen in den sogenannten Indigitamenten, eine Menge Gottheiten, Götter oder Göttinnen, aufgefunden und wußte so von einer Säegöttin (Seja, Segesta oder Segetia), von einer Proserpina (welche die Saat keimen), von einer Hostilina (welche die in Aehren aufschießende Saat gleichmacht, von hostire, gleichmachen), von einem Nodotus oder Nodotius (der die Knoten der Getreidestengel festigt und kräftiget, daß es nicht so leicht umknickt), von einer Volutina (Behüterin der Bälglein, in welche die Aehren eingewickelt sind), einer Patella oder Patellana (die die Bälglein öffnet), einer Lactucia oder dem Lactans (welcher oder welche dem Getreide die Milch gibt), einer Matura (die das Getreide reifen), einer Messia (die es ärnten), einer Terensis (die es dreschen), einer Tutilina (die das geärntete aufbewahren), einem Fornax (der es rösten ließ) zu sprechen.

Eben so finden wir, wahrhaft lächerlicher Weise, für jedes Verhältniß beim Umackern des Feldes einen besondern Gott: einen Deus Spinensis (Dornengott, der die Aecker vor Dornen bewahre), einen Vervactor (Bracher), Reparator (Aufbrecher des Brachlandes), Imporcitor (Einfurchner), Stercutius oder Stercutus (Düngerer), Sator

(Säer), Obaraton (Unterpflüger), Occator (Egger) u. s. w. bis zum Conditor (Aufbewahrer) und Promitor (Herausgeber). Eben so können wir noch eine Runcina (Gärtnerin) und eine Puta (Verschneiderin der Bäume) und in Bezug auf die Viehzucht eine Bubona (Ochsengöttin), eine Mellonia (Göttin der Bienenzucht) und eine Epona (Pferdegöttin) aufführen. Und wir thun solches nicht, um unsere Leser langweilen zu wollen, sondern um ihnen auch hier zu zeigen, wie penibel der Römer gewesen, damit er ja keinen Gott bei seiner Religion übergehe, beleidige und dadurch sich und seinen Dingen schade.

---

b) Handel.

Mercurius.

Rom's städtische Gemeinde war ursprünglich auf Ackerbau und Viehzucht gegründet; darum die vielen ökonomischen Gottheiten. Handel war nicht ihr anfängliches Gewerbe, weder zu Lande (denn dazu gab es keine Gelegenheit, keine Straßen, die über Rom führten), noch zu Wasser (denn Rom war eine Binnenstadt und die Tiber bis da hinauf nicht schiffbar). Folglich bedurften sie anfangs gar keines Handelsgottes. Das schließt indessen nicht aus, daß sie denselben nicht gekannt hätten. Sie konnten die Idee von den Mutterstädten erhalten haben. Die erste Spur einer wirklichen Verehrung eines solchen Gottes findet sich erst nach Abschaffung der königlichen Würde, im Jahre 495 v. Chr. Da ward ihm ein Tempel unweit des Circus Maximus geweihet. Sein Name aber ist Mercurius, ächt lateinischen Ursprungs von merx, mercari. Jetzt war also die Bevölkerung Rom's und in Folge dessen der Verkehr in der Stadt so bedeutend geworden, daß man nun einen Cultus dafür einführte. Zugleich war mit dieser Stiftung die Einsetzung einer kaufmännischen Genossenschaft oder Innung (collegium) von Kaufleuten verbunden, oder vielmehr: die Zahl der Kaufleute war gegenwärtig so herangewachsen, daß sie daran denken konnten, eine Art von Zunft zu bilden und dieselbe unter die Schutzherrschaft eines besondern Gottes zu stellen. Am Tage der Tempelweihe, am 15. Mai — man hatte den Monat wohl darum gewählt, weil man damals schon aus der hellenischen Religion wußte, Hermes, der griechische Handelsgott, wäre ein Sohn der Maja — feierte man dem Mercur sein Fest: an demselben beteten die Kaufleute, nachdem sie Weihrauch geopfert, um Gewinn (lucrum). Mercur wird also namentlich zu den Göttern mit gehört haben, die der christliche Schriftsteller des vierten christlichen Jahrhunderts, Arnobius, unter die dii lucri rechnet. Auch heißt er deßhalb auf Inschriften der, welcher Gewinn gewähren kann und erhält (lucrorum potens et conservator, lucri repertor). Sonst führt er nach seiner Vorstandschaft den Beinamen des Meß- und

Handelsgottes (nundinator, negotiator) und wird mit der Glücksgöttin oder Fortuna zusammengestellt (Orelli inscript. 1416.). Zu bemerken ist, daß jenen Tempel nicht einer der patricischen Consuln, sondern ein plebejischer Centurio einweihte. Daraus scheint hervor zu gehen, daß der Cultus ein plebejischer war. Der Bürgerstand beschäftigte sich auch wohl in Rom vorzugsweise mit Handel.

Vor dem capenischen Thore an der appischen Straße lag ein Wasser, Mercur's Wasser geheißen. Hierher kamen die Kaufleute und schöpften sich Wasser und besprengten sich mittelst eines Lorbeerzweiges die Haare und die zu verkaufenden Sachen: eine Art Lustration — der Lorbeer galt als begabt mit reinigender Kraft — durch welche man alle Hexerei und alles Nachtheilige entfernen wollte. Dann opferte der Handelsmann auf dem dabei stehenden Altare und betete zum Gotte, daß derselbe ihm doch möchte beistehen, wie Ovid sagt, im Betrügen und ihm frühere falsche Schwüre und den Mißbrauch von Götternamen bei seinen Betheuerungen verzeihen möchte.

Außerdem hatte der Gott in der sogenannten nüchternen Gasse noch ein Bildsäule, zu welchem Zwecke oder aus welcher Veranlassung? wissen wir nicht.

In der Geschichte des Staates erscheint er noch ein Mal im Jahre 398 v. Chr., wo nebst andern Gottheiten auch ihm das in Folge eines ungesunden Sommers veranstaltete Lectisternium galt.

Mercur war den Römern, nach Allem zu urtheilen, der bloße nüchterne, praktische, materielle Handelsgott, in bloßer Rücksicht auf Gewinn. Was spätere Schriftsteller weiter für Begriffe mit Mercur verbinden, ist nur Entlehntes von dem griechischem Hermes-Dienste, der freilich in ganz anderm Lichte erscheint. Welche Fülle da von Vorstellungen! Welcher Reichthum von Mythen!

Johann, der Lydier, will wissen, daß die Kaufleute zugleich auch an die sogenannte Mutter des Mercur, an die Maja, ihre Bitten gerichtet hätten, über deren Wesenheit spätere Mythologen viel Unsinniges geschwatzt. Die Diebe und Betrüger dagegen, welche den Mercur später ebenfalls nach Vorgang der Griechen in Bezug auf ihren Hermes verehrten, haben daneben besonders der Laverna (sehr wahrscheinlich mit lateo, ich verberge, verhehle, verwandt) gehuldigt, die (nach Horaz) von Spitzbuben angerufen wurde, sie möchte täuschen und betrügen lehren, ohne daß man entdeckt würde. Hatte sie doch sogar einen Altar an einem der Thore der Stadt und einen Hain an der Straße Salaria.

---

c) Krieg.

Außer dem Jupiter und der Minerva und dem Mars, die aber diesen Wirkungskreis als Nebeneigenschaft besitzen, ist zu nennen

1. Bellona.

Sie hat dieses Geschäft allein und von Anfang an. Ihr Name schon deutet darauf hin. Denn offenbar kommt er von bellum (der Krieg) her und wie dieses Wort, als herstammend von duo oder dvo, eigentlich duellum oder dvellum geheißen hat, so Bellona eigentlich Duellona oder Dvellona.

Wie alt der Dienst sei, wissen wir nicht; wir finden die Bellona in den literarischen Quellen erst genannt im Jahre 340 v. Chr., bei Gelegenheit wo erzählt wird, daß sich der römische Feldherr Decius Mus nebst seinem Heere den unterirdischen Göttern geweihet hätte, um den Sieg über die Campaner beim Fuße des Vesuvs zu erringen. Hier rief er unter den übrigen Göttern zum Zeugen auch die Bellona an. Eben so wenig wissen wir genau, warum gerade eine Göttin für das Kriegshandwerk, dem doch nur Männer obliegen, gebildet worden sei? Vermuthlich ist sie also der griechischen Enyo nachgedichtet. Dann aber kann ihr Alter nicht hinaufreichen bis über die erste nähere Bekanntschaft der Römer mit den Hellenen, und Bellona ist keine alt-latinische sondern eine (griechisch-) römische Gottheit. Ein Tempel der Bellona wird zwar schon beim Jahre 494 v. Chr. genannt, wo App. Claudius daselbst die Ahnenbilder seiner Familie *als Schilde*, d. h. Bilder in halberhabener Arbeit oder als Gemälde auf *einer* schildförmigen Fläche, habe aufhängen lassen. Einen andern Tempel erhielt sie in Folge eines Gelübdes in einer Schlacht mit den Samniten im Jahre 296 durch Appius Claudius. Er stand außerhalb der Stadt im Flaminischen Circus. Bellona war mithin hier die Sieg verleihende Kriegsgöttin. In jenem Tempel empfing der Senat die Gesandten der auswärtigen Völker und diejenigen Feldherren des Staates, welche aus einem Kriege eben zurückkehrten und Anspruch auf einen Triumph machten. Hier ward auch den Feinden der Krieg durch den Fetialen, Pater Patratus (Priester des Kriegs und Friedens), feierlich angekündigt. Vor dem Tempel stand nehmlich eine Säule (columna bellica). Ueber selbige schleuderte der Priester eine Lanze zur Ankündigung des Krieges in das feindliche Land (terra hostilis). Dieses Land wurde durch ein Stück Feld symbolisirt, was einer der gefangenen feindlichen Krieger des Pyrrhus während des Krieges mit diesem Könige hatte ankaufen müssen, wodurch es eben ein ager hostilis geworden war oder genannt werden konnte. Nehmlich bei der mächtigen Ausdehnung des römischen Gebietes, die damals bereits erfolgt war und immer mehr zunahm, sahe man sich in die Nothwendigkeit versetzt, das Oberhaupt der Fetialen von der lästigen Observanz zu entbinden, zu der fernen Grenze zu gehen, um dort den Krieg nach hergebrachter Weise den Feinden anzukündigen. So umging man den eigentlichen Gebrauch.

Eine nicht unbedeutende Färbung erhielt wenigstens das Aeußere des Cultus als in den Kriegen in Kleinasien, namentlich mit dem pontischen Mithridates, die cappadocische Göttin Mylitta (eigentlich

die Göttin der Fruchtbarkeit) in Comana den Römern bekannt und der Dienst derselben sogar in Rom eingeführt wurde. Fälschlicher Weise identificirte man beide Culte: man deutete jene Mylitta als die Bellona, und so nahm der Dienst der letztern die fanatischen Gebräuche der erstern in der Art an, daß die Priester der Bellona, Bellonarii geheißen, von nun an den 24. März ihrer Göttin zu Ehren ein Fest feierten. An demselben — er hieß davon der Bluttag — ritzten sie sich in dem Tempel, wie von göttlicher Raserei ergriffen, die Arme auf und opferten ihr Blut oder tranken es auch selbst. Sie liefen mit gezückten Schwertern umher, versetzten sich in eine Art von kriegerischer Wuth und wollten auch Dinge geweissagt haben, die sie vornehmlich wohl auf Krieg bezogen. Es waren aber diese Priester aus dem untersten Pöbel.

In der poetischen Zeichnung und in der künstlerischen Darstellung der Bellona folgte man zumeist den Griechen in Bezug auf deren Enyo. Man machte sie zur Mutter des Mars, oder zu dessen Tochter, oder Dienerin, Rosselenkerin, gab ihr eine Lanze in die Hand oder eine Kriegsdrommete, bisweilen auch eine Fackel, zur Andeutung, wie sie die Krieger in der Schlacht zum Kampfe anfeure.

---

2. Quirinus.

Quirinus, eigentlich der Speerwerfer, mag, wie wir oben erwähnt, ursprünglich ein Beiwort des Mars als Kriegsgott gewesen sein, so wie es auch ein gewöhnliches Beiwort des Janus war (Janus Quirinus, s. d. Artikel Janus); allein gewiß hat sich dasselbe zeitig, d. h. schon vor Rom's Erbauung, zu einem Namen für einen besondern Kriegsgott erhoben, der, ursprünglich ein Schutzgott der sabinischen Colonie in Rom, unter der Königsherrschaft bereits auf die Römer überging und mindestens in der Zeit der Republik in den allgemeinen öffentlichen Religionscultus aufgenommen worden ist.

Er kam mit den Sabinern nach Rom und erhielt auf dem nach ihm benannten quirinalischen Hügel ein Heiligthum: es lag daselbst ein Tempel und außerdem noch eine Capelle in der Nähe der Porta Collina, welche daher auch das quirinalische Thor hieß. Ein Priester des Quirinus erscheint wohl in sichrer, historischer Nachricht bei der Einnahme von Rom durch die Gallier, wo er seine Heiligthümer, in kleine Gefäße gepackt, theils vergrub theils mit nach Cäre nahm. In den übrigen Gebieten von Rom findet sich kein Opferplatz des Quirinus. Dagegen hat wieder Mars auf dem Quirinal keine alte Opferstätte. Woraus denn klar hervorgeht, daß Quirinus schon von Anfang an in Rom mit Mars nicht identisch gewesen ist. Auch werden sie später in den literarischen Quellen immer nur neben einander genannt, insofern als der letztere speciell als Kriegsgott verehrt wurde. Denn nur so konnten sie neben einander gestellt werden.

Quirinus erfreute sich der Ehre eines besondern Festes, Quirinalia geheißen. Es wurde den 17. Februar gefeiert. Dann salbte der Flamen des Gottes dessen Waffen aus einem heiligen Gefäße, und ihm ward geopfert. Derselbe wurde also bewaffnet dargestellt.

Bei Mars und Quirinus beschworen die Römer, wenigstens in älterer Zeit, ihre Bündnisse. Quirinus machte, nebst Jupiter und Mars, gleichsam die Trinität der Schirmgottheiten Rom's: unter aller dreier Schutz stand das Priester-Collegium der Salier, und deren feierliche Tänze und andere Gebräuche werden auch wohl dem Quirinus gegolten haben. Den dreien wurden die Spolia opima geweihet und dafür Opfer dargebracht, dem Quirinus als selbdritten immer ein männliches Lamm.

Quirinus wurde in der griechischen Periode dem Enyalos der Hellenen gleich gesetzt, und daher mag er auch wohl gleich diesem dargestellt worden sein.

Gellius erwähnt einer Hora des Quirinus. Was die bedeuten soll, ist dunkel.

---

3. Prästana.

Der Name kommt her von praesto, ich habe einen Vorzug, übertreffe. Sie war die Göttin des Vorzugs, des Uebertreffens, nehmlich speciell im Werfen des Wurfspeeres. Die freilich im Ganzen sehr abgeschmackte Legende erzählte aus dem Grunde von ihr, man habe die Göttin davon benannt, daß Quirinus Alle im Werfen des Wurfspeeres an Kraft übertroffen habe.

---

4. Hercules.

Der römische Hercules-Dienst ist nichts weiter als ein bloßer Abzweig des griechischen. Einmal war der letztere in Italien, d. h. in den dortigen Colonien der Hellenen, sehr verbreitet und konnte leicht so nach Rom übergehen. Sodann war der Herakles den Griechen vornehmlich ein Kampf- und Siegesgott, und ein solcher mußte den kriegerischen Römern nur willkommen sein. Ob er als Gott, ob er als Heros genommen worden ist, läßt sich nicht erkennen. Er hatte in der Stadt selbst mehr als Eine Cultusstätte in mehr als Einer Eigenschaft. Die älteste war wohl die auf dem Forum Boarium, wo er als Victor (Sieger) verehrt wurde. Hier hatte er einen Tempel, welchen — wahrscheinlich lange nach der Gründung der Cultusstätte — der Dichter Pacuvius eigenhändig mit Malereien zierte, und in demselben als Triumphalis (triumphirender Gott, als Gott, der die Ehre des Triumphes den siegreichen Feld-

heren gewährt) eine thönerne Statue — ein Zeichen hohen Alterthumes — welche bei Triumphen mit dem Triumphkleide umgeben wurde. Ebendaselbst hatte Hercules einen Altar, welcher wegen seiner Größe vor den übrigen der größte (ara maxima) hieß. Hier opferte man den Zehnten von der im Kriege gemachten Beute, und Stiere, und zwar, wie ausdrücklich gemeldet wird, nach griechischer Sitte, so daß gar kein Zweifel stattfinden kann, daß der Dienst seinem Ursprunge nach ächt hellenisch war. Zwei angesehene Familien, die Potitier und Pinarier, verrichteten dabei den Dienst, so zwar, daß jene den der Zeit nach ersten und anständigern, diese den letzten und niedern hatten und jene die Opfereingeweide zu essen bekamen, diese mit dem Uebrigen vorlieb nehmen mußten. Waren jene vielleicht Patricier ursprünglich, diese Plebejer? Dann ist gewiß der Cultus schon im Anfange der Republik eingeführt worden. Im Jahre 310 v. Chr. ward das anders. Da übergab der damalige Censor Appius Claudius das Amt des Opferns öffentlichen Sklaven oder Freigelassenen. Gewiß war es jenen jetzt zu despectirlich geworden. Zu bemerken ist noch, daß bei dem Opfer an der Ara maxima der Lorbeer zum Kranze diente — also auch hier Beziehung auf Sieg und Triumph — während sonst dem Hercules die Pappel geweihet war. Die Legende — natürlich aus späterer Zeit und durchaus unkritisch — versetzt die Entstehung dieses Cultes weit in die mythische Periode vor Rom's Erbauung zurück, läßt den Hercules selbst an Ort und Stelle agiren und den Dienst einsetzen und verwebt das Ereigniß in die Mythologie des Herakles überhaupt.

Die oben angegebene öffentliche Bestimmung des Hercules-Cultes war zuverlässig die ursprüngliche; später ward sie auch eine private, d. h. andre Leute als staatliche Feldherren, die dem Gott den Sieg zu verdanken glaubten und ihn deßhalb verehrten, vermeinten ihm Andres zu verdanken, z. B. ein Reicher seine Schätze, ein Kaufmann seinen Gewinn. Und dafür zollten sie ihm gleichfalls den Zehnten. So ein Lucull, Crassus. Darum nennt Horaz den Hercules den Verleiher von Schätzen und Gewinn.

Einen zweiten Tempel hatte der Gott an der Pforte Trigemina. Auch hier führte er den Beinamen Victor, und es wurde erzählt, derselbe Tempel verdanke seine Herstellung einem Kaufmanne Marcus Octavius Herennius, welcher dem Gotte einst in Folge gewinnreicher Geschäfte den Zehnten gegeben, nachmals auf einer Seefahrt von Seeräubern angegriffen, Sieger geblieben und dafür dem Gotte des Gewinnes und des Sieges, dem Hercules, das Heiligthum gegründet habe, worin eine Bildsäule mit der Aufschrift: Victori (dem Sieger, d. h. dem Siegverleiher). Hercules wurde an der Stätte auch Olivarius genannt (Förderer des Oelbaues), in ähnlicher Beziehung. Daher ward er zuverlässig mit der Ceres zusammengestellt, und beiden Gottheiten galt darum ein gemeinsames Opferfest, das den 21. December gefeiert wurde.

Wer sich auf eine Reise begeben wollte, opferte dem Hercules, der ja selbst sollte die Erde durchzogen, die Wege gebahnt, die Län-

der eröffnet haben sind in lateinischen Inschriften bisweilen mit dem Beinamen des »Schnellen« belegt wird.

Daß dem Hercules im Samnitenkriege eine große Bildsäule auf dem Capitolium geweihet wurde (um das Jahr 304 v. Chr.), bezog sich doch gewiß gleichfalls auf Sieg im Felde, vielleicht auch die Weihung einer Bildsäule 189 v. Chr. in den Tempel des Gottes.

Als Schutzherr (custos) der Kämpfenden und Hort derselben in den Wettspielen hatte Hercules einen Tempel im Circus Flaminius, ähnlich dem griechischen Heros, der da Kampfhort war, z. B. in den olympischen Spielen (vergl. die Religion d. Griechen S. 301 f.). Das war also gleichfalls eine hellenische Vorstellung.

Damit hing bekanntlich ganz wohl zusammen, daß Herakles auch mit den Musen (den Schutzgöttinnen derer, welche in den musischen und poetischen Wettkämpfen auftraten) zusammengestellt, sogar als Musagetes (Musenführer) betrachtet und verehrt wurde. Diese Vorstellung ward ebenfalls nach Rom verpflanzt. Der Consul Fulvius Nobilior (153 v. Chr.) weihte solchem Hercules (vielleicht noch) im Circus Flaminius einen Tempel und brachte aus Ambracia in Griechenland die neun Bildsäulen der Musen dahinein. Und derselbe Tempel stand noch zu Augustus' Zeiten, ja er wurde damals wieder hergestellt.

Als Abwender von Uebeln erscheint er zum ersten Male in den Annalen der Geschichte beim Jahre 398 v. Chr., wo ihm, nebst andern Gottheiten, bei Gelegenheit eines ungesunden Sommers, ein Lectisternium zugerichtet wird.

Hercules war demnach in Rom ein nach vielen Seiten gefeierter und auch im Volksleben bekannter Gott. Die Männer schwuren bei ihm im Gewöhnlichen (Mehercle oder Me Hercule, Hercle, Herenkes, Perhercule u. s. w.); die Abschaffung der Menschenopfer (im Culte des Saturn) schrieb man ihm zu, dem Bekämpfer und Vertilger alles Rohen und Wilden; das Geschlecht der Fabier führte seinen Ursprung auf ihn zurück; die Legende von seiner Hinkunft nach Rom, und seinem Kampfe mit Cacus war in der Stadt selbst local; den Aventinus, den angeblichen Namengeber des gleichnamigen Hügels, nennt Virgil einen Sohn des Hercules.

Identificirt ward Hercules von römischen Gelehrten einmal (als Gott des Kampfes und des Sieges im Felde) mit Mars, sodann mit dem Sancus (von welchem S. 522), von dem man ebenfalls glaubte, daß er den Reisenden Schutz gewähre, und endlich, zufolge des Bemerkes zweier freilich sehr später Schriftsteller, mit Caranus oder Garanus und Recaranus, einem uns sonst ganz unbekannten Wesen. Wofern nicht Caranus und Recaranus ursprünglich Eigenschaftswörter und Epitheta des Hercules gewesen sind, abstammend von quaro oder quaero und requaero (requiro), und denselben als Gott des Erwerbes oder Gewinnstes näher bezeichnen sollten, wie wir ihn doch oben haben kennen lernen. Und gerade mit dem Hercules-Culte bei der Ara maxima werden die beiden Ausdrücke in Verbindung gebracht.

Dem Hercules galten die Gesänge der Salier neben dem Mars.

5. Die Dioscuren oder Castoren.

Der ächt griechische Cultus der Dioscuren, und zwar in der ersten ursprünglichen Eigenschaft als Horte und Helfer im Kriege, im Kampfe, in der Schlacht, fand natürlich auch im kriegerischen Rom leicht Eingang, aber natürlich erst in der Zeit, wo der Hellenismus unter den Römern gäng und gäbe ward. Es war im Jahre 499 oder 496 v. Chr., als der damalige Dictator Postumius alle Kräfte im heißen Kampfe mit den Latinern am See Regillus aufbot, um den Sieg davon zu tragen. Er gelobte, wofern ihm derselbe zu Theil würde, dem Castor einen Tempel. Die Römer mußten also mit der Vorstellung von diesem Gotte als Schlachtgotte bereits vertraut sein. Selbiger ward 484 v. Chr. geweiht, stand am Forum neben dem der Vesta und war ein sehr ansehnliches, für damalige Zeiten sogar prächtiges Gebäude, das nachmals in den stürmischen Tagen der Republik mehr als ein Mal von den Schaaren der Factionsmänner wie eine Burg besetzt worden ist. Auch die dabei befindliche Quelle war den Castoren heilig. Die spätere Legende berichtete, die beiden Dioscuren wären als Jünglinge von übermenschlicher Größe bei jener Schlacht erschienen und hätten den Römern zum Siege verholfen oder wären am Abend des Schlachttages in Rom zu Rosse angekommen und hätten den Sieg gemeldet. Eine ähnliche Wundergeschichte erzählte man sich aus dem macedonischen Kriege. Alles ganz analog den griechischen Vorstellungen und Sagen. Sehr wahrscheinlich ist aber die ganze Geschichte ein bloßes späteres Heldengedicht, wie es Niebuhr nennt, und die Religion der Dioscuren von den Römern erst im Jahre 304 v. Chr. eingerichtet worden, als die Römer mit den Latinern und Campanern im Kriege waren, und die Ritter in einer Schlacht den Ausschlag gaben. Von Unteritalien her, wo der Dioscuren-Dienst geblühet (vergl. oben S. 315.), konnte die Idee den Römern wohl zugekommen sein. Daher eben vorzugsweise der Tempel der der Castoren hieß, weil Castor ja den Griechen für den tüchtigsten Rossetummler galt. Im Jahre 339 v. Chr. bekamen die campanischen Ritter das Bürgerrecht in Rom, die nicht abgefallen waren. Als Denkmal dieser Ehre hingen sie zu Rom eine eherne Tafel im Tempel des Castors auf (Liv. VIII, 11.). Da erst ward höchst wahrscheinlich nun jener Tempel gebauet und dem Castor, als dem tüchtigen Reiter oder Ritter, ein jährliches Fest gewidmet. Seitdem machten die Ritter am 15. Juli, als dem Tage der Tempelweihe, einen jährlichen Aufzug von dem außerhalb der Stadt belegenen Mars-Tempel an, durch die vornehmsten Straßen Rom's hindurch, über das Forum bei dem Castoren-Tempel vorbei. Zugleich wurde von den Vornehmsten des Standes jenen Zwillingsgöttern ein gehöriges Opfer dargebracht. Damit stimmt der Zeit nach überein, wenn Demetrius Poliorcetes, damals König von Macedonien, den Römern sagen läßt, daß sie ja hätten den Dienst der Dioscuren bei sich jüngst aufgenommen (Strab. V, p. 232.).

Mit dieser Vorstellung vom Castor, als dem tüchtigen Rossetummler, kommt überein, daß man kurz nachher (288) die Reiterstatue des Consuls Marcius, der einen wichtigen Sieg über die Herniker davon getragen hatte, vor dem Tempel dieses Gottes aufstellte.

Späterhin (26 n. Chr.) weihten Tiberius und Drusus einen Tempel des Castors und Pollux am Forum, am See der Juturna, auf welche Veranlassung aber und zu welchem Zwecke, ist nicht bekannt.

Wie die Zwillingsbrüder den Griechen für Kampfhorte bei den öffentlichen Spielen galten, so auch in Rom. Als solchen war ihnen ein Tempel am Circus Maximus und noch einer am Circus Flaminius errichtet, und die sieben Eier, nach welchen man in den circensischen Spielen die sieben Wettrennen abzählte, waren dem Castor und Pollux geheiligt.

Daß übrigens dieser Cultus und die Vorstellung von den Castoren sogar in's Volksleben übergegangen sein muß, beweist der Umstand, daß der Schwur Aedepol oder Edepol (beim Tempel des Pollux) für Männer und Weiber, und Mecastor (so wahr mich Castor —!) für Frauen, sehr gewöhnlich unter den Römern war. »Es wäre möglich,« äußert Schwenck in Bezug hierauf nicht ohne Wahrscheinlichkeit, »daß die Frauen gern den Schwur bei Castor wählten, weil dessen Namen die größte Klangähnlichkeit mit dem Worte castus (keusch, rein) hat, und solche Klangähnlichkeiten wurden vielfach beachtet und übten Einfluß.«

---

6. Vica oder Vice Pota und Victoria oder dea Vincia.

Die Vice Pota (Siegend-Ueberwältigende) hatte einen Tempel unten an der Velia am palatinischen Hügel. Sie heißt (bei Seneca) Mutter des Diespiter, war demnach wohl eigentlich eine andere als die jungfräuliche Victoria (Victoria virgo), wahrscheinlich die älteste Siegesgöttin der Römer, die vielleicht schon bei den Latinern vor Rom's Erbauung verehrt wurde. Nachmals ist sie aber mit jener identificirt worden.

Als der Hellenismus mit seiner schönen Nike-Vorstellung Eingang fand, wurde die einfache Benennung Victoria die allgemeine. In Rom, der Stadt der Siege, gab es anfänglich mehrere Heiligthümer dieser Siegesgöttin, die auf einer Inschrift auch den Namen Vincia dea führt, z. B. auf der Spitze des palatinischen Berges einen Tempel, wo man der Göttin eine jährliche Festfeier den 12. April beim Wiederbeginn der Feldzüge hielt, natürlich in dem Sinne, daß sie den Sieg an die römischen Adler fesseln möchte. Im Jahre 216 sandte der König Hiero von Syracus eine goldene Siegesgöttin als Geschenk ein. Man weihte sie auf's Capitol. Denn »auf dieser Burg der Stadt Rom aufgestellt in ihrer Heiligkeit, werde sie als

segnende Gebieterin sich dem römischen Volke fest und unwandelbar anschließen.«

Eine Capelle neben dem Tempel der Victoria bekam die »jungfräuliche Siegesgöttin« im Jahre 193 v. Chr.

Ein siegreiches und siegesstolzes Volk, wie die Römer waren, mußte dieser Dienst mit Selbstbewußtsein und Nationalgefühl erfüllen. Er erhielt sich, wie wir in der Geschichte der Religion der Römer gesehen haben, mit am längsten.

Ein bloßer Nebenname der Victoria war wohl Pellonia (die Feinde-Treiberin), welche im Allgemeinen als eine besondere Göttin aufgeführt wird.

G) Gottheiten der Weissagung, des menschlichen Geschickes und Glückes.

1. Fatum und Fata Scribunda.

Ob die Römer ursprünglich, ehe sie mit den Griechen und deren deßfallsigen Ansichten bekannt wurden, an ein Fatum, d. h. an einen Spruch (for, fari) der göttlichen Allmacht, welcher das Schicksal des Menschen unabänderlich von Anfang an bestimmt habe, geglaubt haben oder nicht, läßt sich nicht entscheiden. Die spätern Dichter sprechen oft davon und personificiren auch wohl die unsichtbare geheime Macht. Aber in's Leben, namentlich in die Volksreligion, ist diese Ansicht wohl nicht eingedrungen, außer daß am letzten Tag der Woche nach der Geburt eines Kindes die Fata Scribunda angerufen wurden, d. h. die unbestimmten Gottheiten, welche die Schicksale des Kindes niederschrieben und so unwiderruflich festsetzten. Natürlich hat dieser Cultus nicht eher eingeführt werden können, als bis die Schreibekunst bekannt war. Es ist ein Cultus, der in Rom selbst seine Entstehung gefunden.

---

2. Parcen.

Der Name kommt her von parcere, verschonen. Hiernach rief man gewiß diese Wesen bei oder nach der Geburt eines Kindes an, es zu verschonen und nicht zu tödten, und eben so bei Krankheiten eines Kindes oder eines Erwachsenen. Diese Göttinnen konnten also die Menschen beim Leben erhalten und es ihnen rauben. In dem Sinne zollte man ihnen Verehrung, wenigstens in historischer Zeit,

vielleicht erſt in Folge der Bekanntſchaft mit den griechiſchen Moiren, denen man ſie gleichſtellte. Wenigſtens findet man auf Inſchriften von Gräbern dieſe Weſen öfter genannt, vornehmlich als die, welche früh das Leben eines Sterblichen verkürzt, es nicht geſchont haben. Man nahm übrigens ſpäter, nach Weiſe der griechiſchen Moiren, die Dreizahl an, davon die eine Parce das Leben beginne, die zweite es fortſetze, die dritte es abbreche und beendige, und benannte ſie mit jenen drei griechiſchen Namen: Klotho, Lacheſis, Atropos. Zu Varro's Zeiten muß man ſchon nicht mehr klar über dieſe Materie gedacht haben, weil derſelbe manches Ungehörige darüber geſagt hat.

---

3. Janus.

Bei allen Dingen iſt der Anfang wie der wichtigſte Moment, ſo derjenige, welcher am meiſten zur Hoffnung des Gelingens ſpannt, folglich zum Aberglauben, zur Annahme von Vorbedeutungen, zu religiöſen Gefühlen Veranlaſſung gibt. Dieß findet man bei dem vorliegenden Cultus bewährt, der bei den großen Schwierigkeiten, die ſeine Erörterung erheiſcht, vielfache Deutungen erfahren hat. Buttmann hat ſchon das Richtige zu allermeiſt gefunden.

Der Name Janus kommt entſchieden her von io, d. i. eo, ich gehe. Im alten Liede der Salier hieß er darum Eanus (nach alterthümlicher Ausſprache), zur ſicherſten Gewähr der Richtigkeit dieſer Etymologie, der auch ſchon Gelehrte des Alterthumes das Wort gerebet. Sodann ſtammt unbezweifelt das Wort janua von Janus ab oder hängt wenigſtens damit ganz nahe zuſammen; und janua bedeutet die Thür, d. h. den Ort, wo man in das Haus hinein und aus dem Hauſe heraus geht. Und ſolche Ein- und Ausgänge waren dem Janus geweiht. Auch hießen ſolche Durchgänge, vornehmlich in der Mauer der Stadt, wo nur gegangen, nicht gefahren wurde, jani, während porta (das eigentliche Thor) die eigentliche Durchfahrt iſt.

Damit ſtimmen auch die meiſten Janus-Bilder überein: ſie waren doch wahrſcheinlich über der Pforte angebracht und beſtanden aus einem Götterbilde mit zwei Geſichtern, wovon das eine nach dem Ausgang, das andere nach dem Eingang gerichtet war. Der Gott ſahe alſo gleichſam den Fortgehenden und den Eingegangenen nach.

Janus war mithin eigentlich und urſprünglich der Gott dieſer Ein- und Ausgänge, hatte den Schutz über die Ein- und Ausgehenden, war mithin freilich ein Gott der Thüren. Als ſolcher konnte er den Beinamen eines Oeffner's (patulcius) und eines Schließer's (clusius) der Thüren haben. Und ſo rief ihn der Prieſter an, wenn er ihm opferte. Darauf bezieht ſich nun auch die Legende von dem Janus und der Carnea oder Cardea (von cardo, die Thürangel), der Vorſteherin der Thürangeln, welche dieſelben vor den Striegen

(einer Art böser Geister) beschützten und daß sein Symbol die Schlüssel waren; eben so daß er der Gemahl der Venilia hieß; daß er den Beinamen Portunus führte.

Allein jenes Aus- und Eingehen ist doch hier im prägnanten Sinne zu nehmen, wie Buttmann ganz richtig bemerkt, gleich als in dem bekannten geistlichen Liede: »Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleicher Maaßen,« für das Beginnen einer Sache. Das sollte also durch Janus begünstigt, gesegnet sein, und so natürlich das Ganze. Ein solcher Gott war er im Hause, war er auch im öffentlichen Leben. Der rechte Janus am carmentalischen Thore ward gemieden, weil die 300 Fabier, welche am Flusse Cremera gefallen sein sollen, durch diese Pforte gezogen waren.

Für einen kriegerischen Staat, wie der römische war, mußten Kriegszüge die höchste Theilnahme der Bürger erwecken: man mußte wünschen, daß der Ausgang gesegnet, die Rückkehr der auszihenden Schaaren glücklich sein möchte. Darum ward, wahrscheinlich nur als Symbol, das Heiligthum des Janus geöffnet, blieb es, so lange der Krieg dauerte. Janus nahm in der Hinsicht aus einem ursprünglich so friedlichen Gotte den Charakter eines Kriegsgottes an und bekam den Beinamen Quirinus.

Zeit und Ort haben in der Vorstellung die größte Aehnlichkeit. Es ist daher wohl erklärlich, wie Janus auch zum Gotte des Einganges in einen Zeitabschnitt, als in einen Tag, in ein Jahr, werden konnte. Darum ward er am Morgen jedes Tages angerufen (als Janus matutinus); darum brachte man ihm am ersten jedes Monats das Janual, ein Opfer von Wein und Früchten; darum ist der erste Monat im Jahre nach ihm benannt. Freilich hat das nicht eher geschehen können, als bis der römische Kalender aus zwölf Monaten — anfangs hat man bekanntlich nur zehn gehabt — zusammengesetzt war und bis man den anfänglichen zehnen noch zwei vorfügte. Wann das geschehen, ist freilich nicht mit Sicherheit zu sagen. Dem Numa wird die Einrichtung zugeschrieben; obwohl ungewiß, ob mit Recht. So wurde denn nicht bloß der erste Monat, sondern das ganze Jahr unter des Janus Obhut gestellt, ja das ganze Leben der Menschen. Varro fängt die Reihe der Gottheiten, die das menschliche Leben schirmen, mit Janus an. Janus hieß geradezu im Allgemeinen der Begünstiger aller Anfänge (initiator), der Rathgeber zu Allem. Bei jedem Opfer, das man beim Beginn einer Sache, eines Geschäftes irgend einem andern Gotte zollte, wurde zuvor dem Janus ein solches dargebracht, er im Gebete zuerst angerufen. Wenn vornehmlich ein Krieg unternommen werden sollte, war es Janus Quirinus, dem der Feldherr im Tempel am Capitol zuerst seine Andacht zollte.

Aber nicht minder war ihm alles das heilig, was mit der Zeit zusammenhängt, was das Jahr bringt, namentlich was für den Landmann das Wichtigste ist, das Säen. Janus wurde Landgott, wurde Saatgott (Janus consivius), Gott des ländlichen Jahressegens. Darum brachte ihm der Ackersmann, ehe die Aernte anfing, ein Voropfer und rief ihn als den väterlichen Janus (pater J.) um Gnade

und Segen für das ganze Haus an. So trat er nahe dem Wirkungskreise der Ceres u. a. agrarischen Gottheiten und wurde mit ihnen bei Einweihung der Ackerfelder angerufen.

Allein er war segnender Gott auch in städtischen und Staatsangelegenheiten. Die Curien begannen wahrscheinlich ihre Versammlungen mit Anrufung des Janus, der deßhalb curatius oder curiatius hieß. Eben so opferte man auf dem Altare, den Volk und Senat im Jahre 13 v. Chr. dem Augustus errichtet hatten, ihm sammt der Pax, Concordia und Salus.

Janus war mithin ein sehr hoch gefeierter, aber auch vielseitiger Gott, und aus dem letzten Grunde eben so vieldeutig. Es ist fast unglaublich, für was Alles ihn die Alterthumsforscher der ältern Zeit ausgegeben, wie falsch sie ihn aufgefaßt, gedeutet haben, und wie schwer es demnach ist, glücklich durch diese Klippen hindurchzuschiffen, um das Richtige zu finden. Am schalsten ist jener Pragmatismus, der den Janus zu einem der ältesten Könige Latium's macht.

Der Cultus des Janus war ächt italisch, aus keinem griechischen hervorgegangen, mit keinem griechischen zu vergleichen. In Rom gehörte er zu den latinischen aus Alba Longa. Auch hatte der Gott seine älteste Cultusstätte in der Regina, in dem romulischen Stadtviertel. Damit stimmen Dionysius' von Halicarnassus Forschungen überein, der ihn einen heimischen, localen Gott der Latiner nennt. Außerdem besaß er am Fuße des Argiletum eine ebenfalls sehr alte Cultusstätte und auf den Esquilien gleichfalls. Seine Tempel waren nichts als nur ein Durchgang, seine Darstellung ein Kopf mit zwei (bifrons, geminus) oder vier (quadrifrons) Gesichtern. So sollte namentlich aus Falerii ein Bild des Gottes mit vier Gesichtern gekommen sein, passend zu einem Durchgange für zwei einander durchkreuzende Straßen.

Das Hauptfest wurde ihm am ersten Januar beim Beginn des neuen Jahres gefeiert. An diesem Tage traten die Consuln (in der spätern Zeit, nachdem der Kalender verbessert worden) ihr Amt an. Jeder Römer war beflissen, jedes Wort und jede That zu vermeiden, was als ein Omen für die Folgezeit gelten konnte. Mit guten Wünschen begrüßte man sich. Um sich und Andere glücklich und froh zu machen, beschenkte man sich: ein Gebrauch, dessen Ursprung weit zurückversetzt wird, in die Zeit des sabinischen Mitkönigs T. Tatius. Man nannte diese Gaben strenae: sie bestanden anfänglich in der Zeit der Einfachheit der Sitten in getrockneten Feigen, eingewickelt in Lorbeerblätter. Selbige sollten andeuten, daß man dem Beschenkten wünsche, als ein tüchtiger, thatkräftiger Mensch (vir strenuus) alle Handlungen mit Muth und Kraft auszuführen, woraus man eben jene besondere Göttin Strenua bildete. S. oben S. 514.

Das Janiculum hatte offenbar seinen Namen vom Janus, so wie mehrere Hügel von den auf ihnen oder bei ihnen verehrten Gottheiten.

4. Anna Perenna oder Anna und Perenna.

Diese Göttin niederer Gattung, wahrscheinlich weil ihr Cultus spätern Ursprungs, verdankt ihre Entstehung einem Feste, das der Römer alle Jahr den 15. März beging. Das Volk sammelte sich da am Ufer der Tiber, zwischen der milvischen Brücke und der Einmündung des Anio auf der Wiese; Männer und Frauen lagerten sich paarweise im Grase, ein Theil unter freiem Himmel, wenige unter Zelten, einige unter Lauben u. s. w. Es war das Fest der sonnigen Frühlingsluft. Jetzt ging das jährliche Leben wieder an; mit dem Lenze kehrte ein neues Jahr wieder. Man wünschte sich einander und betete, daß man froh und gesund dieß Jahr und viele andere durchleben möchte (ut annare perennareque commode liceat). Es war also ursprünglich gewiß nur ein allgemeiner Wunsch, ein allgemeines Gebet. Allein als man gedachte beides zu concretisiren, so machte man aus den dabei ähnlichen Verben annare und perennare eine besondere Göttin Anna Perenna — es mußte eine Göttin in der Vorstellung werden, weil der Name sich von einem Verbo auf a purum bildete und die Femininal-Form der ersten Declination annahm — der man nun dabei opferte, um von ihr zu erlangen, daß man jenen Wunsch erreiche. Das Fest war also eine Art Neujahrsfest, wo man sich und Andern gratulirte und den Tag in froher Laune hinbrachte, von Seiten des Volkes nicht ohne mancherlei unanständige Scherze und Gesänge. Das gab denn auch Veranlassung zu einer ähnlichen Legende vom Mars (als dem Gotte des Volkes der Landbewohner und des Acker- und Viehsegens) und der Anna Perenna.

Im Zeitalter synkretistischer Deuteleien, wo man jede solcher sonst unbekannter Gottheiten niederer Gattung zu höhern und bekanntern umschuf, da wollte man in ihr bald die Luna, bald die Themis, bald die Io, bald eine Nymphe erkennen. Und als man zu pragmatisiren anfing, da sollte sie zur Zeit, wo die Plebejer aus Erbitterung über den Druck der Patricier auf den heiligen Berg zogen, eine alte reinliche Frau aus Bovillä, in der Nähe von Rom gewesen sein, die das Volk täglich mit Kuchen versahe, als es anfing, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Aus Dankbarkeit dafür habe das Volk sie, nachdem es sich mit den Patriciern versöhnt, der Verehrung werth geachtet. Hiernach wäre Anna Perenna eine plebejische Gottheit gewesen.

Nachdem die Aeneas-Sage sich entwickelt und aus der karthagischen Sage auch eine Karthagerin Anna (eigentlich Hanna) als Schwester der Dido aufgenommen hatte, da wurden beide Anna's mit einander vermengt und die Anna Perenna zu Dido's Schwester. So selbst bei Virgil. So versiegte das ursprünglich Göttliche wieder.

Von einer Kunstdarstellung der Anna Perenna verlautet nichts.

5. Camena und Carmenta oder Carmentis.

Camena (von canere = singen) heißt die Sängerin. Dieselbe Bedeutung hat das Wort Carmenta oder Carmentis (von carmen). Im höchsten Alterthume war singen = weissagen, weil man gewohnt, die Weissagungen in Versen zu geben; aus dem Grunde galten die Camenen oder Carmentes ursprünglich für Göttinnen der Weissagung. Nun wurden aber besonders die Quellen vorzüglich als begeistend zum Wahrsagen, als weissagerisch betrachtet, auch bei den alten Römern. Und so sind denn die Camenen solche Göttinnen, welche in Hainen und an Quellen weilen und die Zukunft der Menschen vorher verkündigen können. So war bei Aricia in Latium — und dieser Cultus war ohne Zweifel älter als Rom, folglich der Camenen-Dienst schon vor-römisch — den Göttinnen ein Hain geweihet mit der Quelle Egeria, mit deren Nymphe bekanntlich Numa verkehrt haben sollte. Dieser Verkehr wird nicht minder ein Verkehr mit den Camenen genannt. Doch versetzt die Sage denselben auch in die Nähe Rom's vor das capenische Thor. Folglich hat wohl daselbst ebenfalls ein solcher Camenen-Cultus stattgefunden. Gewerbt wenigstens war die dasige Quelle den Camenen, nach der deßfallsigen Legende zu urtheilen, und daß man selbige für besonders heilig hielt, davon zeugt, daß die Vestalinnen von da her täglich Wasser zur Besprengung und Reinigung des Vesta-Tempels holten.

Plutarch berichtet, Numa habe besonders die Camena, Tacita (die Schweigsame) genannt, zu verehren angegeben. Nun wäre zwar »schön und sinnig der Gedanke, das Stillschweigen zu einer Camene oder Göttin des Gesanges zu machen, da Stille dem Nachdenken, dem begeisterten Schwunge der Seele, der dichterischen Production günstig ist.« Allein wir lesen bei keinem Schriftsteller von einer solchen Camene und von deren Verehrung. Das Ganze ist wohl sehr spät erfunden in Bezug auf die bekannte Schweigsamkeit der Pythagoreer, da Numa, nach unchronologischer Annahme, mit Pythagoras in geistigem Verkehre gestanden haben sollte.

Die Dichter in späterer Zeit, da wo nun der Hellenismus die Römer durch und durch angesteckt hatte, brauchten den Ausdruck Camene und Camenen für die griechischen Musen als Göttinnen des Gesanges und der Dichtkunst überhaupt. Eine eigentlich lateinische oder römische Idee war das nicht, obwohl damit nicht gesagt werden soll, daß das römische Volk aller Dichtungsgabe baar und ledig gewesen sei und gar keine Volkslieder z. B., gehabt habe: wir haben davon Zeugnisse genug. Allein der Römer liebte den Gesang nicht in dem hohen Grade wie der Grieche, konnte also darin auch nicht sofort etwas Göttliches finden. Diese Vorstellung überkam er erst mit der Kunde der griechischen Religion. Auch ward sie nicht zum Glauben des Volkes, obgleich ein Tempel und Statuen der Musen in Rom errichtet wurden. Es blieb immer fremde, griechische Idee;

höchstens daß die Dichter sie benutzten und ihre Leser kennen lehrten.

Carmenta oder Carmentis scheint der ältere und gewöhnlichere Name gewesen zu sein. Wenigstens hatten die Carmentes von uralter Zeit her an dem nach ihnen benannten carmentalischen Thore, am Fuße des Capitoliums, Altäre oder einen Altar — einen Tempel erwähnt Gellius und Sextus Rufus — und es wurde ihnen, oder der Carmenta allein, ein Fest gefeiert, die Carmentalien (am 11. Januar). Ursprünglich waren die Carmentes oder die Carmenta doch gewiß Weissagerinnen. Man nahm zwei an: die Porrima (Vorwärts-Gekehrte) oder Prorsa, auch Antevorta und die Postvorta, von denen jene die Vergangenheit, diese die Zukunft zu enthüllen wüßte. Die erstere, gleichsam die epische Muse, war wohl erst später angenommen worden. Man nannte dieselben auch Schwestern der Carmenta oder Gehülfinnen derselben. Es herrscht in dem Allem ein großes Schwanken, weil es hier durchaus an uranfänglichen festen Bestimmungen und an sichern Begriffen fehlte.

Das Heiligthum jener weissagenden Göttinnen mochte besonders von Frauen frequentirt werden, die guter Hoffnung waren und gern wissen wollten, welches Geschick sie bei der Geburt haben würden. So deutete man denn jene Namen auf die Arten der Geburt (wofern nicht diese Bedeutung die ursprüngliche ist), und es betrachteten die Frauen jene Göttinnen als zuführende Dämonen und feierten ihnen ein Fest, auch Carmentalien geheißen, am 15. Januar. Die wohl- und vielgebärenden Weiber brachten dann ihnen (oder der einzigen Carmenta) ihre Verehrung dar. »Durch glückliche und leichte Geburt wird dem Menschen das ihm durch Schickung und göttliche Fügung beschiedene Lebenslos unverkümmert zu eigen; daher konnte Carmenta in der griechischen Themis, welche ebenfalls die Seele der zusprechenden göttlichen Satzung ist, wieder gefunden werden; auch erklärte man sie für die Moira, die Zutheilerin, dem Begriffe derselben völlig gemäß. Carmenta's Schutz folgte aber sogar dem Kinde durch seine Entwickelung; darum ward ihr am 11. und 15. Januar für die Jünglinge und Jungfrauen, in deren Alter sich mit der Ausbildung des Leibes dessen Fehlosigkeit entscheidet, an zwei Festen geopfert.«

Mit diesem Feste und mit diesem Cultus brachte Unkritik, indem man etymologisch carpentum (Wagen) mit carmenta in Verbindung setzte, eine historische Begebenheit aus der Zeit des Krieges mit Veji in Zusammenhang, wonach die Frauen in Rom das Recht oder die Ehre erlangt hätten, zu den Spielen und Festfeiern fortan in Hängewagen und außerdem an Fest- und Werkeltagen in andern Wagen zu fahren. Und als man ihnen nun später dieses Recht entzogen, jedoch bald, weil der Staat durch ihren Groll in Noth gerieth, ihnen dasselbe wieder gegeben habe, sollten die wohl- und vielgebärenden Frauen der Carmenta den Tempel gestiftet haben.

6. Fortuna.

Wenn Janus ein Gott der Anfänge, Carmenta die Göttin der Weissagung dessen war, was geschehen sollte, so fehlte noch eine Gottheit als Förderin der günstigen, als Abwenderin der ungünstigen Umstände. Das war die Fortuna oder Fors Fortuna (von fero, eigentlich was sich zuträgt). Den ersten Tempel derselben (auf dem Forum Boarium) soll bereits Servius Tullius gestiftet haben, dessen Statue auch noch in spätern Zeiten sich darin vorfand, wenn man recht gesehen und gedeutet hat; denn manche Alterthumsforscher wollten in dieser Bildsäule eine alterthümlich gekleidete Fortuna sehen. Auch mehrere andere derartige Cultusstätten sollte der genannte König angelegt haben. Doch ist der Cultus nicht italisch, nicht ächt latinisch, sondern höchst wahrscheinlich von den Griechen entlehnt, der Tyche derselben entnommen. Aber er ist so heimisch in Rom gewesen, es geworden durch die vielen günstigen Ereignisse, deren sich die Stadt und der Staat der Römer im Laufe der Zeit zu erfreuen gehabt, daß man ihn als einen besondern Absenker des griechischen betrachten darf. Haben die Römer ihn nicht unmittelbar von den Griechen angenommen, so konnten sie ihn von Präneste, von Antium erhalten, in welchen beiden benachbarten Städten berühmte Fortuna-Tempel gewesen sind.

Die Göttin war ihnen theils eine private (für Familienverhältnisse, F. privata; als solche hatte sie auf dem Palatium ein Heiligthum), theils eine öffentliche (für die Angelegenheiten des Staates, F. publica). Sie war ihnen theils eine gute (F. bona s. blanda, averruncа), theils eine gefährliche Göttin (F. mala s. prava).

Man glaubte in Bezug auf die Privatverhältnisse der Menschen theils daß Fortuna ihren Liebling, von der Geburt an, begleiten könnte, und nannte sie deßhalb Primigenia (Göttin des Glückes von der ersten Geburt an), theils daß sie dem männlichen Geschlechte beistände, namentlich dazu verhülfe, daß die Knaben und Jünglinge zum männlichen Alter, dessen Zeichen der Bart, heranwüchsen (F. mascula oder barbata), dem weiblichen dagegen, daß die Frauen aus dem Stande der Jungfrauen in den selbstständigen einer Hausfrau traten (F. virginensis, die ihren Tempel auf dem Esquilinus hatte, wohin die jungen Ehefrauen ihren Brautgürtel weihten), daß sie Frauen blieben, nicht Wittwen würden, oder sich zum zweiten Male verheirathen müßten (F. muliebris, die in Rom ebenfalls einen Tempel an der latinischen Straße besaß, deren Ursprung man fälschlicher Weise — es erhellt das hauptsächlich aus dem Gebrauche, daß keine Frau, die sich zum zweiten Male verheirathet hatte, die Bildsäule der Göttin berühren durfte, vergl. Niebuhr's röm. Gesch. II, S. 115 [der 2. Ausg.] — in späterer Zeit auf eine politische Veranlassung, auf die Abwendung der Gefahr der Erstürmung Rom's von Seiten des Coriolan durch seine Mutter und Frau bezog), daß sie sich die Liebe der Männer erhielten (F. virilis, welche bei einer warmen Quelle

so verehrt wurde, daß die Weiber sich badeten und die Göttin anriefen, die Fehler ihres Körpers den Gatten zu verbergen und ihnen die Zuneigung derselben nicht zu entziehen; sehr sinnig stand ihre Bildsäule bei dem Altare der Venus mit dem Arbeitskorbe), theils daß sie den Aeltern das Glück gewährten, Kinder zu besitzen (F. liberum).

Als öffentliche Göttin genoß sie zuerst Verehrung von den Plebejern (F. plebeja). Diese kamen den 24. Juni zur Feier eines besondern Festes aus der Stadt und vom Lande zu Fuß und auf Kähnen zum Tempel der Fortuna an der Tiber herbei, bekränzten sich und ihre Schiffe und brachten den Tag in Freude und mit Gelagen hin, sodann von den Patriciern (F. patricia), in welcher Weise, ist jedoch unbekannt; ferner von den freien Leuten im Gegensatze zu den Sklaven (F. libera). Der Fortuna der Ritter oder der Reiterei (F. equestris) war ein Tempel 180 v. Chr. gelobt und sechs Jahre nachher von dem Consul Fulvius Flaccus geweihet worden, als er die Celtiberier in Spanien, wahrscheinlich eben mit Hülfe der Reiterei, schlug. Er stand an dem Circus Flaminius. Als Göttin des Kriegsglückes überhaupt galt ihr wohl der Tempel, den 272 v. Chr. der Consul Carvilius aus der Beute errichtete, als er die Samniter überwunden. Und auf Inschriften findet sich eine F. victrix, sogar eine F. praetoria, cohortis u. s. w. Zur Zeit des Kaisers Augustus huldigte man einer Fortuna Augusta.

Außerdem gab es noch eine Menge anderer Benennungen und Eigenschaften, unter welchen Fortuna speciell verehrt wurde, z. B. eine F. comes (Begleiterin auf Reisen), redux (glücklich nach der Heimath zurückführende). Sogar eine »Fortuna des heutigen Tages« hatte man, und diese einen besondern Tempel.

Neben einer ihrer Statuen auf dem Capitolium stand die des bonus Eventus (des guten, glücklichen Erfolges), was aber nur fremde Idee war. Doch hatte derselbe Gott einen besondern Tempel auf dem Marsfelde. Allein wir wissen nur das von diesem Culte, nichts weiter, so daß darüber kein Urtheil möglich ist.

---

7. Felicitas oder Faustitas.

Beide Ausdrücke bedeuten den wirklich bestehenden Zustand des Glücks, die Glückseligkeit. Die erstere hatte als Göttin einen Tempel in der fünften Region der Stadt. Die zweite ist wohl nur ein Synonym der erstern.

Auf Münzen erscheint die Felicitas als Matrone mit dem Füllhorn in der einen, dem Heroldsstab in der andern Hand, und dem Modius auf dem Haupte. Alles Symbole der segensreichen Fülle.

8. Libertas,

die Göttin der Freiheit, erst spät apotheosirt. Ihr ward nehmlich erst durch den Vater des Consuls Tib. Sempronius Gracchus ein Tempel auf dem Aventinus aus Strafgeldern geweihet. Es bezog sich die Stiftung wohl auf die errungene Freiheit der Plebejer von dem Drucke der Patricier, war also politischen Wesens. Im zweiten punischen Kriege verlieh derselbe Gracchus den Freiwilligen, welche Sklaven gewesen wären, als Preis ihrer Tapferkeit, die Freiheit, und ließ zum Andenken dieser Begebenheit ein Gemälde anfertigen und weihte es in den Tempel der Libertas. Also hier ebenfalls Beziehung auf öffentliche Zustände.

---

9. Pax (Friedensgöttin).

Die Verehrung dieser Göttin ward auch erst spät eingerichtet, wahrscheinlich eine Nachahmung der apotheosirten griechischen Eirene. Als Augustus im Jahre 13 v. Chr. nach glücklicher Beilegung der Unruhen in Spanien, Gallien, Germanien nach Rom zurückgekommen war, errichtete Senat und Volk in Schmeichelei der Pax einen Altar in der Curie, und auf demselben wurde ihr zwei Mal im Jahre, nebst der Concordia und der Salus, geopfert. Wahrscheinlich hat der Dienst nicht lange bestanden.

Später wurde von Vespasian ein zweiter Tempel derselben Göttin nahe am Forum gebauet.

---

10. Pacuna (Göttin der Muse).

Ihr opferte und feierte man, wenn man beim Einbruch des Winters von der Arbeit des Feldes oder des Krieges zur erwünschten Rast am väterlichen Heerde zurückgekehrt war. In letzterer Beziehung konnte sie bei erfolgtem Frieden nach einem Siege auch mit der Victoria identificirt werden. Varro stellt sie der Minerva gleich, insofern sie wissenschaftlichen Studien Nahrung gab.

---

11. Honor.

Dem Honor oder der Ehre als einem Gotte wurde zuvörderst im gallischen Kriege in dem Treffen bei Clastidium von Marcellus ein Tempel gelobt nächst der Virtus in dem Sinne: wie nur durch Tapferkeit wahre Ehre erreicht werde. Es geschahe das im Jahre 222 v. Chr. Die Weihe desselben zog sich aber manche Jahre noch hin, bis 208. Einen gleichen ließ Marius nach Besiegung der Cimbern aus der Beute errichten. Endlich ward dem Gotte allein ein Tempel vor dem collinischen Thore erbauet, wie die Legende sagte, in Folge der Auffindung einer dazu mahnenden Inschrift. Von einer wirklichen Verehrung des Gottes durch Opfer, Gebete u. dergl. wissen wir jedoch nichts.

12. Nemesis.

Diese durchaus griechische Göttin fand erst in der historischen Zeit in Rom Eingang, aber wohl schwerlich in den Volksglauben. Ihr Bild stand auf dem Capitol, und sie sollte die Wirkungen des Neides in Bezug auf den römischen Staat abhalten und vernichten; folglich ward sie als politische Göttin betrachtet.

II.

Die Gottheiten der Unterwelt.

1. Manen.

Manes, ein ächt lateinisches Wort, bedeutet ursprünglich die Guten. So nannte man aber vorzugsweise die Geister der Verstorbenen, und von diesen glaubte man, sie wären nach der Bestattung der Leiber Götter geworden, weilten für gewöhnlich im Innern der Erde, könnten von da aus auf die Oberwelt wirken oder kämen selbst bei besondern Veranlassungen auf die Oberwelt empor. Nehmlich auch bei den Römern fand im höhern Alterthume, in manchen Familien, z. B. in der cornelischen, sogar bis in die spätern Zeiten der Gebrauch statt, daß die Todten dem kühlen Schooß der Erde anvertrauet, begraben wurden. Daher konnte auch bei ihnen, wie bei den Griechen, der Glaube Nahrung finden, die Todten weilten in der Erde. Erst später gewann das Verbrennen der Leichname allgemeinen Eingang, aber ohne die frühern Vorstellungen zu verdrängen oder zu verdunkeln. Und daß man die Seelen der Verstorbenen für höhere Wesen glaubte, lehrt die Gewohnheit, daß, sobald man bei dem Abbrennen des Feuers nichts als die Knochen erblickte, man ausrief, der Todte sei ein Gott geworden (Plutarch. Quaest. Rom. 14.). Ueberhaupt scheint unter dem Volke die Meinung geherrscht zu haben, man werde nach dem irdischen Tode ein Gott (Corn. Nep. fragm.). Daher werden die Manen auch gewöhnlich *dii* Manes geheißen. Man nannte nun diese Geister »die Guten,« theils aus Pietät wohl und aus dem Grundsatze: de mortuis nil nisi bene, theils weil man sich dieselben als leicht verletzlich dachte, die immer mit einer gewissen Religiösität und Rückhaltung behandelt, begütigt werden müßten. Denn von der Trauer über einen Todten ist im Gedanken ein leichter Schritt, sich denselben als traurig, als wehmüthig, als empfindlich, als finster und mürrisch vorzustellen. Daher betrachtete man den Scheiterhaufen, die Grabstätte als eine wahrhaft heilige Stätte, der man sich nicht ohne heiligen Schauer nahte. Daher auch die im Heidenthume so gewöhnliche Ceremonie, dort an solcher Stelle sühnende Opfer, besonders Menschenopfer, Spiele, bei den Römern blutige Gladiatoren-Kämpfe zu veranstalten. Durch Blut nehmlich wähnte man insbesondere die Manen zu versöhnen. Zudem brachte man ihnen Spenden von beruhigenden und

mildernden Ingredienzien dar: von Wasser, Milch, Honig, Oel, Wein.

Die eigentliche Manen-Verehrung fand am Grabe selbst statt, sogleich nach der Bestattung des Todten, sodann am 9. Tage darnach, endlich gab es ein allgemeines Todtenfest im Februar, wo jede Familie das Andenken an ihre verstorbenen Glieder überhaupt feierte. Woher es denn auch wohl gekommen ist, daß man bei den Römern im Allgemeinen von Manen in der Mehrzahl zu sprechen pflegte. Doch wurde ihnen auch die Erhaltung mancher Menschen bei Krankheiten zugeschrieben und sie folglich als gütige Wesen verehrt (Orelli. 1480.).

Wie man sie sich im Volke hinsichtlich ihrer Gestalt vorstellte, darüber finden wir keine Andeutung; denn in der literarischen Zeit ist auf sie die Idee der Griechen von den Schatten übergetragen. Weil man sich ihren Wohnsitz in der Erde dachte, so sind sie auch mehrfach mit der Tellus verbunden: als welche sie sogar gedacht werden konnten, daß sie vulkanische Erscheinungen erzeugten. In dieser Beziehung konnten sie sogar als staatliche Gottheiten betrachtet werden. In Rom selbst, auf dem Comitium war eine eben wie der Himmel gewölbte Grube, Mundus geheißen. Diese war, mit Ausnahme von drei Tagen, das ganze Jahr mit einem Stein geschlossen, den man lapis manalis nannte, ein Ausdruck, der für diesen Fall offenbar auf die Manen hinweist, von denen man auch glaubte, daß sie bei der Eröffnung des Mundus auf die Oberwelt kämen. Die Tage solcher Feier waren deßhalb den unterirdischen Gottheiten geweihet. Die Manen werden deshalb neben dem Dispater und dem Vejovis aufgeführt und genannt. Als sich im Jahre 366 v. Chr. mitten auf dem Forum von Rom eine Höhle von ungeheurer Tiefe bildete, die man vergeblich auszufüllen sich bemühte, und die Weissager erklärten, sie könne nur mittelst dessen ausgefüllt werden, wodurch das römische Volk am meisten vermöchte, da weihte sich Curtius, wie es heißt, der Tellus und den Manen: er versöhnte sie durch sein eignes Menschenopfer, die durch diese vulcanische Erscheinung ihren Zorn zu bekunden geschienen. Eben so weihten sich die beiden Decier, als dem Tode für's Vaterland, den Manengöttern und der Mutter Erde (diis Manibus matrique Terrae). Endlich war es im Jahre 126 v. Chr., da erschütterten Erdbeben einige Tempel auf dem Capitolium; der Aetna that eine Eruption, und das Meer bei den liparischen Inseln ward ebenfalls unruhig, und Schlamm, mit Flammen durchzuckt, quoll aus ihm herauf. Da wurden von Staats wegen Abgeordnete dorthin nach Lipara gesandt, um nebst den Seegottheiten den Manen zu opfern.

Das synkretisirende spätere Alterthum hat die Manen vielfältig mit den Genien und mit den Laren verwechselt, obwohl alle diese Arten höherer Wesen besondere Eigenschaften haben, wenigstens eine verschiedene Herkunft. Dieß, so wie die mancherlei philosophischen und mythologischen Grübeleien der letzten Periode machen dem Forscher diesen Gegenstand sehr schwierig und nicht eben erfreulich. Und

doch liegt in dem Ganzen eine große Pietät und ein Zeichen der Ahnung und Hoffnung einer Fortdauer nach dem Tode. Man erschuf auch eine Geneologie der Manen und nannte die Mutter derselben Mania oder Mana Genita. Ihr wurde aber mit dem Genius geopfert, und die Compitalien mit gefeiert; darum machte man sie zur Mutter der Laren. Ihr fielen Menschenopfer in der ältern Zeit, damit sie als eine gute Göttin die bösen Geister von den Häusern der Einzelnen abhielte. Aus dem Grunde hing man an den Häusern Bilder derselben auf. Man betrachtete sie als ein besonderes Wesen.

2. Terra oder Tellus.

Oben (S. 531.) haben wir diese Göttin als eine Göttin der Oberwelt kennen lernen, die als Mutter Erde den Menschen Aernte segen bietet. Aber sie ward auch zugleich als ein weibliches Wesen gedacht, das innerhalb des Erdkörpers waltete: das nicht bloß die Erdbeben hervorbrächte — man suchte sie daher bei solchen Phänomenen zu sühnen; man gelobte und bauete ihr bei solchen Gelegenheiten Tempel (vergl. z. B. Flor. I, 19.) — sondern man wähnte nun auch und brachte damit in Verbindung, daß sie — die Erde selbst ist im Innern finster und unerfreulich — gleich den Manen eine finstere, leicht zu beleidigende, leicht zürnende Göttin sei, die durch geeignete Opfer immer gehörig gesühnt sein wollte, vornehmlich durch Menschenopfer, wie ihr ja die Todten gleichsam dargebracht würden, die sich an dergleichen gleichsam gewöhnt hätte. Darum weihte sich, wie wir oben gesehen haben, ein Curtius, ein Decius ihr und den Manen. Sie hatte mithin eine Doppelnatur, die auch bei ihren Opfern, den Forticidien, hervortrat, wie die Ceres, mit der sie auch öfter verwechselt wird, nur mit dem Unterschiede, daß bei dieser die Idee einer Göttin des Ackerbaues die vorherrschende war und blieb. Hatte ein Erbe nicht richtig seine Erblasser bestattet, so ward er gezwungen, der Tellus und Ceres ein weibliches Ferkel zu opfern (praecidanea); sonst war die Familie nicht rein. Doch bezog sich dieses Opfer auch auf Aernte. Man sieht, wie bei den Römern gleichfalls, in späterer Zeit, die Begriffe der Saat und der Aernte mit denen des Sterbens und Begrabens zusammenfallen.

3. Dis und Proserpina.

Dis ist eigentlich nichts weiter als eine treue Uebersetzung des griechischen Wortes Pluto, ist verwandt mit dives (reich) und bedeutet, wie Pluto, den Reichen, d. i. den Reichthumgeber, insofern

die Erde uns aus ihrem Schooße den Reichthum an Metallen bietet. Hiernach zu urtheilen, scheint der Römer ursprünglich gar nicht an ein wirkliches Todtenreich im Innern der Erde gedacht zu haben, sondern dieß waren Ideen, die ihm erst die Bekanntschaft mit dem Hellenismus gewährte, und zwar gewiß sehr spät gewährte. Denn in allen jenen ältern Weiheformeln kommt der Name Dis nicht vor. Gleicher Weise ist Proserpina, so lateinisch (von proserpere, hervorkommen, keimen; mithin trifft auch die Bedeutung mit dem Gegenstande überein, auf den sich der Cultus bezog) der Name erscheinen mag, doch nichts Andres als das verkauderwelschte, dem Latinismus angepaßte »Persephone.« Dieser Dienst also der beiden unterirdischen Herrscher ist rein hellenisch, eine bloße Fortsetzung des griechischen und wahrscheinlich erst ziemlich spät in Rom heimisch geworden.

Hier war ihnen das Tarentum, d. h. ein Theil desjenigen Feldes, welches später den Campus Martius bildete, geweiht. Sie hatten daselbst einen unterirdischen Altar, 20 Fuß tief, welcher bei den betreffenden heiligen Gebräuchen aufgedeckt, benutzt und dann wieder mit Erde verdeckt ward. An diese Cultusstätte war die Säcularfeier geknüpft, deren Zweck die Sühnung der Unterweltsgötter. Ein aus der Erde aufsteigender oder irgend ein Mal aufgestiegener Rauch bekundete ein unterirdisches Feuer und den Zorn dieser Gottheiten. Darum wurden nächtliche feierliche Spiele angeordnet (ludi taurii oder terentini) mit Opfern von schwarzen Stieren, wie sie sich für die Herrscher in der schwarzen Unterwelt ziemten. Mythisch wird ihr Ursprung einem Sabiner zugeschrieben. Aber darum sind sie nicht und die Vorstellung von jenen Gottheiten sabinisch. Nach Festus sind die tauriſchen Spiele unter Tarquinius Superbus eingeführt worden, als eine Krankheit die Frauen heimsuchte. Sie wurden im flaminischen Circus gehalten, angeblich, damit nicht die Unterirdischen innerhalb der Stadt hervorgerufen würden.

Auf dem Circus Maximus war ebenfalls ein Altar unter der Erde, wie man sagte der des Gottes Consus, den man an dem Feste der Consualien aufdeckte, wo ihm von dem Priester des Quirinus und von den vestalischen Jungfrauen ein Opfer dargebracht wurde. Auch mit diesem Feste waren Spiele und Pferderennen verbunden, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß sie gleichen Ursprung und gleichen Zweck hatten wie die terentinischen. Nur mochte der später hervortretende Neptun-Cultus die ursprüngliche Idee mit der Zeit verdunkeln.

Dem Gotte Dis war die Cypresse geweihet, aber erst nach später Ansicht, nicht lange vor Cäsar's Zeit. In später Zeit heißt er oft Jupiter stygius von seinem vermeintlichen Wohnsitze, so wie Proserpina Juno stygia.

Als gütiger, väterlich gesinnter Gott hieß er auch Dispiter oder Dis pater.

Werfen wir, nachdem wir den etwas mühsamen Weg zurückgelegt haben, auch hier einen Rückblick auf das Ganze! Da finden wir denn erstens bestätigt, was schon in der Einleitung bemerkt worden, daß die Religion der Römer dürftiger, magerer ist als die griechische: es fällt das Poesiereiche, das Künstlerische, das Aesthetische fast ganz weg. Sodann ist der Kreis der eigentlich und ursprünglich römischen Gottheiten bei weitem beschränkter: beschränkt vornehmlich auf das Materielle, auf das Unmittelbar-Nützliche, auf die gewöhnliche Praxis im täglichen Leben. Diese Partie ist *wohl* vertreten, sogar sehr stark vertreten im Oekonomischen, im Kriegswesen, weil solches den Römer ganz besonders interessirte. Dagegen fehlt das Höhere, Geistige, Intellectuelle und Aesthetische fast ganz. Das Moralische ist ziemlich edel repräsentirt, aber doch mehr in Bezug auf das Praktisch-Tüchtige als auf das Rein-Sittliche, indeß schon das anzuerkennen. Vom Mysteriösen hielt der Römer an sich gar nichts: ihn kümmerte das irdische Leben, die Gegenwart, nicht die ungewisse Zukunft nach dem Tode; er war mit jener zufrieden, und nur erst der Hellenismus hat ihm derlei Ideen zugebracht. Bei seinem ganzen Cultus herrscht die Ansicht vor, daß die Götter ihm schaden können, und wenn ihm etwas Unglückliches widerfährt, daß sie ihm haben schaden *wollen*, Rache nehmen für Vernachlässigungen, Bevortheilungen, Verabsäumungen; wenn ihm dagegen etwas Gutes geschehen, daß er sich solches verdient habe durch *seine* gewissenhafte Pünktlichkeit und Treue (religio) im Geben dessen, was der Götter wäre. Am wohlthuendsten dem Herzen tritt uns sein religiöses Denken und Treiben im häuslichen und ehelichen Leben entgegen, am glänzendsten im staatlichen, in seinen Kämpfen und Siegen; denn da war er selbst am größten.

Register

zur ersten Abtheilung über die griechische Religion.

A.

Achelous 418 f.
Achilles 51.
Acusilaus 70.
Adonis 183.
Aeolus 151 ff.
Aegipan s. Pan.
Agamemnon 51.
Aganippe 273.
Aglaja 293.
Aglauros (Agraulos) 148 ff.
Aïdoneus 377 ff.
Akmon 304.
Alexander der Gr. 87 f.
Ammun 132.
Anädia 370.
Anakes (Anaktes) 315.
Anaxagoras 75. 139. 141.
Anaximander 62 f. 277.
Anaximenes 63.
Anteros 202 f.
Antisthenes 82.
Aphrodite 171 ff.
Apollo 360 ff.
Ares 320 ff.
Aristäus 335.
Aristippus 90.
Aristophanes 79 f.
Aristoteles 84 f.
Artemis 348 ff.
Asklepios 343 ff.
Astarte 181 ff.
Ate 239 f.
Athen 74 ff. 85. 110 f.
Athena s. Pallas.
Atlas 128 f.
Atropos 231.
Auresia 395.
Auxo 161. 292.
Axieros 408.
Axiokersa (os) 408.

B.

Bacchus 395 ff.
Boreas 153 f.
Briareus 128.
Butes und Butaden (Eteobutaden) 253.
Buzygen 253.

C.

Cabiren 316 f. 405 ff.
Cadmus von Milet 69.
Cadmus (Cadmilus) s. Cabiren.
Castor 310 ff.
Cephalus 145 f.
Chariten 291 ff.
Chiron 451.
Christenthum 98 ff.
Chthonische Gottheiten 33 ff.
Corybanten 126.
Creta 126 f.
Cytus 329. 336.

D.

Dactylen 304.
Damia 395.
Daunameneus 304.
Demeter 378 ff.
Democritus 66.
Dike 165 ff.
Dione 30. 132 f.
Dionysius v. Halic. 96.
Dionysius Scythobr. 95.
Dionysos 55. 395 ff.
Dioscuren 310 ff.
Dodona 89. 124 f.
Dorsanes 304.

E.

Eileithyia 220 f.
Eirene 165 ff.
Eleatiker (die) 64 ff.
Eleos 370.
Empedocles 71 f.
Endymion 141.
Enyalius 324 f.
Enyo 323 f.
Eos 143 ff.
Ephorus 81 f. 230.
Epicurus 90.
Erichthonius 150.
Erinnyen 240 ff.
Eros 193 ff.
Erysichthon 253.
Euhemerus 93 ff.
Eumeniden s. Erinnyen.
Eunomia 165.
Eunostus 336.
Euphrosyne 293.
Euripides 80.
Europa 129.
Exegeten 77 f.

F.

Flußgötter 418.

G.

Gäa, Ge 374 ff.
Ganymedes 129.
Giganten 129.
Gyes 128.

H.

Hades 377 f.
Harpyien 155 ff.
Hebe 340 f.
Hecatäus 70 f.
Hegemone 292.
Hekate 354 ff.
Helena 51.
Helios 134 ff.
Hemera 146.
Hephästos 283 ff.
Hera 208 ff.
Herakles 298 ff.
Herakliden-Wanderung 41 ff.
Heraklitus 63 f.
Hermes 261 ff.
Herodot 47. 80 f. 143.
Herse 147 ff.
Hesiodus 51 ff. 104.
Hestia 222 ff.
Himalia 336.
Himeros 203 f.
Hippo 66.

Hippokrene 273.
Homer 46 ff.
Horen 160 ff.
Horme 370.
Hyaden 415 f.
Hyacinthus 411 f.
Hybris 370.
Hygieia 341 ff.
Hymen (äus) 206 ff.
Hymnen (homerische) 55.
Hypnos 339 f.

J.

Juno 420 ff.
Jo 42. 141.
Jonien 61.
Iris 158.
Isis 143.
Justinianus 111.

K.

Karpo 161.
Kataklothen 231.
Ker, Keren 359 f.
Kleta 292.
Klotho 231.
Kora 392 ff.
Krenius 329. 336.
Kronos 29. 38 f. 54. 243. 329 ff.

L.

Lacheſis 231.
Lemnos 283 ff. 406 ff.
Leto (Latona) 372 ff.
Leukothea 422 f.
Lucian 106 f.
Lucretius 470 f.

M.

Maximus v. Tyrus 104 f.
Meergottheiten 419 f.
Mene 139.
Menelaus 51.
Menötius 128 f.
Moira, Moiren 230 ff.
Muſa, Muſen 271 ff.
Mycenä 212 ff.
Myſterien 34 ff.
Mythen 55 f.

N.

Nemea 126.
Nemeſis 236.
Nike 338 f.
Noſtus 336.
Notus 155.
Nymphen 271. 413 ff.
Nyx 371 f.

O.

Oenomaus 105.
Olympus 38.
Olympiſche Gottheiten 33.
Oneiros 340.
Oreithyia 153.
Orion 146. 170.
Orphiker 67.

P.

Palämon 419 f.
Pallas Athene 249 ff.
Pan 325 f.
Pandroſos 147 ff.
Parmenides 65.
Parnaſſus 273.
Patäken 284.
Pauſanias 107.
Pegaſus 273.
Peitho 204 ff.
Peloponneſiſcher Krieg 76.
Perſäus 91.
Perſephone 392 ff.
Pheme 370.
Pherecydes 71.
Philoſophie in Jonien 62 ff.
Philoſtratus 108.
Pieria, Pieriden 272.
Pimpleia 272 f.
Plato 83 f.
Plejaden 416 f.
Plejone 416.
Plutarch 102 ff.
Pluto ſ. Hades.
Plutus 337.
Pollux (Polydeukes) 310 ff.
Polybius 96.
Poſeidon 423 ff.
Pothos 204.
Prieſter d. Griechen 35. 113 f.
Prometheus 127 f. 280 ff.
Pythagoras 68 f.

R.

Rhapſoden 77 f.
Rhea 336 f.
Römer 89. 101 f.

S.

Samos 204 f.
Samothracien 407 f.
Sandon 304.
Selene 139 ff.
Skeptiker 105.
Socrates 78.
Sophiſten 77.
Spartius 329. 336.
Speuſippus 84.
Stoiker 91 f. 105.
Strabo 96.
Strato 92.

T.

Thales 62.
Thalia 293.
Thallo 161.
Thanatos 358.
Theagenes 66 f.
Themis 228 ff.
Theophraſt 92.
Theopomp 81.
θεός 31.
Theſeus 45. 230.
Theſſalonice 409 f.
Thetis 423.
Thracier 38 ff.
Thucydides 81.
Titanen 128 f. 333.
Tithonus 145.
Triptolemus 45 f.
Triton 252 f.
Trophonius 125.
Tyche 235 f.
Typhon 157.

U.

Uranus 117 f.

W.

Winde 151 ff.

X.

Xenocrates 84.
Xenophanes 64 f. 277.
Xenophon 83.

Z.

Zeno von Elea 65.
Zeno von Citium 90 f.
Zephyrus 154 f.
Zeus 31. 38. 118 ff. 217.

Register

zur zweiten Abtheilung über die Religion der Römer.

A.

Abeona 529.
Adeona 529.
Aequitas 524.
Aesculapius 515.
Aesculanus 508.
Ajus Locutius 435.
Ambarvalien 535.
Amor 527.
Anna Perenna 569.
Annona 554.
Apollo 516.
Argentinus 508.
Armilustrium 536.
Arvalbrüder 534 f.
Augustus, der Kaiser 472 ff.
Aventinus 509.
Averruncus 515.

B.

Bacchus Bacchanalien 547 f.
Bellona 558 f.
Bona Dea 549 f.
Bonus Eventus 573.

C.

Camelliä Virgines 528.
Camena und Carmenta 570.
Castor 563 ff.
Catius 512.
Cato d. ä. 466.
Ceres 545 ff.
Cicero 471.
Clementia 524.
Compitalien 507.
Concordia 523.
Consentes Dii 481.
Consus 498.
Cupido 527.

D.

Damia 549.
Dea dia 548.
Deus 481.
Deverra 508 f. 539.
Diana 529 ff.
Diespiter 485.
Dioscuren 563 f.
Dis 578 f.
Dius Fidius 522.

E.

Edusa 512.
Egeria 396.
Ennius 462 ff.
Epona 556.
Etrusker 449.

F.

Fata Scribunda 565.
Fatum 565.
Fatua und Fatuus 541.
Fauna und Faunus 540 ff.
Faustitas 573.
Febris 515.
Felicitas 573.
Fessonia 514.
Fetialen 488.
Fides 521 f.
Flora 551 f.
Flußgötter 496.
Fontus 495.
Forculus 508.
Fortuna 572.

G.

Genita Mana 578.
Genius 510 ff.
Grundulische Laren 508.

H.

Hercules 560 ff.
Homer 575.

J.

Janus 566 ff.
Incubus 541.
Intercidona 539.
Juden in Rom 477.
Juno 489 ff.
Jupiter 483 ff.
Juturna 496.
Juventus 513.

L.

Lacturcia 555.
Laren 504 ff.
Larunda 507.
Larven 508.
Lateranus 494.
Latiner 447.
Laverna 557.
Lemuren 508.
Levana 512.
Libentina 526 f.
Liber und Libera 547 f.
Libertas 574.
Lima und Limentinus 508.
Luna 491 f.
Lupercalien 542.
Lymphä 496.

M.

Magna Mater 550.
Manalstein 435. 484.
Manen 576 ff.
Mania 578.
Mars 534 ff.
Marspiter 527.
Massilia 452 f.
Mater Matuta 492 f
Meergottheiten 496 ff.
Mellonia 556.
Mens 519.
Mercurius 556.
Messia 555.
Minerva 517 f.
Moles 537.

N.

Nautier 519.
Nemesis 575.
Neptunus 497.
Neverita 499.
Nixi Dii 531.
Nodotus 555.
Novensides Dii 448.
Numa 449.
Numen 481.
Numeria 512.
Numicus 496.
Nymphen 496.

O.

Octoberpferd 435.
Ops 533 f.

P.

Palas 509.
Pales und Palilien 554 f.
Pallor 524.
Parcen 565 f.
Paulus (der Apostel) 478.

Parentia 512.
Pavor 524.
Pax 574.
Pecunia 508.
Penaten 502 ff.
Peta 508.
Pietas 521.
Pilumnus 508 f.
Plinius (d. ä.) 476.
Pluto 578.
Pollentia 514.
Pollux ſ. Caſtor.
Pomona 553 f.
Portunus 498.
Potina 512.
Präſtana 560.
Priapus 548.
Promitor 556.
Proſerpina 578 f.
Pudicitia 520.
Puta 556.

Q.

Quellgottheiten 495 f.
Quirinus 559.

R.

Ramnenſis 448.
Religio 439.
Robigo, Robigus 551.
Roma 509.
Romulus 449. 509.

S.

Sabiner 448.
Salacia 497 f.
Salus 514.
Saturnus 532 f.
Scävola (Q. Mucius) 469.
Scipio (P.) 459. 462.
Segetia 555.
Seja 555.
Semo Sancus 522.
Seneca 475 f.
Sentia 512.
Servius Tullius 454.
Silvanus 538 ff.
Sol 491.
Spes 524.
Spinienſis 555.
Stata Mater 502.
Statulius 512.
Sterculius, Stercutius 532.
Strenua 514.
Sturmgötter 493.
Summanus 484.
Suovetaurilien 535.
Symmachus 479 f.

T.

Tacita 570.
Talaſſio (us) 529.
Tarquinius d. ä. 451 ff.
Tarquinius d. j. 455.
Tellus und Tellumo 531 f.
Tempeſtas 493.
Terminus 543 ff.
Terra 531 f. 578.
Tiberis 496.
Titienſes 448.
Tranquillitas 499.
Tubiluſtrium 517.
Tullus Hoſtilius 449 f.

V.

Vacuna 574.
Varro (M. Terentius) 469 f.
Vaticanus 512.
Vedius Vejovis 488 f.
Venilia 499.
Venus 524 ff.
Vertumnus 553 f.
Vervactor 555.
Veſta 499 ff.
Vica Pota 564 f.
Victoria 564 f.
Viduus 529.
Virtus 523.
Vitumnus 512.
Volumna (us) 528.
Volupia 528.
Voluptas 528.
Vulcanus 493 ff.

W.

Waſſergottheiten 495 ff.

Druckfehler.

Vorrede S. V. lies: Hermann.
S. 32 lies: abheben, an.
= 41 = : Peloponnes.
= — = : Orchomenus.
= 45 = : Joren.
= 51 = : Achilles am.
= — = : natürlich ſeine beſ. Vorſt., ſeine eig. Gotth.
= 59 = : Nun waren ſie.
= 74 = : Athen. Noch war hier nicht.
= 76 = : Thucydides.
= 78 = : dem hergebrachten Glauben.
= — = : Lauheit.
= 95 = : Philoſophen.
= 160 = : ὥρα (mehrere Male).
= 176 = : mit der Hera ſt. m. d. Horen.
S. 187 lies: ἐν καλάμοις.
= 232 = in der Note: ὀρθονόμοι, βαρεῖαι, διάτειαι, βαρυδότειραι.
= 262 = : λόγων προφ.
= 314 = : Taygetus.
= 319 = : Tyndareos.
= 423 = : Thetis.
= 453 = : ſt. er: der König.
= 458 = : Aesculapius Dienſtes.
= 473 = : Ländern immer.
= 510 = : b) ſt. C) u. ſ. f., wie es die Inhalts-Anzeige angibt.
= 514 = : Strenua.

Das Uebrige können auch nur unbedeutende Fehler ſein, die der billige Leſer ſelbſt verbeſſern wird.

Druck von C. Haaſe in Rathenow.

I. Abschnitt.

Ueber den Begriff Religion und über die Stellung der griechischen Religion unter den Religionen.

Religion als Wissenschaft ist die Wissenschaft von Gott und dessen Verhältniß zur Welt.

Sie ist aber nicht ursprünglich ein Wissen, eine Wissenschaft. Dieß ist sie erst mit der Zeit geworden. Der Mensch hat Religion von Hause aus, hat sie, ehe er das Bewußtsein von ihr und von Gott erhält. Sie ist zuvörderst Praxis, nicht bewußte Theorie. Aber wie die Menschheit überhaupt „in der Totalität ihres an und für sich seienden Wesens, in ihrem ganzen Sein und Thun der Ausdruck ihrer eigenen Wesenheit, ihrer Idee" ist, so ist sie es auch in den verschiedenen Gattungen ihrer Thätigkeit, folglich auch in ihrem religiösen Leben. Die Religion, sowohl als Denken denn als Thun, ist ihrem Ursprunge sowohl als ihren Aeußerungen nach wesentlich dem Menschen und nothwendig. Ihre Quellen und die Art ihrer Heraufbildung zur Wissenschaft sind folgende:

Der Religion liegt zum Grunde zuvörderst die Fähigkeit des menschlichen Geistes, ein höheres Wesen außerhalb der Welt und in bestimmten Verhältnissen zur Welt zu denken und anzuerkennen. Diese Fähigkeit ist dem Menschen angeboren; sie ist ihm von der Gottheit verliehen, also objectiv (Offenbarung) und subjectiv (Eigenthum des Geistes) zugleich. Ohne sie würde der Mensch eben so unfähig sein zur Religion wie ohne Sprachwerkzeuge und ohne die Fähigkeit zu sprechen zur Sprache.

Mit dieser Fähigkeit ist zugleich eine Unruhe, ein innerer Trieb, eben in der Art thätig zu sein, sich zu äußern *), d. h. Religion praktisch zu üben, die Anerkennung eines höhern außer- und überweltlichen Wesens zu bezeugen, verbunden. Auch dieser Trieb eine göttliche Gabe.

Die Aeußerung dieses unmittelbaren Triebes ist, zur Beglaubigung, daß es Pflicht des Menschen ist, ihm zu folgen, von beseligendem Gefühle begleitet. Wir finden uns befriedigt, gehoben, beglückt, wenn wir demselben gehorsamen. Religion zu üben ist eine Nothwendigkeit des menschlichen Bewußtseins.

---

*) „Selbstbestimmung, Selbstanregung, Selbstthätigkeit ist eine nothwendige natürliche Eigenschaft des Geistes, so daß er ohne diese nicht Geist wäre." Ulrici in Fichte's Zeitschr. f. Philos. und philos. Kritik. N. F. XVII. Bd. 2. H. S. 208.

Wir nennen dieses Gefühl das religiöse Gefühl, begreifen darunter aber auch wohl jenen Trieb mit. Beides liegt im Gemüthe, in der Brust oder im Herzen oder im innersten oder unmittelbarsten Selbstbewußtsein, „dem Lebensboden der Religion," wie Noak es nennt.

Das freie Gehenlassen dieses Triebes, die bloße Regung und Bewegung des sich selbst bestimmenden Geistes nach dieser Seite hin ist schon Ausübung der Religion, ja! es ist die ächte praktische Ausübung, weil Gott ein Geist ist und in Wahrheit nur im Geiste angebetet werden kann, auch wenn es nicht mit klarem Bewußtsein geschieht; das Denken geschieht erst später. Erst später taucht das Sich-Besinnen, die Einkehr in sich selbst, das Beobachten und Kritisiren der eigenen Handlungen und Gefühle und Triebe, und das Abstrahiren aus denselben ein.

Indessen der Mensch, insbesondere der Natursohn ist zu sehr Körper und Geist, als daß nicht das Geistige auch den erstern berühren, erregen, bestimmen, bewältigen, zu Aeußerungen mancherlei Art veranlassen sollte. Die innerliche Aufregung, Ergriffenheit, Begeisterung wird sich auch des Körpers bemächtigen, und unwillkürlich derselbe, wenn der Geist religiös gestimmt ist, die Knie beugen, die Hände falten u. a. (subjective) Geberden machen. Und er wird selbst damit nicht zufrieden sein, sondern zu objectiven Dingen seine Zuflucht nehmen, äußerer Mittel und Werkzeuge sich bedienen, um seinem Innern gleichsam Luft zu machen, Ausdruck im Aeußern, sinnliche Gestalt zu geben. Der Ursprung des Cultus (im weitern Sinne)! Sind mehrere Menschen vereint in solcher religiösen Stimmung und Aufregung, so kann es, unter denselben Umständen und Verhältnissen, nicht fehlen, daß alle dasselbe Derartige zu gleicher Zeit thun und vollbringen. Gemeinschaftlicher Gottesdienst, der, wofern er Jedem zur Theilnahme offen steht, ein öffentlicher, und wofern er in die staatlichen Anordnungen gezogen werden mag, Staatscultus wird. Oeffentliche Religion. Staatsreligion.

Eine solche allmählich aus dem Innern des menschlichen Geistes heraus, auf die sinnlich wahrnehmbare Oberfläche der Erscheinungswelt hervor, bewußtlos, aber doch nach bestimmten Naturgesetzen sich bildende Religion ist, wie eine Sprache, gleichsam ein organisches Gebilde, ein Naturgewächs. Man nennt solche Religionen Naturreligionen oder natürliche Religionen, im Gegensatze zu denen, welche von einem menschlichen Individuum systematisch und mit Bewußtsein eingeführt, geoffenbart worden sind. (Geoffenbarte Religionen).

Bei solcher allmählichen meist unbewußten Entwickelung bleibt der menschliche Geist, besonders im Naturzustande, gegenüber dem bewußtvollen Philosophiren, nicht immer frei genug und rein selbstständig, sondern läßt sich dabei häufig durch die Außenwelt bestimmen und beherrschen. Er beweist sich eben so wohl subjectiv-spontan als objectiv-receptiv, schwankt zwischen Beidem bald auf die eine bald auf die andere Seite. Bei der Kritik einer Religion muß man Bei-

des möglichst zu trennen und ins Licht zu setzen suchen, wofern man die Inhaber derselben nicht ungerecht beurtheilen will.

Eine solche allgemach entstandene, aus dem Innern des Geistes unbewußt hervorgegangene, dabei freilich gewiß manchen äußern Einflüssen unterworfen gewesene naturwüchsige Religion ist allem Anschein nach auch die griechische gewesen. Wir werden sie also mit vollem Rechte zu den natürlichen oder Naturreligionen rechnen. Sie ist mithin zuerst mehr auf praktischem denn auf theoretischem Wege, sie ist nicht aus dem Kopfe eines Individuums sondern auf dem Wege des allgemeinen Volksbewußtseins, nicht mit Einem Male, sondern im Laufe der Zeit entsprungen. Ihr Keim ist aber immer die Tiefe des menschlichen Geistes, folglich göttlich. Indem sie sich aber herausgewunden hat aus dieser Tiefe, hindurch durch die körperliche Materie auf die Oberfläche sinnlicher Erscheinung, **ohne** allgemeine philosophische Betrachtung und Ueberlegung, **ohne** das Bewußtsein von dem subjectiven Ursprunge derselben aus dem menschlichen Geiste selbst und ohne gehörige allseitige Kenntniß der sinnlichen Umgebungen der Welt, hat sie nicht diejenige Lauterkeit und Reinheit behalten und erhalten, die man an eine derartige geistige Production zu machen berechtigt ist. Die religiöse Weltanschauung der Griechen hat sich an und aus der Naturanschauung entwickelt und mußte sich daher nothwendig zunächst auch an die **Form** der Naturanschauung anschließen.

Indessen darf man dabei auch nicht unbillig, nicht ungerecht verfahren. Die sinnlichen Darstellungen des geistigen Innern können dieses nur unvollkommen, nur annäherungsweise, nur andeutend, nur symbolisch darstellen. Wie vermag sich das Geistige vollkommen wahr auf der Oberfläche des sinnlich Wahrnehmbaren abzuspiegeln? Auch die Religion der Griechen wird äußerlich, durch den Cultus, nur unvollkommen das Innere wiedergegeben, und wird man genau zu untersuchen haben, was überhaupt und im Einzelnen den heiligen Handlungen, Gebräuchen, Darstellungen, Gebehrden, Festen u. s. w. für eine Idee, für ein Gefühl, für eine Vorstellung zum Grunde gelegen. Nicht sowohl die äußere Form als vielmehr der innere Gehalt ist zu bemessen, nicht sowohl die sinnliche Erscheinung als vielmehr der ihr zum Grunde liegende innere Kern, der Trieb, das Gefühl, die Gesinnung. Es ist zu unterscheiden zwischen der bloßen Naturanlage, der Benutzung und freiwilligen, selbstständigen Bewegung dieser Naturanlage und der äußern Kundgebung derselben, zu welcher letztern sogar der logische Begriff gehört. Denn auch er ist erst eine mühevolle Abstraction, ein bloßes Bild einer Sache, nicht die Sache selbst, und daher leicht und gewöhnlich unvollständig, schief, getrübt, matt, nur eine annäherungsweise Copie.

Andrerseits ist freilich bei einer solchen naturwüchsigen sich zu Aeußerlichem gestaltet habenden, auf keinen festen, klaren und richtigen Ideen mit Bewußtsein aufgebauten Religion wieder nicht zu verkennen, daß sie sich nur zu leichtwillig in Aeußerlichkeiten verläuft, und ihre Bekenner diesen selben allein huldigen, ohne das Eigentliche, das erregte

Innere des Geistes für den Kern zu nehmen, festzuhalten und immer wieder bei jeglicher Gelegenheit zu erneuern und aufzufrischen. Sie verliert ihr Verständniß, ihre Bedeutung, den Sinn ihrer Gebräuche und sinkt zum bloßen Ceremoniendienste herab. Das ist auch bei der griechischen Religion der Fall gewesen. Wir müssen also wohl die Zeiten unterscheiden. In dem Zeitalter, wo sie uns erst erscheint, bereits sogar theilweise im homerischen, ist sie meistens schon ein abgestorbener Baum, der seine frische, jugendliche Kraft und seinen Saft verloren hat. Sie war nicht basirt auf Lehre, Unterricht, sondern nur auf herkömmliche Gewohnheit, eben als ein Natur-, als ein organisches Gewächs, ward nicht wach erhalten durch fortwährende Belehrung und Erklärung. Da konnte, da mußte es denn wohl dazu kommen, daß sie bald zumeist ein unverstandenes Ceremoniell ward, es auch dann blieb, ja! dann es recht wurde, als sie unter die Staatsinstitute aufgenommen worden, und nicht von Staatswegen dafür gesorgt war, daß ihre Gebräuche in lebendigem Verständniß erhalten wurden. Der Staat erfüllte in der Beziehung nicht seine Pflicht. Solches ist freilich erst für eine Obliegenheit der modernen christlichen, namentlich der protestantischen Staaten erachtet worden. Insofern sind die griechischen wenigstens zu entschuldigen, wenn sie dergleichen unterlassen haben. Im Alterthume überhaupt hielt sich der Staat selten oder gar nicht für verpflichtet, für den Anbau und Fortbau der Religion, sondern nur für die Aufrechthaltung der bestehenden Gebräuche zu sorgen.

Indem die griechische Religion aus der allgemeinen menschlichen Gottesidee hervor- und unmittelbar zum Cultus übergegangen, war sie von Anfang an rein Praxis, nichts Gemachtes, nichts künstlich Ersonnenes, nichts erst Erfundenes, nichts nach vorhergegangener Ueberlegung und verstandesmäßiger Theorie Festgestelltes. Sie war, wenigstens zum größten Theile, das extemporelle Product unmittelbarer Begeisterung, innerer Erregtheit. Berechnung, Belehrung, List, Pfaffentrug, Eigennutz, Herrsucht, Politik können und dürfen im Allgemeinen nicht als die Quellen von der griechischen Religion, auch nicht von derselben als Staatsreligion angesehen werden, obwohl in späterer Zeit das öfter die Meinung von Staatmännern, Historikern, Philosophen gewesen. Sie war vorzugsweise äußerer Gottesdienst, Cultus, erwachsen auf dem Boden eines natürlichen Triebes und inneren Gefühles ohne vorhergegangene lange Reflexion. Ihr lag keine gelehrte Theorie, keine Theologie, kein logisches System zum Grunde. Dieses letztere hat sich erst später, im Zeitalter der griechischen Philosophie, und selbst da ziemlich spät und sehr unvollkommen entwickelt, wie denn überhaupt das Meiste der menschlichen Thätigkeit erst Praxis und dann Theorie, nicht umgekehrt gewesen ist.

Ist aber die griechische Religion der unmittelbare naturwüchsige Ausfluß der menschlichen Uridee von Gott, dann braucht sie nicht durch und durch aus der Fremde her dem Volke überkommen zu sein; dann hat man gar nicht nöthig, sie aus Einwirkungen von außen herzuleiten. Und wirklich findet man ursprünglich in derselben

weder in den Namen der einzelnen Götter noch sonst irgendwo, mehrfache oder ganz unverkennbare Spuren von ausheimischen Ideen oder Gebräuchen, mindestens nicht eher, als bis sich ein offenbarer Verkehr von Hellas mit auswärtigen Ländern und Nationen nachweisen läßt. Es ist daher gewiß mehr als räthlich, anzunehmen, ja! es ist zuverlässig wahr die Meinung, die griechische Religion habe sich in Hellas selbst, unmittelbar, aus dem Volke hervorgebildet, eine Meinung, der der Verf. dieses in seinem Werke S. 16 und 24 f. zuerst ein kräftiges Wort geredet, und der auch Männer, wie K. Fr. Hermann in Göttingen (in seinen gottesdienstl. Alterthümern der Griechen §. 3), beigetreten sind, während Walz, Gerhard, Panofka, Preller u. A., freilich vom Standpuncte der artistischen Archäologie aus, selbst noch in neuester Zeit der Ansicht huldigen, daß wenigstens Aegypten einen bedeutenden Einfluß auf Hellas in jener Hinsicht geäußert habe. Eine unpartheiische Prüfung der alten griechischen Kunstdenkmäler muß und kann nur hier entscheiden. Gegenwärtig steht die Sache so, daß es zum Mindesten räthlich erscheint, noch mit seiner Meinung, mit einer bestimmten Annahme zurückzuhalten, wenn es nicht überhaupt besser ist, der Autochthonie der hellenischen Religion zu huldigen denn der Ansicht, alle Einzelheiten aus andern Ländern herzuleiten. Der neueste, aber auch gänzlich verunglückte Versuch der letztern Art ist gemacht von Röth (in seiner Geschichte unsrer abendl. Philosophie I. B.), der den Kanon aufstellt, „daß öfter aus den verschiedenen Namen und Aemtern einer und derselben ägyptischen Gottheit mehrere griechische Göttergestalten hervorgegangen wären, indem die verschiedenen ägyptischen und phönicischen Namen eines Gottes, den spätern Griechen unverständlich, ihnen somit die Erkennung eines und desselben Gottesbegriffes, der unter verschiedenen solcher Namen versteckt gewesen, hätte unmöglich sein müssen!" Wer verkennt hier das Gezwungene und Gewaltsame?

Eine andere Frage, auf welche uns das vergleichende Studium der Sprachen heutiges Tages leiten kann, ist die: ob nicht die Griechen aus ihrer Urheimath in Asien nächst der Sprache auch religiöse Wörter, Redensarten und folglich auch derartige Begriffe mitgebracht haben, die in jener Urheimath wurzeln? Noch näher kann uns darauf leiten die folgende Bemerkung eines Recensenten (des Grimmschen Werkes über deutsche Mythologie) in den Berliner Jahrb. f. wissensch. Kritik (1845 No. 51. S. 404 f.): „Schon aus den allgemeinen Götterverhältnissen läßt sich eine Uebereinstimmung zwischen germanischer und klassischer Mythologie (l. Religion) vermuthen, welche zu groß ist, um zufällig zu sein, vielmehr auf eine Urverwandtschaft deutet, welche zwischen den Mythen (l. religiösen Vorstellungen) der indogermanischen Völker, wie zwischen ihren Sprachen, statt findet. Vielfache Bestätigung gewährt hierfür die Betrachtung der einzelnen Götter und halbgöttlichen Wesen. Grimm ist in der zweiten Ausgabe der Mythologie auf diese Vergleichung der deutschen Mythen mit den übrigen indogermanischen weit mehr eingegangen." Und dieser berühmte, so vorsichtige Forscher sagt behufs dieser Materie in der Vor-

rede zum erwähnten Buche selbst ausdrücklich (S. VII): „Sollten Uebergänge (fremden Glaubens in den der alten Deutschen) aus dem Morgenlande angenommen werden, so lassen sich solche bequemer von dem ruhigern, ältern Verkehr der Gothen und Normänner mit dem griechischen Reiche leiten, wenn es nicht gerathen ist, fast alle Aehnlichkeiten, die uns überraschen, auf Rechnung einer gründlichen Urgemeinschaft der europäischen Völker insgemein zu bringen, deren mächtige Wirkung gleich stark in Sprache, Sage und Religion lange Zeiten hindurch gespürt wird." Indessen ist doch auch hierbei die größte Vorsicht anzuwenden, und mit Recht äußert sich über den Punkt also Pott in seinen etymologischen Forschungen I. B. Vorrede. S. LV f. „Es kann kein Zweifel sein: jedes Volk wird in den Besonderheiten, welche seine Religion und seine Sagengeschichte vor denen anderer Völker und vor den allgemein-menschlichen Religions-Gefühlen und Begriffen auszeichnet, einen Theil seiner selbst, seiner Umgebungen und Schicksale selbst dann malen, wenn erotische Gewächse die einheimischen durchschlungen und umrankt haben. Hat schon der Sprachforscher Mühe, allgemein-menschliche, stammgemeinsame und blos durch Entlehnung entstandene Uebereinstimmungen zwischen Sprachen jedes Mal im Einzelnen als solche festzustellen, so wird der Mythologe (d. i. der Forscher der Religionen), wie leicht einzusehen, noch bei Weitem mehr auf der Hut sein müssen, den Unterschied jener drei Aehnlichkeitsstufen auch auf seinem Gebiete stets festzuhalten. Wird diese Vorsicht nicht beobachtet, werden außerdem die Zeitverschiedenheiten vernachlässigt, dann stürzen alle Schrancken ein, und die größte Verwirrung folgt unausbleiblich. Wie viele vereinzelte und aus ihrem Zusammenhange gerissene Aehnlichkeiten sind in neuern Zeiten zum Beweise des religiösen Völkerverkehrs und der, begreiflicher Weise gar nicht immer, weder äußerlich noch innerlich, leicht zu bewerkstelligenden Cultusentlehnung mißbraucht worden! Man bedachte nicht, daß so manche einzelne Uebereinstimmung innerhalb eines verschiedenen Zusammenhangs nur Zufälligkeit sei, andere aber, als der Einheit der menschlichen Natur angehörig, nicht sogleich zu der mechanischen Erklärung derselben aus äußerlicher Herübernahme von einem andern Volke — und in letzter Instanz müßte man doch bei irgend einem Volke, d. h. auch bei dem menschlichen Geiste als Urheber eines Gedankens, stehen bleiben — berechtigen." Dessen hat sich nun der Verf. dieses durchaus befliſſen, was von Stoll, dem Rec. meines Werkes in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft (1847 No. 11 f.) anerkannt und durch folgende ebenfalls hierhin einschlagende Aeußerungen bekräftigt wird: „(Der Verf.) sucht sich seinen Gegenstand rein zu erhalten von allen fremden Einmischungen, um jeder Verwirrung und Vermengung vorzubeugen; wir können es nur billigen, wenn er, was so oft zum Nachtheil der Erkenntniß der griechischen Religion geschehen ist, Vermischungen mit den religiösen Ideen der Orientalen, Aegypter u. a. Völker fern hält, wenn er die griechische Religion aus dem griechischen

Genius zu erklären und abzuleiten sucht. — — Steht auch kein Volk in der Welt abgeschlossen für sich da, und sind Einflüsse Asiens auf die europäische Welt nicht abzuleugnen, so stehen doch die Griechen in ihrer ganzen Entwickelung selbstständig und frei, und ihre Religion für sich zu fassen, aus dem nationellen Charakter des Volks zu erklären, ist gewiß der sicherste Weg, zu ihrer tieferen Erkenntniß zu gelangen. Jede heidnische Religion ist nationell und muß als solche gefaßt werden."

Indessen in Betracht jener Urverwandtschaft der griechischen Sprache, namentlich mit der Sanskritsprache, glaubte ich doch noch weiter forschen und vornehmlich untersuchen zu müssen, ob man denn nicht, wenn auch nicht auf die unbezweifelt in Hellas selbst gebildeten griechischen Götternamen, doch auf gleiche allgemeine Begriffswörter religiösen Inhalts bei jenen Sprachforschungen gestoßen sei? Pott (a. a. O S. LVI.) stellte mich sofort auf den richtigen Standpunct und gab mir zugleich einen gewichtigen Fingerzeig. Seine deßfallsigen trefflichen Worte, die mir früher entgangen, sind: „Man hat neuerdings noch die Sprach- und Stammesgemeinschaft des indischen und arischen Volks mit europäischen zur Unterstützung der Meinung geltend zu machen gesucht, als seien die heidnischen Religionen Europa's ihren Grundelementen nach aus der indischen und medo-persischen geflossen, indem man voraussetzt, daß zu gleicher Zeit mit der Völker- und Sprachabsonderung auch eine Religionsvertheilung nach den verschiedenen Weltgegenden eingetreten sei. Von diesem Satze kann die Sprachforschung indeß kein Jota mehr zugeben, als sie aus ihren Mitteln unwiderleglich darthun kann; — dieß ist aber unter einem Gesichtspuncte äußerst wenig, obwohl unter einem nicht unbedeutend, — Dieß nehmlich: noch ehe die Sanskritvölker sich trennten, mußte im Bewußtsein derselben der Gedanke eines höheren, überirdischen Wesens erwacht sein, weil sich in den meisten ihrer Sprachen das Wort dêwa (Gott), und zwar so erhalten hat, daß man augenscheinlich sieht, es sei nicht etwa erst später in jeder einzelnen gebildet oder aus einer in die übrigen übertragen worden. (Das Sanskr. dja aber bedeutet nicht bloß dies sondern auch aër, coelum, vgl. S. 98ff.). Der Aufblick zum Himmel erhub zuerst — und wann etwa künftig nicht mehr? — die sich sehnende Menschenbrust über die Erde hinaus zum Gefühle der allumfassenden Gottheit; dort suchte man zu allen Zeiten ihre Wohnstätte, und diese, als das Sichtbare, galt eben so oft als jene selber, da der Adlerflug des Gedankens, unfähig lange im reinen geistigen Lichtelemente auszudauern schnell auf stützende Träger gröberen Stoffes zurücksinkt. Himmel ist ein Ausdruck für die Gottheit, den selbst der Christ nicht verlernt hat, und die Philosophen Cleanthes und Anaximenes **Aethera dicunt summum esse deum. Lactant. de fals. relig. I. p. 8. ed. Ald.**" Damit verbinde man, daß in den Veden diw als glänzen mit der Nebenform diu vorkömmt, und daß sich diesem Stamme aufs Engste die Begriffe Glanz, Tag, Himmel anreihen, und sich alle die Wörter wie ἥδη, δή, εὔδιος, διάκτης,

δῆλος, dium, dies, jam, θεός, deus, δῖος, θεῖος, divus, divinus, Jovs, Ju-piter daraus erklären lassen (vgl. Bäumlein in seiner Beurtheilung meines Werkes in der Mittelschule S. 249). So hat man Grund genug, hieraus folgende allgemeine Schlüsse zu bilden:

1) die Griechen haben schon bei ihrer vor aller historischen Berechnung liegenden Trennung vom urindogermanischen Volksstamme den Glauben an eine Gottheit gehabt, noch nicht etwa den Begriff, am allerwenigsten einen sehr begrenzten, bestimmten Begriff;

2) derselbe Glaube muß sich an dem Begriffe der Heitre des Tages und des Glanzes des Himmels entwickelt haben.

Eine mehrere Mitgift können wir ihnen nicht zugestehn, außer etwa noch, daß in den verwandten asiatischen Sprachen sich Wurzeln und Wortformen finden, aus denen sich vielleicht manche der uralten griechischen Götternamen, deren Erklärung aus dem uns bekannten Griechischen unmöglich ist, herleiten ließen, nur nicht als Namen, sondern als appellative Wörter. Denn weil der Gottesglaube in jenen frühern Zeiten noch unentwickelt, ein Embryo war, so hatte er auch noch keine Namen; er konnte eben so wenig sprachliche Gestalt gewinnen, als es intellectuell geschehen war. Es wird unsern Lesern sicherlich in dieser Beziehung interessant sein, wenn wir ihnen die Worte eines bewährten Sanskritaners, den wir um seine deßfallsige Meinung baten, Agathon Benary's, hier im Auszuge beifügen: „Gewiß," sagt er, „ich theile, wie jeder Unbefangene, mit Ihnen die Ansicht, daß die hellenische Religion auf griechischem Boden sich gebildet habe, lassen Sie mich auch zugeben, erwachsen sei, aber nur insoweit sie hellenisch **geworden** ist, d. h aus den allgemeinen Elementen sich zu dieser besondern Individualität, getragen durch die Anlage, den Organismus, die Schicksale des aus Asien einwandernden arischen Stammes, bedingt durch das Klima und den Boden, den es wählte, entwickelte, ganz wie homogen die ursprüngliche Stammsprache, durch dieselbe Verhältnisse bedingt, hellenisch ward, ganz wie der ursprüngliche arische Stamm der individuell hellenische geworden ist. Das ist die historische Basis aller höher stehenden Culturvölker, daß sie die allgemeine Mitgift ihres Stammes zum individuellen Eigenthum umwandeln und so erst Völker werden. Wenn die ursprünglichen Pelasger — wie ich glaube — sich erst im Norden von Griechenland spaltend, einen Theil nach Italien über das Meer, einen Theil südlich nach Hellas sandten, so haben beide in Sprache, Religion, Sitte das ursprünglich aus Asien Mitgebrachte selbstständig in sich entwickelt, sind dadurch zu Griechen, zu Italern geworden, und wenn das Stammverwandte in dem, einem jeden Individuellen unverkennbar hervorscheint, so ist es doch eben nur als ein durch den einem jeden eigenthümlichen Organismus Umgestaltetes erkennbar und nur dessen Auge sichtbar, der das ursprüngliche Gemeinsame ebensowohl kennt als den individuellen Organismus und die durch ihn in den verwandten Völkern selbstständig hervorgerufenen Entwickelungen und Umgestaltungen des Allgemeinen, ursprünglich Gemeinsamen. — — Ich halte in der Religion denselben Grundsatz

fest wie in der Sprache: bei verwandten Völkern ursprünglich Gemeinsames, aber durch die innern und äußern Bedingnisse zum Individuellen im Laufe der Zeit eigenthümlich Ausgeprägtes, selbst ein Moment der Volksindividualität bildend. Nur daß in den Sprachen, da der Laut — das Gewand des Begriffes — ein körperlich Concretes ist, in dem Unterschiede die Gleichheit leichter zu finden, das Gesetz der verschiedenen Organismen dem Forscher leichter zugänglich ist, während in der Religion, selbst wo sie für Anschauungen, Vorstellungen, Ideen ihre Concretheit in den Mythen und sinnlich näher in den Göttergestalten findet, weil sie in der Allgemeinheit des Gedankens und den Schöpfungen der Phantasie sich fast allein bewegt, nicht wie der Ausdruck durch die Sprache an der Thätigkeit eines sinnlichen Organs des Körpers gebunden ist, das Verwandte und ursprünglich Gleiche schwerer sich herausstellt, so daß der Schluß auf Verwandtschaft bei der Allgemeinheit des Gefundenen täuschend und nicht beweisend ist. — — Eine Verwandtschaft bloßer Religionsbegriffe, selbst Religionsgebräuche zweier verschiedener Völker zeigt nicht Verwandtschaft dieser Völker, wenn nicht die sprachliche Verwandtschaft der Ausdrücke für die religiösen Begriffe hinzukömmt. Nun aber steht durch die sprachliche Forschung die Verwandtschaft der Inder, Perser (Sanskrit, Zend, persisch redender Völker), der Griechen, Römer fest. Nicht daß Griechen und Römer von den Indern stammten, sondern daß sie im geschwisterlichen Verhältniß stehen, da bei jenen Manches älter ist als bei diesen. Daß der Stamm, der aus Asien gekommen und mit den spätern Indern verwandt ist, religiöse Vorstellungen und ihre Einkleidung, Mythen, mitbrachte, ist gewiß nicht zu leugnen. Sind aber diese mitgebrachten Mythen uns bekannt? Sind sie die, die in den spätern Werken, der Poesie und Kunst, dem Leben der Hellenen erscheinen? Oder ist nicht das Mitgebrachte so umgestaltet, durch die Geschichte — innere und äußere — so entwickelt, individualisirt, daß seine wahrhafte Gestaltung erst auf hellenischem Boden geschieht? Das sind die Fragen. Wäre das Erste der Fall, so möchte man annehmen, daß der Mythus, wie er aus Asien mitgebracht worden, eine weitere, reichere Entwickelung nicht gefunden habe, also gerade die reichste Zeit der schöpferischen Phantasie, das heroische Alter, ohne tiefere Einwirkung verflossen sei: eine Meinung, die nicht nur im Allgemeinen jeder historischen Ansicht widerspricht, sondern rein dem im griechischen Mythus vorliegenden Factum, da sich im Homer selbst sowohl, als weiter hinunter in den einzelnen Mythen, der Gang von der bloßen Naturanschauung bis zur Individualisirung sittlicher Ideen oder historischer Potenzen noch nachweisen läßt. Und eben so bei den Indern. — — Also das, was indisch, das, was hellenisch im eigentlichen Sinne heißt, möchte wenig Puncte des Zusammentreffens bieten, und wir vielmehr auf die älteste Zeit des Vorhellenischen gewiesen werden, wo jene allgemeinen Anschauungen noch nicht ihre weitere nationale Entwicklung gefunden haben, um Anklänge zu gewähren. Von vorn herein kann man sagen, daß dieß sich auf die einfachsten Sphären, auf die der

Naturanschauung, des Kosmogonischen, des Todes u. s. f. beziehen müsse. Hier aber tritt die Schwierigkeit ein, daß jene offenbar ältesten Mythen nicht unvermittelt auf uns gekommen sind, sondern, mindestens zum Theil, von der spätern Anschauung angegriffen und berührt, so daß, da in beiden Völkern dieß gleichmäßig stattfindet, immer die Schwierigkeit der Zusammenstellung bleibt. — — Es kömmt wohl, daß eine ursprüngliche Anschauung mit herübergenommen wird; aber sie charakterisirt sich oft mehr durch die Fremdartigkeit, die sie den andern Gestaltungen gegenüber fast unerklärbar hat, als daß sie durch das bei andern Völkern gebotene Aehnliche in die Augen fiele. — — So wird man — — auch in dieser Sphäre auf die Sprache geführt, indem in den Namen der Gottheiten ihre erste Signification und Bedeutung aufzusuchen am Sichersten ist, und da sich hierin Etymologien ergeben, die vom rein hellenischen Standpuncte nicht mehr zu gewinnen sind, die aber mit Leichtigkeit, sobald man das Sanskrit zu Hülfe nimmt, sich lösen, und zwar zumeist so, daß die Stämme in allen Sprachen erscheinen, so darf man mit Recht vermuthen, daß der Stamm jener Gottheiten und ihre erste Bedeutung eine Mitgift aus Asien ist, zumal jener Name meist nicht über jene oben angeführten Sphären allgemeiner Anschauung hinausgeht. Ein solcher Fall findet bei **dies, dium**, *Διός*, *Ζεύς*, **deus**, *θεός* statt. Nur vom Sanskrit aus, wo diw in den Veden als glänzen mit der Nebenform diu vorkömmt, erklären sich alle diese Formen. Es zeigt sich, daß *Διός* zu *Ζεύς* nur sprachliche Modification ist (dj=Z=δι =δ, römisch=j) und es reihen sich diesem Stamme die Worte, die Himmel, Tag, Glanz bedeuten, aufs Engste an. Vgl. Pott (a. a. O.). In vielen andern Wörtern liegt die Etymologie im Griechischen durchweg verborgen; aus dem Indischen ergiebt sie sich wenigstens zum Theil, so in *Ἥφ-αιστος*, wo der letzte Theil auf **Sskr. idh** (brennen, vergleiche das röm. **aestus, aestat** —) führt (Pott I, 250), ebenso bei *Ποσειδάων* (Pott I, 92. II, 32. Benfey griech. Wurzel-Lex. II, 78.). *Ἀφροδίτη* ergiebt sich, bei der Schwierigkeit des letzten Theils, nur aus dem Sskr. (vergl. Benfey I, 586); bei *Διόνυσος* bestätigt (vergl. Pott I, 102) jetzt die Form *Ζόννυξος* Ahrens (**de diall.** I, 59.). Eine schöne Entdeckung ist über *Ἑρμείας* von Dr. Kuhn gemacht und in Haupt's Zeitschrift, das neueste Heft, niedergelegt. Es ist dieselbe um so interessanter, als im Griechischen von diesem Worte keine Etymologie passen will, während im Indischen sie ziemlich klar ist. — — So glaube ich, wird sich für die Namen der Götter noch Manches durch das Studium der Veden, welches jetzt mit aller Macht betrieben wird, ergeben. — — Mit Recht kann ich als Resultat der Untersuchung über Götternamen also Folgendes sagen:

1) Die griechischen Götternamen, vom griechischen Standpunkte aus oft unerklärbar, führen meist auf Wurzeln und Formen, die, der vorhellenischen Zeit angehörig oder doch der ältesten hellenischen, bedeutsame sprachliche Andeutungen sind von allgemeinen religiösen Anschauungen, wie diese in einfache Mythen gekleidet wurden, die sich

später erst entwickelt haben nach hellenischem Geiste. Daher jenen Wurzeln Begriffe, wie glänzen (Tag, Helle), wachsen, keimen, reinigen, stark sein (Ἄρης) oder Naturerscheinungen zu Grunde liegen.

2) Da jene Namen meist auf solche Allgemeinheiten führen, so würde, wenn ähnliche Namen im Sanskrit und Zend vorkämen, nur eine Identität dieses ursprünglich ganz unentwickelt Allgemeinen erwiesen werden, keineswegs das später bei jedem Volke individuell Entwickelte. Es kommen aber wenige oder gar keine solcher gleicher Namen im Sanskr. und Griech. vor — vielleicht Ἐρμείας ausgenommen —, und es ist auffallend, daß, während die Etymologie der ältern Götter meist über den Standpunct des individuell Hellenischen führt, der spätere Mythus in den Horen, Musen u. s. w. gewöhnlich das ganz durchsichtige griechische Element hat, wofür die Beweise am Tage liegen.

3) Man hat also bei der griechischen Religion vom hellenischen Standpuncte auszugehen, fest haltend, daß diesem eine Periode des Unentwickelten vorausgegangen, in dem die ursprüngliche Idee der spätern plastischen Gestaltung liegt. Für diese erste Periode ist das Etymologische mit maaßgebend und das Sanskrit und seine Vergleichung von unberechenbarem Nutzen.«

Ueber diese principiellen Ansichten ist der Verf. dieses vollkommen einverstanden mit Herrn Benary — und wer sollte es nicht? sind sie doch so gesund und so fern gehalten von jeder maaßlosen Abirrung! — wenn ihm auch die Ableitungen mehrerer jener Götternamen noch zu künstlich und nicht überzeugend genug erscheinen, das um so mehr, als selbst die Sanskritaner darüber nicht immer einig sind. Er bleibt aus dem Grunde seinem Systeme treu, das er bei Ausarbeitung seines Werkes befolgt hat, daß die griechische Religion erst in Griechenland, aus dem Innern des griechischen Volkes erwachsen sei; nur modificirt er die S. 31. (vgl. S. 119) aufgestellte Behauptung, daß der Name des Zeus (Ζεύς) in den allgemeinen Ausdruck und Begriff θεός (Gott) übergegangen, dahin: die Griechen haben den Begriff und das Wort θεός bereits nach Hellas aus Asien mitgebracht, mit dem ursprünglichen, aber dann zum speciellen Nebenbegriff gewordenen Begriffe des Aether- und Himmelsgottes, sonst aber in völliger Allgemeinheit für die Gottheit überhaupt, in welcher Bedeutung bekanntlich θεός im spätern, literarisch-historischen Zeitalter öfters wieder vorkommt*). Wie richtig diese Ansicht sei, erhellt theils aus dem Brahmaismus, Parsismus und Semitismus, die mit dem Germanismus aus einer Quelle entsprungen sind, und denen gleiche Principien der Tageshelle, des Feuers, der Sonne zu Grunde liegen, theils aus der Uebereinstimmung dessen, was hier bemerkt worden ist, mit dem, was ein anderer verdienstvoller genauer Kenner des Sanskrits und des indischen Lebens und Alterthums, Theodor Benfey, neuerdings über diesen Punct in der Allgem. Encyclopädie von Gruber u. d. A. Indien auseinandergesetzt hat. Vornehmlich ist hierbei wichtig die Bemerkung S. 105, wo aus der Naturbeschaffenheit Asiens der uranfängliche Monotheismus und Cultus des Himmels erklärt

*) Kuhn (in Haupt's Zeitschr. f. deut. Alterthum. II. Jahrg. S. 231 ff.) will zwar behaupten, daß θεός mit Ζεύς nicht in Gemeinschaft zu setzen sei.

wird. „In einer reichen Umgebung," heißt es dort, „muß sich auf der Stufe der primären Entfaltung nothwendig polytheistische Naturreligion entwickeln. — — Je starrer dagegen die Natur, welche die erste Entfaltung des religiösen Gefühls umgiebt, desto weniger Kräfte werden dem Menschen entgegentreten, welche er als göttliche anzuerkennen vermag. Consequent weiter geführt ist der Monotheismus bei der primären Entfaltung des religiösen Gefühls und Bewußtseins ein Kind der todten Natur, der Wüste, der Steppe, die primäre Entfaltung des religiösen Gefühls und Bewußtseins im Leben des Nomaden. Hier, wo der Mensch nichts erblickt auf Erden, dessen Kraft nicht erstarrt zu sein schiene, wo kein belebter Baum, keine strahlende Blume ihm begegnet, höchst matt empor kriechende Kräuter, versengt von der Gluth der Sonne, wo alles einen Schatten von Leben nur darum zu zeigen scheint, damit es sterben könne, — da ist es der Himmel, der seinem religiösen Gefühl einen Ausdruck zu leihen vermag, der Himmel bei Tag mit seiner versengenden und tödtenden Sonne, bei Nacht mit dem kühlenden und belebenden Monde und seinen unzähligen Lichtern, in der Wüste, wie alle Reiseberichte übereinstimmend versichern, wunderbar und die ganze Seele ergreifend und zugleich den ganzen Körper labend und stärkend. Dieser Himmel, der stets eine, mit seiner fast ganz gleichmäßigen Ordnung, wird seine Verehrung als eine einheitliche herausfordern. — — Die primäre Entfaltung des religiösen Gefühls im Nomadenleben kann nur der Himmelscultus an und für sich sein.«

Dieß führt uns zu einem dritten Puncte, der noch zu besprechen und an meiner Schrift getadelt worden ist (vgl. S. 11 u. 27), nehmlich, daß ich behauptet habe, die Griechen hätten ursprünglich dem Monotheismus gehuldigt. Die Sache ist zwar richtig. Sagt doch auch selbst Jakob Grimm (deutsche Mythologie 2te Ausg. S. XLIV.): »unter allen Formen ist **monotheistische**, wie der Vernunft die angemessenste, der Gottheit die würdigste. Auch scheint sie die **ursprüngliche**, aus deren Schooß dem kindlichen Alterthume leicht sich **Vielgötterei** entwand. — — Dieß Verhältniß ergeben alle Mythologien«. Aber freilich — und das ist hiergegen ganz richtig erinnert worden — war dieser Monotheismus nur erst eine ganz allgemeine, embryonische, chaotische Idee, ohne sicher und scharf begrenzte Klarheit und Bestimmtheit, nicht etwa eine solche, wie manche der alttestamentlichen Orthodoxie huldigende Gelehrte annehmen, denen solcher Monotheismus von Hause aus ein geoffenbarter, verklärter, reiner ist, der erst getrübt worden durch hinzugemischte falsche, niedere Vorstellungen. Indessen war jene Idee doch immer eine ungetheilte und insofern monotheistisch. Ich hätte aber, um jedem Mißverständisse vorzubeugen, mit Lange (Einleitung in das Stud. der griech. Mythologie S. 41) sagen sollen: »Es bleibt noch übrig, indem ich den Ausdruck Monotheismus gebrauche, gegen einen Mißverstand mich zu bewahren. Der älteste Monotheismus, von dem hier die Rede ist, hat mit dem spätern, der in den Philosophenschulen gebildet wurde,

nicht viel mehr gemein als den Namen. Letzterer besteht bekanntlich in der Zurückführung aller vereinzelt sich offenbarenden Eigenschaften der Gottheit auf einen Urgrund, von dem Jegliches ausgeht, und auf den sich Alles zurückbezieht. Sein Wesen ist die Erkenntniß einer höchsten Intelligenz, die an der Spitze der Weltordnung steht, einer Gottheit, die Alles aus sich erschaffen hat und Alles durch sich erhält. Dieser Monotheismus ist die Frucht der höchsten und schönsten Geistesentwickelung: er kann nur in den spätern, sehr gebildeten Epochen der Geschichte zur Erscheinung kommen« u. s. w. Es ist dieß der verklärte, der durch klare Vernunftschlüsse zum klaren Bewußtsein erhobene Monotheismus, während jener der anfängliche, aus dunklen Gefühlen hervorgegangene, nebelhafte Monotheismus ist — man mag ihn den natürlichen nennen. Vgl. Otfr. Müller's Prolegg. S. 224. 15.

Dieser ursprüngliche Monotheismus war freilich, eben weil er nebelhaft, unbestimmt, weit, unbegrenzt nach außen wie unbestimmt im Innern war, dem Zerfallen leicht ausgesetzt. So lange das Volk nomadisch in den Steppen Asien's und Europa's umherzog, fand es keine Veranlassung, seinen einigen allgemeinen Gottesbegriff, in dem noch die Begriffe Gott und Himmel zusammenfielen, in kleinere Begriffe zu zerspalten. Aber unter andern Umgebungen haben die Griechen ebensowenig, wie ihre stammverwandten Völker, diese allerdings unbestimmte, allgemeine Vorstellung von Einer Gottheit festzuhalten vermocht. Indem die Griechen der ältesten Zeit mit der so unendlich vielfachen äußern Natur ihres Landes verkehrten und darin überall in den verschiedensten Einzelheiten Göttliches erkannten; indem sie, analog ihrer uranfänglichen Lebensweise und der Zerklüftung und Zerrissenheit ihres Landes, in viele einzelne Familien, Stämme ꝛc. zerfielen, sich aber mochte an jedem einzelnen Orte die Idee einer besondern Gottheit bilden oder gebildet haben, die bei Amalgamirung der einzelnen Familien und Stämme auch aus- und eingetauscht und neben den andern beibehalten wurde: konnte es leicht geschehen, daß der Gottesglaube in eine Vielheit sich zerspaltete, Polytheismus ward.

Man hat denselben, in neuester Zeit selbst der sonst so scharfe Denker Deinhard (im Bromberger Gymnasialprogramm vom Jahre 1845), Pantheismus genannt, d. h. für diejenige Weltanschauung erklärt, nach welcher Gott für die Substanz der Welt, sogar der materiellen Welt, nicht für ein sich auf sich selbst beziehendes, für sich selbst und von Allem unterschiedenes selbstständiges, sondern mit der Welt und deren Materie auf das Innigste verbundenes, ja! verschmolzenes Wesen gehalten wird, und wir leugnen nicht, daß bei der Unbestimmtheit, Unklarheit und Nebelhaftigkeit der ältesten Vorstellungsweise dergleichen Vorstellungen nicht mögen immer und in Allem fern gehalten worden sein. Aber unbedingt und so ganz im Allgemeinen können wir diese Benennung nicht zulassen. Auch die ältesten Griechen mögen schon, bei ihrer feinen Beobachtungsgabe, in Vielem in der Natur die todte, träge Materie von der sie bewegenden Kraft in der Vorstellung unterschieden haben. Warum sollten sie es auch nicht? und ganz besonders nicht in der Religion? bei ihren

Göttern? Nicht im materiellen Stoffe selbst fand man das Göttliche, sondern in seiner Kraft, in seinen Wirkungen, und diese schuf man um zu persönlichen, geistigen, menschlichen Wesen. Wir haben uns über den Punct schon im Werke selbst (S. 28.) erklärt und nun die Freude, daß ein Mann wie Preller (in der Jen. Lit. Zeit. 1846. No. 224.) dieselbe Ansicht verfechtet, indem er sich also äußert: »Oberflächliche Ansicht von der Religion der Alten ist es, wodurch man dieser in Wahrheit ein schreiendes Unrecht thut, als ob sie die bloße Erscheinung des Naturlebens im Auge gehabt, diese angebetet, diese in dem Spiegel ihres religiös bewegten Gemüthes aufgefangen hätten, was doch durchaus nicht der Fall gewesen ist. Sondern dasjenige, was sie anbeteten, ist vielmehr die unsichtbare göttliche und geistige Macht, die schöpferische Kraft, die sich in der Naturanschauung darbot.“ Zwar sagte man im gemeinen Leben unter Andern: »Zeus regnet!« »Was macht Zeus?« statt: »Was ist für Wetter?« Aber diese Volksnaivetät, diesen Volkswitz, diese Ungebundenheit im gewöhnlichen Ausdrucke wird man doch nicht wollen hierfür als einen sichern Beweis gelten lassen? Erst in späterer Zeit, wo diese Sprachweise allgemeiner ward, in die Poesie, in die Literatur überging, und man allgemeine Begriffe, wie Eris, Themis, Hora, Musa u. s. w. personificirte, so daß der Eigenname-Begriff mit dem appellativen zusamenfiel; als Philosophen anfingen, über Theologie zu philosophiren auf dem Grunde jener Sprechweisen, ohne tiefern Blick in das Wesen und in die Quelle der Religion: da trat erst das polytheistische Element wirklich hervor und machte sich geltender. Mithin sind wenigstens hier gleichfalls die Zeiten zu scheiden. Die griechische Religion ist im Allgemeinen also kein Pantheismus im schlimmsten Sinne des Wortes, sondern vielmehr nur Polytheismus, d. h. Zersplitterung der eigentlichen wirklichen Gottesidee: eine Folge der die reine monotheistische Vorstellung überwältigenden Eindrücke der äußern Verhältnisse vermöge ihrer Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit.

Objective Einflüsse nehmlich wecken den subjectiven religiösen Funken im menschlichen Geiste, erzeugen ihn nicht, wie neuerdings Feuerbach behauptet. Und da ist es nicht bloß die Furcht, auch nicht bloß die Liebe, oder das beiden Affecten gemeinsam zum Grunde liegende Gefühl der Abhängigkeit, wie wieder andere Philosophen, Theologen, Psychologen u. s. w. wollen, gewesen, was den Griechen ihre Götter überhaupt und im Besondern geschaffen hat, sondern vielmehr die unendliche Fülle von Gegenständen, in Folge deren eine unendliche Fülle von Eindrücken auf den Menschen geschieht. Das zeigt sich augenscheinlich in dem ganzen griechischen Göttersystem. In keiner Art läßt sich eine durchgreifende Scheidung der Götter, eben so wenig eine bestimmte Eintheilung ihrer Eigenschaften machen. Dieselben Götter sind gut, sind böse, können der Oberwelt und der Unterwelt, den Gottheiten des Festlandes und denen des Wasserreiches angehören. Ein bestimmter, durchgreifender Dualismus ist also z. B. nirgends festzustellen oder als allgemein anzunehmen; sondern er muß jedes Mal

genauer bezeichnet werden: ein Punct, den man mit Recht bei meinem Werke an mehreren Theilen tadelnd ausgestellt hat.

Dem Griechen ging gar bald, wie meist allen Völkern des Alterthums *), bei seiner Religion der subjective Gottesglaube verloren. Es ist zu entschuldigen, weil es dem Alterthume überhaupt in jeder Beziehung an psychologischen Beobachtungen und Erfahrungen gebrach: es fehlte ihm die ruhige Sammlung und Haltung, das stille Sich-selbst-Besinnen, das Zurückgehen und Reflektiren von der Praxis auf die ihr zum Grunde liegende innere Grundanlage im Menschen. Es ist das um so mehr zu entschuldigen, als der Grieche beim Eintritte staatlicher Einrichtungen an äußere Ordnung und strenge Gesetzlichkeit gewöhnt wurde und nun alles äußerlich nahm, auch die religiösen Institutionen. Zu dem kam die Macht der Gewohnheit, die Gewalt des sich immer wiederholenden Herkommens, und daß nichts gelehrt wurde, kein geistiger belebender Unterricht statt fand. Da ward denn auch in Griechenland der eigentliche Gottesglaube zum bloßen äußerlichen Gottesdienst: es trat die Ueberzeugung ein von einem Rechtszustande zwischen den Göttern und den Menschen, ähnlich dem der Herrscher und Beherrschten, dem gemäß den letztern obläge, gewisse äußere Pflichten, Gebete, Feierlichkeiten, Opfergaben u. s. w. den ersten zu entrichten, wofern diese sich dazu verstehen sollten, jenen wohl zu wollen und wohl zu thun. Für *Εὐσεβής* oder *ὅσιος* (fromm) galt also bei den Griechen allgemein der schon, welcher die gottesdienstlichen Gebräuche genau nach dem Herkommen beobachtete und die Opfer als eine Art von schuldiger Leistung darbrachte, für irreligiös (*ἀσεβής, ἀνόσιος*), welcher solches Alles vernachlässigte, für *ἄθεος* oder gottlos, welcher über dergleichen spottete und den ganzen Cultus für überflüssig, für unnöthig erklärte. Die Religion der alten Griechen war, vielleicht sogar bald nach der ersten Frische ihres Entstehens, zur äußern Werkthätelei geworden, die *εὐσέβεια* oder *θεοσέβεια* oder *ὁσιότης* nur eine (äußerliche) *θεῶν ἐπιμέλεια* oder *λατρεία θεῶν* (vgl. Pollux I, 20 sqq.). Selbst die nachmaligen Philosophen fanden sich dadurch gemüßigt, Frömmigkeit und Gottesfurcht als Gerechtigkeit, d. h. schuldige Leistung des Gewohnten, Festgesetzten an die Götter, zu definiren (Hermann's gottesd. Alterth. d. Griechen. §. 10). Also die Innigkeit des Glaubens, die herzliche Gemüthlichkeit, die eigentliche Religiösität war dem griechischen Heidenthume im Allgemeinen fremd. Ist sie ja doch erst durch das Christenthum und durch die Reformation recht unter die Völker gekommen!

Indem sich aber die Religion äußerlich bei den Griechen gestaltete, verzweigte sie sich nach den verschiedensten Seiten hin. Sie griff nicht allein in alle Verhältnisse des Lebens ein; sie benutzte dabei auch alle Mittel und Werkzeuge, die ihr entgegen kamen oder bei der Gelegenheit nahe lagen, um sich zur Erscheinung zu bringen: das

*) Das indische z. B. ist ausgenommen. Vgl. von Bohlen: Das alte Indien I. Bd. S. 181 f.

Wort, Gesang und Musik, Tanz, scenische Darstellungen, Bilder in Holz und Stein und Erz, Bauwerke u. dgl. m. Es zeigte sich hierbei so recht der lebendige, rührige, aufgeweckte Charakter der griechischen Nation, wie sie Jegliches mit Theilnahme, mit Begier, mit Begeisterung ergriff. Natürlich mußte das Göttliche sie bei seiner Hoheit und Heiligkeit vor Allem ergreifen und die mannigfachsten Gestaltungen hervorbringen. Nun war dem Griechen von Natur und durch seine nächsten Umgebungen der Sinn fürs Schöne, und zwar im idealen Sinne, geworden. Indem also seine geistige und körperliche Thätigkeit zu religiösen Schöpfungen sich getrieben fühlte, trat auch dieser Sinn herzu, verschwisterte sich mit jenem Thun und gab so jenen Schöpfungen die ideale Form nach jeglicher Art. Was also der Grieche auch in der Zeit, wo er sich zu solchen Darstellungen insbesondere aufgelegt fand, in dem Zeitalter der höchsten Kunst, angeben mochte, überall gesellte sich dem das ästhetische Gefühl zu, und je höher gerade das religiöse Moment seine Thätigkeit zu steigern vermochte, zu desto größerer Schönheit erhoben sich seine Schöpfungen. Nichtsdestoweniger ist es nicht die rechte Charakterisirung, wenn Hegel die Religion der Griechen die Religion der Kunst genannt; denn diese Eigenschaft ist ja doch nur eine zufällige gewesen, keine innerliche organische.

Wenn indessen die Religion der Griechen so vielfach, fast nach allen Seiten des privaten und öffentlichen Lebens hin, sich verzweigt hat, so hat man bei der Erforschung derselben auch die Aufgabe, sie da überall hin zu verfolgen, oder vielmehr sie in allen ihren Einzelheiten aufzusuchen und von dort aus auf das Innere des religiösen Lebens zurückzuschließen, also den Weg zurückzunehmen, den die deßfallsige treibende Kraft bei den Griechen vorwärts gethan. Ein solches Werk wäre gleich dem der Mythologie der Deutschen von Jacob Grimm, der Alles zu sammeln bemüht gewesen ist, was zur Aufklärung des Gegenstandes nur irgend hat dienen können. Es würde freilich sehr umfangreich werden. Vorarbeiten wären genug da. Aber bis jetzt ist die Aufgabe nicht gelöst. Es müßte eben so philologisch und archäologisch (im weitesten Sinne des Wortes) als historisch, psychologisch, comparativ-ethnologisch, wie endlich religiös-gemüthlich gehalten sein, durchweg das kritisch-rationelle (rationalistische) Verfahren in seiner ganzen Schärfe und Umfassendheit mit der anerkennenden Innigkeit des Religiösen, wo und in welcher Gestalt es sich auch finde, verknüpfen. Es sind hiernach der übrigen Wissenschaften ziemlich viele zur Hülfe herbeizurufen: die der Herkunft und Kunde von dem Charakter der griechischen Nation, die Geographie des Landes, die Kenntniß der Sprache und der Literatur, die Archäologie der Kunst, die Antiquitäten, vornehmlich die gottesdienstlichen, die vergleichende Theologie anderer Nationen, die Symbolik, die Mythologie, die Psychologie und die Theologie überhaupt. Und durch und durch muß das historische Princip in Anwendung gebracht werden, weil die Religion der Griechen entstanden, sich fortgebildet, sich aufgelöst, folglich fast fortwährend im

Ganzen wie im Einzelnen in Fluß gewesen und folglich fast jedes allgemeine Urtheil falsch, wofern es nicht historisch gehalten, historisch modificirt ist.

Es ist die Aufgabe des Forschers, überall, auch in einer heidnischen Religion die natürlichen innern treibenden Kräfte zu erkennen und anzuerkennen, einen längst abgestorbenen Organismus wieder ins Leben zurückzurufen und zur unmittelbaren Anschauung zu bringen, nach seiner äußern Erscheinung sowohl wie nach seinem vollen innern Gehalte.

Man wird aus Solchem ermessen, daß der Verf. dieses seine Aufgabe verstanden, die Höhe, die Ausdehnung, die Tiefe, die Schwierigkeiten derselben begriffen hat. Hat er sie gelöst? Bei den im Ganzen nur sehr geringen Vorarbeiten mußte er sich einen durchaus neuen Weg bahnen. Selbst die Anlage mußte eine völlig neue werden; denn die frühere in den frühern Werken war gar keine, war völlig unsystematisch. Und freuen wir uns Solches von einem Mann wie Preller (in d. Jen. Lit. Zeit. a. a. O.) anerkannt zu sehen, so wie wir uns andrerseits darüber wundern müssen, daß ein Mann wie Bäumlein (in der Mittelsch. a. a. O.) noch dem unlogischen Zwölf-Götter-System das Wort reden mag. Und wie war das Meiste so gar äußerlich aufgefaßt! rein oberflächlich-rationalistisch! In wie vielen Puncten hat der Verf. auf das zum Grunde liegende Wahrhafte, Innere, Göttliche hingewiesen! Wenn dessenungeachtet ihm Bäumlein (in der Mittelschule a. a. O. S. 240.), Preller (in der Jen. Lit. a. a. O.), d. h. der, dem von Creuzer (in dessen deutschen Schriften. 11. Abth. Zur Archäol. 2. Bd. S. 186) erst dasselbe zum harten Vorwurf gemacht worden ist, Stolle (in d. Zeitschr. f. Alterthumsw. 1847. No. 41) zur Last legt, daß er je zuweilen zu rationalistisch zu Werke gegangen sei, daß er Manches zu äußerlich aufgefaßt und die Leser seines Werkes nicht immer in das innerste Heiligthum der betreffenden Culte eingeführt habe: so kann er sich das nur erklären daher, und bescheidet er sich gerne dahin, daß er nicht hat mit seinem Einem geistigen Auge Alles zu sehen, daß er nicht hat mit Einem Male Alles umzugestalten vermocht.

Die Religion der Griechen, wie sie uns in der alten Literatur und in den Denkmälern der bildenden Kunst vorliegt, ist zumeist nicht die ursprüngliche, reine: sie ist vielfach versetzt mit fremden Substanzen von all den Völkern, die um die Hellenen herum gewohnt haben, und mit denen sie in Verkehr gekommen sind. Und bei der Lebendigkeit und Rührigkeit, bei der Strebsamkeit der Griechen sich auszubreiten und mit andern Nationen in Verkehr zu treten, und weil im Alterthume unter den meisten Nationen der Erde das religiöse Bewußtsein noch keine sichere, feste positive Basis gewonnen hatte, sich selbst noch nicht seiner bewußt geworden war, ist der Kreis dieser Völker kein geringer. Um jene Amalgamation begreifen, um das Heimische und Ausländische gehörig sichten und darnach das griechische Volk und sein religiöses Leben unpartheiisch würdigen zu kön-

nen, müssen wir daher eine Rundschau halten in möglichst kurzen Umrissen über alle diejenigen Religionen, mit welchen die griechische zusammengetroffen und sich mehr oder weniger vermengt hat. Der Orient und Occident haben sich, hierin namentlich, gleichsam verschwistert.

II. Abschnitt.

Uebersicht und kurze Erörterung derjenigen Religionen des Alterthums, welche mit der alt-griechischen in Conner getreten.

I. Die merkwürdigste Religion in Afrika, oder die Religion der alten Aegypter.

1. Charakter derselben.

Die Religion der Aegypter hat zur Unterlage nicht minder wie die griechische und wie jede andere, die für sich isolirt entstanden ist, die allgemeine Anlage im Menschen zur Religion und den Trieb dieser Anlage, sich zu äußern. Die eigenthümliche Natur des Landes aber, die besondern tellurischen und klimatischen Verhältnisse desselben und in Folge deren die eigenthümlichen Anschauungen und Begriffe und Sitten und Thätigkeiten der Aegypter haben bewirkt, daß die Weise, wie sich jener religiöse Trieb hervor und an die erkennbare Oberfläche herausgearbeitet und Gestalt gewonnen hat, eine ganz eigenthümliche Färbung zeigt. Es läßt sich darin wohl das Geistige erkennen, aber immer als ringend mit der Materie, als versenkt in das Gegenständliche, in das Natürliche sich verirrt habend und darin sich nur schwach oder unvollkommen oder sonderbar darstellend. Eine theoretisch-didaktische Grundlage eines einzigen Individuums hat es dabei nicht gegeben: das Ganze ist nach und nach auf extemporärem praktischen Wege entstanden, ohne vorhergegangene lange intellectuelle Anstrengung, eben gerade so, wie es der jedesmalige Augenblick erheischte oder mit sich brachte, wenn wir auch damit nicht in Abrede stellen, daß es völlig undenkbar, wie die Religion sich nach außen Bahn brechen sollte und könnte ohne eine bestimmte Idee, die dem Cultus vorangegangen und denselben veranlaßt. Erst später hat sich die stillstehende und rückschauende Reflexion des Ganzen als eines Stoffes bemächtigt und eine Art von speculativer Theologie oder gelehrter Auslegung und Systematisirung versucht theils von Seiten der ägyptischen Priester, theils von Seiten auswärtiger (griechischer, römischer, jüdischer) Schriftsteller, obwohl zumeist auf sehr ungenügende Weise. Die ägyptische Religion bedarf besonderer Vorsicht im Erklären, wofern man nicht dem sie innhabenden Volke Unrecht thun will, weil sie eben so eigenthümlicher Art ist.

Die Religionsidee hat sich bei den Aegyptern verkörpert auf mancherlei Weise: 1) in Cultusformen: durch Feste, Gebete, Gesänge, Gebräuche, Opfer, auch Menschenopfer, die jedoch zu Herodots Zeiten schon längst abgeschafft waren; 2) in Baudenkmälern, was das Staunenswertheste ist, was je in religiöser Hinsicht hervorgebracht worden: es ist gerade die That dieses Volkes gewesen, solche Werke für die Ewigkeit hervorzubringen; 3) in (einigen) schriftlichen Denkmälern, nur freilich nicht in einem eigenen großen theoretischen Werk; denn die Aegypter sind nie zu dem rechten Bewußtsein und zu klarer Auffassung und zum Wissen ihres religiösen Gefühls gekommen, so daß sie ihre deßfallsigen Abstractionen und Reflexionen hätten in ein Grundbuch niederlegen können; 4) in Bildern; 5) in eigens erkornen lebendigen Thieren, an denen man vorzugsweise bestimmte Eigenschaften entdeckte, welche Aehnlichkeit hatten mit denen, die man gerade an den Göttern und als Götter verehrte. Die erstern vier Gattungen hat die ägyptische Religion mit den meisten ihrer Schwestern gemein; die fünfte ist ihr durchaus eigenthümlich, und dieselbe bedarf darum und weil sie oft ganz falsch aufgefaßt worden ist, einer weitern Besprechung. Nehmlich die ägyptische Götterverehrung ist nicht, wie so Viele schon geglaubt haben und Manche wohl noch glauben, aus rohem Thierdienste, aus Thierfetischismus hervorgegangen. Mit Recht sagt Hegel: »Das Weitere und Höhere ist (in der ägyptischen Religion), daß die Aegypter, so wie sie im Nil, in der Sonne, in der Saat die geistige Anschauung gehabt haben, sie so auch in dem Thierleben besitzen. Für uns ist der Thierdienst widrig: wir können uns an die Anbetung des Himmels gewöhnen; aber die Verehrung der Thiere ist uns fremd; denn die Abstraction des Naturelements erscheint uns allgemeiner und daher verehrlicher. Dennoch ist es gewiß, daß die Völker, welche die Sonne und Gestirne verehrt haben, auf keine Weise höher zu achten sind als die, welche das Thier anbeten, sondern umgekehrt; denn die Aegypter haben in der Thierwelt das Innere und Unbegreifliche angeschaut. Das Thier ist höher als die Gestirne und die Sonne; denn es ist lebendige Individualität.« Sehr richtig äußert sich über den Ursprung solches Cultus Baur (in Jahn's Jahrb. III. Jahrg. VI. B. I. H. S. 15., freilich zunächst und falsch in Bezug auf den Mythos, richtig nur im Allgemeinen, so wie wir es nehmen): »Ist das religiöse Bewußtsein von dem Selbstbewußtsein überhaupt nicht zu trennen, so müssen die Ideen der Religion auch auf jeder Stufe des sich entwickelnden menschlichen Geistes ihren eigenthümlichen Ausdruck finden, und die symbolische Form ist diejenige, die als die concrete und sinnliche der abstracten und logischen Erkenntniß- und Darstellungsweise vorangeht. Es ist ein innerer unabweisbarer Drang, der den Menschen nöthigt, was das ahnungsvolle Gemüth und die fühlende Brust bewegt, auch äußerlich auszusprechen und darzustellen; aber durch welche andere Mittel sollte ihm dieß gelingen als nur durch solche, an welche er nach dem Grade seiner ganzen geistigen Bildung gebunden ist? Das Uebersinnliche hüllt sich ihm in sinnliche Form, und die Natur, mit

welcher sein eigenes Leben noch so innig zusammengewachsen ist, bietet ihm die Typen des Göttlichen dar. Daher die — — Identität des Menschengeistes mit dem Naturgeiste.« Die physische und geographische Beschaffenheit des Aegyptenlandes, die Beschäftigungen der Bewohner, ihr tägliches und jährliches Leben, ihr Umgang mit der Natur und mit gewissen Thiergattungen, und die Beobachtung und Kenntnißnahme gewisser hervorstechender Eigenschaften und Triebe an denselben, die für das Bedürfniß der Aegypter von besonderer Wichtigkeit waren, bedingte und formte die religiöse Anschauungs- und Cultusweise dieses denkwürdigen Volkes gerade so, wie sie uns in den Quellen erscheint, namentlich mit jenem Thiercultus *). Derselbe war eigentlich nur symbolisch, und erst der Aberglaube in späterer Zeit, als der Sinn der ursprünglichen Religion bereits erloschen, jene Thiersymbolik unverständlich dem gemeinen Volke geworden war, mag in dem Thiere den Gott selbst, den es eigentlich nur repräsentirte, gesehen haben. Haben doch viele derjenigen Thiere, deren Gestalten zu Göttersymbolen gebraucht worden sind, nie eine religiöse Verehrung genossen! Die ursprüngliche Wahl jener Thiersymbole wird im Geiste des Volkes einen tiefern, d. h. einen ganz vernünftigen Grund gehabt haben: in ihnen und durch sie hat seine innere religiöse Weltanschauung auf die sichtbare Oberfläche des Körpers hervortreten sollen, und dem mächtigen aber noch unerfahrenen Drange nach außen in so früher Zeit menschlicher Cultur, als wohin die Entstehung der ägyptischen Religion zurückgeht, läßt sich wohl ein solcher Weg und ein solches Verfahren zutrauen. Es ist ein Ringen des Geistes gewesen nach der Möglichkeit sich darzustellen, und bei diesem Ringen und zu diesem Zwecke ist man auf die bekannten Thiere gefallen von ähnlichen Eigenschaften oder Kräften, wie die waren, die man als göttliche erkannt hatte und verehren wollte. Die Zoolatrie ist also eine der letzten äußersten Ausläufe der Religionsidee bei den Aegyptern gewesen, gleichsam die Spitze, nicht der Anfang **), und es ist demnach falsch und ungerecht gegen das ägyptische Volk, wenn man seiner Religion einen so niedrigen Platz angewiesen hat, wie nicht selten bis in die neueste Zeit geschehen, wo man sie einen Thier-Fetischismus gescholten. Es ist uns nur auffallend, daß das höchste Geistige, die Idee von Gott, in einem sichtbaren Wesen zur Erscheinung gebracht oder vielmehr als Erscheinung gedacht wird, was wir als unter den Menschen stehend zu betrachten pflegen. Ist nicht aber

*) Vgl. von Bohlen: a. a. O. S. 186 f. Allein auch was von Bohlen dort als Grund der Zoolatrie angiebt, befriedigt nicht. Unsere Ansicht löst das Räthsel vollkommen und thut den alten Aegyptern kein Unrecht.

**) Neuerdings hat Röth im 1sten Bande unsrer abendl. Philosophie (1846) S. 131—185 diese oben von uns vorgetragene Ansicht durchzuführen, die andere zu widerlegen gesucht, wenn schon nicht deutlich und kräftig genug, doch so, daß es wohl so einen freien Denker wie Noack hätte freimachen können und sollen von der entgegengesetzten Ansicht. Nehmlich der letztere ist auch in seinem neuesten Werke (die speculat. Religionswissenschaft S. 315 ff.) seiner frühern Meinung treu geblieben und hat die andere mit Unrecht für falsch erklärt.

selbst die menschliche Gestalt, in welche die Griechen ihre Götter gekleidet, viel zu niedrig? Die ägyptische Religion war, um mit Stuhr zu reden, „eine im Bewußtsein vollzogene Begeistigung des Naturlebens, aus der sinnbildliche Vorstellungen hervorgingen, an denen sich mehr die innern Bewegungen des Seelenlebens abspiegelten, als das äußere Leben der Natur. Die Natur ward im Bewußtsein durch den Geist beseelt.“ „Der Geist hatte sich in Naturanschauung versenkt, in seinem Bewußtsein eine Geisterwelt auf die Natur übertragen, und diese war so in der Vorstellung beseelt und begeistet worden.“ Das religöse Gefühl ahnete gerade in jenen Thiergattungen das Walten des geistlichen Wesens. Und — selbst in der Naturreligion ist ein Respect vor der Natur, wenn auch kein natürliches Object angebetet wird.

Diese Thiersymbolik war so etwas Eigenes, daß sie die ägyptische Religion vor allen charakterisirt. Mögen daher auch andere Religionen mit ihr hinsichtlich der Dogmen und der religiösen Anschauungen, wie es die Sache mit sich bringt, in Manchem übereinstimmen, — in dieser Beziehung gehen sie gewiß auseinander. Wenn demnach ein Herodot u. a. griechische Schriftsteller zwischen ihrer und der ägyptischen Religion Aehnlichkeiten oder Gleichheiten entdeckt haben, — dieser äußere Punkt scheidet beide durchaus und gleich von vorn herein. Solcher Gegensatz kann übrigens nicht treffender dargestellt sein oder werden, als er es ist in jenem Fragmente des griechischen Komikers Anaxandridas bei Athenäus, wo der Dichter folgender Maaßen einen Griechen die Aegypter anreden läßt:

In eure Gesellschaft taug' ich nicht: nicht sind einstimmig unsre Sitten und Gesetze:
Ihr betet an den Ochsen, den ich den Göttern opfere;
Ein großer Gott ist euch der Aal, doch mir ein großer Leckerbissen;
Ihr scheuet euch vor Schweinefleisch, ich schmaus' es mit Vergnügen;
Ihr ehrt den Hund, ich schlag' ihn, wenn er mir wegschnappt einen Bissen;
Ihr seid bestürzt, wenn einer Katz' was fehlt, ich freue mich und zieh' ihr ab das Fell;
Ihr macht euch aus der Spitzmaus was, ich aber nichts.

Grund genug, um die Forscher von Hause aus darauf aufmerksam zu machen, daß sie beide Religionen durchaus und eigentlich trennten, und daß sie mit größter Vorsicht das Gemeinsame derselben behandelten, entweder als hervorgegangen aus der allgemeinen Quelle, aus dem menschlichen Geiste, oder in späterer, synkretistischer Zeit erst vermittelt.

Außerdem ist die ägyptische Religion bei dem, wie es scheint, so dürren, so phantasielosen, dem Materialismus so hingegebenen Charakter der Nation, wenn nicht ganz und gar, doch meistentheils mythenlos gewesen. Diese Art der Volksdichtung hat sich erst zuverlässig entwickelt, als das Land den Griechen geöffnet wurde und griechischer Geist sich des Aegyptismus bemächtigte, wenn sie hier nicht gar bloße gelehrte, ausländische, meist synkretistische Poesie ist.

Die ägyptische Religion bestand im Aeußern größtentheils aus einer Menge spitzfindig erdachter scrupulöser Gebräuche, denen eben so fein gesponnene Vorstellungen, Anschauungen, Beobachtungen zum Grunde lagen. Deßwegen und weil sie nicht auf Unterricht, sondern nur auf Gewohnheit beruhte und der Verstand des Volkes das Alles nicht festhalten konnte zum Verständniß, ging dieses letztere bald verloren, und die Religion der Aegypter ist gewiß sehr bald abgestorben und zu einem meistens unverstandenen Werkeldienst herabgesunken. Je sonderbarer und zusammengesetzter aber das Ganze war und je mehr sich dadurch die Aegypter getrennt sahen von den übrigen Völkern, desto mehr bildeten sie sich darauf ein, blickten mit Hochmuth auf die andern Nationen herab und verfielen so in jenen exclusiven Particularismus, der ihrem Charakter nicht eben wohl gethan und ihnen selbst nicht kann zur Ehre angerechnet werden. Und als nun das Nachdenken und die Neigung zum Sich-bewußt-Werden des religiösen Glaubens und der Bedeutung des Cultus erwachte, gab dieser Complex von räthselhaften Gebräuchen und Symbolen Anlaß zu einer Menge von träumerischen Erklärungen und Meinungen nicht bloß bei heimischen Gelehrten (den ägyptischen Priestern) selbst, sondern auch bei fremden, z. B. bei Griechen und Römern. Uebrigens ist zur Erklärung des Charakters der ägyptischen Religion und ihres nachtheiligen Einflusses auf die Sittlichkeit und Weltanschauung des betreffenden Volkes gewiß höchst zweckdienlich und wahr, was Otfr. Müller irgend wo *) erinnert. Ihm hat es nehmlich geschienen, „als wenn der Ackerbau den Menschen allzusehr an die Natur bände und, wie er durch die vorgeschriebene jährlich wiederkehrende Thätigkeit die Freiheit des Handelns lähmt, so auch, das religiöse Glauben vom Höhern abziehend, zu sehr auf die unmittelbaren Segen verbreitenden Naturkörper und Naturkräfte hinwendete: was bei Nomaden und Hirtenvölkern nicht in dem Grade stattfindet. So waren eben besonders die Aegypter ihrer Landesnatur ganz verknechtet, und das ängstliche Harren auf die Nilüberschwemmung steigerte zwar einerseits die Religiösität, aber gab ihr doch eine sehr beschränkte Richtung. Die Götter erscheinen in den agrarischen Religionen als die tiefern Quellen des Segens und Gedeihens, und die Menschen selbst betrachten sich als Theile der Natur, deren Geschick mit dem aller übrigen Naturwesen dasselbe ist.“ Der Mensch wird zu materiell.

Ferner ist zu bemerken, daß die ägyptische Religion objectiv hauptsächlich in Naturkräften Göttliches gesehen und anerkannt hat, folglich eine ächte Naturreligion gewesen ist, abgesehen davon, daß sie aus dem Innern, aus der Natur des menschlichen Geistes gekeimt ist. Und sie ist als solche arm und dürftig, beschränkt auf einen nur kleinen Kreis von Gegenständen und Kräften.

Sie ist endlich nicht gleichmäßig über ganz Aegypten verbreitet gewesen, sondern fast jeder Nomos, fast jede Stadt haben ihren besondern eigenthümlichen Cultus gehabt: nur wenige Götter sind all-

*) Kleine deutsche Schriften. II. B. S. 7.

gemein im ganzen Lande verehrt worden. Es war also mehr Monotheismus als Vielgötterei; es war mehr Particularismus als Communismus, so daß sich einzelne Städte bisweilen furchtbar um ihrer Culte willen bekämpften. Durch diese Berechtigung zu selbstständigen Culten in den einzelnen Theilen des Landes erscheint freilich auch eine ziemliche Mannigfaltigkeit der Götter, eine größere, als wirklich dem Wesen nach in der Religion der Aegypter enthalten war; denn die verschiedenen Formen einer und derselben Gottheit und so auch die verschiedenen Benennungen derselben erhielten, wenn dieselbe Gottheit an dem einen Orte unter anderer Form und anderm Namen verehrt ward, um so leichter eine Selbstständigkeit, die sie zu ganz besondern Wesen machte, während sie es doch eigentlich nicht waren.

Was das ethische Element anbetrifft, so steht solches weit hinter dem physischen zurück. Es tritt nur selten hervor, und auch eine Läuterung und Erhebung von der niedern (physischen) Stufe zur rein sittlichen hat nicht statt gefunden, allenfalls hin und wieder in späterer Zeit, zur Zeit des Hellenismus. Als Ausfluß zumeist der Vorstellungen von Zeugung und Fruchtbarkeit ist sie nicht frei von Verirrungen des Geschlechtstriebes geblieben, obwohl hiebei nicht zu übersehen, was Daub irgendwo erinnert: „Es ist hier nicht der thierische Trieb in der Befriedigung der Geschlechtslust, sondern es ist die zeugende Kraft der Natur in der Bestimmtheit des Selbstbewußtseins, im sittlichen Charakter der Liebe," die hier in Betracht kommt. Dagegen ist von besonderm Gewichte der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode gewesen.

Eben so wenig hat es der Aegypter in seiner Religion zu wirklich ästhetisch-schönen Darstellungen gebracht gehabt. Indem ihr Inhalt das subjective religiöse Denken und Handeln ist, ist zwar ein Drang vorhanden, herauszutreten aus dem Innern an die sinnliche Oberfläche, aber „insofern es nur Drang gewesen, so ist die Schönheit selbst noch nicht als solche hier hervorgegangen." Es ist ein ungeheurer innerer Trieb, „sich herauszuarbeiten." „Das Aeußere stellt uns dieses Ringen des Geistes dar." Es ist Alles wunderbar und phantastisch und räthselhaft, so ganz besonders: Göttergestalten z. B., aus menschlichen und thierischen Körpern zusammengesetzt, so daß das Symbolische, d. h. das Intellectuelle, nicht das Aesthetische vorwaltet, aber waltet im Kolossalen, Mächtigen, Großen, in Werken der Baukunst und Bildhauerei und in eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen.

Zuletzt bemerken wir noch, daß die Aegypter eigentlich und ursprünglich keinen Heroendienst gehabt haben, nur Götterdienst: was sich von jenem darin vorfindet, ist erst spätere, hauptsächlich hellenische Idee. So erwähnt Herodot des Perseus als eines ägyptischen Heros, dem zu Ehren die Chemiten gymnastische Spiele begangen und Riesenschuhe als Denkmäler seines dortigen einstigen Waltens gezeigt hätten. Die ganze Sache ist aber offenbar eine Mystification.

Die Erforschung der ägyptischen Religion unterliegt großen Schwierigkeiten. Die Quellen sind entweder einheimisch und als solche uns meistens dunkel und unverständlich, oder auswärtig (hebräi-

scher, griechischer, römischer Herkunft) und als solche entweder sehr spät oder überhaupt sehr trübe. Griechen und Römer sind viel zu unkritisch und zu leichtgläubig gewesen, als daß sie das ägyptische Alterthum mit Schärfe aufgefaßt und richtig entwickelt hätten. Bis jetzt ist noch wenig geschehen, und was geschehen, meistens sehr der Berichtigung bedürftig. Die Sache muß fast rein von vorn angefangen, und zunächst aus den bestimmten Nachrichten über den Cultus das theologische Element entwickelt werden. Wir erwarten von den preußischen Gelehrten, welche das Aegyptenland an Ort und Stelle untersucht haben, etwas Vorzügliches, auch in dieser Beziehung. Eine Hauptregel ist, daß man den localen Standpunct nach Möglichkeit festhält und gegen die Angaben der alten Schriftsteller stets Mißtrauen hegt.

2. Die Geschichte der ägyptischen Religion.

Die ägyptische Religion ist auch keineswegs gleich von Anfang an so gewesen, wie sie uns in historischer Zeit erscheint; eben so wenig ist sie geblieben, was sie gewesen. Sie hat mancherlei Veränderungen im Laufe der Zeit erlitten. Sie hat also eine Geschichte, und diese bewegt sich durch folgende Perioden hindurch:

I. von dem Entstehen der Religion bis zum nähern Zusammentreffen des ägyptischen Volkes mit den benachbarten Semiten (Zahlen lassen sich hier nicht angeben);

II. von dem nähern Zusammentreffen der Aegypter mit den Semiten bis zum Anfange der griechisch-macedonischen Herrschaft, bis 332 v. Chr.;

III. vom Anfange der griechisch-macedonischen Herrschaft bis zur allgemeinen Verbreitung des Christenthums über das Land, bis etwa 500 n. Chr.

Wir schicken demnach der Darstellung der ägyptischen Religion eine kurze Uebersicht dieser Geschichte voraus, um unsere Leser auf den rechten, d. h. auf denjenigen Standpunct zu versetzen, von wo aus sie nicht das bloße starre und unbewegliche Bild des Systemes, sondern auch das bewegliche, lebendige des Entstehens und des Fortschreitens haben.

I. Periode.

Vom Entstehen dieser Religion bis zum nähern Zusammentreffen des ägyptischen Volkes mit den benachbarten Semiten.

Das Hervor- und Heraufbilden der ägyptischen Religion in reiner Selbstständigkeit.

Auch die ägyptische Religion ist in ihrer historischen Erscheinung ein organisches Product des innern treibenden und gestaltenden

Geistes im Vereine mit den ganz eigenthümlichen tellurischen und klimatischen Verhältnissen, die den Bewohner des Landes umgeben und sein Denken, seine Vorstellungen und sein Thun auf besondere Weise herausforderten und modelten.

Die alten Aegypter waren im Allgemeinen eine negerartige Nation: nach Herodots Bericht waren sie schwarzbraun und kraushaarig. Darauf deuten auch die Kunstdenkmäler hin*). Und zeugt doch hiervon selbst das Geschlecht noch der heutigen Hebräer. Woher bei so vielen Individuen derselben die schwärzliche Hautfarbe, das krause, wollige Haar, die aufgeworfenen Lippen, die starken Gesichtsknochen und markirten Züge anders als aus Aegypten in Folge des langjährigen Aufenthaltes daselbst und der wahrscheinlichen Vermischung mit den Eingebornen? Hiernach ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß Aegypten aus dem Innern Afrika's, des Mutterlandes der schwarzen Menschenrace, bevölkert worden ist. Wenn und wie früh das gewesen, ist nicht zu bestimmen. Aber als Menschen brachten diese Urcolonisten natürlich auch die Anlage zur Religion mit, und selbige hat sich hier entwickelt zu einer ganz eigenthümlichen Individualität in Uebereinstimmung mit der physischen Beschaffenheit des Bodens.

Aegypten ist zumelst eine große Oase, fast auf allen Seiten isolirt, entweder durch Meere oder durch Wüsten. Darum isolirte es auch seine Bewohner und bewirkte die eigenthümliche, selbstständige Cultur derselben, auch in religiöser Beziehung. An eine Einwanderung, Colonisirung und Civilisirung des Landes von Indien her ist, den neuesten Forschungen zufolge, nicht mehr zu denken, ebensowenig an eine vom Meroe aus**). Es hat sich also die Religion der Aegypter nicht auf künstlichem, nicht auf separatem Wege, nicht durch Unterricht und auf höhere Anordnung geformt, sondern auf natürlichem, geistig organischem Wege. Sie kann und darf mithin nicht für das Product kluger, raffinirender Politik oder eines Priesterbetruges, nicht für eine Apotheose berühmter und verdienstvoller Menschen, vornehmlich von Königen angesehen werden. In den verschiedenen Landschaften entwickelten sich verschiedene Götterculte, unabhängig von einander, weil in uralter Zeit der Verkehr unter den Menschen nicht lebhaft gewesen ist, sondern sie sich mehr isolirt gehalten. Ja! bei Anlegung von einzelnen Städten und Ortschaften etablirten sich sogar noch lokalere Culte.

Tiefere sprachliche Forschungen in der neuesten Zeit haben erwiesen, daß die Sprache der alten Aegypter verwandt ist mit dem semitischen und indogermanischen Sprachstamme, zwischen beiden gleichsam in der Mitte steht. Folglich muß von Asien her eine Einwanderung geschehen sein, dem Vaterlande jener Sprach- und Volksstämme***). Diese Einwanderer, vielleicht selbst Eindringlinge, Eroberer, mögen politisch und sprachlich die Eingebornen überwältigt,

*) Vgl. Bock: die ältesten Bewohner Aegyptens. (Berlin 1845.) S. 1.
**) S. Bunsen's treffliches Werk: Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. I. B. S. 5. II. B. Vorrede. S. VIII. f.
***) Vgl. Bunsen I. B. Vorrede. S. XIII.

aber wohl nicht in religiöser Beziehung unterjocht, sondern vielmehr die deßfallsigen Einrichtungen und Culte beibehalten und nur weiter fortgeführt haben; daher manche Namen von Göttern sich selbst aus jenen beiden Sprachstämmen ableiten lassen. Einzelnes mögen die Fremdlinge aus ihrer Vorstellungs- und Cultusweise hinzugefügt haben. Von solchem Kampfe und von solcher Unterwerfung des einheimischen Volksstammes zeugen auch bekanntlich mehrere Kunstdarstellungen auf steinernen Denkmalen.

Es erfolgte nun die wirkliche Ausbildung der ägyptischen Religion bis zu dem Grade, wie wir selbige bereits auf den noch vorhandenen ältesten Monumenten finden, also zu der Zeit, wo der König Menes über Aegypten geherrscht, und ihre derzeitige Beschaffenheit zeigt hinreichend, daß schon vor dieser Herrschaft, also vor der chronologisch zu bestimmenden Regierung von Königen eine Periode hergegangen ist, wo die Anfänge der Cultur des ägyptischen Volkes zu suchen, wo auch die Religion nicht bloß ihre Wurzeln geschlagen, sondern selbst ihren nachmaligen Charakter bereits angenommen und entwickelt hat.

Wir werden uns den Hergang der Sache im Allgemeinen so zu denken haben: die tellurischen und klimatischen Verhältnisse Aegyptens sind von der Art, daß sie den menschlichen Vorstellungen ein bestimmtes Gepräge aufdrücken müssen. Die Existenz von Menschen und Vieh hängt daselbst ab von der Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens, und diese wiederum von dem periodischen Steigen und Fallen des Niles. Also mußten vor allen die Vorstellungen von Productivität und Erzeugung, von Säen und Aerndten, von Gedeihen und Nicht-Gedeihen, von Förderung und Hemmung des Wachsthums zu besonderer Geltung gelangen, nur freilich, nach Gewohnheit und Weise des Denkens von Naturmenschen, sich dabei concretisiren und versinnbildlichen zu denjenigen physischen Gegenständen, welche solche Kräfte der genannten Art in sich haben oder wenigstens zu spenden scheinen, wie z. B. die Erde, der Nil, das Schaaf, die Lotusblume u. s. w. Aus und an diesen Ideen hat sich zumeist die ägyptische Religion hinaufgerankt. Aus denselben bildete man bestimmt-begränzte und charakterisirte persönliche Wesen männlichen oder weiblichen Geschlechtes, je nachdem die Gegenstände waren, die dazu verlockten, also gewiß nie ohne Grund. Haben doch die Aegypter auch sonst einen feinen Unterschied der Begriffe gemacht und durch das doppelte Geschlecht ausgedrückt (vgl. **Senec. natur. quaest. III, 14**)!

Sicherlich fällt diese Procedur auch bei den Aegyptern in die allerfrüheste Zeit, wo vielleicht noch das Familienleben nur herrschte, wo denn also jedes Haus wohl seinen Haus- und Familiengott hatte. Als nun Städte gebaut, städtische und staatliche Einrichtungen getroffen wurden, wanderte der Cultus mit in die städtischen und staatlichen Gemeinden, ward daselbst aufgenommen und in die übrigen Einrichtungen verwebt, oder auch wohl nach dem Muster der bisherigen Gottesdienste neu hergestellt. Die ägyptische Religion war in historischer Zeit durchaus eng mit dem Staatsleben verschmolzen; sie

war zumeist Staatsreligion. Das wäre sie nicht gewesen, wäre sie nicht von Anfang an mit den staatlichen Einrichtungen verwachsen. Die Götterverehrungen geschahen zum größten Theile auf öffentliche Kosten, waren selbst öffentlich und allgemein; die Priester bildeten eine eigene, höchst angesehene und einflußreiche Caste, welcher selbst der König in mancherlei Hinsicht unterworfen war, aus der und von der er gewöhnlicher Maaßen gewählt wurde. Ihnen war die Verwaltung und Anordnung des Kirchlichen übertragen, und wie die Natur die Bewohner des Landes an eine feste Ordnung der Geschäfte im bürgerlichen und gewerblichen Leben band, so schnürten auch sie gewiß sehr frühzeitig die Aegypter ein in eine strenge Regel- und Gesetzmäßigkeit rücksichts des Cultus, dergestalt, daß der anfängliche lebendige Organismus gar bald mag in bloßen Gewohnheitsdienst übergegangen sein, übergegangen in jenen starren und kleinlichen Ceremoniendienst, aus welchem wir die ägyptische Religion in historischer Zeit zumeist bestehen sehen. Nun konnte um so eher sich auch eine Art von speculativer Religion bilden, da ja ein besonderer Stand sich vorzugsweise mit dem Gegenstande beschäftigte, und wirklich erkennen wir schon in den ältesten Urkunden, die uns zu Gebote stehen, ein solches speculatives System, heraufgebildet und abstrahirt aus den einzelnen landschaftlichen Gottesdiensten. Es sind das jene drei Kreise, in welche die Gottheiten der Aegypter eingetheilt sind, über welche Bunsen sich in neuester Zeit so ausführlich und erklärend verbreitet hat. Es entwickelte sich jetzt vielleicht schon eine Art von Geheimlehre, wie sie später wenigstens auftaucht in historischer Zeit, der Priester, die sie nur denen mittheilten, welche zur Königswürde gelangten, eine gelehrte Theologie, von der unter Anderm das uralte Todtenbuch Zeugniß giebt, das in Turin aufbewahrt wird.

Man sieht es diesen speculativen Gebilden an, daß die ägyptische Religion damals, als selbige gemacht wurden, schon nicht mehr kann in ihrer Ursprünglichkeit verharrt haben. Einzelne Culte haben sich schon über die Grenzen ihrer Landschaften und Städte verbreitet, haben ein Uebergewicht über andere errungen. Der Osiris- und Isisdienst, von denen Herodot sagt, daß sie allen Aegyptern gemeinsam wären, die aber offenbar in Oberägypten ihren Ursprung genommen, haben sich bereits über Unter- oder das spätere Mittelägypten ausgedehnt, sind also wahrscheinlich schon damals allgemeine Götterdienste gewesen, im 12. oder 13. Jahrhundert v. Chr hervorgetreten und haben die übrigen Gottheiten an Ehren überholt. Eben so dürfen wir es als eine Thatsache betrachten, daß die Beziehung der betreffenden Gottheiten auf Sonne, Mond und Erde — denn von einer allgemeinen planetarischen oder gar astrologischen findet sich keine Spur — urkundlich als eine angeleitete, nicht als die älteste erscheine, und daß auch bei den Gottheiten, welche in ihrer Darstellung eine Berührung mit Sonne, Mond und Erde haben das astronomische Element sich als untergeordnet zeigt. *)

*) Bunsen a. a. O. I. Bd. S 488.

Und über das Vorhandensein der meisten, wenigstens der Hauptgötterdienste zur Zeit des Menes kann nach Bunsens Forschungen nun kein Zweifel mehr sein, und leicht ist von diesem Zeitpuncte der Rückschluß auf die vorhergegangene Zeit. Theben blüht, und als Stadt des Ammons setzt sie den Cult dieses Gottes voraus; Abydos kommt vor, und sie war die Stadt des Osiris; der Name Athotis weist auf die Verehrung des Thot hin. Und überdem wird auch die Vereinigung von ganz Aegypten unter einem Herrscher durch Menes nicht ohne Einfluß auf den bisherigen vielfältig so separaten Cultus geblieben sein.

Aber dadurch, daß ein Priesterstand sich etablirte, bildete sich auch wohl mit der Zeit eine Priesterreligion, gegenüber der Volksreligion, und fing an die letztere zu beherrschen und entweder nach ihrer Angabe zu modeln oder wenigstens noch mehr an strenge Banden zu fesseln, nicht Veränderungen in derselben zuzulassen. Ja! die Priestercaste durfte einerseits vor der weltlichen, königlichen Gewalt nichts ändern und die weltliche Macht wieder nichts vor den Priestern: beide Staatsgewalten hielten sich zum Schaden der Fortbildung des religiösen Lebens in Schach. Indessen ist es doch nicht so ganz ohne alle Veränderungen geblieben. Wir lesen in der ältern Geschichte mehrfach von Kämpfen der Könige mit der Priestercaste. So z. B. hat der König Cheops ein Mal die Tempel schließen lassen. Derlei Versuche aus der Abhängigkeit der öffentlichen Religion und aus dem Drucke des priesterlichen Standes herauszutreten, sind sehr bemerkenswerthe Züge. Eben so müssen wir in Bezug auf die Geschichte der ägyptischen Religion, auf die Vorstellung von einer Fortbildung derselben gar hoch anschlagen, wenn uns Manetho berichtet, daß die Verehrung des Bockes erst unter Kaiechos, einem Könige aus der zweiten (thinitischen) Dynastie eingeführt worden sei, oder wenn Aelian erzählt, der König Mnevis habe nach einem Thiere der Verehrung gesucht und als das schönste den Stier erwählt. Obwohl (nach Artapanus bei Eusebius) Kephren der Urheber des ägyptischen Stiercultus gewesen sein soll. Es erhellt hieraus wenigstens so viel, daß man schon im Alterthume der Ansicht war, oder noch die Kunde hatte, daß die ägyptische Religion nicht auf ein Mal das geworden, was sie gewesen, und daß die Einführung der Thiersymbolik spätern Ursprungs, also nicht das Product roher Unkultur, sondern die Folge erhöhter, verfeinerter Intelligenz gewesen. Gewiß aber überwachten die Priester und der aus ihrer Mitte genommene oder von ihnen beaufsichtigte und geleitete Pharao dieselbe und bewahrten sie im Allgemeinen vor Umwälzungen und Abirrungen. Und wenn andrerseits sich eine Priesterlehre getrennt von dem Volksglauben bildete, so werden beide sich doch nicht feindlich gegenübergestanden haben; jene wird nur die abstractere, gelehrtere Auffassung und Deutung der Götter und des Cultus gewesen sein. Die gemeinsame gleiche Verehrung derselben Gottheiten wird ein unauflösbares Band zwischen beiden gebildet haben. Den Priestern wird dadurch nur das eigene Bewußtsein und die fremde Glorie höherer Weisheit überkommen sein, was

freilich auch sicher wohl immer eine Art von Trennung hervorgebracht, Priesterstolz und Priester-Particularismus erzeugt hat, von welchem wir die deutlichsten Spuren in den historischen Quellen gewahren.

Aber andrerseits theilte sich dieser Religionsstolz und Particularismus auch dem Volke mit und mußte bei der Abgeschlossenheit und Isolirtheit des Landes um so leichter Wurzel fassen; es mußte eine gewisse Bigotterie entstehen; ein engherziges Schätzen und Ueberschätzen des einheimischen Religiösen gegenüber dem Fremden, ein einseitiges strenges Halten auf die im Lande üblichen Gebräuche, ohne ihren Werth oder Unwerth zu bemessen: ein Fehler, durch den sich das ägyptische Volk im Alterthume eben so bemerklich gemacht hat, wie das chinesische in unsern Tagen. Derselbe hat sich z. B. dadurch markirt, daß, wenn Jemand ein Thier aus einer für heilig gehaltenen Thiergattung tödtete, er mit dem Tode bestraft wurde. Ja! selbst eine unabsichtliche Tödtung der Art zog diese Strafe nach sich. Als einstens, zur Zeit der Ptolemäer, ein Römer in Alexandrien eine Katze todtschlug, erfolgte ein Aufstand, in welchem der Todtschläger ermordet wurde. Das geschah in einer gräcisirten Stadt, in einer Periode, wo das ägyptische Volk seit Jahrhunderten schon unter fremder Oberherrschaft gestanden und durch den Verkehr mit auswärtigen Nationen sich schon längst mochte in Vielem abgeschliffen haben. Wie groß mag solche Bigotterie nicht in den ältern Zeiten gewesen sein, wo Aegypten ein beinahe hermetisch verschlossenes Reich war! Weiter: bei einer Hungersnoth im Lande ließ man lieber die Menschen umkommen, ehe man heilige Thiere geschlachtet oder ihre Vorräthe angegriffen hätte.

Die Könige pflegten bei den Aegyptern Göttersöhne genannt, ihre Geburtstage als allgemeine Freudenfeste, ihre Sterbetage als allgemeine Trauerfeste begangen, sie selbst nach dem Tode apotheosirt zu werden. Es fand also eine, wenn vielleicht auch nur momentane Verehrung derselben statt Das mußte aber eine wenigstens theilweise innere Erweiterung des Cultus in mancher Hinsicht zur Folge haben. Dagegen ist wohl der vorübergehende, in den Berichten der alten Schriftsteller noch dazu mythisch gehaltene Eroberungszug des Sesostris von keiner erheblichen Wirkung gewesen, um etwa die religiösen Vorstellungen der Aegypter in etwas flott zu machen.

Solches geschah aber in der

II. Periode,

von dem nähern Zusammentreffen der Aegypter mit den Semiten bis zum Anfang der macedonisch-griechischen Herrschaft, bis 332 v. Chr.

Aufnahme fremder Elemente, Synkretisirung der ägyptischen Religion mit denen der Semiten und Griechen.

Aegypten hat eine ungünstige politische Weltlage, insofern es durch die Landenge von Suez mit dem großen große, raubgierige und

kriegerische Völkerstämme nährenden Asien zusammenhängt. In seiner Nähe hatten sich von seinen Gränzen bis östlich über den Tigris hin der zahlreiche semitische Volksstamm niedergelassen mit andrer Religion und andrer Sprache, obwohl im Ganzen der erstern dieselben Grundideen von Fruchtbarkeit und Zeugungskraft zur Basis gedient. Sicherlich wird das productenreiche, ergiebige Land die dürftigen Bewohner der asiatischen Nachbarländer angelockt haben, theils zur Einwanderung (vgl. die zwar mythische und darum zweifelhafte, aber doch als allgemeines Zeugniß dienende Wanderung Abraham's dahin, und die Jakob's und seiner Söhne), theils zum Handel sowohl von der Landseite her (vgl. 1 Mos. 27, 25.) als von der Seeseite (von Seiten der frühzeitig das Mittelmeer befahrenden Phönicier). Es ist wohl möglich, daß sich unter solchen Umständen manche Religionsmeinungen von beiden Seiten amalgamirt haben. So nennt z. B. der gewiß nicht junge Isismythos Phönicien als das Land, wohin der todte Osiris gekommen sei, weil man nehmlich dort einen ähnlichen Gott auf ähnliche Weise verehrte, und woher die Isis den Leichnam desselben Osiris geholt habe: was nicht eine bloße gräcisirte Sage sein kann, da ja die Rückkehr der Isis aus Phönicien sogar einen Theil im ägyptischen Culte ausmachte, und noch vorhandene Denkmäler in Stein beurkunden, daß diese Vermischung religiöser Ideen über tausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung hinaufgeht. Und „man wird im Allgemeinen nicht irren, wenn man, wo es sich darum handelt, das phönicische Element in der ägyptischen Religion zu ermitteln, an dem Satze festhält, daß bei dem ägyptischen Natur- und Gestirndienst, wo er mit den Religionsideen der Phönicier oder der vorderasiatischen Völker in einer Weise zusammentrifft, daß eine Entlehnung auf der einen oder andern Seite angenommen werden muß, die Verwandtschaft von einem Einfluß der semitischen Religionen unter Vermittelung der Phönicier herrührt und nicht umgekehrt, wie man gewöhnlich zu glauben geneigt ist*).« Das dreihundertjährige Verweilen des hebräischen Volkes daselbst mag ohne große Einwirkung geblieben sein, da es im Zustande der Abhängigkeit lebte und bei ihm von einem streng abgeschlossenen Monotheismus in jener Zeit kaum die Rede sein kann. Dagegen wird die Herrschaft der Hyksos sicherlich manchen Einfluß geäußert haben, ingleichen wohl auch die nachmalige Verbindung des ägyptischen Hofes mit dem hebräisch-jüdischen unter Salomo (1. Kön. 11, 1.) u. s. w.

Einen noch größern Verkehr mit den Semiten, namentlich mit den Phöniciern in Phönicien selbst und auf Cyprus hatte das weitere Heraustreten Aegyptens aus seiner bisherigen Abgeschlossenheit während der Herrschaft Psammetichs (seit etwa 660 v. Chr.) und seiner Nachfolger (Necho's, Apries', Amasis') zur Folge. Die Phönicier durften sogar in Memphis ein eigenes Quartier bewohnen, das sogenannte Lager der Tyrier. Sicherlich hat solcher materieller Verkehr auf die Umgestaltung der religiösen Vorstellungen und des Cultus in

*) So sehr richtig Movers: die Phönicier. I. Bd. S. 39.

Aegypten Einfluß gehabt. Das läßt sich z. B. an dem Fischkultus nachweisen, der sonst ganz verhaßt gewesen und doch nachmals gäng und gäbe geworden ist. (Vgl. Schwenk d. Mythol. d. Aeg. S. 223 f.). Nun wurden auch mit dem Griechenvolke und seinen Colonien an den Küsten Asien's und Afrika's Verbindungen angeknüpft. Anfangs that das der Religion der Aegypter keinen Eintrag: der Nationalstolz ließ dieselben mehr activ als passiv sein, d. h. sie fanden mehr in den Culten der auswärtigen Völker ihre oder lehrten selbige darin finden, führten den Ursprung jener auf diese eher zurück, als daß sie solche bei sich auf- oder Aenderungen in ihrem Cultus, in ihrer Theologie vorgenommen hätten, ausgenommen etwa, daß die Menschen-Opfer (zur Zeit des Amasis) abgeschafft wurden. Allenfalls trug man die poesiereiche Mythologie der Griechen auf die ägyptische Religion theilweise über. Denn mit dieser konnten nun wohl die Aegypter bekannt werden, da griechische Söldner in den Diensten ihrer Könige standen, da zu Naukratis eine griechische Niederlassung gegründet, griechischen Gottheiten Tempel gebaut und den Hellenen freier Dienst ihrer Götter gestattet ward. Verkehrte doch Amasis auch viel mit den benachbarten Cyrenäern: er vermählte sich sogar mit einer Cyrenäerin, die ihrem heimischen Glauben treu blieb (Herodot. II, 181.). Aus diesem Grunde, und weil er es überhaupt mit den Griechen hielt, weihte er mehrere ansehnliche Weihgeschenke in griechische Tempel: nach Cyrene ein Standbild der Athene, nach Lindus auf Rhodus in den Tempel der Pallas Athene zwei steinerne Bildsäulen und einen sehenswerthen linnenen Panzer, nach Samos in den dortigen Tempel der Here zwiefache (hölzerne) Standbilder seiner eigenen Person, und zwar dahin wegen seiner Gastfreundschaft mit Polycrates, und nach Lindus, weil der Tempel der Athene daselbst von des Danaus' Töchtern gegründet sein sollte (Herodot. a. a. O. 182.). Mithin muß sich damals auch schon die historische Mythologie der Griechen nach Aegypten verbreitet gehabt haben: sie hängt ja mit der religiösen so nahe zusammen.

In diesem Synkretismus der griechischen und ägyptischen Religion und in dieser Uebertragung der griechischen religiösen Mythologie auf die ägyptischen Gottheiten kamen den Aegyptern die Hellenen freilich entgegen, die, nach ihrer bekannten Manier, auch und wohl vor Allen eine wahre Sucht hatten, in den fremden Göttern ihre eigenen wieder zu finden. Und die Aegypter, wenigstens die Priester derselben, waren, als die ihr Volk für das älteste auf Erden hielten, dummstolz genug, um Vieles von dem, was ihnen die Griechen in der Art von mythischen Erzählungen brachten, auf ihre Götter überzutragen, von diesen so zu berichten, wie wenn solches denselben zuerst und eigentlich zukäme. So konnte denn selbst ein Mann wie Herodot durch sie mystifizirt und veranlaßt werden, mindestens die meisten Benennungen, Attribute und Anderes der griechischen Götter und manches religiöse Institut seines Volkes aus Aegypten herzuleiten: eine Aegyptomanie, die aber nicht erst von gestern sein konnte, wie man sieht, wenn man die Sache unpartheiisch prüft. Aegypten und

Griechen waren gleichmäßig recht beflissen, Griechisches, namentlich was die Religion betrifft, mit Aegypten in Verbindung zu bringen. Die Folge davon war, daß, wenn auch die Namen und die Grundvorstellungen von den Gottheiten bei den Aegyptern blieben, doch manche neue Idee hinzutrat und das Alte mindestens in etwas färbte. Sehr möglich, daß die Phönicier schon mit ihrem Beispiele vorangegangen und Manches von dem Ihrigen mit dem Aegyptischen bereits zusammengeschmolzen hatten (s. vorher). Der an sich schon mysteriöse Cultus des Osiris empfing damals gewiß manche hellenische Färbung, wenn auch den Aegyptern selbst unbewußt. Und wenn mehrere der Herrscher nach der Dodekarchie, wie Psammetich und Amasis, durch neue Tempel und durch Erweiterung und Ausschmückung der vorhandenen die alte Religion zu stützen und zu festigen suchten — eine wenigstens stille und unvermerkte Einwirkung konnte nicht ausbleiben. Ebenso scheint damals unter den Griechen bereits ein gewisser Euhemerismus aufgekommen gewesen zu sein, der alles aus der Phantasie Entsprossene auf historischer Basis beruhend betrachtete: er muß sich damals auch nach Aegypten verbreitet haben; denn wir lesen in Herodot bereits, daß Götter anfänglich über Aegypten geherrscht hätten.

Mit einer mächtigern Umgestaltung, vielleicht sogar mit Vernichtung drohte der ägyptischen Religion die Eroberung des Landes durch die dem reinen und einfachen Licht- und Feuerdienst ergebenen Perser (525). Cambyses verfuhr als Sieger mit Hohn und brutalem Spott gegen Mehreres, was dem Aegypter heilig war: er tödtete mit einem Dolche den Stier Apis in Memphis und störte dadurch das Freudenfest über den gerade daselbst angekommenen neuen Apis; er drang in das Heiligthum des Phthah, ebenfalls zu Memphis, und verhöhnte dessen pygmäenartiges Standbild. Noch übler ging nachmals der König Ochus mit dem Apisstiere um: er tödtete ihn nicht nur, sondern verspeiste ihn auch, und dagegen vergötterte er den bei den Aegyptern verhaßten Esel. Indeß blieben doch dergleichen Maaßregeln nur vereinzelt: die Perser übten im Ganzen Toleranz gegen die religiösen Meinungen ihrer fremden Unterthanen, und so verharrten denn auch die Aegypter in ihrem ihnen anerzogenen Cultus. Soll doch sogar eine Inschrift einer Statue eines Priesters der Göttin Neith bezeugen, daß Cambyses diesem Culte Vorschub gethan! So wird man denn (mit Böttiger [Id. z. Kunstmyth. I. S. 25], Letronne und Ampère) auf seiner Hut sein müssen, jene Bedrückungen durch Cambyses nicht zu hoch anzuschlagen oder zu weit auszudehnen.

Während dem daß Aegypten persisches Besitzthum war, hörte der merkantilische und sonstige Verkehr der Griechen mit dem Lande nicht auf: er vergrößerte sich im Gegentheil, und somit ward nun das Land und Volk, damit natürlich auch die Religion der Aegypter den Griechen immer bekannter, und schon fing man an — bei Herodot finden sich schon derartige Beweise — die nunmehr freilich nach so vielen Jahrhunderten ihres Bestehens wenigstens theilweise unverständlich gewordene Religion zu erklären und zu deuten, auch wohl zu

systematisiren. So finden wir denn bei Herodot jene Gliederung der Götter in die Götter ersten, zweiten und dritten Ranges, und zwar unter dem Eintheilungsgrunde, wie sie nach einander geherrscht hätten. Natürlich verfiel man, bei dem Unkriticismus der alten Welt, hierbei nicht selten in Deuteleien, sowohl von Seiten der Griechen als von Seiten der Aegypter selbst, wie aus Herodot hervorgeht. Namentlich muß sich der Euhemerismus immer mehr geltend gemacht haben, der die Götter ehemalige Herrscher des Landes gewesen sein ließ, und manche ursprüngliche Idee ward schon damals verdreht und verschoben. Solches mußte noch mehr der Fall sein, als mit der griechisch-macedonischen Herrschaft der Hellenismus das Uebergewicht im Lande gewann. Da mußte das alte Religionssystem gewaltig erschüttert, zum Wenigsten umgewandelt werden, und so beginnen wir mit dieser Staatsveränderung die

III. Periode.

Sie geht vom Anfange der griechisch-macedonischen Herrschaft durch die römische Zeit hindurch bis zur allgemeinen Verbreitung des Christenthums über das Land, oder von 332 v. Chr. bis etwa 500 n. Chr.

Verfall und Untergang der ägyptischen Religion.

Alexander der Große befreite 332 v. Chr. Aegypten von der Herrschaft der Perser und begründete daselbst die macedonisch-griechische. Alexandria ward angelegt, hauptsächlich mit Griechen bevölkert, von den Ptolemäern zur Residenz erkoren und von da aus dem Hellenismus bedeutender Vorschub geleistet. Griechische und andere Culte (z. B. der des Sarapis aus Pontus *)) wurden eingeführt und zu höherer Geltung erhoben als selbst manche der einheimischen, Tempel fremden Gottheiten errichtet, polytheistischen Leuten aller Art, auch Monotheisten (den Juden) Abhaltung aller ihrer besonderen Gottesdienste gestattet. Zugleich ward durch Anlegung des Museums und der beiden Bibliotheken (im Museum und im Sarapeum) die Kenntniß und der Anbau der griechischen Literatur, in welcher so vieles Religiöse verborgen lag, gefördert, die Philologie und Philosophie, die bildenden Künste nach griechischer Weise, einheimisch gemacht. Dadurch, so wie daß der Weltverkehr dort seinen Sitz neu aufschlug,

*) Der Sarapisdienst war nicht ein ursprünglich ägyptischer, wie selbst noch in neuester Zeit Bunsen behauptet hat, sondern ein semitischer: babylonischer, armenischer, pontischer. Schon in den Tagebüchern Alexanders des Gr. war ein Sarapeum in Babylon erwähnt (Arrian. VII, 26.), und Diogenes der Cyniker, zu derselben Zeit, gedenkt des Gottes als des Gottes von Sinope in Cappadocien. Diogen. Laert. VI, 63. Diejenige Sage ist daher die richtige, welche den Sarapisdienst in Alexandrien aus dem Pontus herleitet. Vgl. Movers a. a. O. S. 535. Ptolemäus I. konnte ja nachdem auf seinen Feldzügen mit Alexander mit demselben bekannt geworden sein!

und Menschen aus allen Nationen und von allen Himmelsstrichen her mit den verschiedensten Ansichten, mit der mannigfaltigsten, auch religiösen Bildung daselbst vereinigte, die sich gegenseitig ihre Meinungen austauschten, mußte natürlich eine ganz neue Weltanschauung begründet, das Alte je mehr und mehr paralysirt werden und vor dem Neuen erbleichen, wenn schon der neue Herrscherstamm sich den Bewohnern des Landes auch in kirchlicher Hinsicht anbequemte und mindestens die ausgezeichneten ägyptischen Gottheiten eben so verehrte als die hellenischen. Er hat, gleich den alten Pharaonen, dem Phre, dem Phthah, dem Ammon Tempel gebauet. Aber in Hellas war mittler Weile die Bildung zu einer bedeutenden Höhe gediehen, der Geist des philosophischen, physischen, moralischen, religiösen Kriticismus erwacht, dabei auch noch immer die mythische Production, wenn auch nur in gelehrter Weise thätig. Was Wunder also, wenn der deßfallsige Hellenismus, in Aegypten einziehend, hier Alles umwandelt oder zersetzt, auch in religiöser Beziehung; wenn die alten ursprünglichen Culte sich mit den neuen amalgamiren, wenn die alten heimischen Gottheiten mit den ausländischen sich vielfach identificiren; wenn die griechischen Mythen nun auch auf die ägyptischen Götter ausgedehnt und auf eigenthümliche Weise ausgesponnen; wenn der Aegyptiсismus überhaupt, auch der religiöse, auf den Ambos der Kritik gelegt wird, und man sich versucht fühlt ihn zu erklären, zu deuteln, mit dem Hellenismus in Einklang zu bringen, ihn wohl gar zu läutern und zu idealisiren, wie die Neuplatoniker thaten, oder auf euhemeristischer Weise zu platter Historie oder zu gewöhnlichen physikalischen Erscheinungen herab zu setzen, oder zu astronomischen und naturhistorischen Spitzfindigkeiten zu sublimatisiren. Ward doch selbst Jüdisches hereingezogen! Ein sprechendes Beispiel zu dem Allen gilt insonderheit der Cultus des Osiris und der Isis. In denselben ward Alles verflochten, was sonst der Mythos von den Zügen des Dionysos erzählte, der griechische Gott sonach total mit dem ägyptischen zusammengeworfen*). Auch wird jetzt (in einem griechischen Papyrus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. ungefähr) von einer Götterversammlung gesprochen, wo sich die Götter mit einander unterhalten. Und der Euhemerismus jener Zeit war wieder beflissen, jenen selben Gott zu einem bloßen ägyptischen Eroberer zu machen, ähnlich einem Sesostris. Auf andern Seiten ward der Gott wieder umgedeutet zum Samenkorn, zum Gotte der Zeit, der Sonne, zum Richter, zum Herrscher in der Unterwelt. Das Alles mußte die frühern Banden lösen in der Vorstellung und das Concrete verflüchtigen lassen in Allgemeines, Ungewisses, Zweifelhaftes, d. h. die alte Religion völlig untergraben.

Hierzu kam nun noch die Apotheose der Könige, freilich nach alter Weise, aber jetzt doch mit größerer Bestimmtheit und Feierlichkeit, zuerst Alexanders des Großen, dann der Ptolemäer schon bei ih-

*) Vgl. Bunsen a. a. O. S. 483. „Der allgemein als uralt angenommene Osiris-Typhon-Mythus ist urkundlich etwas ganz Neues in Aegypten."

ren Lebzeiten. Indem so die Menschen hinaufgeschraubt wurden zu Göttern, wurden diese herabgezogen und verloren an Würde, an Bedeutung, an Verehrung. Aegypten wird das Land der ungemessensten Vermengung des Heiligen und Unheiligen, des Alten und des Neuen, des Fremden und des Heimischen, des Zweifels und der Orthodoxie. Andererseits tritt bei der allgemeinen Zweifelsucht und religiösen Zerfallenheit mancher ägyptische Cultus, vor allen der der Isis energisch hervor und weiß sich sogar weit außerhalb der Grenzen seines Heimathlandes, vornehmlich in Griechenland, Italien u. s. w. Eingang zu verschaffen.

Dieser Zustand ward nicht besser, als die Römer (seit dem Jahre 31 v. Chr.) die Herrschaft überkamen. Sie, deren Reich eine wahre Musterkarte von Nationen mit den verschiedensten Religionen umfaßte, beließen Aegypten ruhig bei dieser Religion, in diesem zerrissenen kirchlichen Zustande, ja! sie huldigten sogar manchen der heiligen Dienste; unter ihrer Herrschaft verbreiteten sich noch mehr ausländische Culte nach Aegypten, als der des persischen Mithras, der semitischen Astarte u. s. w., ward des Deutelns, des Philosophirens über die ägyptische Religion noch mehr, wie man aus den Schriften eines Diodor von Sicilien, bei dem Alles in euhemeristisch-historischem Gewande erscheint, eines Plutarch, eines Horapollo u. A. ersieht, und der Isiscult verpflanzte sich jetzt sogar nach der Weltstadt Rom und ward dort einer der beliebtesten und gesuchtetsten.

Bei solchem furchtbaren Gemengsel religiöser Vorstellungen sahe sich denn wohl manches gläubige Gemüth vergeblich um nach befriedigender Belehrung, Beruhigung, nach Trost, und es ist leicht erklärlich, wie das Christenthum vom nahen Judäa her bald nach seiner Stiftung hier Bahn — wie man sagt, schon durch den Apostel Marcus — und ein freies Feld gewinnen konnte, dergestalt daß das alte Heidenthum, wenn schon auch hier nicht ohne heftige Kämpfe und mehrmalige Reactionen, endlich unterlag.

---

3. Die ägyptische Religion an sich.

In jenem breiten historischen, obwohl zugleich matten und verwischten Bilde, das wir im Obigen im Allgemeinen gegeben, liegt die ägyptische Religion vor uns ohne systematische Anordnung von Seiten der Aegypter selbst oder der Griechen, die sie uns überliefert haben; denn die Eintheilung der Götter in drei Ordnungen der Himmelshöhe nach, in die zwölf übersinnlichen, in die urweltlichen und in Dämonen, in welchen die Mittelpuncte aller Dinge in der Welt beruhen sollten, kann nicht für eine wissenschaftliche gelten. Wir müssen uns also auch hier selbst eine Bahn brechen und wählen die, daß wir erst die physischen Körper, welche auf das Wachsthum und Gedeihen der Früchte des Feldes in Aegypten nach der Annnahme der Bewohner im Alterthume Bezug haben sollten, sodann die deß-

fallsigen Kräfte in der Natur nehmen. In einem dritten, dem letzten Abschnitte behandeln wir diejenigen wenigen Götterdienste, welche nicht in jene beiden Rubriken passen. Wir müssen dabei im Allgemeinen vorauf bemerken, daß es oft sehr schwer hält, die einzelnen Vorstellungen von den Göttern auseinander zu halten, da ja die Alten selbst nicht scharf genug dachten und die Begriffe schieden.

I. Abschnitt.

Götter physischer Körper.

1. Die Sonne (Ra, Phra, Phre?).

Man verehrte sie unter dem Namen Ra, und zwar nicht allgemein, sondern local in zwei besondern Städten, in On (Heliupolis von den Griechen genannt d. i. Stätte des Sonnendienstes) und in Hermonthis. An jenem Orte hatte der Himmelskörper einen berühmten Tempel; es wurde ihm daselbst alljährlich ein großes Fest gefeiert, was zu den sechs allgemeinen Festen gerechnet wurde. Die Leute kamen zu dem Behuf alsdann aus dem ganzen Lande (Bezirke?) nach der Stadt. Leider wird uns nicht gemeldet, worin die Festgebräuche bestanden haben, außer daß dabei alles Gold entfernt und der Esel gemißhandelt wurde: beides in Beziehung auf den zu großen Glanz der Sonne bei versengender Hitze. Nehmlich in Aegypten haben die Esel eine röthliche Farbe; darum galten sie für typhonische Thiere, d. h. für das Symbol der Alles versengenden Gluthitze. Aus gleichem Grunde mochte man keinen Wein in den Tempel des Gottes bringen: auch der galt wohl um seiner Farbe willen gleichfalls für typhonisch. Dagegen war dem Gotte der Sperber heilig, von dem man glaubte, er vermöchte vor allen Vögeln scharf gegen die Sonne zu blicken, ihr also zu trotzen oder zu wehren. In dem Tempel, in einer besondern Abtheilung ward ein Stier unter dem Namen Mnevis unterhalten. Auch er war der Sonne geweiht. Er war sehr groß, der Farbe nach schwarz als Gegensatz zu dem Glühen der Hitze, ein Stier aber als Sinnbild der Zeugungskraft, der Fruchtbarkeit, welche man von der Sonne erwartete und erflehte. Seine Haare mußten auswärts gesträubt sein, zum Zeichen, daß die Sonne in ihrem Laufe dem scheinbaren Umschwunge des Himmels entgegen gehe. Ueberdem war dem Gotte der Löwe geheiligt, wie Horapollo meint aus dem Grunde, weil dieses Thier einen großen Kopf, feurige Augen und ein rundes, rings mit strahlenartigen Haaren besetztes, der Sonne ähnliches Antlitz hätte. Vielleicht war es eben auch hier die goldgelbe Farbe, welche das Thier zum Symbol der Sonne hatte werden lassen. In den Propyläen des Tempels

wurden deßhalb lebendige Löwen gehalten, von denen man wähnte daß sie denen, welchen der Gott hold sei, manches Zukünftige während des Schlafes (im Tempel?) weissagten, Meineidige aber auf der Stelle bestraften. Sonach hat der Gott auch für einen weissagenden gegolten. Die Bildsäule des Ra soll katzen- d. h. doch wohl löwengestaltig gewesen sein. Sonst stellten die Aegypter die Sonne dar als ein aus der Lotuspflanze neugebornes Kind, wodurch sie wohl das tägliche Aufgehen der Sonne und ihr Aufsteigen ausdrücken wollten; denn der Lotus hält (nach Proclus) seine Blätter zusammengefaltet im Dunkeln; wenn aber die Sonne über den Horizont heraufkommt, öffnet er seinen Kelch, und je höher er steigt, desto offener wird derselbe; gegen Sonnenuntergang zieht er sich wieder zusammen. Ra hieß ihnen auch Herr der Panegyrien, d. h. der dreißigjährigen Zeitperioden; mithin war er ihnen nicht minder Gott der Zeit. Die Priester trieben hier Sonnen- und Kalenderkunde: von ihnen wird gemeldet, daß sie bereits den Ueberschuß des Jahres über 365 Tage gekannt hätten.

In der Stadt Hermonthis (in Oberägypten) hatte der Sonnengott gleichfalls einen Tempel, in dessen Bezirk ebenfalls ein großer heiliger Stier als Symbol des Gottes unterhalten wurde, schwarz von Farbe und mit rückwärts gekehrtem Haar. Hier führte er indessen den besondern Namen Onuphis und den Beinamen Pakis oder Bacis.

Zum Sohne ward dem Sonnengotte von den Theogonisirenden gegeben Osiris und Arueris, zum Vater der Gott Phthah, aus welchen Gründen? wird sich später ergeben.

Die Griechen nannten den Ra Helios oder, zufolge des spätern Synkretismus, Apollo (daher auch jene Stadt Apollinopolis geheißen worden) und auch Herakles. Aus welchem Grunde das Letztere, wird später sich kund machen.

2. Der Mond.

Mit welchem einheimischen Namen der Mond und die Gottheit desselben von den Aegyptern benannt worden, ist uns unbekannt; aber die griechischen Schriftsteller sprechen öfters von einer ägyptischen Selene, als die hier zu Lande verehrt worden sei. Man beging ihr zur Zeit des Vollmondes oder an einem Vollmonde im Jahre ein Fest, an welchem man ihr Schweine opferte, die ihr und dem Sonnengotte verhaßt gewesen sein sollen, nach welcher Vorstellung der Aegypter? erfahren wir nicht. Dagegen war ihr der Ibis lieb und heilig, weil derselbe (nach Aelian) seine Eier in so viel Tagen ausbrüte, als der Mond ab- und zunehme.

3. Der Hundsstern, Sothis, Anubis, der ägyptische Typhon.

In der Landessprache hieß der Hundsstern allgemein Sothis; allein in der Stadt, wo er ganz besondere Verehrung genoß, die deßhalb von den Griechen Kynopolis (Hundsstadt) genannt worden ist, führt er den Namen Anubis. Ihm war eigentlich nicht der Hund, sondern der Schakal heilig; aber Griechen und Römer haben wegen Aehnlichkeit beider Thiergattungen diese Verwechslung gethan, weil ihnen der Hund bekannter war. Es läßt sich freilich nicht nachweisen, wie der Schakal zu jener Ehre gekommen. Aber der Hundsstern erschien den alten Aegyptern als der leuchtende, blitzende, flammende und zugleich als der bestimmende, fatalistische, eintheilende und ordnende Stern, als die Quelle der Himmelskunde, der Zeiteintheilung, der Jahreskunde, als das Unterpfand des Jahressegens — zur Zeit, wenn er am Himmel in Aegypten aufgeht, beginnt die Nilüberschwemmung, von so unberechenbaren Folgen für die Aerndte — so daß er für sie von größter Bedeutsamkeit war und ihnen ein Gott zu sein deuchte. Er ward (nach Apulejus) mit schwarzem Antlitz oder auch mit goldnem Angesicht und einen Heroldsstab und einen Palmzweig tragend abgebildet. Der Heroldsstab hat bewirkt, daß ihn die Griechen, obwohl im Uebrigen ganz unrichtig, mit ihrem Hermes zusammengestellt und Hermanubis genannt haben. Seine Bildsäule trug gewöhnlich einen schwarzen Hunds-(Schakal-)Kopf, dessen Farbe wohl dasselbe besagen sollte, was die des schwarzen Stieres beim Sonnencult.

Dieser Gott war nun eigentlich ein guter, segensreicher Gott, und als solcher spielt er in dem Cultus und der Mythologie des Osiris und der Isis eine bedeutsame Rolle. Er, der Repräsentant des Hundssterns, dessen Aufgang die Nilüberschwemmung bringt, hilft der Göttin ihren Gemahl suchen und auffinden, d. h. ohne die Nilüberschwemmung würde dem Erdboden nicht wieder die gehörige Fruchtbarkeit zu Theil werden. Indessen konnte auch jene Nilüberschwemmung und damit der Jahressegen ausbleiben und das Land Aegypten einer Hungersnoth u. a. damit verwandten Uebeln preisgegeben werden. Das ward mit dem Hundsstern ebenfalls in Verbindung gebracht. Er mußte solches durch allzugroße Hitze herbeiführen. So nahm er denn die entgegengesetzte Eigenschaft an, die eines bösen Dämons. Da hieß er den Aegyptern Bebon oder Bebys; den Griechen aber galt er gleich mit ihrem Typhon. Nun erschien er nicht mehr als Segen bringend, sondern als der Gott der Alles austrocknenden und verzehrenden, ungesunden, Hungersnoth und Pest verursachenden Gluthitze: er stellt so dar die negative Seite des frischen Naturlebens, den Tod. Dieser schlimme Gott ward aus dem Grunde röthlich gedacht und dargestellt. Von gleicher Farbe mußten die Stiere sein, welche ihm zum Opfer gereicht worden: auch nicht ein einziges schwarzes oder weißes Haar durfte an ihnen sein; so nur

galten sie als ächt typhonisch. Gleicher Weise war ihm der (in Aegypten röthliche) Esel geheiligt. An gewissen Festen ward der Gott förmlich geschmähet und verhöhnt, weil man glaubte, dadurch seinen verderblichen Einfluß zu schwächen oder aufzuheben. Dann wurden zu gleicher Zeit rothhaarige Menschen gemißhandelt und ein Esel (z. B. zu Koptus) von einer Anhöhe herabgestürzt. Sehr belehrend äußert sich Plutarch in dieser Beziehung, wenn er sagt: „Die gescheuten ägyptischen Priester — — erklären den Typhon (den ägyptischen Bebon) für das Trockene, Feurige, weshalb er roth, gelblich dargestellt, und weßhalb diese Farbe den Aegyptern zuwider ist, so daß sie selbst nicht gern Leute von dieser Farbe anreden, und nicht mit ihnen umgehen."

Der Gott sollte nach ägyptischem Glauben in der Wüste (dem Sitze der Dürre, des Gluthwindes, der Unfruchtbarkeit) hausen. Bei anhaltender Trockenheit hatten die Priester desselben die sonderbare Gewohnheit, einige von den heilig gehaltenen Thieren des Gottes im Dunkeln still und heimlich fortzutreiben und durch Bedrohungen fortzuscheuchen. Dauerte aber dessen ungeachtet die dürre Witterung, so schlachteten sie dieselben, was gleichsam eine Züchtigung und Androhung des Dämons sein sollte. Um ihn zu sänftigen oder sich hold zu machen, brachte man ihm alljährlich sogar Menschenopfer, ehe die Humanität soweit gedieh, dieselben aufzuheben.

Die mythische Symbolik wußte zu erzählen, wie er immer vom Horus (dem Gotte des alljährlichen Landessegens) bekämpft würde. Dann stellte man ihn dar als eine Schlange. In Hermonthis z. B. war ein solches symbolisches Bild: ein Nilpferd (das Symbol des Niles und seiner alljährlichen Ueberschwemmung und Fruchtbringung), auf welchem ein gegen eine Schlange (das Symbol des ägyptischen Typhon) kämpfender Sperber (das Symbol des Horus) saß. Weiter sagte eine Legende: um dem Horus zu entgehen, habe Typhon sich in ein Krokodil verwandelt. Nehmlich alles Schlimme und Furchtbare in der Natur galt dem Aegypter für typhonisch. Dieser böse Gott steht als der Gegensatz des Zeugens, Fruchtbringens, Gedeihens dem Osiris als dem Principe dieser Kraftäußerungen entgegen. Wann und wo dessen Herrschaft beginnt, in fruchtreichen Gefilden, da endet Typhon's Reich, des Dämons der dürren Wüste, und Horus, die rechte Sonnenkraft und ihres Segens Fülle, erhebt sich als Rächer gegen den Herrscher der Oede.

Mit Typhon muß in naher Beziehung gedacht worden sein die Göttin Thueris; denn sie wird sein Kebsweib genannt und von ihr in der betreffenden Legende gesagt, sie wäre in dem Kampfe zwischen ihm und Horus zu letzterem übergegangen, eine Schlange aber, von der sie bei der Gelegenheit verfolgt, von des Horus Leuten niedergehauen worden. Durch diese Legende wollte man den sonderbaren kirchlichen Gebrauch an den Typhonien erklären, daß man ein Seil hinwarf und in Stücke zerhieb. Was derselbe aber eigentlich besagte, kann man nicht mehr entziffern.

4. Der Nil.

Der Nil genoß bei den Aegyptern eine allgemeine Verehrung — kein Wunder, da er ihnen das Wasser zum Trinken und dem Boden durch seine jährlichen Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit gewährt. Ob und mit welchem einheimischen Namen er benamset worden, ist uns unbekannt. Er ist die unmittelbare Personification des Stromes mit den Nebenbegriffen seiner Unentbehrlichkeit und Segensfülle für das Land. In letzterer Beziehung trat er ganz in die Vorstellung von Osiris ein, mit welchem er auch in späterer Zeit vielfach verwechselt worden ist, obwohl beide zu scheiden.

Der Nilgott ward durch ganz Aegyptenland verehrt; er galt für den größten Gott, so wie sein Fest für das heiligste. Solches ward begangen zur Zeit der Sommersonnenwende, d. h. zur Zeit, wenn der Strom anfing zu wachsen. Man bewirthete dann den Gott mit einem förmlichen Mahle, das nur diejenigen durften zurichten, welche eigens dazu verordnet waren; denn sonst, meinte man, grolle der Fluß und werde nicht steigen und übertreten. Außerdem feierte man das Fest mit Opfern, Tänzen, Aufzügen u. s. w. Männer und Frauen kamen dabei zusammen, wobei es freilich nicht an mancherlei ausgelassenen, oft ekelhaften Ausschweifungen soll gefehlt haben, mit denen man den Gott nach alter Weise zu verehren glaubte.

In einer Stadt in Mittelägypten, die deßhalb bei den Griechen den Namen Nilopolis führte, genoß er eine besonders ausgezeichnete Verehrung. Hier besaß er einen besondern Tempel. Außerdem wird (bei Heliodor) eines Nilpriesters oben bei den Katarakten erwähnt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er auch da eine besondere Cultusstätte gehabt hat, da dorten der Nil ins Land eintritt und gleichsam mit Achtung und Verehrung empfangen werden mußte, um nicht seine Gnade zu verscherzen.

Als eine so große Wohlthat der Natur für das Land erhielt der Gott theils selbst, theils auch nur speciell der canobische Arm den Beinamen Agathodämon (des guten Genius), natürlich in späterer Zeit. Sonst verehrte man unter diesem Namen auch wohl überhaupt ein göttliches Wesen, und zwar unter dem Bilde einer gewissen Art lebendiger Schlangen. So hatte Heliogabalus in Rom dergleichen aus Aegypten, die man dort die guten Dämonen nannte.

Sich vor- und künstlerisch dargestellt hat man den Gott in den verschiedenen Perioden der Cultur verschieden. Von den Thieren waren ihm geweihet unter den Fischen der Lepidotus, sodann der Aal und die Fuchsgans.

II. Gottheiten allgemeiner physischer Verhältnisse und Kräfte.

1. Die Zeiteintheilung. Der Gott Thoth.

Der göttliche Urheber der Zeiteintheilung dünkte dem Aegypter Thoth zu sein, mithin zugleich der Gott des Jahres. Weil nun die Aegypter ihr Jahr mit dem Aufgange des Hundssterns begannen, war demselben auch dieser Hundsstern heilig, ingleichem der erste Monat im ägyptischen Jahre, und dieser erste Monat hieß, wie der Gott, Thoth. Es ist hiernach wahrscheinlich, daß die Aegypter ursprünglich diesen ersten Monat also geheißen und darnach erst eine Gottheit gleiches Namens ersonnen haben. An die Jahresrechnung knüpft sich aber überhaupt die ganze Zeitrechnung, und so konnte auf ganz natürliche Weise Thoth zum Gott der Zeit werden, und diese Eigenschaft ist es, welche bei ihm in dem ägyptischen Religionssysteme am meisten hervortritt. Da derselbe Gott unter demselben Namen bei den Phöniciern vorkommt: so fragt es sich, welches der beiden Völker den Cultus zuerst erdacht? Nach der Beschaffenheit des ägyptischen Landes die Sache beurtheilt, und da der Name sich semitisch durchaus nicht deuten läßt, mag man mit Recht schließen, daß Aegypten das Vaterland des Gottes wäre. Hierfür spricht auch, ja es giebt der Sache den Ausschlag, wenn die Etymologie des Wortes aus dem Aegyptischen richtig ist, daß dort das Zeitwort tut einrichten, feststellen bedeute. Thoth wäre hiernach der Feststeller, Ordner, was sehr gut zur Sache paßt.

Nächstdem galt er für den Gott der Zahlen, der Arithmetik, der Geometrie, der Sternkunde und der Schrift; denn zur Berechnung der Zeit, zur Entwerfung des Kalenders gehört nothwendig das Rechnen und Schreiben. Und die Aegypter haben beides gekonnt, beides erfunden. Darum ward der Gott zum Hierogrammateus, d. h. Geheimsecretäre des höchsten Gottes Osiris gedichtet, wie denn auch die ägyptischen Könige dergleichen Geheimschreiber gehabt haben. Eben so hieß es von ihm, aus gleichem Grunde, daß Mnevis, der erste Gesetzgeber der Aegypter, seine (geschriebenen) Satzungen von diesem Thoth empfangen hätte. Es gab ferner Schriften, die man die Thoth-Schriften nannte, von denen die eine Gesänge auf die Götter, die zweite die Vorschriften über die Lebensweise der Könige, vier andere die Kunde der Gestirne (von der Stellung der Fixsterne, vom Leuchten und von der Vereinigung der Sonne und des Mondes und von den Aufgängen) enthielten. Bei so bewandten Umständen ist es erklärlich, wie die Hellenen in dem Gotte ihren Hermes wieder fanden und von solchem Standtpuncte aus ihm noch mancherlei Anderes zuschrieben, was eigentlich nur ihrem Hermes zukam. In späterer Zeit ward er darum geradezu zum Gotte des Wissens, der Weisheit, der Wahrheit. Hieraus läßt sich abnehmen, wie nach Plutarch, die Ae-

gypter ihm ein Fest feierten am 19. des Monats Thoth, an welchem sie Honig und Feigen (als Symbol des Süßen) genaßen und einander zuriefen: die Wahrheit ist süß. Ja! der ägyptische Hermes bekam deßhalb den Titel Trismegistos (der drei Mal, d. i. Aller-größte), weil im Aegyptischen die höchste Steigerung durch dreimalige Wiederholung des Wortes ausgedrückt ward.

Geweihet war dem Gotte aus der Zahl der Thiere der Kynoskephalos oder hundsköpfige Affe, als das Sinnbild der an den Hundsstern geknüpften Zeiteintheilung. Freilich welche Beziehung zwischen beiden Wesen statt gefunden, erfahren wir nicht. Horapollo giebt zwar mehrere Gründe an, von denen folgender vielleicht der richtige ist: die Aegypter hätten durch den Kynoskephalos den Mond oder die Schrift dargestellt: den Mond, weil das Thier gewisse Sympathie in Bezug auf das Zusammentreffen des Himmelskörpers mit der Sonne hätte, die Schrift, weil es eine Gattung unter diesen Affen gäbe, die sich auf die ägyptische Schrift verstände. Dem mit peinlicher Superstition die Natur der Thiere und Pflanzen beobachtenden Aegypter kann man allenfalls solche Finessen zutrauen. Weiterhin bemerkt noch Horapollo, die Aegypter hätten unter dem Kynoskephalos den Aufgang des Mondes dargestellt, indem sie ihn stehend, die Vorderfüße zum Himmel erhebend, gezeichnet hätten; dagegen hätten sie die Zeit der Tag- und Nachtgleiche durch diese Thiergattung angedeutet, indem sie sie sitzend abgebildet. Daß der Gott mit dem Monde in Verbindung gedacht worden, ist auch daraus erklärlich, weil der Himmelskörper durch den regelmäßigen Wechsel seines Lichtes den Menschen ein Maaß ist für die Zeit.

Zu Theben in Oberägypten muß der Dienst vornehmlich gäng und gäbe gewesen sein; denn dort wurde der Kynoskephalos besonders heilig gehalten. Auch hatten daselbst die heiligen Affen als Mumien ihren besondern Platz in den thebaischen Todtenhallen, und Clemens von Alexandria nannte den (ägyptischen) Hermes einen thebaischen. Die hervorragendste, vielleicht alleinige Verehrung genoß Thoth in der Stadt Schmun an der Südgrenze der Heptanomis, die deßhalb von den Griechen Hermupolis genannt worden ist. Hier scheint ihm von allen Thieren der Ibis heilig gewesen zu sein; wenigstens wurden die Cadaver dieser Vögel zur Einbalsamirung und Bestattung immer dahin gebracht (**Herodot. II, 67.**), vielleicht weil der Ibis nach ägyptischem Aberglauben (**Aelian. h. a. II, 35.**) die Ab- und Zuname des Mondes kennen und beobachten sollte. Daher sind auch die Bildsäulen des Gottes ibisköpfig.

Verehrt wurde Thoth endlich noch zu Bubastis, in welcher Weise aber, ist unbekannt.

Unter den Pflanzen war ihm die Palme heilig, weil dieser Baum bei jedem Mondwechsel einen neuen Zweig treibe.

2. Die Jahreszeiten. Der Gott Sebak.

Zu Ombos in Oberägypten war ein Tempel: er war der Länge nach in zwei Abtheilungen (Adyta) getheilt, von denen eine einem Gotte geweihet gewesen, Namens Sebak, d. i. Krokodil. Dieses Thier nehmlich war ihm heilig; unter dessen lebendigem Symbole ward er verehrt, also ihm auch zuverlässig ein solches Thier im Tempel gehalten. Nun war aber (nach Clemens von Alexandrien) das Krokodil den Aegyptern ein Sinnbild der Zeit, vornehmlich wohl der Jahreszeiten, der wechselnden, Segen oder Unfruchtbarkeit bringenden Abschnitte des Jahres; denn es ist ein Nilthier und vielzeugend, fruchtbar, mithin ein Sinnbild der regelmäßig wiederkehrenden Nilüberschwemmungen. Ein solcher Gott war nun auch wohl jener Sebak, dessen Namen wir allein aus Kunstdenkmälern kennen.

Dieser Cultus wird aber auch anderwärts statt gefunden haben, wie sich aus einigen Nachrichten über die Heilighaltung des Krokodils an andern Stätten schließen läßt. So achteten solches für heilig noch die, welche bei Theben und an dem See Möris wohnten: beide nährten eins, welches so abgerichtet war, daß es sich angreifen ließ. Ferner ehrte man in dem Bezirke der Stadt Arsinoe das Krokodil so, daß dieser Ort bei den Griechen den Namen Krokodilopolis führte. Endlich finden wir den Krokodil-Cultus noch in der Stadt Koptos. Anderwärts dagegen scheute man sich nicht, dergleichen Thiere zu verspeisen, z. B. zu Elephantine, zu On, und hier mochte es, wie Clemens auch berichtet, für ein Bild der Unverschämtheit gelten.

---

3. Die Witterung. Horus.

Horus ist (nach Plutarch) den Aegyptern die Alles erhaltende und nährende wohlthätige Witterung gewesen, die Mischung der Luft in der Atmosphäre, vermöge welcher Alles gedeiht. Nehmen wir aber zusammen, was sich Weiteres noch in der Vorstellung des Aegypters daran knüpfte, so war er das alle Jahre neu erzeugte Leben in der Natur, das Gedeihen, der Segen, die Frucht des Erdbodens und der Gewächse, von denen die Existenz und Subsistenz der Menschen- und Thierwelt abhängt, stand also schnurstracks entgegen dem Typhon, hemmte, hinderte, vernichtete den Unsegen, die Unfruchtbarkeit, die Gluthitze, den versengenden Samum und Sonnenbrand, dadurch daß er die Zeugekraft der Natur durch passende, gemäßigte Witterung, durch die Nilüberschwemmungen u. s. w. erneute. Horus (ägyptisch Hr und gräcisirt in Horus) war also ein segnender, ein guter Gott. In dieser seiner Eigenschaft stand er in nächster Beziehung zum Osiris und zur Isis: er hieß den mythisirenden Theogonisten der Sohn beider Geschwister, in dem Sinne: der Jahressegen auf Feld und Flur wird alljährlich dadurch erzeugt, daß die durch

die Gluthitze abgestorbene Zeugungskraft der Natur durch die Witterungsverhältnisse wieder ins Leben gerufen wird, und insofern als diese physische Kraft alljährlich wieder abnahm, konnte es von ihm, wie vom Osiris symbolisch heißen: er sei von Typhon getödtet und zerstückelt worden.

Die Sonne und der Mond sollten seine Augen sein. Wann die beiden Gestirne zusammentrafen, am 30. des Monats Epiphi, feierte man den Geburtstag dieser Augen. Dieses Zusammentreffen war aber das letzte vor dem Aufgange des Sirius, welcher die Nilüberschwemmung bringt, ohne welche Horus nicht erzeugt werden konnte. Ihm war der Mandelbaum geweiht, das Symbol des Jahressegens, unter den Vögeln der Sperber, wahrscheinlich in ähnlicher Beziehung. Man brachte ihm die Erstlinge der Bohnenärnte dar, insofern als man ihn speciell für den Gott der Hülsenfrüchte hielt.

Horus ward zwiefach gedacht und dargestellt theils als Kind (als erwachende Zeugekraft der Natur), theils erwachsen (als Streiter gegen den Typhon und als gediehener Fruchtsegen). Spätere Deutelei machte daraus zwei Horus. In ersterer Weise gab man ihm die Gebehrde des Saugens an einem der Finger, offenbar das Symbol des Nährens. So hieß er auf ägyptisch Hor-pa-chrut, d. i. Horus, das Kind, woraus die Griechen Harpocrates gemacht haben. Und weil sie (in späterer Zeit nehmlich, d. h. nicht vor der Zeit der Ptolemäer) jene symbolische Bedeutung des Saugens unrichtig, nehmlich als Geberde des Stillschweigen-Gebietens, nahmen, so dichteten sie den Harpocrates zum Gotte der Schweigsamkeit. Nicht minder falsch faßten sie die Figur des kleinen Gottes, sicherlich nach rohen und schlechten Kunstdarstellungen, als lahme Beine habend auf und dichteten eine deßfallsige Legende.

Als specielle Stätten seiner Verehrung kommen vor die Insel Philä, wo er als sperberköpfiger Gott und als Kind dargestellt und dem Osiris und der Isis zugesellt war, die Stadt Hermonthis, wo er als König Horus (Har-Phre) mit Muntu und Athor vereinigt war, und Buto, wo ihm ein orgiastisches Fest von Männern aus dem Bezirke begangen, und bei der Gelegenheit höchst auffallende auf Zeugekraft beziehliche Dinge zur Schau umhergetragen wurden.

In der letzten Zeit des ägyptischen Heidenthums ist er mit Osiris vermengt worden, mit dessen Begriff die Vorstellung von ihm allerdings sich nahe berührte. Die spätern Griechen deuteten ihn als Sonnengott und nannten ihn darum den (ägyptischen) Apollo.

Er führte die Beinamen Arueris (der Große, Herrliche) oder Arsaphes (der Tüchtige, Mannhafte) oder Kaimis (der Gesehene, Erschienene). Auch orakelte er.

---

4. Das Gebähren. Die ägyptische Latona.

Zu Butos oder Buto, einer ansehnlichen Stadt an der sebennytischen Mündung des Niles, genoß eine Göttin locale Verehrung,

welche die Griechen ihrer Leto oder Latona gleichstellten. Sie nannten darum die Stadt Latopolis. Hier stand ein großer berühmter monolithischer Tempel: daneben lag ein breiter tiefer See mit einer schwimmenden Insel, Namens Chemmis. Dort sollte Horus erzogen worden sein. Es ward der Göttin ein solennes Fest daselbst gefeiert, das zu den sechs allgemeinen Festen der Aegypter gerechnet wurde; mithin muß sie auch vom übrigen Aegypten als Göttin anerkannt gewesen sein. Ihr war der Sperber heilig; daher die todten Thiere der Art nach Buto gebracht, dort einbalsamirt und bestattet zu werden pflegten. Gleiches geschah mit den Spitzmäusen, woraus wir schließen müssen, daß auch diese Thiergattung ihr geweihet war, aus welchem Grunde? ist freilich etwas dunkel. Plutarch sagt, die Spitzmaus habe bei den Aegyptern göttliche Ehre erhalten, weil sie blind sei; denn die Finsterniß sei dem Lichte vorausgegangen. Sie würde also das Symbol sein des aus der Nacht oder Verborgenheit ans Tageslicht Bringens. Endlich soll noch der Ichneumon solcher (ägyptischen) Leto und den Geburtsgöttinnen (Eileithyien) geheiligt gewesen sein, warum? ist nicht nachzuweisen.

Dieß Wenige nur erfahren wir über den betreffenden Cultus, aber es genügt, um zu sehen, daß es — wir lernen nicht einmal den ägyptischen Namen kennen — eine Göttin war des die Frucht zur Reife Bringens im mütterlichen Schooße, so daß sie aus der Verborgenheit ans Licht gefördert werden könne. Darum heißt es eben so bezeichnend in der sie und den Horus betreffenden Legende, sie hätte den Gott der feuchten und Alles wachsen machenden Witterung in den Sümpfen um Buto erzogen, habe ihn, den Sohn der Isis, vor Typhon gerettet und verwahrt. Es liegt hierin die Bedeutung: jene Göttin nährt und erhält die Productionskraft in der Natur und bewirkt das Hervorbringen der Frucht.

Eine wahrscheinlich nur zufällige Eigenschaft an ihr war die des Weissagens, ob welcher sie vornehmlich zu Herodots Zeiten sehr geachtet war. Das Orakel zu Buto war damals berühmt.

Nach Strabo wurde die Spitzmaus auch in der unterägyptischen Stadt Athribis verehrt, folglich daselbst wohl auch die Buto.

---

5. Die Fruchtbarkeit sowohl in der Natur, wie bei den thierischen Geschöpfen und beim Menschen. Isis und Osiris.

Das all-nährende Princip in der Natur, was sich in Aegypten gründet auf die jährlich sich im Wechsel der Jahreszeiten und in Folge der Nilüberschwemmungen erneuernden Fruchtbarkeit des Feldes, wurde von den alten Bewohnern des Landes ebenfalls gefaßt und verehrt als eine Gottheit und zwar als eine Gottheit weiblichen Geschlechts, weil sie gleichsam empfängt und gebährt. Man nannte sie in heimischer

Zunge Hes, was die Griechen in Isis verkehrt haben. Was der Name bedeutet, weiß man nicht genau; Diodor von Sicilien (I, 11.) giebt an, er bedeute die Alte. Ihr allgemeinerer Name war Moyth, d. i. Mutter (Allmutter, All-Ernährerin). Ihr Cult war an keine besondere Localität gebunden; vielmehr wurde sie im ganzen Lande verehrt mit großer Heiligkeit. Unter den Thieren war ihr vor allen die Kuh heilig, als das Symbol der Mütterlichkeit, der Nährung. Aus dem Grunde wurde Isis dargestellt, zwar im Uebrigen als Weib, aber mit einem gehörnten Kuhkopfe (nicht mit bloßen Hörnern). Außerdem war ihr heilig der Scorpion (warum? ist dunkel, vielleicht aber hat das Beziehung auf das Sternbild des Scorpions; wenn die Sonne durch dasselbe ging, ward der Schrein des Osiris umhergetragen), das Nilpferd (als das Symbol des das Land befruchtenden Niles), die weibliche Gazelle (in Koptos); unter den Bäumen die Persea (der ägyptische Mandelbaum) und die Sycomore, als welche süße und reichliche Früchte bringen. Dargestellt ward sie in bunter Kleidung als Repräsentantin des bunten Teppichs der Saatfelder, und ihr als Attribut das künstliche Instrument, Sistrum im Griechischen (von σεύω, σείω ich scheuche) genannt, eine Art von Klapper, zum Verscheuchen von etwas, im vorliegenden Falle zum Verscheuchen der Unfruchtbarkeit, des Genius desselben, des Typhon. Ihr Fest war ein Trauerfest, das mit einem Freudenfeste schloß: es bezog sich auf das Verschwinden und Wiedereintreten der Zeugekraft in der Natur oder, symbolisch gesprochen, auf das Getödtet- und Geraubtwerden und auf das Wiederfinden des Osiris. Im Monat Tybi, dem 5. im altägyptischen Kalender, dem zweiten nach der Aussaat, feierte man dann die Rückkehr der Isis nach Aegypten (das Wiedererwachen der Natur zur neuen Aernte). Zur Zeit der Aernte selbst rief man die Göttin an, brachte die Erstlinge dar und klagte bei der Garbe, daß nun die Zeugungskraft wieder erloschen, gleichsam erstorben war wie ein Mensch. Aber Isis griff auch ins Menschenleben ein: sie sollte den Gebährenden Beistand leisten (Ovid. Amor. II, 13, 19), und das konnte ganz gut auch von ihr gedacht werden; denn Natur und Muttersegen sind einander nahe verwandt.

Die Griechen verglichen sie mit ihrer Gäa oder mit der Demeter oder auch mit der Persephone, der Herrscherin in der Unterwelt. Mit allen diesen hatte sie einige Aehnlichkeit; aber gleich kamen sie ihr darum nicht, und es wäre sehr falsch, wenn man die hellenischen Göttinnen mit der ägyptischen identificiren oder wohl gar jene von dieser ableiten wollte. Ihr größtes Heiligthum hatte die Isis zu Busiris, einer ansehnlichen Stadt im Delta, wo ihr auch alljährlich ein großes Fest zu Ehren gefeiert wurde.

Mit dem Culte der Isis war aufs Innigste verschwistert, selbst auch darin, daß beide allen Aegyptern gemeinsam waren, der des Osiris, d. i. eigentlich Hesiri oder Hysiris (Hellanici fragm. ed. Sturz, p. 113. No. LXXX.), d. h. entweder der Starke (nach Hermeias bei Plutarch de Isid. et Osir. 37.) oder der Vieläugige (Diod. I, 11. Plutarch. 10.) oder, wie Neuere wollen, das Auge

oder der Augapfel der Isis. Sicherlich war es eine Ehrenbenennung des Gottes. Auf Denkmälern führt er als bezeichnendes Attribut das Auge. Was hiermit gesagt sein soll, ist dunkel. Ferner die Peitsche, das Zeichen der Herrschaft, und den Krummstab als das ihm eigene Scepter, der Flecken hat, die die Augen (der Pflanzen?) bedeuten sollen. Unter den Thieren war ihm der Reiher heilig — man weiß nicht aus welchem Grunde — weßhalb er mit einem Reiherkopfe dargestellt worden. Von den Gewächsen des Feldes hat er als Symbol die Tamariske erhalten, als den Lebensbaum, als das Zeichen der auch unter dem scheinbaren Absterben der Natur noch fortdauernden und immer wieder zu neuen Hervorbringungen auftretenden Zeugekraft, und die Lotuspflanze, das Symbol der fruchtbaren Feuchtigkeit. Die Farbe des Gottes war schwarz, weil er die schwarze Erdfarbe repräsentirt. Sein Hauptsymbol, was man an allen seinen Bildnissen erblickte, und was an allen seinen Festen umhergetragen wurde, war das im Alterthume so gemeine und auch den alten Aegyptern gewöhnliche Zeichen der Männlichkeit. Den Genealogisten galt er am meisten für den Bruder und Gemahl — Ehen zwischen Geschwistern waren den Aegyptern nichts Unerlaubtes — der Isis wegen Aehnlichkeit oder Gleichheit der Begriffe von ihnen; seltener wird er für ihren Sohn oder auch für ihren Vater erklärt.

Aus dem Allen geht hervor, daß Osiris für das männliche Princip dessen galt, was die Isis als Weib vorstellte, der alljährlich zu- und abnehmenden Fruchtbarkeit der Erde, als das jedes Mal den Erntesegen erzeugende göttliche Wesen männlichen Geschlechtes. Dagegen war er weder die Sonne noch der Nil, wofür ihn fälschlich oft ältere und neuere Gelehrte erklärt haben. Für diese Himmelskörper hatte ja der Aegypter besondere Götter. Freilich fielen die Vorstellungen von allen dreien in Manchem zusammen.

Ein Thier zum Symbol hatte der Gott nicht, was schon für den alljährlich absterbenden und dann wieder lebendig werdenden Gott nicht wohl anging.

Weil dem Naturmenschen die Begriffe Ersterben und Wiedererwachen des Lebens in der Natur und das Leben nach dem Tode im Menschenleben verwandt erscheinen, so ward dem spätern Zeitalter, dem des Syncretismus, Osiris der Richter in der Unterwelt und auch der Herrscher in derselben. Sein Cultus galt nun auf hellenisch für Mysterien *). Jeder Todte sogar, von dem man glaubte, er sei in Gerechtigkeit verstorben, erhielt den Namen Osiris. Obschon man nicht in Abrede stellen darf, daß dem Aegypter auch schon frühe bei dem Gedanken an die verschwindende und wieder erzeugte Lebenskraft in der Natur die Vorstellung an den eigenen, menschlichen Tod und an Bestattung und an das Leben *nach* dem Tode wird geknüpft haben. Darauf bezogen sich denn auch viele von den gewiß alten Begräbnißgebräuchen, die in Aegypten üblich waren.

Weil das Wasser die Bedingung ist der Fruchtbarkeit und des

*) Vgl. Ampère in der Révue des deux mondes. 1846. Septembre.

Wachsthums, besonders in einem so heißen und trocknen Lande wie Aegypten ist, und jede Quelle dort als ein Geschenk der Gottheit gilt, so ward auch Osiris für einen Gott der Quellen gehalten, und kein wahrhafter Verehrer desselben durfte eine solche verstopfen.

Obwohl er im ganzen Lande verehrt ward auf das Heiligste, so waren doch einzelne Städte ganz besonders durch seinen Cultus ausgezeichnet. Die sogenannten Gräber des Gottes bildeten die Hauptpuncte desselben: es waren vierzehn Städte. Vor allen aber vermeinten Abydos (in Oberägypten), Busiris und Memphis diese Ehre beanspruchen zu können. Ihnen zunächst ist die Insel Philä zu stellen. Viele reiche Aegypter ließen sich in Abydos begraben, um unmittelbar bei dem Gotte selbst bestattet zu sein.

Hiernach kann man sich nicht wundern, wenn die Griechen in ihm den (ägyptischen) chthonischen Dionysos fanden. Faßte man ihn in spätrer Zeit ja selbst als Gott des Obstbaumes, so daß kein Osirisdiener einen Obstbaum verderben durfte!

An seinem Feste trauerte man anfänglich, die platt geschornen Priester schlugen sich vor Jammer an die Brust: er war getödtet, war verschwunden. Nach einigen Tagen ward aber sein Bild wieder vorgezeigt, wie wenn er wieder gefunden worden; dann verwandelte sich die Trauer in lauten Jubel.

Sollen wir nun den Gedanken überhaupt angeben, der dem gemeinsamen Culte der Isis und des Osiris zum Grunde gelegen hat, so dürfte es folgender sein: die Natur, gedacht als Doppelwesen, als Mann und Weib, erzeugt in Aegypten alle Jahre von Neuem den Segen, dessen sich die Geschöpfe des Landes, besonders die Menschen, zu ihrer Subsistenz erfreuen, dergestalt, daß die Alles hervorbringende, allnährende physische Kraft des Bodens und der Witterung, obwohl sie mit der Aernte erstorben zu sein scheint, dennoch immer wieder erwacht in Folge der gütigen Fürsorge und des gnädigen Waltens der Gottheit, der man dieß zu danken.

Der Naturmensch konnte aber in früher Zeit dieß nicht so nackt logisch ausdrücken: gewöhnt an seine, die menschlichen Verhältnisse im Denken und Sprechen, an die Anschauung von Leben und Sterben, von Tödten und Erwecken, von Begraben-Werden und Wiederauferstehen, von Trauer bei Leichenfeiern und von Freude bei der Geburt eines Menschen, stellte der Aegypter dieß nun auf gleiche Weise vor, und im Cultus auf dramatische, in der Sprache allegorisch-mythisch dar. Daher folgende Festfeier: wie es in Aegypten alljährlich ein doppeltes Säen und Aernten gab, so ein doppeltes Trauer- und Freudenfest der Isis und des Osiris. An dem erstern trug man symbolisch einen Sarg umher, den Sarg des gleichsam erstorbenen Osiris, klagte und jammerte um ihn wie um einen menschlichen Todten, Umgekommenen, Getödteten, Zerstückelten, Verschwundenen. Das Klagelied um ihn, was auch bei Gastmählern gesungen wurde, um die Gäste theils wohl zum heiligen Ernste zu stimmen theils aber auch zur Fröhlichkeit, in Bezug auf die Fortdauer des Lebens nach dem Tode (vgl. Herodot. II, 78.), hieß Maneros. Vier

Tage lang währte die Trauer, vom 17ten Athyr an bis zur Zeit, wenn die Nächte anfingen länger zu werden und die Kraft des Sonnenlichtes abnahm. Mittler Weile verrichteten die Priester finstere Gebräuche und zeigten das Trauerbild der Göttin, bestehend aus einer vergoldeten Kuh in einer schwarzen Byssushülle. Nach Verlauf der Trauertage, am 19ten desselben Monats, wo die Nilüberschwemmung zu Ende zu sein pflegte, zog man zum Meere hinab; dabei trugen die Stolisten (die Bekleider der Götterbilder) sammt den Priestern die Kiste. Dort angekommen erhuben die dem Feste Beiwohnenden den Ruf: „Wir haben ihn gefunden!" „Wir wünschen Glück!" Dann ward fruchtbare Erde mit Wasser getränkt, um anzudeuten, die Erde werde nur dadurch fruchtbar, wenn sie mit Wasser genetzt sei u. s. w. Einige Tage darauf aber brachten die Priester die sogenannte Leiche des Unsichtbar-Gewordenen wieder zum Vorschein: er wäre wieder gefunden, wieder belebt worden. Und nun jubelte, jauchzte Alles. Die Zusammendrängung aber von Trauer nnd Freude innerhalb so wenig Tage darf uns nicht befremden als *unnatürlich*: „es handelte sich um die Darstellung und Feier der Sache, nicht um eine genaue Begleitung der natürlichen Verhältnisse durch den Cult, wobei eine lange Trauerzeit, unterbrochen durch die eintretende Nilüberschemmung, eingetreten wäre, welcher dann nach langer Unterbrechung am Ende der Nilüberschwemmung das *Freudenfest* der Wiederfindung des Osiris gefolgt wäre." Zugleich wird man hieraus erkennen, wie falsch die Behauptung derer sei, welche meinen, die ägyptische Religion sei eine durchweg düstere und traurige gewesen.

Der deßfallsige, in vielen Partien höchst tragische und ästhetisch schöne Mythus aber — der einzige von einigem Umfange und von Bedeutung im ägyptischen Religionssysteme, in dem man freilich nicht die fremden, phönicischen und griechisch-euhemeristischen Elemente verkennen wird, der also zuverlässig, so wie er uns berichtet ist, aus späterer Zeit herrührt — lautet folgender Maaßen: Als Osiris unter den Göttern zur Herrschaft gelangt war, befreite er die Bewohner Aegytens von ihrem thierartigen Naturleben, lehrte sie den Ackerbau, gab Gesetze und führte die Götterverehrung ein. Dann zog er durch die übrigen Länder der Erde und entwilderte dort gleichfalls die Menschen durch mannigfache Belehrung, namentlich in Poesie und Musik, während daheim seine Gattin Isis waltete. Unterdessen verschwört sich Typhon mit zwei und siebzig Andern seines Gelichters und mit der Königin Aso von Aethiopien *), ließ einen Kasten von der Länge des Osiris aufs Herrlichste zurichten und denselben, als Osiris zurückgekehrt und bei ihm zum Mahle war, ins Zimmer bringen. Die Gäste staunten ob der Pracht, und Typhon versprach ihn demjenigen zum Geschenk, der unter ihnen hineinpassen würde. Sie versuchten es sich hineinzulegen: Keinem war er genehm. Da legte sich zuletzt Osiris hinein. Und alsbald trat Typhon hinzu,

*) Was unter dieser zu verstehen, ist unbekannt.

machte den Deckel darauf, löthete den Kasten zu und warf ihn in den Nil. Der Strom trug ihn durch die tanitische Mündung, welche den Aegyptern für eine verfluchte galt, ins Meer, und eben darum sollte die verflucht sein. Solches geschahe im acht und zwanzigsten der Herrschaft oder, wie Andere dichteten, des Lebens des Osiris, am siebzehnten Tage des (ägyptischen) Monats Athyr, wenn die Sonne durch den Scorpion wandert, d. h. an dem Tage, wo die Aegypter den Sarg des Osiris pflegten umherzutragen. Sobald Isis die Kunde hörte, Osiris sei entführt, legte sie ein Trauergewand an, eilte umher und suchte und forschte überall, wo ihr Gemahl geblieben wäre. Endlich zeigte ihr ein Knabe an, welcher das Ganze mit angesehen hatte — Knaben galten den alten Aegyptern für befähigt zu wahrsagen — daß der Kasten durch jene Nilmündung ins Meer geschwommen. In Folge weiterer Erkundigung hörte sie endlich, der Sarg sei vom Meere ausgespült und bei der (phönicischen) Stadt Byblos ans Land getrieben worden. Die Brandung habe ihn sanft in eine Tamariskenstaude gesetzt Diese wäre sofort zu einem Baume aufgeschossen und umschlösse bergend den Kasten. Isis eilte dahin. Weinend setzte sie sich an einen Quell. Dann warf sie sich an den Kasten nieder unter heftigem Jammern, öffnete denselben, küßte das Antlitz des Todten und netzte es mit Thränen, reiste darauf zu ihrem Sohne Horus nach Butos und setzte daselbst den Sarg bei. Eines Tages aber traf Typhon auf der Jagd bei Mondenscheine auf diesen Sarg, nahm den Leichnam heraus, zerstückelte ihn in vierzehn Stücke und verstreute selbe im Lande umher. Sobald hiervon Isis Kunde bekam, durchschiffte sie in einem aus Papyrus gemachten Kahne die Gewässer des Landes, suchte die einzelnen Glieder und, wo sie eins fand, begrub sie solches in die Erde, weshalb man in Aegypten so viele Osirisgräber zeigte (d. h. Osiris wurde an vielen Plätzen im Lande verehrt, und man betrachtete selbige oder gab sie aus als die Grabesstätten desselben, weil man daselbst das Leichenfest feierlichst beging). Oder sie machte (nach Diodor's Berichte) aus Aromen und Wachs um jedes der Theile ein Bild des Osiris — dergleichen Stücke, eine Art Reliquien, mochte man wohl an vielen Oertern zeigen *) — berief sodann stammweise die Priester und ließ sie schwören, Keinem zu offenbaren, was sie ihnen anvertrauen würde. Dann gab sie ihnen einzeln ein Osirisbild, als das allein wahre, zur Bestattung und ermahnte sie zur göttlichen Verehrung desselben, so wie daß sie eines von den Thieren des Landes, welches sie wollten, heiligen und gleich dem Osiris verehren, nach dessen Tode aber es eben so bestatten sollten. So sei es denn gekommen — was in der That auch war, was eben der Mythos hier erklären will — daß jede Priesterschaft in irgend einem einzelnen Orte oder Bezirke, wo Osiris ganz besondere Verehrung genoß, meinte, der Gott sei bei ihnen begraben, und daß sie bei der jedesmaligen Bestattung eines heiligen

*) In Busiris war es eine hölzerne Kuh, mit Byssus umwickelt, in welcher die zerstückelten Glieder des Gottes verborgen sein sollten.

Thieres die Klage über den Osiris wiederholten. Es kam aber eines Tages Osiris aus der Unterwelt herauf und erschien seinem Sohne Horus, ermahnte ihn zur Rache und zum Kampfe gegen Typhon und gab ihm zu dem Ende die geeigneten Rathschläge. Der Streit begann und dauerte mehrere Tage. Endlich ward Typhon besiegt und gebunden und so der Isis übergeben. Diese war indessen schwach genug, ihn wieder loszulassen. Darob erzürnte Horus so, daß er Hand an die Mutter legte, ihr den königlichen Schmuck vom Kopfe riß, wofür ihr denn Thoth, der kunstfertige, einen aus einem Kuhhaupte bestehenden Aufsatz machte (d. h. der Mythos wollte nachweisen, wie Isis zu diesem Kopfputze gekommen).

So der Mythos im Allgemeinen, mit Weglassung mancher Einzelheiten und Abweichungen, wie sie sich bei den verschiedenen Erzählern finden. Der Kern ist offenbar ägyptisch, allein die Form, in welcher er im Obigen erscheint, sicherlich sehr jung: sie trägt deutlich das Gepräge der spätern Zeit und fremden, auch hellenischen Einflusses. In diesem Cultus so wie in der mythischen Erzählung tritt das rein Menschliche sehr schön hervor. Der Aegypter mußte sich selbst und den Lauf seines Lebens darin erkennen: er hatte dasselbe da hinein gelegt. Er schauete sich gewisser Maaßen darin selbst an.

So gewöhnlich und eigentlich nun auch seinem Begriffe nach Osiris zum Bruder und Gemahl der Isis gedichtet war, so kommt er doch bisweilen in Folge von willkürlichem Deuteln und Systematisiren vor als Sohn der Isis (statt des Horus), und es wird von ihm erzählt, er sei als Knabe vom Typhon getödtet, von der Mutter gesucht und endlich wieder gefunden worden.

---

6. Athyr oder Hathor, die ägyptische Aphrodite.

Der Cultus dieser Göttin war in Aegypten sehr verbreitet. Wir finden ihn namentlich zu Tentyris, auf der Insel Philä, im Flecken Chusai, im Gebiete von Hermopolis, in Atarbechis im Delta, im prosopitischen Nomos, zu Momemphis, und oberhalb Memphis lag eine Stadt, die wegen dieses ihres ausschließlichen Cultes Aphroditenstadt von den Griechen genannt wurde. Ihr heimischer Name war Hathor, das die Griechen in Athyri oder Athyr oder Athor verwandelt.

Die Kuh war ihr geheiligt als ein besonders brünstiges Thier (vgl. Aelian. h. anim. X, 27). Der Monat Athyr hatte von ihr den Namen.

Uranfänglich und überhaupt scheint diese Göttin mit der Isis eine und dieselbe gewesen zu sein. Dieß geht einmal hervor aus dem gemeinsamen Thiersymbole beider, das nur bei beiden nach Trennung der Begriffe von verschiedenen Seiten aufgefaßt worden ist, zweitens

aus der Verwandtschaft der Begriffe beider Gottheiten, so daß der der Athor in den allgemeinen der Isis hineinfällt, drittens aber auch aus mehreren Andeutungen in alten Schriftstellern. So bemerkt Plutarch in dem bekannten Werke über Isis und Osiris: Isis habe auch Athyri geheißen (was er sonst hinzufügt, ist freilich abgeschmackte Idee, nicht dahin gehörig), und Eudorus (bei demselben Plutarch) sagt, Isis gebiete über die Liebe: was man auch aus vielen Schilderungen des Isisdienstes in Rom abnehmen kann. Dieser wird deßhalb auch (von Plinius) der Planet Venus als heilig beigelegt.

Zu Tentyris indessen hatten beide, die Isis und die (ägyptische) Aphrodite, besondere Tempel, obwohl so, daß beide Gebäude nahe einander standen, der Isistempel hinter dem der Aphrodite, was zwar die innige Verwandtschaft beider Gottheiten ausdrückt, aber andrerseits doch zeigt, daß sie in späterer Zeit als verschiedene Göttinnen verehrt worden sind. Es hatte sich also, wie wir das ja so häufig finden, aus dem allgemeinen Cultus ein besonderer abgesondert, gleichsam als eine Filia.

8. Die Neith (die sogenannte ägyptische Pallas-Athene), ein wahrscheinlicher Abzweig des Isiscultes.

In Sais, einer so ansehnlichen Stadt in Unterägypten, daß nach ihr ein Bezirk des Landes benannt war, wurde eine Göttin verehrt, die man Neith hieß, eigentlich ein allgemeiner Name, der auch der Isis zukam. Er soll (nach Plutarch) die Bedeutung gehabt haben: „ich kam von mir selbst." Die Göttin wurde dargestellt durch einen Geier und einen Käfer, wodurch angedeutet werden sollte (nach Horapollo), sie wäre ein Mannweib. Ihre Bildsäule hatte die Inschrift: „Ich bin Alles, was da ward, was da ist, und was da sein wird, und meinen Peplos (Frauen-Obergewand) hat noch kein Sterblicher enthüllt" (Plutarch. de Isid. 9.), oder (nach Proclus zum Timäus des Plato p. 29. f.) das Allerheiligste des Tempels: „Ich bin das Seiende, Werdende und Gewordene. Meinen Chiton (Rock, Unterkleid) hat Keiner enthüllt. Die Frucht, die ich gebar, ward Helios" (die Sonne). In dem Vorhofe des Tempels stand gemeißelt ein Kind, ein Greis, dann ein Sperber, weiterhin ein Fisch, zuletzt ein Nilpferd, welche Symbole weder von Plutarch auf eine treffende Weise gedeutet werden, noch von uns in Folge neuer Forschungen aufzuklären sind. Des prächtigen von Amasis mit einer bewundernswürdigen Vorhalle und mit Kolossen und Männersphinxen geschmückten Tempels erwähnt Herodot, der zugleich bemerkt, daß derselbe zum Begräbniß der Könige (der Dodekarchie, z. B. des Psammetich) gedient, zugleich aber auch umschlossen habe das (vermeintliche) Grab eines Gewissen (des Osiris, wie wir bestimmt aus Athenagoras wis-

sen, vgl. auch Strabo). Ihr Fest gehörte mit zu den sechs allgemeinen Landesfesten und geschahe (nach Herodot) also: In einer gewissen Nacht kommen alle, die das Fest begehen wollen, zum Opfern zusammen, zünden viele Lampen rund um die Häuser unter freiem Himmel an. Die Lampen bestehen aus mit Salz und Oel angefüllten Schaalen, worauf sich ein Docht befindet, welcher die ganze Nacht über brennt. Das Fest führt den Namen Lampenbrand. Diejenigen von den Aegyptern, welche nicht persönlich bei demselben erscheinen können, wachen wenigstens während der Nacht, zünden aber ebenfalls alle zu Hause Lampen an. So brennen Lichter nicht nur zu Sais, sondern in ganz Aegypten. Der Berichterstatter fügt hinzu: „Weßhalb diese Nacht die Lichter und solche Festfeier hat, darüber giebt es eine heilige Sage."

Obgleich zu Sais vornehmlich verehrt, hatte Neith doch auch anderwärts noch manche Cultusstätte, nur freilich nicht die einer Hauptgottheit wie zu Sais, z. B. zu Latopolis, wo sie die Tempelgenossin des Knuphis war, und, wie man aus Steinmonumenten ersieht, in Theben.

Aus dem Allen scheint so viel als unbezweifelt hervorzugehen: Neith stand in naher Beziehung zum Osiris und war also wirklich die Isis selbst, nur vielleicht nach einer besondern Seite hin betrachtet. Sie war das schöpferische Princip, weiblich gefaßt als Natur. Griechische Schriftsteller, freilich aus der spätesten Periode, wo man schon deutelte, fassen sie auf als die Luft, und zwar als die obere Luft, als den Aether, und das würde sich wohl passen zu dem, was jene Inschrift bei Proclus besagt, Neith wäre als Mutter des Helios gedacht worden. Denn zur Sonnenmutter konnte eine Luft- oder Aethergöttin wohl werden, da die Sonne im Aether schwebt. Nicht minder deutete man sie als die schöpferische Kraft in der Natur (bei Proclus a. a. O.) oder als das Grundwesen des Alls, als Weltschöpferin, Weltordnerin, und auch dazu kann man die Luft oder den Aether gemacht haben, da man im Alterthum überhaupt öfters philosophirt hat, die Luft wäre der Grundstoff und die hervorbringende Kraft alles dessen, was da ist. Hängt ja doch auch von der Sonne das Entstehen und Bestehen und das Wachsthum auf Erden ab. Verbinden wir hiermit, was Schwenck in Bezug auf die obigen Notizen über den Cultus sagt (S. 169.): „Bei der Göttin zu Sais ward der todte Osiris bestattet, bis er wieder auflebte. Daß der Gott aus dem Reiche des Todes, der Nacht, zum Licht wiederkehre, zu neuem Leben erwacht, konnte nicht besser durch eine bildliche Darstellung ausgedrückt werden, als durch die Lampennacht von Sais und ganz Aegypten; denn wäre nicht ein von ganz Aegypten verehrter Gott der Gegenstand dieser Lampenfeier gewesen, sondern die Göttin Neith in Sais, dann hätte es nicht geschehen können, daß man auch anderwärts als dort Lampen angezündet hätte. Im Freien mußten sie brennen; denn es kehrte das Leben in die Natur zurück, welches verstorben gewesen war. — — So erscheint denn Neith ganz und gar als eine in Beziehung zu Osiris, zu dem Tod und

Wiedererwachen der Natur stehende Göttin, also als eine Form der großen Mutter," der Göttin Isis.

Noch näher der Sache bringt uns der Bericht des Herodot (II, 129.) von einer heiligen Kuh in Sais; wir müssen nur nicht die historisirende Legende für richtig halten. Er erzählt: „Es ist daselbst in einem schön geschmückten Gemache der königlichen Burg eine hölzerne Kuh, ganz mit einem Purpurmantel bedeckt. Nur Hals und Kopf sehen hervor, aber stark vergoldet. Sie hat eine goldene Sonnenscheibe (das Symbol der Sonne) zwischen den Hörnern. Sie hat die Größe einer wirklichen Kuh. Jährlich wird sie ein Mal aus dem Gemache heraus getragen, zu der Zeit, wenn die Aegypter sich vor Trauer an die Brust schlagen (d. h. das Sterbefest feiern) wegen des Gottes (Osiris, den Herodot aus heiliger Scheu vor den Mysterien bei der Gelegenheit nicht zu nennen wagt). Die Kuh ist hier doch sicherlich nichts anders als die symbolisch durch sie dargestellte Göttin Isis, d. h. hier an diesem Orte und an dieser Stelle, in Sais, die Neith oder die Isis unter dem Namen Neith. Wir können indessen und wollen auch hierbei nicht die scharfsinnigen Bemerkungen Schwencks unterdrücken (a. a. O. S. 172), damit man die Sache nicht aus falschem Gesichtspuncte auffasse. „Mag man auch Isis eine Neith genannt haben, so ist doch Osiris mit der Neith zu Sais und anderwärts nicht so zu verbinden, wie mit Isis, und jene Kuh geht offenbar nur die Isis, die Göttin des Osiris, an. Neith als mütterliche Göttin, als Gebärerin, kann aber so gut wie Isis, eine Kuh genannt werden, wie jede mütterliche Göttin die Kuhhörner zum Kopfschmuck erhalten kann; denn dieses Sinnbild bezeichnet sie als eine Gebährende (Nährende), wie der Geier als eine mütterliche. Geht aber die Sonne Morgens, wenn sie sich am Horizont erhebt, aus dem Schooße der großen Mutter, als neugeboren am Himmel empor, so kann Neith die Kuh sein, welche die Sonne gebiert, falls dieser Ausdruck die wirkliche Sonne meinte."

Die Griechen fanden — höchst oberflächlich — in der Göttin zu Sais ihre Athena. „Gerade das Lampenfest nun," äußert sich hierüber Schwenck mit großer Wahrscheinlichkeit, „kann der Anlaß gewesen sein, die Neith mit der griechischen Athena, mit welcher sie sicherlich gar nichts in ihrer Bedeutung gemein hatte, zu vergleichen; denn diese war eine Feuergöttin [vielmehr: die Göttin der künstlichen Arbeiten in Feuer], welcher in Athen der Fackellauf gefeiert wurde. Bei der leichten Art, wie die Griechen fremde Götter als den ihrigen gleich annahmen, reichte ein einzelner Umstand von solcher Beschaffenheit hin, um die Gleichheit gelten zu lassen; denn man ging nicht von einem Zweifel oder einer Prüfung aus, sondern suchte nur nach irgend einem gleichstellenden Umstand. Zwar bietet sich auf den Denkmälern noch etwas dar, was die Griechen in der Neith ihre Athena erblicken lassen konnte: sie erscheint nehmlich mit Bogen und Pfeil in der Hand. [Auch sagt Plato (a. a. O.) ausdrücklich, daß die ägyptische Göttin wie die Pallas Athena in Hellas, so auch in Aegypten den Gebrauch der Schilde und Wurfspieße gelehrt habe.]

Ob dieß aber die Veranlassung zu jener Annahme oder auch nur eine Bestärkung darin war, kann nicht dargethan werden, weil kein Grieche uns gemeldet hat, warum sie die ägyptische Göttin für ihre Athena hielten."

Ein Beinahme der Neith soll Anuke gewesen sein. Der Verehrung dieser als besondrer Göttin zu Latopolis gedenkt Strabo. In einer griechischen Inschrift dagegen wird sie mit der griechischen Hestia zusammengestellt. Andrerseits sagt freilich wieder Herodot, daß die Aegypter keine Göttin verehrt hätten, die der griechischen Hestia an die Seite zu setzen wäre. Wäre selbige vielleicht erst nach Herodot von den Aegyptern aufgenommen worden?

---

8. Die Zeugungs- und Fortpflanzungskraft überhaupt, nicht bloß in der leblosen Natur, sondern auch beim Thier- und Menschengeschlechte. Der Gott Apis.

Zu Memphis ward ein Gott verehrt, Namens Apis. Er hatte daselbst einen großen ansehnlichen Tempel und einen höchst gefeierten und heilig gehaltenen Cultus, der besonders durch das lebendige Symbol des Gottes, einen Stier von eigenthümlicher Beschaffenheit, merkwürdig geworden ist. Aus diesem Symbole geht zugleich hervor, was es für ein Gott war, dem man hier diente; denn der Stier galt den Alten überhaupt für das Sinnbild der Fruchtbarkeit und der Fortpflanzung sowohl im Pflanzen- als im Thierreiche und im Menschenleben.

Dieser Stier des Gottes Apis, der auch wohl selbst Apis genannt und für den Gott selbst gehalten worden ist, obschon aus Unkunde und falscher Auffassung des Cultes, mußte von besondern Eigenschaften sein, die nur ein solches krittliches Volk, wie die Aegypter gewesen, hat ausdenken können, die natürlich in Beziehung mit der Vorstellung vom Gotte stehen mußten oder gedacht wurden. Das dazu erwählte Kalb mußte schwarz sein von Farbe, auf der Stirn aber einen viereckigen weißen Fleck, auf dem Rücken das Bild eines Adlers (Geiers?), im Schweife zwiefältige Haare und auf (oder an oder unter) der Zunge einen Käfer haben. Die schwarze Farbe hat Bezug auf die Erde und deren Fruchtbarkeit, weßhalb auch kein schwarzer Stier überhaupt getödtet werden durfte; ja! es mußten sogar die Opferstiere vorher genau untersucht werden, ob sie nicht ein einziges schwarzes Haar hätten; denn sonst galten sie nicht geeignet zum Zwecke. Was für Symbole die übrigen Kennzeichen waren, ist schwer zu enträthseln. Jene Zeichen sind in späterer Zeit noch gemehrt worden: nach Plutarch mußte der Stier außerdem viele mondförmige Flecke mit schwarzen Ringen, nach Plinius reine weiße Flecke

von der Gestalt des wachsenden Mondes an sich tragen, und dieses letztere Zeichen sollte das hauptsächlichste unter allen sein, in Folge dessen Manche den Apisstier zum Symbol des Mondes nicht nur, sondern auch der ihm an Gestalt ähnlichen Sonne gedeutelt, so daß der Gott Apis mit Horus zusammengeworfen wurde, dem Urheber aller Früchte, und man jene Mannigfaltigkeit der Zeichen auf die Mannigfaltigkeit dieser Früchte bezog. Aus gleichem Grunde genealogisirte man nun den Mnevis (die Sonne) zum Vater des Apis (als des Mondes).

Man feierte jährlich seinen Geburtstag sieben Tage lang, wobei man eine goldene und silberne Schale an irgend einer Stelle in den Nil warf, sicherlich um dadurch die Fruchtbarkeit des Landes, in Folge der Ueberschwemmung, herbei zu rufen. Frauen, die ihre Bestimmung als Mütter zu erfüllen wünschten, stellten sich vor den Stier hin in einer uns schamlos dünkenden Geberde, offenbar um Muttersegen zu erlangen

Der Apisstier soll nach einer Nachricht nur fünf und zwanzig Jahre haben leben dürfen: es sollte das wohl einen bestimmten Cyclus von Jahren bedeuten, die Apis-Periode sein. Man hätte ihn dann immer getödtet, wenn er so alt geworden, und zwar so, daß man ihn in einer Quelle der Priester untertauchte. Indessen kommen auch Zeugnisse vor, daß er vor Alters gestorben. War das letztere vielleicht eine Abänderung jener als der frühern Weise? War aber der Tod eines solchen heiligen Stieres erfolgt, so trauerten die Priester so lange mit geschornem Haupte, bis wieder einer gefunden worden war; auch gingen sie nicht eher wieder in den Tempel und ließen keinen Fremden hinein, bevor sie nicht den gestorbenen bestattet hatten. Diese Bestattung geschah mit der größten Feierlichkeit. Nachdem der Stier gleich den übrigen heiligen Thieren einbalsamirt war mit sehr bedeutenden Kosten, hingen sich die Priester Felle (Leopardfelle?) um, nahmen Stäbe in die Hand, schrieen und gebährdeten sich wie die von dionysischem Orgiasmus Ergriffenen.

Lange ließ man das Volk nicht auf einen neuen warten. Ein eigens dazu verordneter Priester mußte umhergehen und die Heerden untersuchen. Natürlich mußte zur Auffindung der oben angegebenen Kennzeichen oft die Phantasie das Ihrige thun. Aber war das Kalb gefunden und verbreitete sich davon die Kunde, so war die Freude allgemein: mit Aufzügen, Opfern ward gleichsam das Fest der Wiedergeburt des Gottes gefeiert. Der, in dessen Heerde das Kalb angetroffen worden, galt für glücklich und wurde allgemein bewundert, und man weissagte daraus für das Jahr Fruchtbarkeit der Aecker und mancherlei sonstiges Gutes. Dann gingen diejenigen von den heiligen Schreibern, bei welchen die Kenntniß jener Stierzeichen vom Vater auf den Sohn vererbte, dahin ab, wo das Kalb gefunden war, und errichteten für dasselbe eine nach Osten zu gekehrte Wohnstätte, wo es vier Monate lang mit Milch genährt ward. Wenn es nun so weit herangewachsen, kamen beim Neumonde die heiligen Schreiber und Propheten, rüsteten ein heiliges Schiff zu und führten

es auf demselben nach Memphis, wo es mit einem rauschenden allgemeinen Freudenfeste empfangen ward. Hundert Vorsteher begleiteten es in die Stadt. Dort fand es eine angenehme Wohnung, selbst freie Plätze zum Sich-Ergehen, schöne Kühe, mit denen es nach Belieben verkehren konnte, u. s. w.

Eine Nebeneigenschaft des Gottes und seines heiligen Stieres war das Wahrsagen. Zum Beispiel sollte es Gutes oder Schlimmes andeuten, wenn der letztere das ihm dargebotene Futter annahm oder verschmähte; oder man fand darin eine Weissagung, wenn man, die Ohren zuhaltend, den Tempel verließ und sie wieder aufmachte, wenn man heraus gekommen. Die erste Stimme, die man darauf vernahm, galt als Wahrsagung.

---

9. Fortsetzung. Ammun oder Ammon (*Zeus Ammun* oder Jupiter Ammon).

Der ägyptische Name Ammun soll (nach Manetho bei Plutarch) den Verhüllten, Verborgenen, die Verhüllung bedeutet haben, und diese Auslegung von einem Kenner der vaterländischen Sprache ist unbezweifelt die richtige, wenn man das Wort so faßt wie den Namen der griechischen Leto, daß der Gott die Kraft bedeute, welche die physische wie die menschliche Frucht aus dem Verborgenen ans Tageslicht fördert. Ein griechischer Philosoph (Aristoteles?) erklärt ihn, damit übereinstimmend, für den „Vater" und Jamblichus sagt von ihm, er erzeuge, sei ein Zeugegott, bringe das Verborgene ans Licht. Ammun war hiernach überhaupt der Gott der Zeugungskraft in der Natur und im Menschenleben: dieß sehen wir deutlich aus der artistischen Darstellung des Gottes. Ammun nehmlich ward gebildet mit einem Widderkopfe. Der Widder war ihm also heilig, war sein Symbol, und dieser ist im Allgemeinen wieder, wie der Stier, das Sinnbild der Fruchtbarkeit, der Erzeugung, der Fortpflanzung. Dieß war also die Vorstellung, welche man mit dem Ammun verband. Daher nun auch folgender dem entsprechender Festgebrauch: an einem Tage im Jahre, der dem Gotte geheiligt, nahm man einen Widder, schlachtete ihn, häutete ihn ab und bekleidete mit dem abgezogenen Felle das Bild des Gottes. Eigenthümlich ist, aber zuverlässig auch darauf beziehlich, was man außerdem that. Wenn nehmlich jenes Umhängen geschehen war, dann brachte man das Bild des (ägyptischen) Herakles (des Chon oder Sonnengottes) hinzu, und darauf beklagten Alle, die um den Tempel standen, den Widder und begruben ihn in einem heiligen Sarge. Es „sollte wohl der Brauch, das Bild desselben vor den durch das frische Widderfell gleichsam erneuerten Widdergott gebracht, diesen zu dem Segen, welchen man von ihm erwartete und erflehte, stärken und antreiben." Das Wehklagen über den Widder aber bezog sich wohl darauf, daß man andrerseits den Gott

wieder versöhnen wollte, weil man ein ihm heiliges Thier geschlachtet. Denn sonst war es durchaus verpönt, dergleichen Geschöpfe zu morden: man brachte dem Gotte zum Opfer gewöhnlich Ziegen dar. Eine schlechte Legende, wahrscheinlich spätern, griechischen Ursprungs, erklärt die Entstehung dieses Gebrauches also: Herakles (der ägyptische nehmlich) wollte einst durchaus den Zeus (Ammun) sehen; dieser aber wollte nicht von ihm gesehen sein (Anspielung auf die Bedeutung des Namens Ammun=dem Verborgenen). Endlich, als Herakles nicht abließ zu bitten, erfand Zeus dieses, daß er einen Widder abhäutete, den abgeschnittenen Kopf sich vorhielt, das Fell umhing und so sich zeigte. Seitdem und aus dem Grunde sollten die Aegypter Ammuns Kopf widderartig darstellen! Im Uebrigen ward er abgebildet in der Rechten einen Götterstab mit dem Vogelhaupte (dem Symbole gnädiger Erhörung), in der Linken einen Schlüssel haltend (das Symbol des Segens?).

Außer Priestern weihte man dem Gotte auch ein oder mehrere schöne Mädchen, die in seinem Tempel schlafen und ihre Keuschheit wohl, gleich den Hierodulen der Astarte, den Besuchenden preis geben mußten, zur Mehrung der Einkünfte des Heiligthums.

Ammun hatte in Aegypten besonders zwei berühmte Cultusstätten: die eine in Thob (oder hellenisirt: Theben) in Oberägypten — daher bei den Hebräern No Ammon d. i. Wohnung des Ammon genannt — die andere auf der Oase Schiwa immitten der libyschen Wüste. Ob der erstere Cultus sich aus Meroe herschrieb, wo der Gott ebenfalls in hoher Verehrung stand, oder ob umgekehrt der letztere nicht ein Absenker des ägyptischen, des thebaischen, gewesen, läßt sich nicht genau entscheiden, da gegen die Meinung, Aegypten wäre von Meroe aus bevölkert worden, sich bekanntlich mancherlei Bedenken erheben. Aber das erscheint sicher, daß der Tempel und Cultus auf jener Oase eine Filia des oberägyptischen war; denn Herodot berichtet ausdrücklich, daß die Bewohner derselben aus Aegyptern und Aethiopiern gemischt wären. Auch leitet darauf die Legende bei demselben Historiker: zwei schwarze Tauben wären von Theben aus geflogen, von denen sich die eine nach Libyen, auf die Ammonsoase, die andere nach Dodona begeben, und beide hätten an beiden Oertern Orakel gestiftet. Zu Herodots Zeiten war man also auch bereits wenigstens der Meinung, der Cultus auf jener Oase sei von Theben ausgegangen. Einer andern Legende, nach welcher ein Widder durch das Scharren mit dem Fuße zur Entdeckung der berühmten Quelle auf jener Oase und in Folge dessen zur Stiftung des Orakels Veranlassung sollte gegeben haben, sieht man doch wohl den spätern Ursprung an, und ferner der, daß die widderköpfige Gestalt des Gottes und die Heilighaltung des Widders dazu erst die Gelegenheit geboten.

Die Saiten verehrten auch das Schaf, hatten also wohl ebenfalls Ammunscult.

Eine, wie es scheint bloße Nebeneigenschaft des Ammun war es, daß er orakelte. So in Theben (nach jener griechisch-dodonäischen Legende), so in Meroe (nach Herodot II, 29.), so vornehmlich auf der

Ammonsvase. Sie ist aber die Ursache geworden, daß die Griechen, mit Bezug auf Dodona, den ägyptischen Gott Zeus und Theben Diospolis genannt.

Von dem thebaischen Cultus wissen wir wenig: man hat (nach Eustathius) berichtet, daß der Tempel daselbst sehr groß sei, daß die Aethiopier die Bilder des Ammon u. a. Götter zu einer gewissen Zeit aus demselben holten und in Libyen damit umherzögen und zwölf Tage lang ein glänzendes Fest begingen. Desto mehr erfahren wir von dem auf der Oase. Hier hatte der Gott einen zwar weder großen noch prächtigen Tempel, ferner eine Bildsäule darin mit dem Widderkopfe (Curtius IV, 7.), die zusammengesetzt war aus Smaragden u. a. Edelsteinen und einem Nabel glich. Die Weissagungen sollten geschehen durch vermeintliche Zeichen des Gottes, durch Zunicken oder verneinendes Nicken beim Fragen, ingleichen durch Träume, die der Gott senden sollte. Wenn man ein Orakel begehrte — so ward es wenigstens gehalten, als Alexander der Große ein solches haben wollte — ward des Gottes Bild in einem vergoldeten Schiffchen von den Priestern einhergetragen, an welchem Schiffchen viele silberne Schaalen zu beiden Seiten herabhingen. Hinter demselben zogen Matronen einher und Jungfrauen, nach altem Brauche ein Lied singend, das den Gott bestimmen sollte, einen wahrhaftigen Spruch zu gewähren. Seitdem die Griechen mit Aegypten bekannt geworden, hatte das Institut unter ihnen eine außerordentliche Berühmtheit erlangt: es wurde vielfältig befragt, z. B. von den Spartanern lieber als jedes andere. Daher ward auch der Cult des Gottes seitdem in Hellas gewöhnlich: in Elis, in Theben, in Aphytä, zu Megalopolis. In letzterer Stadt trug sein Bild sogar den Widderkopf. Die älteste Erwähnung des fremden Cultes in Griechenland ist bei Pindar [Pyth. IV, 16. (28.) fragm. hymn. 7.]. Nach dem nachbarlichen Cyrene konnte er sich um so leichter verbreiten. Zu Strabo's Zeiten wurde indessen das Orakel wenig mehr besucht und hatte fast schon ganz aufgehört zu weissagen. Weiterhin verstummte es ganz, als das Christenthum größere religiöse Aufklärung brachte.

Die deutelnden Neuplatoniker fanden im Ammun den Demiurgen (Weltschöpfer), wahrscheinlich weil im Hebräischen Amon den Werkmeister, Baumeister bedeutet, und die Euhemeristen haben sich abgemühet, den Widdergott und die Entstehung seines Cultes nach ihrer gemeinen Weise zu erklären.

Der Name Ammun kommt in mehreren Zusammensetzungen, z. B. in Amenophis, Amenothis u. A. vor; freilich ist's ungewiß, welche Bedeutungen er da gehabt habe. Ueberdem hat der Gott (zufolge zuverlässiger Inschriften) auch den Namen Chnubis, Knuph oder Kneph geführt. Von demselben erzählte Plutarch, die Bewohner der Provinz Theben hätten ihn verehrt als den Gott ohne Anfang und Ende, als den ewigen, und aus dem Grunde auch nichts beigetragen zum Unterhalte der heiligen doch sterblichen Thiere. Zu Latopolis war dieser Knuph der Hauptgott und Neith eine der Hauptgöttinnen. Hier opferte man ihnen Sämereien, Blüthen und Aehren: woraus

doch ersichtlich, daß diese Gottheiten dem Dienste der Kräfte der Natur angehört.

Nach Herodot hatten die Aegypter keine Göttin, die der griechischen Götterkönigin und Gemahlin des Zeus, der Hera entsprochen, und doch geschieht bei spätern Schriftstellern einer solchen öftere Erwähnung; auch wird dem Ammon zur Gemahlin Satis oder Satô gegeben. Das muß also später aufgekommen sein. Und so konnten denn auch die Eleer (nach Pausanias) neben dem Zeus Ammon eine Ammonia Hera verehren. Dieselbe ist wohl nichts Andres als die Isis, die große Naturgöttin des Naturfegens gewesen. Ihr wurden (nach Manetho bei Porphyrius) im höhern Alterthume täglich drei Menschen geopfert, bis König Amasis den unmenschlichen Gebrauch abschaffte.

Späterer Synkretismus vermengte den Ammun mit Osiris oder erklärte ihn für die (untergehende) Sonne, wozu man keinen zureichenden Grund hat.

---

10. Fortsetzung. Der Gott Mendes (der sogenannte ägyptische Pan).

In der Stadt Mendes, auch Thmuis genannt, Mendes vielleicht erst nach dem Gotte gleiches Namens benamset, ward ein Gott verehrt, dem der Bock, d. i. nach Herodot Mendes auf ägyptisch, heilig war. Er wurde darum auch mit einem Ziegenkopfe abgebildet und, wenn Herodot sich nicht geirrt, mit Ziegenfüßen, weßhalb eben die Griechen ihn mit ihrem Pan vermengt haben. Als lebendiges Symbol ward ihm in seinem Heiligthum ein Bock unterhalten, und wenn derselbe starb, war allgemeine Trauer in der ganzen Mark. Hier zu Lande opferte man daher auch keine Ziegen, sondern nur Schaafe, umgekehrt also wie an den Stätten, wo der Ammundienst gäng und gäbe war.

Man wird auf der Stelle erkennen, daß hier wieder die Idee der Fruchtbarkeit, der Zeugekraft, der Fortpflanzung zum Grunde liegt und zwar nicht bloß in der Natur, sondern auch im Menschenleben. Denn der Bock als zeugungskräftiges Thier konnte wohl zu einem derartigen Symbole gewählt werden (vgl. Diodor. I, 88.), und außerdem wird uns berichtet, daß sich Frauen in dem Heiligthume hätten einschließen lassen, theils um dem Bocke zu dienen, theils um von sich Unfruchtbarkeit abzuwenden, was freilich nicht selten zu thierischen Unfläthereien soll Anlaß geworden sein.

Ein ähnlicher Gott, mit Namen Khem, muß auch zu Chemmis verehrt worden sein, welche Stadt deßwegen von den Griechen Panopolis genannt worden ist. In seinen Tempel weihte man Bilder mit dem bekannten Symbole der Zeugekraft, um ihm für Kinderfegen zu danken.

Gleicher Weise nennen griechische Inschriften einen Pan in Theben. So muß denn also da ebenfalls ein solcher Gott verehrt worden sein.

11. Fortsetzung. Bubastis, die ägyptische Artemis.

Nach Inschriften zu urtheilen, hatten die Aegypter eine Göttin Namens Pascht. Daraus haben die Griechen Bubastis gemacht. Sie wurde lokal verehrt in einer Stadt, die darnach Bubastis oder Bubastus genannt worden ist. „Ihr Wesen zu bestimmen, haben wir wenige Hülfsmittel; denn nur ein Festgebrauch und das Thier, welches ihr Sinnbild war, so wie die Vergleichung mit Artemis sind diese Hülfsmittel, außer welchen wir von jedem Fingerzeig über diese Göttin verlassen sind; denn ihren Namen zu deuten, vermögen wir nicht aus dem, was von der ägyptischen Sprache erhalten ist." Was jenen Festgebrauch anbetrifft — ihr Fest gehört übrigens mit zu den sechs großen allgemeinen Landesfesten — so berichtet darüber Herodot also, so viel zu unserm Zwecke hier nöthig ist: „Zum Feste *nach* Bubastis fahren Männer und Weiber zusammen, eine große Menge beiderlei Geschlechtes in jedem Fahrzeuge. Von den Weibern haben welche Klappern und klappern damit. Wenn man an eine fremde Stadt kommt, so landet man, und einige Weiber thun so, wie gesagt, andere aber wecken schreiend die Weiber in der fremden Stadt, andere tanzen, andere stehen auf und entblößen sich. So macht man es bei jeder Stadt am Flusse. Wenn man aber nach Bubastis kommt, feiert man das Fest mit großen Opfern; auch wird dabei mehr Wein verzehrt als im ganzen übrigen Jahre. Es kommen zusammen, ohne die Kinder, an siebenmalhunderttausend Männer und Weiber." Mit Recht bemerkt hierzu Schwenck: „Aus dieser Erscheinung geht hervor, daß das Fest der Pascht (wirklich) ein allgemeines, sehr besuchtes und sehr fröhliches war, und daß die Wohlthat dieser Göttin eine allgemeine, große und zur Freude stimmende sein mußte. Der Brauch der Frauen, wie er oben beschrieben ist, deutet in seiner derben Natürlichkeit auf Fortpflanzung oder Geburt, und ein anderer Sinn desselben ist nicht wohl möglich." Anlangend das Thiersymbol der Göttin, so war ihr die Katze heilig als ein fruchtbares Thier, „das gern Junge hat" (Herodot. II, 66.), was auf eine solche Göttin der Geburten sehr wohl paßt: sie wurde deßhalb auch mit einem Katzenkopfe dargestellt. Und endlich, da die Griechen die Göttin als Artemis gelten ließen, so muß eine Aehnlichkeit zwischen beiden vorhanden gewesen sein. Und wahrlich! die Vergleichung mit Artemis und jener Festgebrauch und das Thiersymbol stimmen vortrefflich überein: Artemis war durchaus die Göttin der Geburt, die Schützerin der Frauen, und dieses galt allgemein in Griechenland, und Pascht,

durch jenen Brauch als Geburtsgöttin erkenntlich, konnte mit ihr verglichen werden. Wir wollen auch auf jenes Klappern (mit dem Sistrum) aufmerksam gemacht haben, wodurch die Frauen von sich wegscheuchen wollten (nehmlich den bösen Dämon der Unfruchtbarkeit). War doch das Sistrum der Isis symbolisch mit einem Katzenkopfe geschmückt! Nicht minder stimmt mit dem Allen zusammen, daß Bubastis zur Tochter der Isis und des Osiris, der beiden Fruchtgottheiten, genealogisirt worden ist. Und endlich spricht solches ganz bestimmt aus ein Epigramm des Nikarch in der griechischen Anthologie.

Die Kraft des Orakelns theilte Bubastis (vgl. **Herodot. II, 82.**) mit den meisten ägyptischen Göttern.

Der Tempel der Bubastis in Bubastis war eines der stattlichsten Gebäude, welche die ägyptische Baukunst zu Tage gefördert hat.

Die Bubastis hatte auch noch außerdem Stätten ihrer Verehrung. So in einer von den Griechen Artemisgrotte benannten Grotte, bei welcher man noch in unsrer Zeit Katzenmumien gefunden hat, ferner in dem heliopolitischen Nomos, 180 Stadien von Memphis, wo sie aber als Jagdgöttin (ἀγρία) erscheint, also wahrscheinlich spätern Ursprungs ist. Außerdem erscheint sie unter den Tempelgottheiten Thebens und Oberägyptens.

---

12. Fortsetzung. Die ägyptische Eileithyia.

Die Aegypter verehrten speciell auch eine Göttin, die den Frauen beim Kreisen selbst beistände und Manetho (bei Plutarch) meldet uns, daß sie schon in alter Zeit und zwar da durch Menschenopfer verehrt worden sei Den einheimischen Namen lernen wir nicht kennen. Im obern Aegypten lag eine Stadt, wo sie besondere Verehrung genoß, weshalb die Griechen dieselbe Eileithyienstadt genannt haben. Hier hatte sie einen eigenen Tempel. Ihr Symbol war der Geier, das Sinnbild der Mütterlichkeit, weßhalb sie auch mit einem Geierkopfe dargestellt worden. Jene Menschen, die ihr geopfert wurden, mußten rothhaarige sein, typhonische; denn der böse Dämon Typhon sollte auch die Fruchtbarkeit und Gebärkraft bei den Menschen hemmen. Wenn wir in der Beziehung bei Prophyrius lesen, „man habe auch in Heliopolis der Hera an einem Tage drei Menschen geopfert, die wie die Kälber geprüft und mit dem Siegel versehen worden sein, bis Amasis dieses Opfer abgeschafft und Wachsfiguren an die Stelle gesetzt habe," so dürfen wir schwerlich, wie Schwenck mit Recht erinnert, an diese sogenannte Hera in einem andern Sinne denken, als dem, daß sie sich auf die Geburten bezogen habe. „Wie man das Leben der Kinder oder ihr Haupt von der Gottheit löste, so hat man der Eileithyia Menschenopfer dargebracht, sie zu sühnen, daß sie nicht Unfruchtbarkeit kommen oder die Geburten verderben ließ."

---

13. Der Gott des Lichtes und des Feuers, Phtha (der ägyptische Hephästos oder Vulcan).

Das Wesen dieses Gottes ist zwar sehr schwer zu bestimmen: so widersprechend einander und so vage sind die Nachrichten über ihn; indessen treffen doch die meisten derselben in dem überein, was wir oben zur Ueberschrift gewählt. Aus dem Grunde tragen wir kein Bedenken, ihn so zu fassen, daß er, Phtha, der Gott des Lichtes und des Feuers in der Natur sei Cicero nennt ihn, doch wahrscheinlich ganz dem ägyptischen Glauben gemäß, den Vater der Sonne, also in offenbarer Beziehung auf Licht und Feuer. Manetho soll gesagt haben, Phtha scheine bei Nacht und Tage und habe aus dem Grunde keine Zeit insbesondere: was mindestens auf Lichtschein und Feuerbrand sich deuten läßt. Clemens von Alexandrien u. a. spätere Berichter sagen geradezu, Phtha bedeute im Aegyptischen das Feuer. Höchst bemerkenswerth ist eine Inschrift, die neuerdings Ampère bei Ipsambul in Aegypten aufgefunden hat — sie ist aus dem 4ten oder 5ten Jahrhundert vor Chr. — die da besagt: „Während der Anwesenheit Abd Phtha's, Sohn Itaris, traf dieß Thor die Gewalt Phtha's, der den Blitz schleudert" (Révue archéol. 1847. Mars). Sonach war Phtha auch der Gott des Blitzes.

Sein Symbol war der Käfer, das Sinnbild des am Himmel dahin rollenden Sonnenballes, also doch wahrscheinlich auch im vorliegenden Falle des Lichtes, des Feuers.

Seine vorzüglichste, vielleicht locale Verehrungsstätte hatte Phtha zu Memphis und daselbst ein großes merkwürdiges Heiligthum, das schon der erste König von Aegypten erbauet, die nachfolgenden Herrscher weiter ausgeschmückt haben sollen. In dem Dromos desselben wurden dem Gotte zu Ehren Stierwettkämpfe gehalten, zu welchem Zwecke und in welcher Bedeutung? ist freilich unbekannt.

Phtha ist zwergmäßig in Memphis dargestellt gewesen gleich den phönicischen Pataken, als ein kleines, nacktes, kahlköpfiges, plumpes und unförmliches Kind, und war also auch insofern dem Hephästos gleich, dessen anfängliche Abbildungen ebenfalls diese Gestalt repräsentirt haben sollen.

Das spätere historisirende Zeitalter dichtete von ihm, er habe zuerst über die Welt geherrscht, und auf der Inschrift des Obelisken zu Rom heißt er der Vater der Götter (nach Hermapions Erklärung). Jamblichus deutet ihn als den Herrn der Wahrheit und als den mit höchster Kunst und Wahrheit Alles vollbringenden Gott, und auf manchen Bildwerken sieht man wirklich die Göttin Wahrheit (ma) als seine Tochter vor ihm stehen. Alles Notizen freilich, aus denen wir keine weitere Aufklärung gewinnen.

14. Die Heilkraft, Imuthes oder Imuthos, der ägyptische Asklepios.

Er ward verehrt zu Memphis, welche Stadt auch durch diesen Cultus verherrlicht worden. Seine Priester unterrichteten und übten wahrscheinlich auch die Arzneikunde. Diese Kunst und Wissenschaft ist bekanntlich in Aegypten sehr frühzeitig bekannt gewesen, und so ist es um so eher möglich, daß man sie als etwas Göttliches erkannt und apotheosirt hat. Der Name hat freilich große Aehnlichkeit mit dem des phönicischen Heilgottes (Esmun), der semitischen Ursprungs ist. Und so möchte man beinahe annehmen, daß hier die Verpflanzung eines fremden Gottes nach Aegypten statt gefunden.

III. Abschnitt.

Dem Wesen nach unbekannte Gottheiten.

1. Antäus.

In Oberägypten lag eine Stadt, welche die Griechen Antäopolis nannten, weil daselbst ein Gott verehrt wurde, dessen ägyptischen Namen sie gräcisirt und in Antäus verwandelt hatten. Den ägyptischen Namen kennen wir nicht; eben so wenig erfahren wir etwas über die Bedeutung des Gottes. Auch aus den Legenden läßt sich nichts entnehmen; denn sie sind aus später, hellenischer Zeit und so vermengt mit den ächt griechischen Sagen von einem Antäus, dem vermeintlichen Gegner des griechischen Herakles, daß an eine Scheidung und Sichtung der betreffenden Notizen schwerlich je gedacht werden kann. Das Alles, wofern nicht Otfr. Müller (kleine deutsche Schriften II. Bd. S. 10.) Recht hat, daß der Antäos-Mythus und Cultus aus später, erst der griechisch-ptolemäischen Zeit herrührt.

---

2. Der ägyptische Herakles.

Die Aegypter verehrten einen Gott Namens Chon oder Sen (Sem), in den Hieroglyphen Khun-su genannt. Den haben die Griechen ihrem Herakles gleich gestellt, aber aus welchem Grunde und ob welches Wesens? das ist die Frage. Nach der Aegypter Aussage oder Annahme rechnete er sich zu den zwölf Göttern (zur zweiten Götterreihe), wäre er ein uralter Gott, und der Name des

griechischen Herakles (nach Herodot) aus Aegypten entlehnt, und eben daher stamme er selbst, was freilich schon auf den ersten Blick ganz närrisch klingt und keinen Halt hat. Daß er mit dem Gotte Ammun in Verbindung gedacht worden, lehrt die oben angeführte Legende, nach welcher Herakles gern den Ammun habe sehen wollen. Macrobius erklärt ihn für den Sonnengott, nach späterer synkretistischer Weise, womit freilich Plutarch (de Isid. 41.) übereinstimmt, wenn er sagt: die Aegypter geben an, Herakles hause in der Sonne und bewege sich mit derselben herum. Bei Cicero lesen wir, Hercules (der ägyptische) sei ein Sohn des Nil gewesen und habe die phrygischen Schriften verfaßt! Lauter vereinzelte nichts sagende Notizen; daher wir bekennen müssen, über diesen Gott nichts Sicheres beibringen zu können.

---

3. Der ägyptische Kriegsgott (Ares).

Zu Papremis, einer Stadt im Delta, ward ein Gott verehrt, der von den Griechen für gleich ihrem Ares erachtet wurde. Er hatte daselbst einen Tempel. Sein Fest war ein allgemeines, aber der Gebrauch dabei ganz eigenthümlich und seltsam, ein Prügelkampf. Nehmlich am Abend vorher, wenn die Sonne sich neigte, waren einige wenige Priester mit dem Götterbilde beschäftigt; die Mehrzahl dagegen stand am Eingang des Tempels mit hölzernen Keulen. Andere Leute aber, welche darin eben ein gethanes Gelübde vollzogen, über tausend Mann, standen mit Prügeln in den Händen zusammengedrängt auf der andern Seite. Nun brachte man, ebenfalls noch am Abend vor dem Feste, das in einem vergoldeten hölzernen Häuschen befindliche Gottesbild in ein anderes heiliges Gebäude. Am Festtage selbst zogen darauf die Wenigen, welche bei dem Bilde geblieben waren, einen vierrädrigen Wagen, worauf das Tempelchen mit dem Bilde darin stand, und wollten damit in das eigentliche Heiligthum hinein; die Andern aber, welche sich im Vorhofe aufgestellt hatten, wehrten ihnen. Da halfen indessen diejenigen, welche das deßfallsige Gelübde auf sich genommen hatten, gleichsam dem Gotte nnd schlugen auf jene los. Da gab es denn einen tüchtigen Prügelkampf, wobei man sich dermaaßen die Köpfe zerschlug, daß wohl Mancher an den Wunden starb. Indessen gaben die Aegypter vor, es käme Keiner davon um. Das Ende vom Liede war, daß der Gott in sein Heiligthum wieder einrückte.

Eine Legende sollte den Ursprung dieses Gebrauches darlegen, aber sie ist so unpassend erdacht und so nichts sagend, daß man daraus nichts ersieht, eben so wenig aus dem Gebrauche selbst. Auch geht uns daraus nichts Entscheidendes hervor, daß in den Gebieten von Papremis das Nilpferd für heilig gehalten worden. Denn dies Thier galt sonst für ein Symbol der Unverschämtheit.

Der Gott orakelte auch, wie so viele ägyptische Gottheiten

Aber sicherlich allein um jenes Kampfes willen haben die Griechen den Gott mit ihrem Ares combinirt, also um eines sehr oberflächlichen Merkmales willen.

Libyen

hat nur auf die Mythologie der Griechen in Bezug auf Pallas Athene, Herakles und Poseidon eingewirkt mit seinen wenigen daselbst vorhandenen eigenthümlichen Culten, von deren Wesen wir im Allgemeinen zu wenig wissen, als daß sie hier könnten in Betracht kommen.

B. Die Hauptreligionen Asiens, welche auf die griechische eingewirkt.

I. Die Religion der Indier.

1. Charakteristik derselben.

Die Religion der Indier oder Hindostaner ist ebenfalls eine naturwüchsige organische Pflanze, entsprossen aus der allgemeinen Anlage im Menschen zur Religion, und hat sich hervorgebildet allmählich zu einem Systeme von Glaubens- und Cultus-Meinungen und Gewohnheiten. Sie ist mithin keine gelehrte, keine geoffenbarte, sondern eine Naturreligion. Sie ist ferner Naturreligion in der Art, daß sie in Gegenständen, Kräften der Natur das Göttliche anerkennt und anerkennen lehrt. Hervorgegangen aus allgemeinem Monotheismus, ist sie später Polytheismus geworden, der jedoch wieder im Verlaufe der Zeit bei vorgeschrittener Verstandesbildung zum Monotheismus künstlich hinaufgeschraubt und bei einzelnen denkenden Weisen in Pantheismus umgeschlagen ist. Eben so ist jene Verehrung von sinnlichen Naturkräften in späterer Zeit in Manchem zum höhern, geistigern Glauben veredelt worden, der auch nicht aller sittlichen Momente entbehrt; im Ganzen aber hat sie, selbst nicht rein und lauter hinsichtlich ihrer Begriffe und Lehren, auch ihre Bekenner nicht von Verirrungen abgehalten. Einerseits haben selbige die Verehrung Gottes nicht selten in einem bloßen Hingeben, in dem Vernichten ihres realen Selbstbewußtseins, in stumpfem Nachdenken und Hinbrüten, in Selbstmord und in Duldung selbstauferlegter Qualen und Entbehrungen, andrerseits in wildem Taumel, in loser Befriedigung der natürlichen Begierden und Triebe gesucht. Die Religion der Inder besteht mehr in einem Wust von Vorschriften leerer Gebräuche, als in wahrhaftem, aufgeklärtem Glauben.

Und ein in sich zusammenhängendes, geordnetes Ganzes bildet sie nicht, auch nicht in dem eigenen Religionsbuche, den Vedas: das Einzelne steht zumeist lose und locker bei einander. Niemand suche daher in derselben durchgängige Einheit oder Uebereinstimmung. Unebenheiten, selbst Widersprüche die Menge, wie es in einem solchen naturwüchsigen Organismus der verschiedensten Individuen nicht anders sein kann.

Was den Cultus anbetrifft, so besteht der meist aus einer Unzahl von Gebräuchen, die mit besonderer, freilich nur äußerlicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen sind. Außerdem hat sich der religiöse Geist der Inder versucht in Aufführung großartiger Gebäude (Pagoden, Felsentempel), in Anfertigung an Symbolen reicher aber nicht gerade ästhetisch-schöner Bildwerke und poetisch-literarischer Werke (epischer Gedichte), in welchen sich Poesie, Religion und Philosophie auf eine durchaus phantastische Weise mengt, Göttliches und Menschliches bunt durcheinander läuft, und Bläße, Steifheit und symbolische Absichtlichkeit der Gestalten sehr den Eindruck schwächt.

Im Uebrigen ist wohl zu unterscheiden zwischen dem eigentlichen Volksglauben, der reich ist an schönen einzelnen Lehren, und den Legenden und jenen philosophischen und poetischen Phantasien der spätern Zeit und einzelner theosophirender Individuen.

Sie ist also aus mehr als einem Grunde nicht immer dieselbe geblieben. Hervorgegangen aus einem Embryo von religiösen Trieben, Gefühlen, dunklen Vorstellungen, ist sie durch mehrfache Phasen der Entwickelung hindurchgegangen und hat dabei auch wenigstens gestreift an die occidentalischen von Hellas und Rom. Doch ist die Kenntniß dieser ihrer Geschichte sehr dürftig: nur wenige Quellen stehen uns zur Aufklärung derselben zu Gebote.

---

2. Geschichte der indischen Religion.

Die Geschichte dieser Religion theilt sich in zwei Haupthälften: in die vor- und in die nach-buddhaistische Zeit.

I. Periode.

Die vor-buddhaistische Zeit.

Die indische Nation ist in einer für unsern Verstand und historischen Glauben nicht mehr zu erreichenden Zeit aus Mittelasien ausgewandert und hat sich bei der Gelegenheit von den ihr verwandten Völkern, von dem übrigen indo-germanischen Stamme abgesondert. Von den dortigen Hochebenen wanderte sie durch die nordwestlichen Engpässe des Himalajah hinab in die Thalebenen Indiens. Natürlich konnte sie da nur diejenigen religiösen Vorstellungen mit hinbringen, welche dem Urstamme überhaupt bis daher eigen gewesen waren, jene Elemente, aus welchen sich bei den verschiedenen verwandten Völkerschaften dieses Stammes die verschiedenen Religionen herausgebildet haben, also, wie schon oben (S. 7.) erörtert worden, den

allgemeinen Glauben an eine Gottheit (dèva-s), die im glänzenden Aether wohne, den Himmel lenke und das Licht, den Tag, die Helle hervorbringe. Das unterliegt um so weniger einem Zweifel, als wir solche selbe Ideen auch in dem Cultus der mit den Hindus verwandten alten Perser entdecken werden.

Hieraus hat sich im Lande selbst, aus dem Volke gemäß den tellurischen Verhältnissen des Landes und dem dadurch modificirten Charakter des Volkes, eine bestimmte concrete Religion gebildet, eben die indische. Der Mittelpunct derselben ist der Dienst der Sonne, Brahma [eigentlich der Leuchtende, von brih oder barh leuchten *)] genannt, und dieser Monotheismus war anfangs wohl über ganz Indien verbreitet, indessen doch wohl nicht so, daß nicht der Gott hin und wieder lokal eine besondere Benennung erhielt, namentlich Siva (die furchtbare Allmacht Gottes) und Vischnu (der Durchdringer?). Als man nun später anfing zu reflectiren über die religiösen Zustände und zu abstrahiren und combiniren, mochte man dieses Verschiedene in Einklang zu bringen suchen. Die Folge davon war die Annahme der Trimurti oder einer Art von Dreieinigkeit. Den Vedas liegt noch heutiges Tages die Lehre von Einem Gotte zum Grunde, und er emanirt sich selbst da noch nicht in jene ungeheure Vielgötterei, welche der spätere indische Glaube trennt, sondern nur in die einfachsten Naturerscheinungen: die Sonne, den Mond, die Planeten, die Elemente, den Regen, die Morgenröthe u. s. w.

Der Inder ist aber überhaupt ein sich gern in tiefe Speculationen versenkender Mensch. Daher nicht zu verwundern, wenn er über die Welt und ihre Räthsel weiter noch philosophirt und theosophirt und so ein System aufgeführt hat, was im hohen Grade ausgebreitet, aber eben so phantastisch ist, wie all sein Denken und Dichten, weßhalb denn auch Hegel die indische Religion die der Phantasie benannt hat. Obschon man noch immer zweifeln kann, ob auch wohl diese philosophischen Phantasien in die Volksreligion alle Eingang gefunden haben, ob sie nicht wenigstens zum Theil bloßes Eigenthum der gelehrten Classe geblieben. Aber Vielgötterei ist daraus hervorgegangen, indem man eine Menge Emanationen und Incarnationen des höchsten Wesens annahm, je nachdem man in diesem oder jenem sinnlichen Körper, in dieser oder jener Kraftäußerung etwas Göttliches zu finden glaubte. Und diese unendliche Masse von Wesen vertheilte man dann in gewisse Gattungen, machte ein ordentliches System daraus, freilich auf wenig logische Weise.

Andrerseits suchte der Inder seinen Glauben äußerlich darzuthun durch eine Menge äußerlicher Gebräuche: er ist darin großartig gewesen. Jedes Thun im religiosen Leben ist bei ihm schon früh eine bestimmte Sitte, eine vorgeschriebene Weise geworden. So mußte denn die Religion bei ihm bald erstarren zu bloßer Werkthätelei, die ihre Aufgabe darin sucht, daß sie jeden Gebrauch mit der scrupulösesten Genauigkeit vollführt, wenn auch das innere Gemüth noch so wenig Antheil

*) Anders Benfey in d. allgem. Encyclop. u. d. A. Indien S. 167 u. 472.

nimmt. Dieser frostige Zustand gab Anlaß zu einer Art von Reformation in einem der unsrer Jahresrechnung zunächst voraufgegangenen Jahrhunderte: Einige meinen um 550, Andere 390 v. Chr. Und damit beginnen wir die

---

II. Periode.

Die nach-buddhaïstische Zeit.

Es war also im 6ten (oder 3ten) Jahrhunderte vor Chr., wo ein indischer Königssohn Namens Ca-kya-muni, bis daher ein Einsiedler, der sich durch langjährige strenge Bußübungen und in sich gekehrte Betrachtungen zum Buddha, d. i. einem Weisen, erhoben hatte, auftrat, nachdem er schon eine Menge Schüler um sich versammelt, und zwar in Opposition zu der starren und verdorrten Lehre des Brahmaismus. Er suchte Freiheit, Leben und Wärme in dieselbe wieder hineinzubringen. Zu dem Ende stürzte er nicht nur das schwere politische Joch, das auf dem Volke lag, namentlich die Casteneintheilung, sondern er kehrte eine geläutertere Anschauung der ewigen Weltordnung und drang auf reinere als bloße werkthätige Tugend, erkannte auch zu dem Behufe ein Urtheil dem Volke zu in Religionssachen. Buddha behielt im Ganzen den alten Polytheismus bei; doch setzte er den Einen Gott über alle übrigen als Untergötter, führte also wieder eine Art von Monotheismus ein. Freilich ist derselbe nicht wie der jüdische, christliche oder muhamedanische, sondern ein völlig abstracter Begriff des Alles, welches aber zugleich Nichts ist. Es ist mithin der Buddhaismus ein Pantheismus, der zugleich in Nihilismus überschlägt.

In diese zwei Religionen theilt sich noch heutiges Tages die indische Welt.

Um die Zeit aber ungefähr, wo diese Reformation der indischen Religion geschehen, trat Indien ein in das Licht der allgemeinen politischen Geschichte, und zwar nur erst von ferne unter dem persischen Könige Darius Hystaspis und dessen Nachfolgern, klarer und heller durch Alexander den Großen. Der Begleiter desselben, Chares von Mytilene, kennt bereits den indischen Weingott Surâdevas unter dem Namen Soroadeios: die Verehrung desselben galt dem Alexander und seinen Soldaten für die Verehrung des griechischen Dionysos. Megasthenes (zur Zeit des Seleucus) weiß zu erzählen, Bacchus habe in Indien funfzehn Menschenalter früher als Hercules gelebt; der letztere Gott sei auch nach Indien gekommen und habe dort viele Söhne und eine Tochter Namens Pandâa gezeugt und der letzteren ein großes Reich hinterlassen. Dieß uns zum Zeugniß, daß die indische Götterwelt bereits nun hineingezogen war in die hellenische. Es leidet keinen Zweifel, daß der erstere Gott mit seinem Panther- oder Löwenfelle,

auf welchem auch der indische Gott Siva sitzend dargestellt wird, mit seinen vermeintlichen Nachkommen, den Sibä, den Siva vorstellen soll, welchen ebenfalls eine silenische Trunkenheit zugeschrieben wird, dahingegen unter dem indischen Hercules der Vischnu verborgen ist *). Weiter ward nun vielfältig die Mythologie jener beiden hellenischen Gottheiten, denen man ja eben weite Züge nach entfernten Gegenden angedichtet, mit indischen Mythen bereichert oder auf Indien ausgedehnt, ein Nysa z. B. in diesem Lande gefunden oder fingirt, der Paropamisus als Paropanysus gedeutelt u. dgl. m. Unter den Ptolemäern, Seleuciden, den römischen Kaisern nahm der Verkehr mit Indien zu auf mercantilischem und politischem Wege, und Gymnosophisten kamen von daher nach dem Abendlande, suchend durch ihr cynisches Leben zu imponiren. Natürlich kamen da auch wenigstens einzelne Ideen der indischen Religion mit in Umschwung und wurden wohl von den Mythologen, Philosophen u. s. w. mehrfach in das Bereich abendländischer Weisheit hereingezogen. Sie hat also unbestritten auf die Religion der Griechen und Römer in späterer Zeit eingewirkt, aber freilich doch nur von ferne und so, daß das Fremde leicht auszuscheiden ist. Wenn sonst noch tiefer sich abendländische Ideen mit indischen berühren, so berücksichtige man, was von Bohlen in dem oft angeführten Werke in der Hinsicht sagt (S. 127.): „Die Berührung sehr vieler indischer Religionsideen mit griechischen, italischen und skandinavischen ist so auffallend, daß es auch der oberflächlichsten Betrachtung einleuchtet, und gar manches lustige System ist auf diese bemerkte Aehnlichkeit gebauet worden; allein der Gang der menschlichen Bildung muß bei der Gleichheit natürlicher Anlagen und der allgemeinen Norm rein äußere Bedingungen, unter welchen ihre Entwickelung beginnt, überall ähnliche Erscheinungen hervorbringen. Außerdem sind auch jene Berührungen, wenn sie gründlich verfolgt werden, nicht größer als es die sind, welche zwischen einigen Erzeugnissen der Litteratur des indischen und hellenischen Volkes, zwischen der indischen Philosophie und der griechischen vor Plato, zwischen dem Sanskrit und den Sprachen der verwandten Stämme obwalten: überall die gleichen Keime und Anlagen."

3. Die indische Religion an und für sich.

Wir haben im Obigen gesehen, daß der Ausgangspunkt der indischen Religion die physischen Begriffe von Helligkeit, Licht, Tageshelle, der Sonne gewesen, und der Sonnencult, verbunden mit dem des Feuers und des Lichtes, oder, mit Einem Worte, der Brahmaismus ist der Mittelpunct derselben. Noch jetzt ist derselbe geltend, wenn man ihn neuerdings schon auch verklärt hat zur Verehrung eines reinen, unmateriellen höchsten Wesens. Wird doch von ihm, dem

*) Vgl. v. Bohlen Indien I. B. S. 148.

Brahma, noch immer gesagt: er schlafe zur Zeit des winterlichen Regens, ersterbe, werde mit dem Erwachen des Frühlings wieder neu geboren u. s. w. Mithin knüpft sich an ihn auch die Vorstellung von der Naturkraft der Fruchtbarkeit, des Zeugens, des Fruchtsegens. Man ehrt ihn durch Opfer, Gebete, Hymnen, Feste u. dgl.

Von der Idee eines steten Lichtquelles und eines allnährenden höchsten Wesens war der Uebergang leicht dazu, den Brahma auch als weltschaffenden Geist zu nehmen, der, unabhängig von der Sonne, diese so wie das ganze Universum hervorgebracht habe, der alles Thun der Wesen in der Welt wahrnehme, der aber dessenungeachtet nur unter dem Bilde der Sonne, in der Sonne zu verehren sei. Nach und nach hat sich diese Idee, vielleicht gehoben durch christliche Einflüsse, zum reinsten Monotheismus bei den edelsten Geistern ausgeprägt: Brahma ist zu einem neutralen Abstractum geworden, bezeichnend den durch sich selbst Seienden, bezeichnend das Wesen, von dem alle physische wie moralische Machtvollkommenheiten der Welt emaniren, in dem Alles seinen letzten Grund hat, das sich in den verschiedensten Hervorbringungen kund gegeben und noch kund giebt, das man aus diesen seinen Werken kennen zu lernen nicht nur vermöge sondern auch bestrebt sein müsse, das indessen doch zu hoch stände, als daß es könne ganz erkannt, durch ein Bild wieder gegeben, in einer Legende oder Mythe dargestellt werden. Er heißt darum specieller das Urgroße (Parabrahma), das Unsichtbare, das Unerschaffene u. s. w.

Unter dem, was aus ihm geflossen, durch Emanation von ihm entstanden ist, ihn, seine Macht und sein Wesen repräsentirt auf die mannigfaltigste Weise, folglich Göttliches in sich trägt, ja selbst göttlich, obwohl als solche Emanation untergeordneter Art ist, nimmt aus dem oben angeführten Grunde die Sonne die erste Stelle ein: sie ist die unmittelbare Weltschöpferin, deren sich Brahma zu dem Behuf ausschließlich bedient hat, der demiurgische Brahman; nach ihr kommen erst dem Range nach die andern Wesen, die das Göttliche und seine Manifestationen im Einzelnen repräsentiren, deren unzählige sind. Sie ist des großen Geistes Statthalterin in der Welt. Durch sie und noch mittelbarer durch die übrigen göttlichen Wesen andrer Art leitet Brahma die Herrschaft über die Welt. Selbige stehen mehr oder weniger, aber unmittelbar, den Gegenständen der Natur u. s. w. vor. So z. B. gibt es ein besondres göttliches Wesen für das Feuer, das Wasser, die Luft, den Wein, den Ganges u. dgl. m.

Diese untergeordneten Wesen stehen insofern natürlicher Weise der Vorstellung des gemeinen Volksverstandes näher als Brahma. So ist es denn gekommen, daß der letztere in der Idee des Hindu in den Hintergrund getreten ist, in eine Art von unerreichbarer Höhe, während die niedern Wesen in derselben lebendiger leben. Der frühere Monotheismus ist solchergestalt freilich zum vielgespaltenen Polytheismus geworden oder bei denkenden Personen zum Pantheismus.

Unter den göttlichen Gestalten der niedern Ordnung stellen sich vor allen heraus Siva und Vischnu, deren Cultus gleichsam für dieß zweite Stadium des Brahmaismus durchaus charakteristisch ist. Er

bildet im Allgemeinen noch jetzt die Grundlage des indischen religiösen Glaubens und Lebens. Siva — die Etymologie und ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist unbekannt — ist ursprünglich die göttliche Allmacht als besonderes Wesen gedacht, nur aber von der furchtbaren Seite aufgefaßt, mehr in ihrer zerstörenden und vernichtenden als in der schaffenden und erhaltenden Bedeutung. Er waltet auch zuerst und zuvörderst im Feuer; daher ist sein Symbol ein mit der Spitze nach oben zugekehrtes Dreieck. Insofern er über die Zeugungskraft in der Natur gebietet und im Menschenleben, selbige kann aufhören machen, ist sein Behikel der Stier als das Symbol der Zeugung, sein Hauptsinnbild der Lingam. Seine Farbe auf Bildwerke ist weiß, warum? ist dunkel. Er hat drei Augen (auf der Stirn noch ein drittes), um seine Herrschaft über die drei Welten, die der Hindu annimmt, zu bezeichnen. Außerdem sind ihm vier Arme gegeben, die sich schon von den Schultern an gliedern, wohl um seine Macht anzudeuten.

Vischnu dagegen wird als mildes, wohlthätiges Wesen gedacht: er ist der Gegensatz zum Siva, ist der Erhalter der Welt und ihr Beglücker, auch im Menschenleben. In letzterer Beziehung wird er gedacht, wie er sich von Zeit zu Zeit in irdische Gestalten verkörpert, um sich für Tugend und Wohlfahrt der schwachen Sterblichen thätig zu erweisen. Man zählt bereits neun solcher Verkörperungen oder Fleischwerdungen (Incarnationen); die zehnte steht noch zu erwarten am Ende der gegenwärtigen Weltordnung, zu Anfange eines Reiches sittlicher Vollendung und des höchsten, reinsten Glückes. Menschwerdungen der Art sind bisweilen geschichtliche Personen, die große Veränderungen im Leben der Völker und neue Epochen bewirkt haben, bisweilen aber bloße Dichtungen von Liebschaften, von Eroberungen. In solcher Eigenschaft wird er denn auch vor allen übrigen Untergöttern am meisten geehrt und gefeiert; seine Mythologie ist am meisten angebauet und am reichsten ausgestattet. Im Speciellen denkt man sich ihn als den Gott des Wassers. Das Wasser aber ist den Vischnuiten der Urstoff und Erhalter aller Dinge, das Weltprincip. Darum ist seine Farbe an Bildwerken dunkelblau oder grün, und sein gewöhnliches Symbol ein Dreizack mit der Spitze nach unten oder eine perpendiculare Linie, die Symbole des Wassers. Wird er als Luft gefaßt, so bezeichnet ihn eine horizontale Linie. Sonst ist er kenntlich an der Lotusblume, die aus seinem Nabel wächst, dem Symbole des Schaffens und Entstehens.

Zu diesen beiden Gottheiten wird nun Brahma in einem speciellern Verhältnisse, im Verhältnisse ziemlich der Gleichheit gedacht und so als Schöpferkraft gefaßt. Alle drei machen dergestalt eben jene Dreieinigkeit (Tri-Murti) aus, in der zwar Brahma immer den obersten Rang einnimmt und die Prädicate Urvater, Herr der Schöpfung, Schöpfer, Weltenbilder u. dgl. führt. Seine Farbe ist auf Bildwerken roth und der Flamingo aus der Zahl der Vögel ihm heilig, gewiß in Bezug auf des Gottes ursprüngliche Eigenschaft als Sonnengott. Sonst wird er dargestellt mit vier Gesichtern, um seine All-

kenntniß, ingleichen mit vier Händen, um seine Allmacht zu bezeichnen. Aber Tempel sind ihm nicht geweiht, auch hat er keinen Cultus, weil er voraestellt wird als der in sich einfache abstracte Gott, als die reine Einheit des Gedankens in sich selbst.

Daß nun bei jener unendlichen Zahl göttlicher Wesen, an die der Inder glaubt, gerade diese drei ausgewählt sind, um jene Tri-Murti zu bilden, davon ist wohl der Grund theils die Vorstellung von der Hoheit jener Eigenschaften, welche Siva und Vischnu im Geiste der Hindu von jeher dargestellt hat, theils die Heiligkeit der Dreizahl, welche wiederum in den vielfach in der Natur hervortretenden Trinitätsverhältnissen ihre sinnliche Grundlage haben mag.

Unter den übrigen Gottheiten wollen wir nur noch die acht „Welthüter" nennen, die den acht Theilen der Welt, welche der Hindu annimmt, vorstehen sollen, und unter ihnen als das Haupt aller niedern Götter den Indra, den Gott des sichtbaren Himmels, des Firmamentes, der Sonne, ferner der Gottheit des großen Stromes, der das Land von NW. nach SO. durchzieht, des Ganges, gedacht als Göttin Ganga (die ihren Namen nebst dem Strome daher bekommen hat, daß sie herabkommt [gâ=gehen]), entsprungen aus dem Haupte Siva's, dessen Wasser an der Quell für besonders heilig, dessen Quelle selbst für so heilig gilt, daß man Wallfahrten dahin in Unmassen von Menschen anstellt, und daß sein Wasser, weil bei den täglich vorzunehmenden Reinigungen unentbehrlich, in versiegelten Krügen mehrere hundert Meilen weit ins Land getragen wird. Endlich ist noch, wegen ihrer Vermengung mit dem griechischen Herakles und Dionysos, der Gott Dorsanes und Surabêwas zu erwähnen; allein eine speciellere Kenntniß von denselben vermögen wir nicht zu geben.

Außer diesen allgemeinen Gottheiten hat fast jedes indische Haus seine besondern Hausgötter, die ganz nach Willkür gewählt werden, aber täglich eine Libation erhalten müssen, eine jede Gegend ihre lokalen Götter, vornehmlich auf Kreuzwegen, in Wäldern und an Flüssen. Größere Familien unterhalten einen besondern gemeinsamen Hausgottesdienst und für denselben einen eigenen Hauspriester.

Was das Aeußere gleichsam dieser Gottheiten und ihr allgemeines Verhältniß zu den Menschen anbelangt, so bemerken wir darüber noch Folgendes *): Im Ganzen kommen selbige (nach dem volksthümlichen Glauben oder vielmehr nach der Darstellung dieses Glaubens durch die Dichter ganz den altgriechischen und römischen gleich. Von Hause aus sind sie nicht unsterblich, sondern erst wenn sie Amrita, d. i. eine Art Ambrosia, genossen, werden sie unsterblich und göttlich zugleich und können in Folge dessen diese Eigenschaften sodann, auch ohne den Trank, auf Sterbliche übertragen. Daß aber solche Unsterblichkeit, wie nach griechischer Vorstellung, nur auf ein langes Leben sich beziehe, wird daraus ersichtlich, daß, wie dort Ares sterben kam, Odysseus die Circe tödten will, hier die indi-

*) Nach von Bohlen a. a. O. S. 183 ff.

schen Götter sich wechselseitig bekämpfen, tödten und zuletzt, beim großen Weltopfer, sämmtlich als endliche Wesen untergehen können. Indiens Götter wohnen, wie die griechischen auf dem Olympos, so auf der Spitze des Himalaya, oberhalb der Schneeregion, in paradiesischen Gärten und Palästen. Die höchsten Gipfel des Gebirges, in ununterbrochener Heiterkeit glänzend, werden von Brahma bewohnt, und wie bei den Griechen Apoll als Citherspieler und die Musen als Sängerinnen und Tänzerinnen nach aufgehobener Tafel erscheinen, so werden hier die Götter durch die Töne der Gandharfen und die Tänze der Apsarasen entzückt. Den Menschen besonders wohlwollende und freundliche Wesen sind sie eben nicht. Sie sind zwar die Urheber alles Guten, noch mehr aber diejenigen, welche die Mängel und Vergehen der Sterblichen zu erspähen suchen, bei ihnen einkehren, um sie zu erproben, und dann mittelst Opfer und Geschenke, welche für sie die Priester in Empfang nehmen, sich besänftigen lassen. Dabei haben sie alle Launen der homerischen Götter. Wie diese sich schlagen, stehlen, mancherlei Lüsten ergeben sind, und Ares gleich einer ganzen Armee von Zehntausend brüllen kann, — Aehnliches gilt, und noch mehr, von den untergeordneten Gottheiten der Indier. Ihre Mythologie übertrifft die der Griechen noch an Unzüchtigkeit.

Hinsichtlich ihrer Gestalt werden die indischen Götter außer Brahma gedacht mit schöner Figur und großer Stärke, und deßhalb auch im Gewöhnlichen kolossal abgebildet, so daß irdische Gegenstände gegen sie klein erscheinen. Wenn sie ihre Wohnung verlassen, hüllen sie sich in eine ätherische Lichtsubstanz oder ziehen einen dichten Schleier um sich. Sie erkennen sich selbst einander leicht; aber den gewöhnlichen Sterblichen bleiben sie unsichtbar, weil sie zugleich keinen Schatten werfen. Ihre Augen strahlen, ihre Bewegungen sind schnell, und wie Poseidon in drei Schritten von Samos bis Samothracien wandert, so durchschreitet Vischnu mit drei Schritten die ganze Welt. Sie tragen gewöhnlich Kränze, welche nie verwelken, Götter der Gestirne auch eine Strahlenkrone, ferner kostbaren Schmuck oder duftende Gewänder, vor allen die Göttinnen. Alle aber haben als Vehikel ein ihnen geheiligtes Thier bei sich, oder sie fahren auf Schiffen und Wagen. Außerdem tragen sie als Symbol ihrer Wesenheit eine Waffe oder eine Blume in den Händen: mehrere Bäume und Blumengattungen sind ausschließlich besondern Gottheiten geweihet.

Jede Gottheit hat eine Menge Beinamen; will man sich eine derselben vornehmlich geneigt machen, so darf man sie entweder nur bei milden Beinamen anrufen oder muß ihre vielen Namen der Reihe nach aufzählen. Die Laune der Götter sieht bald diesen bald jenen derselben gern. Darum ist es von Nöthen, die zahlreichen Namen, z. B. des Vischnu mittelst einer Betschnur oder eines Rosenkranzes sich zu merken.

Aus dem Ganzen wird sich jedem Unbefangenen die Verschiedenheit der indischen Religion von der griechischen klar herausstellen.

II. Die Religion der Perser.

Unter derselben verstehen wir die Religion des arischen Stammes überhaupt, also der Meder, Perser und Armenier.

1. Charakter derselben.

Die Religion der Perser ist im hohen Grade einfach; sie ist gegründet subjectiv auf dem allgemeinen Gottesglauben, objectiv auf Anschauung der Natur, erwachsen und gebildet anfangs allmählich unter und aus dem Volke heraus, organisch, dann später durch ein einziges Individuum weiter fort- und zu einem Systeme ausgebildet, durch Zorraster (eigentlich Zaràthuschtra, im 6. Jahrhundert vor Chr.). Auf dieser letztern Stufe hat sie sich erhoben zum Begriffe des in der Welt obwaltenden Gegensatzes des Guten und des Bösen, sowohl im Physischen wie im Moralischen. Dieß ist allerdings ein Höheres gegen den ägyptischen und indischen Standpunct. Naturanschauung und sittliches Bewußtsein haben sich hier zu Einer Totalanschauung heraufgebildet, in welcher der im kosmischen Leben sich manifestirende Gegensatz von Licht und Finsterniß zur Unterlage gemacht ist. Dieser doppelte Dualismus ist das Princip, welches allen religiösen und praktischen Beziehungen des persischen Geisteslebens ihr bestimmtes Gepräge aufdrückt. Indem aber die beiden gegensätzlichen Begriffe personificirt worden sind, mußte der Gegensatz selbst, das stete sich Einander-Entgegenarbeiten und Aufheben, als Kampf erscheinen und symbolisch so dargestellt werden als Ringen des Lichtes mit der Finsterniß, als Ringen des Guten mit dem Bösen. Daß nun freilich der Sieg des erstern über das letztere, dessen Ohnmacht übrigens anerkannt wird, „doch in die ferne Zukunft verlegt erscheint, daß es beim Sollen bleibt, dieß ist eine Schranke des persischen Bewußtseins," die zweite, daß die Gottheit nicht rein als unsichtbares geistiges Wesen angeschauet worden ist, sondern in der Sonne und im Feuer, in Gegenständen der Natur. Selbst das Licht, was ebenfalls in dieser Religion verehrt wird, „ist nicht etwa Symbol des Guten, ein Bild, unter welchem dasselbe vorgestellt wäre; sondern eben so gut könnte man sagen, das Gute sei das Symbol des Lichtes. Es ist keines die Bedeutung noch das Symbol, sondern sie sind unmittelbar identisch." Die Alten kannten noch nicht solche Scheidungen: bei ihnen flossen noch solche Vorstellungen zusammen in Eins.

Diese Religion nach zoroastrischer Lehre entbehrt keineswegs der sittlichen Elemente. Das ganze Leben des Parsen sollte dieser Lichtreligion und dieser Lehre vom Ankämpfen des Guten gegen das Uebel und vom Bekämpfen des letztern entsprechen, im Leben mit der Natur wie mit seines Gleichen: er sollte die Erde tränken, Wüsten anbauen, Bäume pflanzen, Canäle graben, Hungrige speisen, Wanderer

beherbergen, das Leben um sich her befruchten, alles Gute unter den Menschen befördern durch Wort und That u. s. w.

Der Cultus war höchst einfach: Tempel hatte man nicht; seine Opfer brachte man dar und seine Gebete an das sichtbare Lichtwesen, an die Sonne, auf Höhen und Bergen. Da es eigentlich nur Abstracta sind, was der Perser angebetet, so konnte es bei ihm auch innerhalb der religiösen Sphäre zu keinen eigentlichen sinnlich-symbolischen Darstellungen, folglich auch nicht zu Kunstschöpfungen kommen, weil das Licht, so schön und zart und ans Geistige anstreifend auch die ganze religiöse Anschauung ist, doch der eigentlich plastischen Bestimmtheit entbehrt. Nur die Blüthe des Mithradienstes hat plastische Darstellungen des Mithra (wohl meist nur im Auslande) hervorgerufen. Der Magismus ist reiner Dienst eines der sogenannten Elemente, der kein Bild der Gottheit zuließ, als nur das Symbol des in den Pyräthern von den Pyräthen unterhaltenen heiligen Feuers.

Die persische Religion ist auch nicht immer dieselbe geblieben: sie hat sich verschiedenartig fortbewegt, hat nicht allein Veränderungen und Einwirkungen erfahren, sondern auch außerhalb ihres Bereiches, des eigentlich persischen Reiches, hervorgebracht. Sie hat also ebenfalls eine Geschichte.

---

2. Geschichte dieser Religion.

Die persische Religion hat einen Hauptumschwung gehabt: dieß ist das Auftreten eines besondern Reformators gewesen, des Zoroasters. Dadurch zerfällt die Geschichte derselben in zwei Hauptperioden, in die Periode von der Einwanderung der Perser in ihr Land bis auf Zoroastér und von da ab die zweite bis zur größttheiligen Vernichtung des Parsismus durch das Christenthum und den Muhamedanismus.

I. Periode.

Von dem Entstehen der persischen Religion bis auf Zoroaster oder bis etwa 500 v. Chr.

Die persische Religion als einfaches naturwüchsiges, organisches Product.

Seiner Sprache nach zu urtheilen, welche mit dem Sanskrit und der germanischen Sprache verwandt ist, muß auch der arische Volksstamm aus dem Hochlande des mittlern Asiens gekommen sein und dort sich von jenem Urvolke losgetrennt haben, von dem auch die Indier abstammten, und das bereits eine gewisse Stufe auch von re-

ligiöser Cultur erlangt hatte. Demnach werden nicht weniger die Perser schon vor dieser ihrer Trennung die allgemeinen Begriffe von Gott als dem Schöpfer und Urheber des Tages, des Lichtes, der Helligkeit, welche jenem Urvolke eigen gewesen sind, gehabt und mit nach dem neuen Lande gebracht haben, wo sie sich in unvordenklicher Zeit schon niedergelassen. Aus diesen allgemeinen Begriffen hat sich nun daselbst die concrete Religion entwickelt, die wir unter dem Namen der persischen kennen. Auf die Gestaltung derselben hat unbezweifelt das dortige so wunderbare Naturphänomen des Asphalt-Feuers bedeutenden Einfluß geäußert, das mit jenen Urbegriffen von Licht und Wärme der Sonne, des Tages übereinkam. So konnte, so mußte sich denn hier zu Lande vor Allem derjenige Gottesdienst entwickeln, der den Persern so ganz eigenthümlich war, der Dienst, welcher die Sonne, das Sonnenlicht, die Helligkeit des Tages, den Tag selbst und das Feuer betraf. Man nannte den betreffenden Gott Mihir oder Mihr oder Meher oder nach späterer, griechischer und römischer Aussprache Mithra oder Mithras, d. i. das einzige, das Urfeuer. Sein Cultus mußte so recht seinen Sitz und seinen Mittelpunct finden bei jenen Naphthaquellen, wo es noch heutiges Tages Feueranbeter gibt. Anfangs ist der Begriff des Naturphänomens und der Gottheit natürlich zusammengefallen; bei fortschreitender Bildung haben sich aber wohl die beiden Begriffe gesondert. Wenigstens wird später Mithras als Gott getrennt gedacht von der Sonne als Naturkörper, und vom Feuer als Naturkraft. Und so ist es hier wie in Griechenland gewesen, daß zum Wenigsten bei den geistig Gebildeten nicht die Sache angebetet worden ist, sondern ein Genius, ein Geist, der in der Materie wohne. Weiter hat man nicht minder gewiß bald angefangen, dem Gotte selbst einzelne Epitheta zu geben, diese dann gleichfalls als Persönlichkeiten zu betrachten oder die mit dem Lichte und dem Feuer verwandten oder selbst conträren Gegenstände in der Natur besonders zu apotheosiren. Es entstand daraus nach und nach nothwendiger Weise ein Polytheismus. Und der ging dann über in das ganze Leben des Volkes, des Staates; die Religion ward nehmlich auch hier Staatsreligion und kam in die Hände einer besondern Kaste, der Priesterkaste, bei den Medern Magier, d. i. Priester, genannt.

Diesen suchte aber weiterhin der menschliche Drang, das Mannigfaltige zusammenzufassen und zu vereinfachen, wieder möglichst zum Monotheismus zurückzuführen. Das der Anfang der

---

II. Periode,

die da reicht von etwa 500 v. Chr. bis in unsere Zeit hinein.

Von der Lebensgeschichte Zoroasters wissen wir Historisches so gut wie nichts; sein Zeitalter vermögen wir nur ungefähr und selbst

so nicht mit voller Sicherheit anzugeben. Aber sicher ist, daß er nur der Wiederhersteller des ältern, einfachern, reinern Glaubens, der Reformator des im Fortgange der Zeit verbildeten und verrenkten Göttersystems und Priesterthums war oder sein wollte: er behielt die Grundlehre der Volksreligion bei, legte sie bei seiner Lehre zum Grunde und baute darauf weiter, die Grundideen nur weiter entwickelnd. Von ihm datirt sich nun die eigentliche persische Religion, wie sie uns historisch in den historischen Quellen entgegentritt. Wobei freilich wohl zu beachten ist, daß sich Zoroaster's reformatorische Maaßregeln nicht auf Alles und nicht auf alle Gegenden des arischen Stammes erstreckt haben: wenigstens finden wir nicht in Allem Uebereinstimmung zwischen den Vorschriften des Religionsbuches Zendavesta, das die zoroastrische Lehre enthält, und den persischen Gewohnheiten. Aufgetreten ist er sicherlich unter den Medern, und wären diese das herrschende Volk geblieben, so hätte es allerdings geschehen können, daß die zoroastrische Lehre sich hätte überallhin gleichmäßig verbreiten können. Da indessen die Perser der dominirende Stamm wurden, so nahmen diese wohl nur an, was ihnen beliebte, das Allgemeine vornehmlich, und im Einzelnen ließen sie manche ihrer eigenen volksthümlichen Einrichtungen und Gewohnheiten bestehen.

Auch blieb wohl der Mithrasglauben, den übrigens schon Herodot auszeichnet, Volksglaube, und die geläutertere Lehre des Zoroasters ward das Eigenthum der höhern, gebildeten Stände, vornehmlich unter den Persern, als selbige die vorderasiatische Welt beherrschten. Wenn die Religion so verwuchs mit dem Staatsleben des Volkes, so hat sie und ihre Priesterschaft doch nie vorgeherrscht und despotisirend über das Ganze obgewaltet.

Uebrigens haben die Perser diesen ihren Glauben nicht etwa in Folge ihrer Obmacht zu verbreiten gesucht mit Gewalt der Waffen oder durch besondere Vergünstigungen — die Perser waren tolerant gegen ihre Untergebenen — wohl aber hat er sich wie von selbst den Hebräern mitgetheilt, als diese in der babylonischen Gefangenschaft waren und mit Babylon in die Herrschaft der Perser übergingen, zwar nicht als physischer Dualismus, was er eigentlich war, sondern als geläuterter moralischer. Jener, der physische, fand seinen Doppelgänger in dem semitischen Glauben an einen Baal, Adon, Atta u. s. w.; beide konnten also sehr wohl mit und neben einander bestehen. Dagegen ist durch sichere Kunde bewahrheitet, daß Artaxerxes Mnemon den Cultus der semitischen Tanais in Susa, Babylon und Ecbatana eingeführt, dieser Göttin daselbst eine Bildsäule hat errichten lassen, und seitdem betrachtete man selbige wohl als das weibliche Feuer (ignis foemina, vgl. Jul Firmicus de errore prof. relig. S. 7.), nahm also einen geschlechtlichen Dualismus an. Das Hellenenthum hat wenig Einfluß geäußert, etwa nur durch die Kunst und durch die Mysterien der Fruchtsegen- und chthonischen Gottheiten, denen der Cultus und der Begriff des Mithras angepaßt wurde, indem sogar Mysterien dabei in Gebrauch kamen. Allein der Eroberungszug Alexanders des Großen und die Zertrümmerung des persi-

schen Reiches durch ihn sprengte auch das religiöse Leben des Volkes, und die Anhänger des alten Glaubens minderten sich nicht nur in Folge dessen, sondern auch in Folge der vielen griechisch-macedonischen Colonien, welche immitten der Länder angelegt wurden. Die alte Religion zog sich zurück in die eigentliche Heimath der Nation, nach Farsistan und in die Gegenden des ehemaligen Mediens, unfern des caspischen Meeres bei den Naphthaquellen. Namentlich blieb Babylon, die Heimath der Chaldäer, der Sitz des Mithras-Cultus und der mithraischen Weihen. Als nun Pompejus im Kriege mit Mithridates und Tigranes in des letztern Land kam, lernte er die Mithriaca kennen und verpflanzte sie sogar nach Italien, nach Rom. Hier wurden sie auch noch später von manchen Kaisern gehegt und gepflegt und der vier und zwanzigste December gefeiert als der Tag des Mithras, als der dies Solis Invicti, wie nun der Gott gedeutet wurde. Jetzt ward der Gott auch der Gegenstand plastischer Kunst, trotz dem, daß der eigentliche Begriff von ihm keine plastische Darstellung zuließ: entweder als Sonnenkind mit dem Strahlennimbus in einer Höhle, um die Huldigungen und Opfergaben der Magier zu empfangen, oder als Jüngling mit aufgerichteter Fackel als Repräsentant des Lenzes. Von da hat sich der Cult durch römische Soldaten und Colonien sogar nach Gallien, Deutschland, Pannonien u. s. w. verbreitet gehabt, wo man noch jetzt hin und wieder Weihdenkmäler der Art findet oder aufbewahrt. Auch die Griechen haben ihm an verschiedenen Oertern gehuldigt. So weithin brach sich der Dienst des Gottes Bahn in der Fremde. Und er hat gewährt, bis das Christenthum ihm das Garaus gemacht. In dem eigentlichen Heimathlande aber des arischen Stammes, bei den Naphthaquellen am caspischen Meere existirt der Feuerdienst noch, eben so in einem Theile des nördlichen Indien, wo Fervern oder Feueranbeter in frühern Zeiten sich angesiedelt. Denn selbst dem Christenthume und dem Muhamedanismus hat er hier widerstanden.

---

3. Die Religion der Perser an sich.

Die Lehre von einem guten und bösen Princip, als den Quellen alles Guten und alles Uebels in der physischen wie in der moralischen Welt, ist der Grundstein, auf dem die Religion der Perser nach Zoroasters Anleitung ruht. Hiernächst wird ein Reich des Lichtes und ein Reich der Finsterniß angenommen: in jenem herrscht Mithras, der aber nun den speciellen Namen Ormuzd führt, d. i. göttliches Wesen (in persischer Sprache Ahura masdão), in diesem Ahriman (vom persischen Ahorma, d. i. Feind, oder, wie Andre wollen, von anghra-mainyus, d. i. der Arggesinnte, böse Dämon, Wildwüthende. Um Ormuzd' Thron stehen die sieben Amschaspands, Amscha-cpenda, d. i. die unsterblichen Heiligen, die Fürsten des Lichtes, unter denen er selbst der vornehmste ist. Ihnen untergeordnet

sind Izeds, die Genien von Allem, was gut ist, es mag sein von welcher Art es will. Ahrimans Thron ist umgeben von den obersten sieben Dews, den Fürsten des Bösen. Unter ihnen steht gerade wie die Izeds unter den Amschaspands, eine zahllose Menge niederer Dews. Beide Reiche sind in unaufhörlichem Kampfe mit einander.

Der ursprüngliche physicalische Begriff des Mithras verblieb auch zuvörderst dem Ormuzd: er war also erstens der Genius der Sonne und des mit derselben so nahe verwandten Feuers, und zwar dieser physischen Körper theils als Spender des Lichtes, das den Tag macht und Lebenslust und Heiterkeit und Wonne verbreitet — ihm gegenüber steht Ahriman als Repräsentant der nächtlichen unfreundlichen Finsterniß, der Nacht, die keines Menschen Freundin — theils als Urheber und Verbreiter der Wärme, die Menschen, Thieren und Pflanzen wohlthätig ist, namentlich das Wachsthum in der Natur erzeugt und befördert. Als solchem feierte man dem Ormuzd ein Fest im Wintersolstitium (den 24. Dezember), von wo die Sonne anfängt sich wieder zu erheben und mächtig zu wirken zur Erneuerung der Zeugekraft in der Natur. Da dachte man sich ihn denn natürlich als Kind nnd feierte seine Geburt. Zur Frühlingsnachtgleiche erschien er darauf als Jüngling, und in besonderer Thätigkeit, um die Fruchtbarkeit der Erde zu fördern. Als solchem war ihm der Stier als Symbol zugegeben, der Befruchter der Heerde, weßhalb der Gott auch auf Bildwerken dargestellt gefunden wird, knieend auf einem Stiere, um selbigen zu erdolchen, d. h. ihn mittelst der ein- und durchdringenden Strahlen der Sonne zur Fruchtbarkeit zu zwingen. So gedacht steht dem Ormuzd entgegen Ahriman als Repräsentant des Winters, der den Fluren die Kraft nimmt des Hervorbringens. Drittens ward Ormuzd oder Mithras nun auch Spender vom Segen, vom Glück, von Seligkeit überhaupt, Vermittler (μεσίτης) dieses Zustandes, und als solcher so wie als Förderer oder Urheber der Fruchtbarkeit ward er wohl von Herodot der Zeus der Perser genannt, und man stiftete ihm, vielleicht nach dem Vorgange hellenischer Weihen, eigene Mysterien, die da bewirkten, daß der Dienst des Gottes gleich dem der eleusinischen Demeter überaus berühmt und selbst über einen großen Theil des Abendlandes verbreitet wurde, meist unter dem Namen des unüberwundenen Sonnengottes (Solis invicti). Endlich erweiterte sich die Vorstellung von ihm zum Schöpfer der Welt, zum Demiurg, ja zum höchsten Wesen, das durch das Feuer nicht blos die Welt gemacht hätte, sondern auch erhielte und den gegen ihn ankämpfenden Ahriman, oder das sittliche und physische Uebel in der Welt, zu überwinden und zu vernichten sucht. So ist Ormuzd denn überhaupt das Princip alles Guten und Herrlichen und Erfreulichen in der Welt, wie das Licht für den lebenden Menschen lieblich und angenehm ist.

Unter jenen Wesen, die sich der Perser so nach Anleitung Zoroasters dachte, hat eigentlich nur Mithras eigentliche Verehrung genossen; die übrigen blieben bloße Vorstellungen. Dem aber opferte man, anfangs wohl, bloßen Weihrauch, nachmals Rosse, nicht unwahrschein-

lich nach Weise der Griechen, die dergleichen ihrem Helios darbrachten. Alltäglich ward er angerufen bei Sonnen-Auf- und Untergang, indem man zum Himmelskörper hinblickte. Denn in der Sonne und im Feuer ward und wird er noch heute angebetet. Nehmlich, wie schon oben bemerkt, ungeachtet ihres hohen und feinen sittlichen Gehaltes ist die Lichtreligion doch keine eigentliche reine Religion des reinen Geistes: sie lehrt die Gottheit nicht in ihrer absoluten Geistigkeit anbeten, sondern in jenen Naturgegenständen, so daß die Sache selbst und dieselbe als Symbol nicht gut zu trennen ist. Auf den Altären ward und wird daher ein ewiges Feuer gebrannt, oder das immerwährend lodernde Feuer der Naphthaquellen als solches betrachtet und benutzt.

Das Mythologische der persischen Religion betreffend, so ist Ormuzd der Erste alles Geschaffenen, dem Leibe nach licht und rein, wie das Licht, was er repräsentirt. Mit oder nächst ihm ist entstanden Ahriman, des Lichtes Gegensatz. Während jener mit seinen edlen Geistern die heitern Höhen des Berges Albordsch (Elborus), den Himmel (Gorotmann) bewohnt, haust dieser mit seinen Dews immitten der Finsterniß, im Duzahk oder in der Hölle. Ormuzd schuf nun wieder mit seinen Amschaspands die zahllosen Fervers, d. i. die ewigen (weiblich gedachten) Urbilder und die Genien aller geschaffenen Wesen, die in seinem Lichtreiche weilen und Wache halten gegen die Geister Ahriman's. Als er aber die sichtbare Welt in der Zeit in's Leben rief, wurde diese durch Ahriman und seine Geister verunstaltet, indem selbiger den Licht- und Segenschöpfungen des Ormuzd seine Schöpfungen, die Zurüstungen und Werke des Bösen, entgegenstellte. Im zeitlichen Verlauf aber des großen Kampfes gewinnt das Gute nach und nach das Uebergewicht gemäß der Erfahrung, daß es immer besser in der Welt wird. Ja! der Gegensatz und Kampf der beiden Götter wird hiernach nicht einmal ewig bestehen: es wird, durch die allmähliche Verminderung, das Böse endlich aufhören, Ormuzd zuletzt den Sieg vollständig davontragen (die Welt geht ihrer Vollendung, ihrer vollständigen Entwickelung entgegen). Dann wird eine neue Welt, ein seliger Zustand entstehen, und selbst Ahriman als Bekehrter in das ewige Lichtreich des Guten zurückkehren.

Strabo erwähnt der persischen Götter Amanus und Anandratus als eines Paares mit gleichen Altären; doch über deren Wesen und Bedeutung läßt sich nichts ermitteln.

III. Der semitische Polytheismus.

Der semitische Volksstamm ist einer der merkwürdigsten in der Geschichte der Völker. Verwandt mit dem indo-germanischen, wie aus seinem Sprachstamme, vergleichen wir ihn mit dem indo-germanischen, deutlich hervorgeht, muß er sich in sehr früher Zeit von dem

selben losgetrennt haben, und in dieser Getrenntheit hat er sich selbstständig, nach vielen Seiten hin auf das Herrlichste entwickelt. Wenn der indo-germanische Volksstamm ruhige Ueberlegung, objective Schärfe des Verstandes mit tiefer Subjectivität verbindet, zeigt dagegen jener das innigste wärmste Gefühl, das außerordentlichste Feuer des Gemüthes und der Phantasie, den lebendigsten Trieb herauszutreten aus der menschlichen Subjectivität, dieselbe äußerlich im Menschenleben geltend zu machen. Dabei dieselbe Rührigkeit, dasselbe Raffiniment, dieselbe Erfindsamkeit, dieselbe Lust sich auszubreiten, zu nutzen die Vortheile tellurischer und ethnischer Verhältnisse und das Selbsteigene, Gewonnene und Errungene weithin zu vertragen, wie im Materiellen so im Geistigen, so namentlich in Bezug auf die Religion. Wir verdanken demselben drei der ausgezeichnetsten und verbreitetsten monotheistischen Religionen, die sich aus dem früher unter ihm obwaltenden Polytheismus heraufgearbeitet haben. Wir haben es hier mit diesem letztern zu thun, obwohl damit nicht soll in Abrede gestellt werden, daß der Judaismus in seinem Urzustande noch dem Semitismus angehört hat *).

---

1. Der Charakter des semitischen Polytheismus.

Die Religion der Semiten war ebenfalls ursprünglich eine naturwüchsige und eine die Natur betreffende Religion mit, in späterer Zeit wenigstens, namentlich bei den Chaldäern, vorherrschenden siderischen Elementen. Hierbei machen sich unter uns freilich zwei Hauptansichten geltend: die Einen, an ihrer Spitze der verstorbene Gesenius, erklären sie für Sabäismus oder Sternendienst, die Andern, unter ihnen besonders Movers, für Naturdienst überhaupt, namentlich für Vergötterung der Kräfte in der Natur, die das Wachsthum der Pflanzen- und die Fortpflanzung und das Gedeihen der Thier- und Menschenwelt betreffen, und derjenigen wenigen ausgezeichneten Himmelskörper, welche der Natur diese Kräfte zu verleihen scheinen. Der Verfasser dieses kann nur der letztern Ansicht den Vorzug geben, ihr unbedingte Richtigkeit zugestehen, und zwar aus folgenden Gründen: einmal ist jener Sternendienst, der allerdings in Schriften vorkommt, mehr eine Deutelei des Volksglaubens, eine Raffinerie desselben in Folge astronomischer Beobachtungen und astrologischer Satzungen, mehr spitzfindige Gelehrsamkeit als wirklicher Volksglaube, und also zweitens nicht die ursprüngliche, sondern die spätere Form des semitischen Polytheismus. So stellt er sich uns offenbar entgegen, sowohl in seinem Wesen als wenn wir das (späte) Zeitalter der betreffenden Schriftsteller berücksichtigen. Endlich drittens ist es auch ganz unwahrscheinlich, daß Menschen im naiven Naturzustande ihren Gottesdienst mit der Ver-

*) Vgl. Beck in Noack's Jahrb. f. specul. Philos. I. Jahrg. 2. H. S. 48 f.

ehrung einzelner Sterne und namentlich der wenigen damals bekannten Planeten oder vielmehr der zu jener Zeit kaum als solche gekannten Sterne sollten begonnen haben. Wollen wir daher auch die Entstehung der Astronomie unter den Semiten (Chaldäern) noch so weit zurückversetzen: bis zum Anfang der religiösen Geistesentwicklung und des Cultus unter dem Volksstamme werden wir sie doch nicht setzen wollen! Dagegen sehen wir jene andern Naturdienste bei andern Völkern der frühesten Vorzeit auch gewöhnlich, und wenn wir die Sache genauer untersuchen, so finden wir an allen den Puncten, wo Semiten ihre Cultusstätten hatten, oder wo sie auf den Götterdienst anderer Nationen eingewirkt, keinen Sternen-, sondern eben jenen Naturdienst (im engern Sinne).

Die semitische Religion darf hiernach nicht einseitig als bloßer Sternendienst aufgefaßt: es muß ihr ursprüngliches und volksthümliches und ihr späteres und astronomisch-gelehrtes Wesen getrennt betrachtet werden. Sie war anfangs wesentlich Dienst von Naturkräften, die in den beiden Hauptgestirnen des Himmels, der Sonne und dem Monde allein, verkörpert gedacht und angebetet worden. Wenn nun später durch den Einfluß der Babylonier und Chaldäer, und zwar durch deren der Astronomie kundige Priester eine Veränderung des Glaubens eintrat, wenn Sterne, wenn die damals bekannten Planeten Gegenstand der Verehrung wurden, oft auf ziemlich willkürliche und zufällige Weise verknüpft mit den Grundvorstellungen, nicht selten im gänzlichen Gegensatz zu den dem Menschen sonst so befreundeten und sein eigenes Leben in dessen wesentlichsten Beziehungen darstellenden Göttern, so verläugnete man diese darum keineswegs, sondern es blieben die alten Vorstellungen, und die neuen schlossen sich ihnen nur an. Die semitische Religion ist also ursprünglich und durchaus und eigentlich nie reiner Sabäismus gewesen. Folglich darf sie auch nicht als solcher in der Geschichte des religiösen Lebens der Menschheit figuriren als eine besondere Stufe desselben Lebens. Der so oft im A. T. vorkommende Ausdruck Herr Zebaoth (der Himmelsmächte, der himmlischen Wesen oder Körper) bezieht sich, wie Gesenius gezeigt, sehr häufig nur auf Sonne und Mond als Gegenstände der Anbetung. Man vgl. auch Winer's Real-Wörterbuch unter d. A. Baal S. 119.

Eber so erkennen wir bei näherer Betrachtung der uns zugekommenen Nachrichten, sie mögen noch so dürftig sein, doch in dem semitischen Polytheismus einen ursprünglichen, allgemeinen, unbestimmten Monotheismus, und wie derselbe sich durch Zerspaltung und Zerlegung des ursprünglichen Begriffes von Einer Gottheit in mehrere besondere unter besonderen Namen erst zum Polytheismus allmählich gestaltet hat.

Allerdings ist nun derselbe im Allgemeinen roh, dem Charakter der Morgenländer nach orgiastisch, ausschweifend sogar bis zur Unsittlichkeit und Brutalität, wie man es von so früher Zeit allein erwarten und darnach entschuldigen kann. Der edle Trieb Gott zu verehren hat sich hier zumeist verirrt und Genüge in Befriedigung sinn-

licher Begierden gesucht, die zwar richtig als göttliche Mahnungen gefaßt, aber nicht an rechter Stelle, noch mit dem rechten Zwecke geübt wurden, hat, um sich zu versinnlichen und zu versinnbilden, zu Symbolen und Gebräuchen seine Zuflucht genommen, die unanständig und unedel, oder Opfer angewendet, die zum Theil unmenschlich, als z. B. Menschenopfer, sogar von unschuldigen Kindern, aus deren Blute und zerschnittenen Eingeweiden man noch zur Römer-Zeit glaubte Weissagungen zu empfangen, oder Kunstdarstellungen versucht, die unnatürliche Zusammensetzungen von Thieren oder von Thieren und Menschen waren. Die Mythendichtung ist erst spät erwacht und nicht rein semitisch, sondern mit hellenischen und ägyptischen Vorstellungen so vermischt, daß schwer, wo nicht gar unmöglich ist, das ächt Semitische auszusondern und abzuschätzen. Uebrigens ist auch bei Darstellung und Kenntnißnahme dieser Religion, wenn Vieles in derselben mit indischen, persischen, ägyptischen Religionsbegriffen übereinstimmt, nicht außer Acht zu lassen, daß ähnliche Ursachen dieselben Wirkungen hervorbringen, daß die Beobachtung der Natur und der Hauptgestirne und deren wirkliche oder vermeintliche Kräfte überhaupt bei den verschiedensten Völkern, die ungefähr unter demselben Himmelsstrich leben, dieselben religiösen Ideen erzeugen, und daß solchergestalt eine große Uebereinstimmung zwischen *mehreren* ganz von einander unabhängigen Religionen entstehen könne. *)

---

2. Die Geschichte dieses Polytheismus.

Er trägt dieselben Grundideen in sich, wie die persische und indische Religion; es ist also wahrscheinlich, daß, da auch der semitische Volksstamm aus Hoch- oder Mittelasien herstammt, diese Grundideen eben daher rühren, mit ihm nach den westlichen Gegenden des Erdtheiles gewandert sind. Nun hat sich aber dieser Volksstamm schon in unvordenklicher Zeit zwischen den Quellen, dem Ausflusse des Euphrat und Tigris und dem persischen Meerbusen bis zur Landenge von Suez, von der Straße von Babelmandeb bis zum mittelländischen Meere und zum Taurusgebirge verbreitet und die Länder Assyrien, Babylonien, Arabien, Palästina und die Küste der Philister, Phönicien, Syrien, die Insel Cypern besetzt gehalten; ja er ist nach Afrika, nach Aethiopien übergegangen, hat mehrere Theile Kleinasiens eingenommen, und fast überall finden wir in den Gegenden dieselben Religionsideen, nur hier und da in verschiedenen Cultus-, Sprach- und a. dgl. äußeren Formen ausgeprägt Es hat sich Alles schon gesetzt und festgestellt, wenn diese Gegenden eintreten in das Licht der Geschichte. Und wie das Klima und die Jahreszeit in jenen Ländern einförmiger, geregelter, stetiger ist, so ist es auch der Cultus geblieben. Wir ha-

*) Münter: Relig. der Babylonier S. 10.

ben keine Beweise von großen Veränderungen desselben, außer daß er durch die gelehrten astronomischen Kenntnisse der Chaldäer — wohl nur bei den Gelehrten, nicht unter dem Volke, so daß sich Volksreligion und gelehrte Theologie schied — zu Sabäismus oder Sternendienst verfeinert wurde, daß er sich nach andern Gegenden hin verbreitet, und daß er umgekehrt wieder von außen her Einwirkungen mancherlei Art erfahren hat. Im Ganzen aber sind doch dieser letztern so wenig und der Zeit nach so verstreuet, daß wir keine bestimmte Grenze dafür anzunehmen, folglich auch die Geschichte der betreffenden Religion in keine Perioden einzutheilen berechtigt sind.

Der semitische Stamm zerfiel in eine große Menge größerer und kleinerer Völkerschaften, die großentheils von einander unabhängig waren und so isolirt sich staatlich entwickelten. Jene Grundideen der Religion, die ihnen von ihrem Urstamme her eigen waren, mußten so in den verschiedenen Gegenden natürlich verschiedene Sprach- oder Namen- und Cultusformen anziehen. Wenn aber dann einzelne Völker ein Uebergewicht über andere bekamen, sei es politisch oder culturhistorisch, so pflegten sich auch die Götterdienste des hervortretenden Volksstammes gegen den niedriger stehenden geltend zu machen. Dieser nahm die Culte jenes an willig und von selbst, oder gezwungen. Ein Beispiel der Art sind die Hebräer nach ihrer Einwanderung in Canaan von Aegypten her.

Aber die Semiten blieben nicht immer innerhalb der oben angegebenen Grenzen: beweglich wie sie zum Theil waren, wußten sie ihren Einfluß auch außerhalb derselben geltend zu machen, theils durch Gewalt der Waffen, theils durch friedlichen Verkehr. Jene Maaßregel fand z. B. statt bei den Hycsos, die den mittlern und untern Theil Aegyptens auf mehrere Jahrhunderte einnahmen, diese bei den Phöniciern und Syrern. Die Phönicier wirkten durch ihren commerciellen Verkehr ein auf die Aegypter, vertrugen ihre Culte nach den Inseln des griechischen Archipelagus, z. B. sicher nach Rhodus, Creta, Thasos, vielleicht auch nach Lemnos oder selbst nach Theben auf dem Festlande von Hellas, sodann nach Sicilien (auf den Berg Eryx?), nach der Vorderküste Afrika's, nach Carthago z. B. und nach Utica, weiter nach Spanien, nach Cadiz. Von Syrien und Paphlagonien aus aber verbreitete sich die semitische religiöse Cultur westwärts bis zu den Uferstaaten Lydien, Phrygien, den Mariandynern u. s. w., von Carthago aus über Libyen, und fast überall war sie neben der Sprache das Band der Gemeinsamkeit und Einigung. Beschränkung andrerseits erlitt sie später zwar durch die Einführung und Aufrechthaltung des particulären Monotheismus der Hebräer im Schooße des semitischen Stammes selbst, alsdann von außen durch die Perser, als selbige ihre Weltherrschaft begründeten, endlich durch das energische Hervortreten des durch geistige und ästhetische Cultur gekräftigten Hellenismus. In den meisten Dingen vereinigten sich indessen diese Religionen, und es entstand jener Synkretismus von griechischen, persischen, indischen, semitischen, auch ägyptischen Ideen und Gebräuchen, wie er uns fast durchgängig in der griechischen Literatur und selbst in den

Kunstschöpfungen entgegentritt, freilich damit auch sehr bald jene verschiedenartigen Auffassungs- und Erklärungsversuche, welche uns das reine Verständniß dieser Religionen so trüben: die mythische, euhemeristische, physische, philosophische, allegorische. Bei der phönicischen Religion ist besonders die euhemeristische Auffassungs- und Erklärungsweise sehr frühzeitig eingetreten und hat die Gottheiten, namentlich den Bel, zu historischen Personen herabgedeutelt. Schon Sanchuniathon (bei Philo) spricht von Göttern, die wirkliche Menschen gewesen wären, in Phönicien gelebt und als Wohlthäter ihres Geschlechtes sich bewährt und die Apotheosirung erlangt hätten. Und wie früh haben die Griechen einen Belus bei ihrer Mythendichtung als phönicischen König benutzt! Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Cultus des Adonis z. B. (das Begraben-Werden des Gottes u. s. w.) den Gott dadurch herabgezogen hat in einen gewissen menschlichen Kreis. Der Cultus wird auf keinen Fall von den Semiten ohne den Gedanken der geschichtlichen Erscheinung des Gottes begangen worden sein, da ja dabei Alles so irdisch-menschlich zuging. Auch ist die betreffende Religion nicht ohne mancherlei schöne, phantasiereiche Situationen. „Während also die einfachste Form der Naturreligion mit Recht als die ursprüngliche und gemeinsame Anschauung aller Semiten betrachtet wird, kann dies nicht mehr von der entwickelten, *ausgebildeten* gelten."

So wurden die Verhältnisse vorgefunden von den Römern, die selbst schon vom Hellenismus ergriffen waren. Sie änderten also nichts an diesem Wesen, nahmen im Gegentheil, so wie sie schon früher des Griechischen sich Vieles angeeignet hatten, nun diese vermengten Vorstellungen und Cultusgebräuche auf. Dadurch kam nicht Weniges der Art nach Italien, nach Rom, und von da selbst nach entfernten Provinzen des großen Reiches. Aber als das Christenthum im Schooße des Semitismus selbst erwachte mit seinem auf höchster Intelligenz und der reinsten Moral gegründeten Monotheismus, da mußte jener niedrig-intelligente und unmoralische Polytheismus nothwendig fallen, und was das Christenthum davon nicht vertilgte, das zu vernichten blieb dem Muhamedanismus aufgespart. Nur hin und wieder, z. B. in Armenien, sind in manchen Festtagen und Festgebräuchen noch Rudera zurückgeblieben.

---

3. Der semitische Polytheismus an sich.

Der semitische Polytheismus ist eben so wie der Parsismus und Brahmaismus, mit denen er Eine Quelle hat, aus einem zwar unbestimmten, nebelhaften, verschwimmenden, allgemeinen Monotheismus hervorgegangen, bei welchem indeß der Begriff des Himmels- oder Tageslichtes besonders hervorstechend gewesen*). Dieser Begriff nebst

*) Movers die Phönicier I. S. 168. „Wir werden an seinem Orte den Spuren nachgehen, die sich namentlich in dem Entwickelungsgange der Ideen

dem von Fruchtbarkeit und Zeugungskraft in der Natur, die da abwechselnd erstirbt und wieder zunimmt im Laufe jegliches Jahres, macht die Grundlage desselben aus und schimmert auch überall durch alle specielle Formen des Cultus. Es mußte oder konnte sich aber dieser Cultus verschieden gestalten bei den verschiedenen Ländern, die von dem semitischen Volksstamme eingenommen und bewohnt worden, da selbige sehr verschieden sind hinsichtlich des Bodens, des Clima's, ihrer Lage u. dgl. Im Ganzen aber hat Movers Recht, wenn er S. 5. seines schätzbaren Werkes sich also äußert: „Da diese durch das Band einer gemeinsamen Abstammung und einer gleichen Sprache so eng verbundenen Volksstämme der Semiten außerdem noch von den ältesten Zeiten an einen regen Verkehr mit einander unterhielten: so ist es nicht zu verwundern, daß auch die Vorstellungen von den Göttern und deren Verehrungsweise bei den einzelnen Völkerschaften überall wesentlich dieselben waren. Diejenigen Gottheiten, welche an den Küsten des Mittelmeeres und überall, wohin ihr Cult weiterhin verpflanzt war, die höchste Verehrung genossen, erscheinen mit demselben Namen und ähnlichen Begriffen auch an den Ufern des Euphrats. Wie auch der Baal in Babel, Tyrus, Karthago, Gades und die den Phöniciern wie Babyloniern gemeinsamen Abstracte nach andern Localitäten und je nach der verschiedenen Stufe geistiger und religiöser Bildung der sie verehrenden Völker sich im Einzelnen anders gestalten mochten — die Grundideen von den Gottheiten und die des ganzen Systems finden sich überall in gleicher Weise vor, und so lange diese Völker ihre nationale Selbstständigkeit bewahrten, ja! so lange das Heidenthum unter ihnen bestand, dauerte auch unter ihnen wesentlich derselbe Glaube, dieselbe Weise der Gottesverehrung, und dieselben Schutzgötter, denen die Erbauer von Zidon und Tyrus ihre Städte geweiht hatten, blieben es unter denselben Namen, mehr als anderthalbtausend Jahre nachher, als schon die Sprache der Phönizier erloschen war." Und hiermit stimmt Beck (a. a. O. S. 79) im Ganzen überein, wenn er nicht umhin kann, die Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheit der semitischen und persischen Religion hinzuweisen; aber falsch ist es, wenn er diese Verschiedenheit schon im Principe sucht. Es ist daher wohl erklärlich, wie, während die Ideen von den Göttern an den verschiedensten Stellen dieselben, die Namen derselben doch so mannigfach sind. Dieß gibt uns aber auch zugleich die Methode der Anordnung des Stoffes an; wir können und sollen die einzelnen Bedeutungen und Beinamen und Namen eines Gottes wohl aufzählen, aber dabei in der Erinnerung festhalten, daß derselbige dabei und dadurch nicht sein ursprüngliches Wesen verliert. Als sicher läßt sich wohl annehmen, daß der allgemeinste Namen der

---

von Baal und El bedeutsam hervordrängen, und es wird sich zeigen, daß der Gott des monotheistischen Hebräismus der höchste Gott auch aller übrigen Stämme der Semiten war und blieb, daß jedoch der Naturdienst der reinern Gottesidee einer ältern Religionsstufe allmählich verdunkelt, aber nie auch in der phönicischen Religion völlig vertilgt hat."

Gottheit, die unbestimmte älteste Form des frühesten religiösen Naturlebens unter den Semiten, El gewesen sei (=der Starke, Gewaltige).

---

1. Der Gott Baal, Moloch oder Adon.

Die Semiten dachten denn also sich ihren Gott 1) als Gott des Feuers (z. B. die Assyrier. Apollodor. fragm. pag. 409. ed. Heyne); 2) als Gott der Sonne, in welchem concreten Naturobjecte jene Kraft des Feuers und die erzeugende, hervorbringende verkörpert gedacht wurde; daher die Griechen ihn mit ihrem Helios verglichen und darum eine Stadt wie Baalbeck in ihrer Denk- und Sprechweise Heliopolis nannten; 3) als Gott der Atmosphäre, der der Erde oder der Natur überhaupt Fruchtbarkeit und den Pflanzen und lebenden Geschöpfen Geburt, Gedeihen und Wachsthum zu verleihen oder zu entziehen im Stande ist; 4) als Herrn und Gebieter des Alls überhaupt. Aufgefaßt von dieser letzten Seite, als höchster Gott — worin man das Wieder-Hinauf-Streben des menschlichen Geistes nach dem Monotheismus erblicken mag — ward er Gebieter, Herr, König (des Alls) genannt, in heimischer Sprache in verschiedenen Gegenden bald Baal (Bal, Beel, Bil oder auch Bol), bald Melech oder Moloch, bald Adon (gräcisirt Adonis), und theils als guter theils als böser Gott — so Moloch insbesondere*) — gedacht und verehrt.

Je nach diesen seinen oder andern speciellen Eigenschaften führt er dann wieder besondere Namen, als Baal-Schemesch (Herr der Sonne), Baal Mavon oder Meon (Herr der Himmelswohnung), Baal Schamajim oder Schamin oder Samin (Herr des Himmels), Baal Ithon (der alte, ewige), Baal oder Bel-Zebub (Fliegengott, Abwehrer des Ungeziefers) ꝛc. Auch ward er nach den verschiedenen, überaus zahlreichen Stätten seiner Verehrung benannt, z. B. Baal Peor (ein Berg im Lande der Moabiter), Baal-Hermon, Baal Zor (Baal von Tyrus), Baal Tars (Baal von Tarsus) u. s. w. Sein Begriff ist also vornehmlich der einer Naturkraft; die einzelnen Momente desselben sind die besondere, nähere Bestimmung der Aeußerungen dieser Kraft. Insofern konnte man allerdings auch von mehreren Baals (Baalim) sprechen, ein Ausdruck, der öfter im A. T. vorkommt. Der ursprünglich Eine Baal wurde dargestellt zu einer

---

*) Obwohl daraus wenigstens, daß dem Moloch Kinder oder Menschen überhaupt geopfert wurden, wie Movers mit Recht erinnert, noch nicht darf geschlossen werden, daß er als ein böser Gott gedacht gewesen. Aber aus dem ganzen Ritus bei den Ammonitern, Phöniciern, Karthagern geht solches hervor. Auch war gewiß die Säule Chamman nicht ein Symbol der Sonne überhaupt, sondern des Sonnenfeuers in seiner stärksten Kraft, der Sonne des Sommers, deren „Auge die Anger der Trift frißt," deren „Flamme die Bäume des Feldes versengt" Joel 1, 19. Baal konnte sein und war also auch der semitische Typhon.

Mannigfaltigkeit mehrerer einzelner Naturgötter, deren wesentliche Einheit aber durch den gleichen allgemeinen Namen für die religiöse Anschauung durchaus und immer feststand.

Zwei Stätten des Cultus des Bel oder Baal sind besonders auszuzeichnen, sowohl um des Alters als um des Ansehens und der Pracht der Verehrung willen: Babel oder Babylon und Tyrus (in Phönicien). In letzterer Stadt — von dem dasigen Cultus des Baal haben wir die ausführlichsten Nachrichten — wurde er verehrt 1) als Erfinder und Spender des Feuers und des Brennens; darum ward auf seinen Altären das ewige Feuer unterhalten, und, wie in Persien, hatte man auch hier für den Gott kein eigentliches Bildniß, sondern nur zwei Säulen, die eine von Gold, die andere von Smaragd, von denen die letztere bei Nacht erleuchtet (d. h. wohl durch ein daneben auf dem Altare ewig brennendes Feuer erhellt) wurde, so wie sich denn auch im Tempel des babylonischen Bels eine Smaragdsäule befand; 2) als Sonnengott, der nie rastet und alltäglich gegen die Finsterniß, alljährlich gegen die Hemmnisse der Fruchtbarkeit ankämpft (Sol invictus) und Thau und Regen insbesondere sendet, das Saatkorn netzt, zur Abwehr der verderblichen Dürre, also als Unheilabwender (ἀλεξίκακος) in physischer Beziehung gedacht wurde, der ferner die Fruchtbarkeit der Aehren mehrt, Fruchtsegen aller Art spendet, nehmlich Oel, Brod, Trauben, Most, Feigen, Flachs u. s. w.; 3) als Herr der Atmosphäre; darum hieß er bei den Griechen Hypsuranius, der Höchst-Himmlische, d. h. der im höchsten Himmel, hoch im Aether Thronende, und von einer jener Säulen heißt es ausdrücklich (bei Philo), daß sie der Atmosphäre (πνεύματι) gewidmet gewesen; 4) als der Gott der materiellen Güter oder alles dessen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft, zum Erwerb und zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, also speciell als Gott des Ackerbaues, ferner als Spender des Segens bei den Heerden, des Wildprets (in den Wäldern des Libanon), der der erste Jäger gewesen wäre, die Menschen die Jagd gelehrt, als Erfinder der Kleider, aus Thierfellen namentlich, in welcher Eigenschaft er den Namen Usо (gräcisirt Usoos d. i. Esau, der Rauhhaarige) geführt, als Urheber der Schifffahrt, der zuerst einen Baum erfaßt, abgebrochen, ein Schiff daraus gebauet und damit sich zuerst auf's Meer gewagt (d. h. aus dem Mythischen in die gewöhnliche Sprachweise übertragen der den Menschen die merkwürdige und edle Kunst Schiffe zu bauen und damit Seefahrten anzustellen mitgetheilt); 5) als Gott der Kunstfertigkeit, der die eine jener Säulen dem Feuer errichtet; 6) als Wohlthäter und Spender vieler oder aller Güter, des Reichthums und des Ueberflusses überhaupt, oder, indem man den Hypsuranios und Usoos als zwei verschiedene Gottheiten faßte, als die Wohlthäter und Urheber vieler Güter (εὑρεγέτας καὶ πολλῶν αἰτίους ἀγαθῶν) und als die höchsten Götter (μεγίστους θεούς) *); 7) in ganz specieller

*) Vgl. Sanchun. bei Philo p. 8. Es ist hiernach nicht wohl zu begreifen, wie Movers sogar einen feindlichen Dualismus zwischen den beiden sogenannten

Bedeutung als Melkarth (d. i. eigentlich Melech Kartha), Stadtkönig, Beherrscher oder Beschützer der Stadt und des Staates und zugleich als (angeblicher) Gründer und Stifter derselben (ἀρχηγέτης, οἰκιστής oder, was dasselbe ist, ἀρχαλεός), und 8) als Orakelgott nach Weise der Alten, die da glaubten, jeder Gott könne wohl orakeln. Es setzte sich der um Rath Fragende zu dem Ende auf einen Sessel von Stein im Tempel des Gottes (Plin. hist. nat. XXXVII, 58).

Man feierte dem Gott natürlich mancherlei Feste *): ein besonderes am zweiten Tage des Monats Peritius (nach phönicischem Kalender), d. i. am 25. December; man nannte es das Fest der Erweckung. Das alte Jahr ging nun zu Ende: es begann der Gott den Umlauf eines neuen. Das Fest wurde mit ungestümer, ausschweifender Freudigkeit begangen, während man einige Tage oder einige Zeit vorher den Gott zu Grabe getragen und ihm eine Leichenfeier gehalten hatte, ganz nach der unter den Semiten gewöhnlichen Weise, wie wenn er gestorben, da das Jahr zu Ende gegangen, mit demselben die Fruchtbarkeit der Natur und der Natursegen erloschen wäre. Man rief ihm dann, daß er doch wieder komme, daß er aufwache. Man that also ganz so wie in Aegypten mit Osiris. Geopfert wurden dem Gotte Früchte aller Art, sodann Thiere, aber auch Menschen, junge sowohl wie erwachsene; ingleichen wurden ihm von Mädchen die Jungfräulichkeit und von Frauen die Keuschheit ohne Regel und Zucht, nach unsrer Vorstellung, dargebracht, fremden sowohl als einheimischen Männern preis gegeben, gleichsam um dem Gotte der Fortpflanzung und der Zeugung dadurch eine Art von schuldiger Huldigung darzubringen. So wenigstens an manchen seiner Cultusplätze. Besonders ward er so unter dem Namen des Moloch verehrt, speciell als Gott derselben Kraft in der Natur unter dem des Adonis. Diesem wurde dann an seinem vermeintlichen Sterbetage, wie dem Osiris in Aegypten, ein Sterbelied gesungen, wohl auch Begräbnißfeierlichkeiten abgehalten. Sein Grab wurde gezeigt an mehreren Stellen. Die Mythologie von ihm ist sehr schön: reich an zarten und rührenden Situationen.

Durch die Kunst ist der Gott an den verschiedenen Cultusstätten und in den verschiedenen Zeitaltern verschieden dargestellt worden, auch je nachdem er hier in dieser oder dort in jener Eigenschaft verehrt wurde. Von seiner Darstellung in Tyrus haben wir schon oben gesprochen; in Heliopolis (Baalbek) hatte er (freilich in späterer hellenistischer Zeit) ein Standbild aus Gold: er war unbärtig, stehend abgebildet, in der einen, erhobenen Hand nach Fuhrmannsweise eine Peitsche haltend, in der linken den Blitz und Aehren. Er war also Sonnengott und Gott des Gewitters und des Regens und der Fruchtbarkeit und Aernte. Er gab Orakel, selbst Abwesenden in schriftlichen Antworten auf schriftliche Anfragen.

Brüdern statuiren konnte, die der Mythus freilich, aber ungeschickter und fälschlicher Weise, als feindliche Brüder darstellt (στασιάσαι πρὸς τὸν ἀδελφὸν [Ὑψουράνιον] Οὐσωον). Vgl. Sanchun. ebendas. p. 16. Movers S. 363.

*) Vgl. mehr und Näheres hierüber bei Beck a. a. O. S. 61 f.

Je nachdem die Griechen den Baal-, Adonis- oder Molochdienst von dieser und jener Seite zuerst oder besonders kennen lernten, je nachdem benannten sie den Gott mit dem Namen dieses oder jenes Gottes aus ihrem Götterbereiche. Bald heißt er (als Sonnengott) Helios oder nach späterer Ansicht Apollo, bald als Aether- oder atmospärischer Gott Zeus, bald als Aerntegott, dem Menschen dargebracht wurden, Kronos, bald als Kämpfer (des Lichtes gegen die Finsterniß, der Fruchtbarkeit gegen die Unfruchtbarkeit) Herakles, bald als Spender des Aerntesegens Dionysos oder Bacchus, bald als chthonischer Gott Hades, und als Gegenbild zur Astarte, die mit Aphrodite zusammengestellt wurde, Aphroditos oder Ares (Mars), bald als Meergott Ζεὺς θαλάσσιος oder Poseidon.

Von Thieren war ihm geweiht 1) die Wachtel, die ihm auch geopfert wurde, höchst wahrscheinlich, weil die Züge dieses Vogels in Asien den Lenz anzukündigen scheinen. Eine griechische Legende oder gelehrte Mythe sucht diese Beziehung auf folgende (schlechte) Weise zu motiviren: Es sei Herakles (d. h. der tyrische Baal oder Fruchtsegensgott und Gott der Sonne), der Sohn der Asteria (Sternigen; denn der Gott galt für ein Wesen im Aether) und des Zeus (als des Aethergottes bei den Griechen), auf seinem Zuge nach Libyen (von welchem die griechisch-libysche Legende Vieles zu erzählen gewußt) vom Typhon (dem Gotte des heißen Gluthwindes in Afrika, dem Zerstörer der physischen Zeugekraft) getödtet (die Fruchtbarkeit der Erde vernichtet), aber von seinem (aus der griechischen Mythologie bekannten) Gefährten Jolaus durch den Geruch von einer Wachtel wieder aufgeweckt worden. 2) der Stier als zeugekräftiges Wesen u. a. Thiere dieser Art, wie das Schwein, der Hund, der Hase, der Hahn, und ganz vornehmlich an manchen Stellen, z. B. an den Küsten der Philistäer, die Fische, als eine äußerst fruchtbare Thiergattung. Hier (namentlich zu Asdod) wurde der Gott darum in besondern hierauf bezüglichen Attitüden dargestellt und verehrt, nehmlich so, daß er Gesicht und Hände von einem Menschen, den Rumpf von einem Fische hatte, und hiernach führte er auch den Namen Dagon (Fischgott).

Von Gewächsen sind ihm alle diejenigen heilig gewesen, die besondere Fruchtbarkeit zeigen oder auf irgend eine Weise andeuten (aus ihnen bildete man ganze Pflanzen- oder Blumenbouquette in Töpfen, die Gärten des Adonis genannt), von den Planeten aber (nach chaldäischer Ansicht) der Mars, wegen seines rothen Lichtes auch der Feuerplanet (πυρόεις) genannt, dem man deßhalb wohl die Gluthitze des Sommers zuschrieb. In Edessa wurden die Planeten Mars und Mercur mit dem Baal als Tempelgenossen verehrt, weil man von ihnen glaubte, daß sie die von der Sonne empfangenen wohlthätigen Kräfte der Erde mittheilten.

Der Trauer- und Freudendienst und der Sagenkreis des Adonis hatte für den Hellenen, für die Sinnlichkeit und Phantasie desselben, so viel Anziehendes, daß er von denselben willig aufgenommen und mit vieler Theilnahme gehandhabt worden ist. Auch die griechischen

Dichter haben ihn häufig und zwar schon sehr früh benutzt, vermuthlich schon Hesiodus, sicherlich aber der cyclische Dichter Panyasis, und die Dichterinnen Prarilla und Sappho haben bereits besungen den Gott. Cyprus mag der Uebergangspunct gewesen sein, von wo die Adonien nach Hellas kamen.

---

2. Die Göttin Baal. Baaltis, Astarte, Mylitta, Tanais, Molechet, Derceto.

Jene Kraft, die der Baal, Adonis oder Moloch vorstellte, ist ihrer Natur nach mehr gebend, erzeugend, erwirkend, folglich mehr männlich zu denken. Es mußte demnach dem naiv-natürlichen Semiten eine entgegengesetzte, eine empfangende und gebährende Kraft anzunehmen nothwendig erscheinen, die in der Thier- und Menschenwelt den Weiblein entspricht. Aus dem Grunde dachte er sich den Baal auch als Weib (ἡ *Βάαλ*, ἡ *Βάαλ* ἡ *δάμαλις*) oder unterschied beide auch wohl so, daß er dem männlichen Namen eine *passende feminine* Endung gab (*Βαάλτις*). Außerdem kommen aber noch die besonderen Namen Astarte (Astaroth — der Plural ist aufzufassen wie der von Baal, als eine und dieselbe Göttin unter mehreren besondern Eigenschaften und Beinamen — Aschtoreth), Tanais, Mylitta, Semiramis, Dido und Elissa (in Karthago) vor. Dem ersten und zweiten ist nicht etymologisch beizukommen vom Standpuncte des Semitischen, Persischen u. a. bekannten Sprachen aus: wohl aber dem dritten, der die Göttin des Gebährens bezeichnet. Alle diese Göttinnen sind im Grunde eine und dieselbe, darstellend 1) den Mond, gedacht als weiblichen Geschlechts, das Gegenbild der Sonne, das von dieser wie das Licht so die Kraft zu gebähren empfängt und diese wieder der Erde mittheilt; die Göttin ward daher abgebildet mit Kuhhörnern als dem Symbole des Mondes; 2) die Fruchtbarkeit der Erde; 3) die Göttin der Zeuge- und Gebährungskraft überhaupt sowohl im Physischen als im Menschenleben, auch als Wasser und Feuchtigkeit; 4) die Herrin oder Herrscherin des Alls an der Seite ihres vermeintlichen Gatten Baal, Adon oder Moloch, daher auch Molechet (Königin, Herrscherin) geheißen; 5) weil Alles, was physisches Leben hat, nicht bloß die Pflanzen, sondern nach einer im Alterthume sehr verbreiteten Ansicht auch alle lebendigen Geschöpfe aus dem Schooße der Erde, des Wassers und der Luft hervorgegangen, so ist sie die Allmutter und heißt deßwegen Mutter; ja! sie ist insofern auch die Mutter der Götter, den Baal ausgenommen. Doch ist es dieser Naturgöttin, so wie dem Baal und den ähnlichen Göttern anderer Nationen eigen, daß ihre Begriffe im Einzelnen nicht so genau bestimmt und so scharf von einander geschieden sind, weßhalb zwar sie je nach den verschiedenen Localitäten, Namen, Eigenschaften, fremden Einflüssen in einem andern Lichte er-

scheinen mag, im Wesentlichen aber immer eine und dieselbe ist. Das zeigt sich recht deutlich, wenn Lucian von einer (freilich spätern) Kunstdarstellung derselben zu Mabug also sagt: „Im Ganzen ist sie Hera; sie hat aber auch etwas von der Athena, der Aphrodite, der Selene, der Rhea, der Artemis, der Nemesis und der Moira.“ Sie ward aus dem Grunde von den Griechen bald für die Hera oder römische Juno, bald für die Rhea, bald für die Aphrodite, (Urania, Venus), bald für die Dione, bald für die Io, bald für die Gäa, bald für die Selene (der Semiten) gehalten. Ihr Dienst war noch mehr als der ihres vermeintlichen Gatten lascív und unsittlich: bei ihm sehen wir besonders durch die Macht eines fanatischen Cultus die Schranken durchbrochen, die sonst so streng und so unerbittlich die asiatische Sitte um die Frauen gezogen.

Unter dem Namen Astarte ward sie fast allgemein, unter dem der Mylitta hauptsächlich in Babylon, unter dem der Tanais oder nach einer andern, aber wahrscheinlich doch falschen Lesart Anaitis in Armenien verehrt. Aus letzterm Lande verbreitete sich der Cultus nach Cappadocien, wo er in der Stadt Comana so recht seinen Sitz fand und zur Römerzeit weit und breit Berühmtheit erlangte, und von wo er sich nach der gleichnamigen Stadt Comana in Pontus und nach Zela an der armenischen Grenze als seiner Filia verbreitete. Auch hier hatte die Göttin die Eigenschaft der Geburtshülfe, und es wurden ihr Menschenopfer dargebracht; daher sie von den Griechen mit der taurischen Artemis verglichen wurde. Aber ihre orgiastischen Feste waren hier selbst mit Waffentänzen verbunden, weßhalb die Römer die Göttin mit ihrer Bellona vermengt haben.

In Babylon trug die Göttin, als Herrin des Himmels im Belstempel abgebildet, in der Linken die Schlange (das Symbol der Welt), in der Rechten das Scepter zum Sinnbilde ihrer Herrschaft über die Welt. In Karthago brannte ihr immerwährendes Feuer auf hundert Altären.

Als Göttin der Fruchtbarkeit, namentlich in Bezug auf die Früchte des Feldes, der Bäume, ward sie verehrt unter dem Namen Ogka in Phönicien, aber im speciellsten Sinne als Göttin des Oelbaumes; denn ihr war der Oelbaum heilig: in Folge dessen sie die (phönicische) Pallas Athene geheißen worden.

Auch sie orakelte: zu Aphaka auf dem Libanon, wo ihr Dienst ebenfalls höchst üppig war und die unnatürlichsten Verirrungen beiderlei Geschlechter geübt wurden, befand sich ein See, wo gewisse Körper hineingeworfen wurden; schwammen sie oben, so bedeutete es Unheil, sanken sie unter, so bedeutete es Glück.

Merkwürdig, daß sich aus diesem Cultus der Göttin als Mondgöttin, wie aus dem Baal- ein Baaltisdienst, umgekehrt der Cultus eines männlichen Mondgottes (Deus Lunus) entwickelte. Solchen finden wir in Mesopotamien zur Römerzeit durch ganz Vorderasien, auch in Phrygien bis nach Syrien hin. Ja! selbst androgynische Combinationen im Denken und Darstellen, in Bezug auf Zeugung und Fruchtbarkeit finden sich, wenigstens in späterer Zeit,

vor; Verkleidungen auch des männlichen Gottes und der Priester, wie wenn sie Weiber wären oder geworden wären. Wofern nicht, wie Beck (a. a. O. S. 71) annimmt, diese Procedur die zweite Stufe ist der Heraufbildung des Polytheismus, und die vollständige Trennung der Geschlechter die dritte.

Von den Thieren waren auch ihr allerhand durch Fruchtbarkeit und Zeugungsfähigkeit bekannte Wesen geweihet, unter andern ebenfalls die Fische. Sie ward aus dem Grunde nicht minder halb als Mensch (Weib) halb als Fisch dargestellt und so bei den Assyriern unter dem Namen Semiramis, bei den Philistäern unter dem Namen Atergatis oder Tirgata oder Derceto verehrt. Von den Planeten war ihr die Venus heilig: von der wähnte man, daß sie wie der Mond der Erde die Fruchtbarkeit und den lebendigen Geschöpfen animalische Lebens- und Zeugekraft mittheile. Phallusbilder, ihre sehr gewöhnlichen Symbole, deuten noch bestimmter auf diese ihre Natur als Zeugegöttin, und dieser Natur oder diesem Wesen war es ganz entsprechend, wenn sie durch Vermischung der Geschlechter verehrt wurde. Im Vorhofe ihres Tempels zu Hierapolis standen zwei colossale Phallen.

Alle Eigenschaften lassen in der Astarte und ihren übrigen Namen nur eine gute, wohlwollende Göttin erkennen.

Weil man sie jugendlich sich dachte oder als Mondgöttin und mit der Artemis der Griechen zusammenstellte, ward sie auch wohl jungfräulich dargestellt und von hellenischen Schriftstellern die jungfräuliche (παρθένος) genannt, woraus sich erklären läßt, wie der verrückte Kaiser Heliogabal, der sich für den syrischen Sonnengott hielt und ausgab, und meinte, der Mondgöttin stünde eine Vermählung wohl mit ihm an, das Bild von ihr aus Karthago nach Rom holen lassen und mit ihr das Vermählungsfest begehen konnte.

Man pflegte in alten Zeiten bei den Semiten den Gottheiten besondere Idole oder Standbilder zu errichten aus Holz, Stein, entweder behauen oder unbehauen, unförmlich oder geformt. Ein solches Idol nannte man Aschera. Nun mochte man öfters Standbild und Gottheit nicht unterscheiden, sondern das erstere für eine Gottheit selbst halten und anbeten. Es mochte eigentlich Baal oder Astarte sein, welchen es errichtet war. Dann hielt oder verehrte man es, gemäß der eigentlichen Idee von den beiden genannten Gatten, für eine Naturgöttin, als das Princip des physischen Lebens, und huldigte derselben auch durch unzüchtigen Cultus. Man hat diese Ascherah oft für eine besondere Göttin genommen. So noch Movers. Allein gewiß mit Recht erinnert Bertheau (zum Buch d. Richter 3, 7.): „Gegen die Ansicht von der Gleichheit beider Göttinnen hat sich Movers erklärt, zum Theil mit Recht; doch muß ich dafür halten, daß er nicht das Recht hat, in Aschera und Astarte zwei verschiedene Gottheiten zu finden. Freilich unterscheiden die biblischen Schriftsteller Aschera und Astarte wohl von einander; aber, so viel ich sehe, nicht als zwei verschiedene Göttinnen. Das Ergebniß aus den vielen Stellen, in welchen sie vorkommen, ist, daß letztere eine Göttin, erstere das Bild oder Idol einer Göttin ist, und zwar eine Säule von

Holz, ein Baumstamm oder ein Baum selbst.“ Es läßt sich ferner nachweisen, daß die Aschera mit dem Phallusdienste zusammenhängt, also mit der Astarte, Mylitta. An mehreren Stellen erscheint es bestimmt als Idol der Astarte.“ Vgl. Winer im biblischen Real-Wörterb. u. d. A. Aschera, der ebenfalls der Meinung ist, daß Aschera im Wesentlichen Eins ist mit Astarte, beide aber nicht verschieden von der mit obscönem Cultus ausgestatteten syrischen Göttin.

3. Die Patäken der Phönicier.

Die Phönicier brachten an ihren Schiffen vorn an der Spitze, um selbige für ihre weiten und oft gefährlichen Seefahrten dem göttlichen Schutze anzuempfehlen, kleine Götterbilder an, die eben wegen ihrer Kleinheit ziemlich unförmlich waren und mehr Kindern oder Zwergen glichen. Sicherlich bedeuteten sie ursprünglich keinen andern Gott als den Baal als Meergott, als Gott der Schifffahrt und des mercantilischen Verkehres und Gewinnes. Solches erhellt z. B. daraus, daß (nach Hesychius u. d. A. Γλυκων) Herakles, d. i. Baal, den Phöniciern ein schirmender und rettender Patäke gewesen sein soll; ihm empfahlen sich die Schiffenden, entrichteten ihm Gelübde zur Zeit des Sturmes, setzten ihm Votivsäulen für glücklich vollbrachte Seefahrten u. s. w. Auch verglich man sie mit den griechischen Kabiren oder Dioskuren, d. h. mit den griechischen Schirmgöttern der Schiffenden. Es mochte sich aber im Laufe der Zeit diese Idee verwischt haben, und so fing man schon vor oder mindestens seit Sanchuniathon, der dazu vielleicht das Beispiel gegeben, an, dieselben anders zu deuten. Nun nahm man, gemäß der Heiligkeit und Gewohnheit der Siebenzahl, sieben an; später fügte man noch einen achten, Esmun (d. i. der achte), hinzu, und betrachtete sie als gute, milde, helfende, die Menschen nach Verdienst und Würdigkeit mit Gerechtigkeit behandelnde Wesen. Darum heißt es von ihnen (schon bei Sanchuniathon), sie wären die Söhne des Sydyk oder Zadyk, d. i. des Gerechten. Damit verband sich denn auch die Idee des Gesetzmäßigen; denn Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit sind im Ganzen Eins. Und so finden wir folgende Wesen als Patäken namentlich aufgeführt, die freilich erst aus fremden Religionen scheinen herübergenommen zu sein:

1) Den Thaaut oder Thot, sehr wahrscheinlich ein ägyptischer Gott (vgl. oben S. 42 f) als den Erfinder der wunderbaren Buchstabenschrift, den Gründer der Literatur, den Verfasser historischer Werke, den göttlichen Gesetzgeber, den Urheber der Wissenschaft und der Kunst, der das Denken und Handeln der Menschen geregelt hat und geregelt erhält, den Gott der Intelligenz und alles geistigen Producirens, der selbst dem höchsten Gotte El bei der Schöpfung der Welt zur Seite gestanden und das große Werk mit Weisheit hat vollführen helfen. Ihm beigesellt ist unter Andern Thuro (d. i. Thorah, das Gesetz) und Chusartis (d. i. Harmonie), weil Ordnung und Harmonie den Gang der Natur und ihre Gesetze bezeichnen.

2) den Esmun oder phönicischen Asklepios oder Heilgott, der später auch wohl zum Ordner und Erhalter der Welt gedeutet ward.

Nicht viel mehr als die bloßen Namen kennen wir vom Herakles Sandon oder Sardanapal, vom Chrysor (=Hephästos der Griechen), Muth (Tod, Thanatos) u. s. f.

Sonst haben wir noch besonders aus der Zahl der wahrscheinlich semitischen Gottheiten zu erwähnen:

4. den Gott Sarapis oder Serapis.

Es läßt sich zwar nicht, auch nicht aus dem etymologisch noch unerklärten Namen, bestimmt nachweisen, zu welcher Gattung von Göttern er seinem Ursprunge nach gehört: ob zu den ursprünglich persischen oder semitischen Göttern. Indessen ist das Letztere darum wahrscheinlich, weil der Dienst sich in Babylon vorfand, wo er schon zur Zeit Alexanders des Großen im Lichte der Literatur hervortritt. Von den Semiten hat er sich dann westlich verpflanzen lassen nach dem Pontus — wohin die Armenier vielleicht ihn vertragen haben — und dort erscheint er zur Zeit Alexander's d. G. (vgl. oben S. 34) und des ersten Ptolemäers in Aegypten, wird in Folge eines Traumes des Letztern nach Aegypten verpflanzt, gewinnt dort eine außerordentliche Berühmtheit und wird von da nach Hellas, nach Rom und weiter noch verbreitet.

Was war es für ein Gott? Welches Wesen hatte er? Er ward dargestellt mit dem Modius (Scheffel) auf dem Haupte, dem Symbole des Erntesegens; folglich war er Gott dieses Segens, der Fruchtbarkeit der Erde, das Princip der Zeugung und Hervorbringung. Darum ward er von den Griechen Hades oder Pluto geheißen, welchem griechischen Gotte er auch ähnlich war; oder er wurde gleich geachtet dem Osiris der Aegypter, mit diesem sogar verwechselt, in Aegypten z. B. für den Urheber der Nilüberschwemmung erklärt, oder mit dem Nil selbst in Eins geworfen, und Isis ihm zur Gemahlin gegeben. Noch Andere erklärten ihn für den Gott der Sonne. Das Alles sind Deuteleien der spätern Zeit, die freilich auf seine Kunstdarstellungen nicht geringen Einfluß geäußert haben. Man erkennt aber aus dem Obigen, daß Sarapis ziemlich gleich dem Baal oder Adon, vielleicht nur ein anderer Name gewesen ist.

Nächstdem orakelte er aber auch, und zwar Kranken, die ihn um Heilung befragten, indem sie sich in seinem Tempel schlafen legten oder Andere solches für sich thun ließen. In der Beziehung soll er sich sogar als Thierarzt bewährt und z. B. ein Pferd von Blindheit geheilt haben.

Der semitische Baals- und Astarte-Dienst verbreitete sich auch über einen großen Theil Kleinasiens, selbst bis zu den Küsten des griechischen Archipelagus hin. Hier trat er indessen in etwas verschiedener äußerer Form auf. So namentlich bei den Phrygiern, die beide Gottheiten als Vater, Allvater (Atta in heimischem Dialecte, in

Attis gräcisirt oder Atys oder Papas, d. i. Papa) und als Mutter, Allmutter (Ma? auf Phrygisch) auffaßten, d. h. von Seiten des gleichsam älterlichen Verhältnisses der Gottheit gegen Menschen und Thiere, nachdem sie bei ihrer Einwanderung aus Thracien mit den orientalischen Ideen muthmaßlich bekannt geworden waren. Gleicher Weise nahmen die Lydier den Cultus an. Bei den Mariandynern tritt wenigstens der Attisdienst als Vormus-, bei den Bithynern als (gräcisirter) Hylascult vor. Aber hier zu Lande in Phrygien wurden Gott und Göttin fast eben so verehrt wie Baal und Astarte unter den Semiten: nehmlich man meinte, der Gott stürbe alljährlich und erwache dann wieder. Man stellte also eine Beerdigungsfeier an, begrub gleichsam den Gott, in der Wirklichkeit die Bildsäule desselben, und hielt über ihn eine Todtenklage. Das geschah am ersten Festtage; am zweiten rauschende Hornmusik, am dritten das Wiederfinden des wiederbelebten Gottes und Freudenjubel darüber und rasende und blutige, auch wohl unzüchtige Orgien. Attis war also das Symbol der zeugenden Naturkraft, die im Lenze sich entwickelte, im Herbste wieder verschwand. Im Besondern ward er auch als Regengott (Hyes) verehrt, der durch Regen die Fruchtbarkeit der Erde förderte: an seinen Festen ward er angerufen mit: Attes Hyes! Attes Hyes! und dabei gerufen Evoe Saboi (d. i. juchhe), woher er den Beinamen Sabazius erhalten. Nicht minder war ihm eine androgynische Natur, das Symbol der Zeuge- und Gebärkraft zugleich, beigelegt.

Die Ma oder Allmutter der Phrygier (und Lydier) wurde besonders auf Bergen verehrt und mehrfach nach den ihr geheiligten benannt, so Cybele nach dem Berge Cybela (dieß wenigstens das Wahrscheinlichste), so die idäische vom Berge Ida in Troas, so Berecynthia nach dem Berge Berecynthus, so die Dindymenische nach dem Berge Dindymon u. s. w. Ihre Feste waren ebenfalls orgiastischer Art und wurden mit solcher Herrlichkeit und Theilnahme gefeiert, daß der Cultus des Attis davor ganz in den Hintergrund trat.

Ihre (verschnittenen) Priester hießen Galler oder Korybanten (wahrscheinlich nach phrygischer Mundart), ingleichen Metragyrti, d. i. Bettler der (All-) Mutter, weil sie im Lande umherzogen und für sich und die Göttin bettelten.

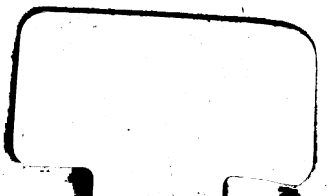
Geheiligt war ihr von den Thieren der Löwe (als das königliche Thier der Himmelskönigin wohl), von den Pflanzen die Pinie, deren immerwährendes Grün nicht ohne Bedeutung auf die immerwährend zu wünschende Fruchtbarkeit in der Natur war, und von der ihr am Frühlingsäquinoctium ein Zweig im Tempel aufgestellt wurde, ingleichen der Mandelbaum, das Symbol des Fruchtsegens.

Berühmt waren ihre Tempel zu Sardes und zu Pessinus.

Als die Griechen ihren Dienst kennen lernten, verschmolzen sie denselben mit ihrer Rhea, und so wurde sie sogar zur großen Göttermutter erhoben, wiewohl die phrygische Göttin ganz allein gestanden hat und von Kindern derselben eigentlich gar nicht die Rede gewesen ist und hat sein können. Seitdem bemächtigte sich auch die griechische Mythendichtung ihrer und des Attis und hat mehrere

Mythen geschaffen, um dieses oder jenes Verhältniß des Cultus zu erweisen. Damit ging auch der Attisdienst nach Hellas herüber; doch finden wir ihn daselbst nur sporadisch.

So hat allerdings das semitische, namentlich das phönicische Götterhystem manchen Einfluß, selbst schon in früher Zeit, auf Hellas geübt; ja! wir können (mit Movers) sagen: „es stellt sich (bei näherer Betrachtung) als unzweifelhafte Gewißheit die Thatsache heraus, daß kein asiatisches Volk auf die religiösen Ideen anderer Völker so bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat, als die Phönicier. Dennoch ist's eine Hyperbel und darum unwahr, wenn wir bei manchen alten Schriftstellern lesen, wie die Phönicier sich gerühmt hätten, vom herumziehenden Kaufmann an (Pausan. VII, 23, 6.) bis auf den atheistischen Philosophen Philo Herennius — der in seinem Sanchuniathon den Satz durchführt, daß die Griechen ihre Götterlehre von den Phöniciern empfangen — den Hellenen die Urheber ihrer Religionsculte gewesen zu sein." „Die eigenen derartigen Aussagen der Phönicier und anderer in solchen Sachen einseitig oder partheiisch urtheilender alter Schriftsteller haben an sich eben so wenig Werth als die ähnlichen patriotischen Anmaaßungen anderer Völker, z B der Aegypter, daß die Götter erst von ihrem Lande aus nach Griechenland gekommen seien." (Movers I. S. 6.)

Die oberhalb nach N. zu wohnenden Macedonier waren zu roh, um den Griechen etwas von Religion abgeben zu könnnen; sie empfingen dafür lieber das Hellenische. Die Thracier, welche den Griechen Derartiges gegeben, sind ein hellenisches Volk gewesen (vgl. die Gesch. der griech Relig. S. 38 ff.). Von den im nachmaligen Thracien seßhaft gewesenen Nicht-Griechen (den spätern Thraciern) haben die Griechen, und unter diesen namentlich die Athenienser und Corinthier, welche mit ihnen mögen in Handelsverkehr gestanden haben, ingleichen die Sicilienser, den unzüchtigen, ausschweifend-rohen Dienst der Cotys oder Cotytto und der Bendis sammt deren Festen, den Cotyttien und Bendidien, aufgenommen, aber auch nur erst in späterer Zeit, seit den Perserkriegen Die entfernter wohnenden Slaven und Deutschen waren schon zu entfernt, um mit den Griechen in Verkehr treten zu können und von ihnen z. B. Religiöses zu lernen. Das zeigt sich auch in deren Religionen, welche nichts als nur Allgemeinheiten mit der griechischen gemein haben.

Noch werden die Hyperboreer erwähnt als solche, von denen die Griechen Manches für ihren Götterdienst entlehnt oder überkommen hätten. Es ist dieß aber ein so allgemeiner Namen — er bedeutet die jenseit des Boreas (Nordwind), also im äußersten Norden Wohnenden — und die Sitze derselben werden so allgemein und so schwankend von den verschiedenen Schriftstellern in den verschiedenen Zeitaltern angegeben oder gedeutet, daß man darauf gar nichts Festes bauen kann.